This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

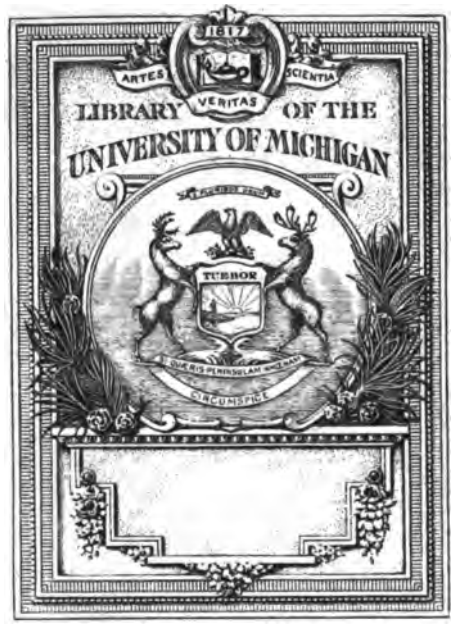
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURBOR
CIRCUMSPICE

Z
2225
.A43

ALLGEMEINE
LITERATUR - ZEITUNG

VOM JAHRE
1837.

ZWEITER BAND.
MAI bis AUGUST.

ODENSE
KATHEDRALSKOLES
BIBLIOTHEK

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bei C. A. Schwetschke und Sohn,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1837.

Direct swets 10-5-48 64009

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

ALTERTHUMSKUNDE.

Leipzig, b. Vogel: *Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita* ad autographorum optimorumque exemplorum fidem edidit additisque *de scriptura et lingua Phoenicum commentariis* illustravit *Guil. Gesenius*. T. I. duos priores de litteris et inscriptionibus Phoenicum libros continens. T. II. duos posteriores de numis deque lingua Phoenicum libros continens. Mit fortlaufenden Seitenzahlen XXVIII u. 482 S. T. III. *quadraginta sex* tabulas lapidi inscriptas continens. 1837. gr. 4. (10 Rthlr.)

Unter den Schriftdenkmälern des Alterthums sind vielleicht wenige, die einen so gerechten Anspruch auf die Aufmerksamkeit nicht allein des gelehrten Schrift- und Sprachforschers, sondern des Geschichts- und Alterthumsforschers überhaupt hätten, als die Trümmer der phönizischen Litteratur, die sich auf Inschriften und Münzen erhalten haben. Zwar gehen dieselben weder in ein graues Alterthum hinauf *), noch geben sie bedeutende und grofsartige Aufschlüsse über wichtige Begebenheiten der phönizischen Vorzeit, vielmehr stehen sie dem Alter nach selbst hinter den ältesten griechischen Denkmälern zurück (das älteste Denkmal mit phönizischer Schrift scheint eine cilicische vorhandene Münze aus der Persischen Zeit in Bezug auf den Seesieg bei *Cnidus Ol.* 96, 3 d. i. 394 v. Chr., das jüngste auf dem Triumphbogen des Septimius Severus in Leptis gehört ins Jahr der Stadt 956 d. i. 203 n. Chr.): nächstdem aber, dafs sie die einzigen Ueberbleibsel der Originallitteratur **) zweier in die Geschichte der Menschheit so gewaltig eingreifenden Völker, wie die Phönizier und Carthager (zu denen noch die Numidier kommen) enthalten, besteht ihr hauptsächlichstes Interesse in dem Graphischen derselben, sofern sie eine Buchstabenschrift enthalten, welche jedenfalls und unbestritten die Mutter der griechischen und mithin der abendländischen Buchstabenschrift überhaupt, höchst wahrscheinlich aber (s. unten) mehr als dieses, nämlich die Schrift der Schrifterfinder selbst ist. Die erste Entzifferung der eigentlich-phönizischen Schrift, welche um 1750—1758 fast gleichzeitig durch *Swinton* und *Barthelemy* erfolgte, war daher kein geringes Verdienst, welches noch schönere Früchte getragen haben würde, wenn statt mancher geschmacklosen und halbgelehrten Pfuschereyen, die der treffliche *Eckhel* durch die Benennung „*taedia Phoenicia*" characterisirte, die erste Entdeckung von allen Paläographen mit der geschmackvollen Gelehrsamkeit und dem Talent von *Åkerblad* befestigt, ergänzt und fortgebildet worden wäre. — Indessen fehlte es zugleich an hinlänglichem Material, da bis zu *Humbert's* Nachgrabungen im Jahr 1817 auf dem Gebiet von Karthago selbst auch noch kein Phönizischer Buchstab zu Tage gekommen war ***), und *U. F. Kopp*, welcher durch seine „Entwickelung der semitischen Schriften (Bilder und Schriften II, Nr. 4)" und die darin vorkommende, wiewohl kurze und wenig erschöpfende, auch durch viel unnöthige und widrige Polemik entstellte Abhandlung „über die Phönizische Schrift" (S. 178—220) ein neues Leben in die graphische Behandlung dieser Schriftart, wie in die Paläographie überhaupt brachte, würde ohne Vergleich Trefflicheres geleistet haben, wenn ihm theils ein reicheres und vor Allem correcteres Material zu Gebot gestanden hätte, theils er sich hätte von gewissen Vorurtheilen losmachen können, unter denen das bedeutendste in einem eigensinnigen und sclavischen Festhalten an den (oft in unzuverlässigen Abschriften) überlieferten Schriftzügen neben einer absoluten Verkennung und Verachtung der Rechte des (von ihm wenig gekannten) Sprachgebrauchs bestand. Seit *Kopp* (der indessen selbst das damals vorhandene Material nur unvollkommen benutzt hat) hat sich dieses besonders durch die Nachforschungen im Tunesischen Gebiet theils auf den Trümmern von Carthago selbst theils in der Nähe der Stadt *Keff* (قاف) d. i. *Sicca Venerea* durch die Bemühungen des Grafen *Borgia*, der Hnn. *Hum-*

*) Nur die Maltesischen Fabrikate (s. A. L. Z. 1835. Nr. 136. 137) prätendirten bis zu Olymp. 86, 3, und zuletzt bei steigender Unverschämtheit der Falsarien bis über die Ogygische Fluth hinaus zu gehen.

**) Selbst ein echtes Exemplar des Philo Byblius würde bei der Ungewifsheit, ob und wie dieser Schriftsteller phönizische Originale benutzt hat, nur ein sehr zweifelhaftes und unzuverlässiges Abbild eines phönizischen Originalschriftstellers gewährt haben.

***) So schien es wenigstens und stellt es *Humbert* selbst dar: auch war in der That von dem zu Tage gekommenen noch nichts erklärt. Indessen die von mir sogenannte *Numidica V* war schon früher im Museum zu London, ja die *inscr. Tuggensis* wird schon 1631 von dem Renegaten *Th. d'Arcos* erwähnt.

Humbert, *Falbe*, *Scheele*, *Sir Grenville Temple*, und ganz zuletzt des *Sir Thomas Reade* und Hr. *Honegger* sehr bedeutend vermehrt. Wie wenig aber die Kunst der Entzifferung mit dem Glück der Auffinder Schritt gehalten hat, zeigt theils die enorme Divergenz in der Auslegung selbst ziemlich gut geschriebener Monumente und von Seiten der geachtetsten Gelehrten (grofs genug, um das Vertrauen auf jede sichere Lesung dieser Denkmäler zu rauben), theils das Geständnifs der unterrichtetsten Männer in diesem Fache, dafs eine ganze Klasse von Denkmälern, nämlich die im Carthaginensischen Gebiet aufserhalb der Stadt selbst gefundenen, überhaupt nicht gelesen werden könnten. Als Beispiel der ersteren diene die vollkommen gut erhaltene 3te Carthaginensische Inschrift, welche ihr erster Erklärer, *Hamaker*, also las:

לרבתן חלת ול	*Dominae nostrae Tholath et do-*
בעלן לאדנן ב	*mino nostro, hero nostro, domino*
על חמלא חלד	*clementiae Tholad, propter sectio-*
דמ־עת תרת	*nem uvarum* (l. *mistionem musti*)
הסבד בן עבעם נדר	*Hassobed filius Abiam, votum,*

also für einen Votivstein wegen glücklicher Weinlese nahm; dessen Recensent in den Heidelb. Jahrbüchern 1824, *Kopp* (der freilich eine so durch und durch unglückliche und absurde Erklärung, die überhaupt ihres Gleichen sucht, kaum anderswo gegeben):

נדבת ל(*ת)נתן	*Deploravit familia traditum* (*po-*
בעלל לאבנן ב	*situm*), *dum operata est* (*intulit*) *ad*
על חמן אתן ד	*lapidem nostrum. Baal Hamman*
ד גד עת תרם	*vos subiecit succidendo tempora.*
הסוד בן צבעמל ודי	*Lex Hassad filium Abamel subiecit,*

also für eine Grabschrift: Dr. *Hug* in der Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg VII, 67 (gröfstentheils nach derselben, aber häufig ganz falschen, Buchstabenbestimmung) als einen Denkstein für ein Menschenopfer:

נדבת חמצון	*Ich habe freywillig entrichtet ein*
בעלל לא בנן ב	*grofses Opfer an einem unmündigen*
על המן את נ	*Kinde dem Baal Homen als ein Ge-*
דר ודעת סדת	*lübde und Anerkenntnifs der Ret-*
ה...בן עבעם נדר	*tung. H.... der Sohn Abam's hat*
	es gelobet,

Quatremère endlich, welcher der Wahrheit (s. unten) bei weitem am nächsten kam:

לרבתן חלת ול	*dominae nostrae Thalath et do-*
בעלן לאדנן ב	*mino nostro hero Baal Ham-*
על חמן אשנד (ר)	*man, hoc quod vovit Ebed-Asch-*
עבדעשתרת	*toreth scriba, filius Ebd-Mil-*
הספר בן עבדמלקי	*car:*

und die kleine Inschrift auf einem römischen Triumphbogen zu *Leptis* in Africa unter den lateinischen Buchstaben: *AVG. SVFE*... (d. i. *Augusto Sufetes* dem Kaiser die Sufeten), welche *Hamaker* liest:

כצלות לבצרת דתעלות *ut precatio propter defectum canalium*, Lindberg: גת למלכת במקם עלם *torcular reginae in loco perenni*, *Arri* vor kurzem im Journal *Asiatique*: כן לאלפן ראם עלא *locus ducum Romae excelsae*. Das letztere hat unter andern *Lindberg* bei *Falbe* (*Emplacement de Carthage*) S. 106 abgelegt.

Sieht man sich nach den Ursachen eines in der That so traurigen Zustandes der Wissenschaft um, so wird man diese nächst den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten hauptsächlich in Folgendem zu suchen haben. *Zuvörderst* trug schon die Beschaffenheit dieser Litteratur selbst einen Theil der Schuld. Bei einem so geringen Umfang des Materials, welches zum Substrat der graphischen sowohl als philologischen Forschung dienen mufs, hätte man erwarten sollen, dafs ein jeder neue Schriftsteller wenigstens mit diesem, und zugleich mit den besten Beobachtungen seiner Vorgänger bekannt sey. Eben dieses war aber bei der Zerstreuung der Monumente und Abhandlungen darüber in gröfsern und kleinern schwer habhaften Werken so schwierig, dafs wenige über die Kenntnifs von *Kopp's* und *Hamaker's* Schriften hinauskamen, und jeder fast wieder von vorn anfing. *Sodann* war auch dieses Material selbst weder vollständig noch zuverlässig. Selbst solche Abschriften und Zeichnungen, die von bekannten Paläographen herausgegeben worden sind, wie die der Carthaginensischen Inschriften durch *Hamaker*, haben sich in wesentlichen Punkten unrichtig gezeigt, woraus eine Reihe falscher Lesungen, und aus diesen irrige Resultate aller Art für Schrift und Sprache hervorgegangen sind. Bei diesen Mängeln *endlich* waren die beiden Hauptforderungen, die schon *Eckhel* (*D. N. IV* p. 399) an die gedeihlichere Fortbildung dieser Wissenschaft stellte, die gründliche Ermittelung der *Schriftlehre* und der *Gestalt und Physiognomie der Sprache*, natürlich nur sehr unvollkommen erfüllt worden. *Kopp's* Alphabet, aus den wenigen von ihm durchgegangenen und sehr unvollkommen erklärten Denkmälern gezogen, war weder ganz correct noch irgendwie ausreichend: das von *Lindberg* (*ad inscr. Melit.*) Geleistete nur ein unverarbeitetes Material ohne Ordnung und nicht ohne wesentliche Irrthümer: durch *Hamaker's* Alphabete aber, die gröfstentheils auf falschen Lesungen beruhn, war in der That eine babylonische Verwirrung in diese Schriftkunde gekommen, die es jedem Halbwisser möglich machte, aus Allem Alles zu machen: und welche zugleich zu einer ähnlichen Sprachverwirrung führte, da *Hamaker* durch seine falsche Lesungen das Resultat gewonnen zu haben glaubte, dafs die Phönizische Sprache keinesweges mit der Hebräischen

*) Dieses zuviel stehende ת *soll man auslassen*, um nicht die ganze Erklärung „die einen so natürlichen Sinn gebe" zu zerstören, oder annehmen, dafs לת für ל stehe, etwa für לות *apud*, wie im Chaldäischen, oder für לתך *ad signum*. Man wird nun wenigstens verstehn, was wir oben bei *Kopp* „absolute Verkennung der Rechte des Sprachgebrauchs" nannten.

schon so sehr übereinstimme, sondern sich sehr stark bald zum Arabischen, bald zum Syrischen und selbst zum Samaritanischen hinneige.

Aus dem Gesagten erhellt, welche Aufgabe der unterzeichnete Vf. sich bei Ausarbeitung des vorliegenden Werkes zu stellen hatte, welches hier (da Vf. und Verleger die von der Pfennigliteratur entlehnte Unsitte winziger Lieferungen bei wissenschaftlichen Werken gleich sehr hassen) sogleich in Einem unzertrennten Ganzen und selbst nach einem umfassenderen Plane erscheint, als derselbe früher (wo es nur *Marmora Phoenicia* umfassen sollte) angekündigt worden (s. palaeogr. Studien, Vorrede S. VI.).

Es kam ihm dabei 1) darauf an, soviel als irgend möglich, *sämmtliche* bis zu diesem Augenblick entdeckte *Schriftdenkmäler*, sowohl edirte als unedirte, in dieser Sammlung zu vereinigen, damit der Leser Alles unter Einem Blicke habe; zumal bei der verhältnifsmäfsig noch geringen Anzahl dieser Denkmäler fast jedes neu entdeckte der Wissenschaft irgend eine willkommene Bereicherung, Berichtigung, wenigstens Bestätigung graphischer oder sprachlicher Art bringt; und es ist dem Herausg. gelungen mit Ausschlufs der Aramäisch-Aegyptischen 27 wirklich Phönizische Inschriften und etwa 60 verschiedene Münzlegenden zusammenzubringen, unter welchen ersteren sich neue bisher noch gänzlich unbekannte Monumente befinden. — Noch wichtiger, als die Zahl der Denkmäler erschien ihm aber 2) die *Richtigkeit* der Zeichnungen und Abschriften. Da der Herausg. die Erfahrung gemacht hatte, dafs hier ausschliefslich die genaueste Untersuchung des Denkmales selbst durch einen Kenner dieser Schriftart zum Ziele führe, so hat derselbe für diesen Zweck im Herbst 1835 eine Reise nach Leyden und London unternommen, während die in Paris, Kopenhagen und Neapel befindlichen Denkmäler ihm in genauen Gyps- (einige wenigstens in *Papier*-) Abdrücken zugesandt worden sind. Hiernach sind von einer grofsen Anzahl schon edirter Monumente neue genauere Zeichnungen gegeben worden, und es ist geradezu keine einzige unter diesen, welche nicht die frühere in wesentlichen Punkten berichtigte. Für beide Zwecke, die Herbeischaffung neuer, und die Berichtigung der schon bekannten Monumente hat der Herausgeber die zuvorkommende Güte und Gefälligkeit vieler Gelehrten sowohl als wissenschaftlichen Vereine und Behörden dankbar zu erkennen, unter andern namentlich des Kön. Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, der Vorsteher der Museen zu London (Hr. *Hawkins*) und Leyden (Hr. *Leemans*), der Hnn. *Raoul-Rochette* und *E. G. Schultz* zu Paris, Prof. *Hohlenberg* zu Kopenhagen, Bibliothecar *Reay* in Oxford, Prof. *Rosen* so wie der *Antiquarian* und *Asiatic Society* in London, welche letztere sogar ein Circularschreiben an die britischen Consuln in Africa mit der Aufforderung und Bitte hat ergehen lassen, etwanige neue Entdeckungen sofort im Original oder in getreuen Abdrücken der Gesellschaft zur Mittheilung an Unterzeichneten zukommen zu lassen. Die Zeichnung der Denkmäler ist gröfstentheils von Hn. *Veeseemeyer* aus Ulm, welcher technische Fertigkeit mit palaeographischer Kenntnifs verbindet, unter Aufsicht des Herausgebers bewirkt worden, und wo es irgend das Format erlaubte, ist wenigstens die Inschrift in natürlicher Gröfse gegeben, daneben aber das ganze Denkmal in verkleinerter Gestalt, wie auch bei den Münzen nicht die blofsen Legenden, sondern meistens die ganzen Münzen mitgetheilt sind, ein Verfahren, welches zur sicheren und richtigen Lesung derselben durchaus erforderlich ist (s. unten über die Münzen von Marathus). Erst durch diese Zuverlässigkeit der Lesart wurde nun 3) eine sichere *Lesung* und *Erklärung* dieser Inschriften möglich, welche letztere bei dem Mangel an Wortabtheilung und bei der Auslassung der Vocalbuchstaben zuweilen selbst da noch einige Schwierigkeit hat, wo die Lesung unzweifelhaft ist. Ueber die dabei befolgten Grundsätze, und namentlich darüber, dafs das Lesen und philologische Verstehen hier nie als getrennte Geistes-Operationen auftreten, sondern sich gegenseitig ergänzen und durchdringen müssen, hat Referent schon öfter Gelegenheit gehabt, sich zu erklären. Was ihm selbst in dieser Hinsicht mehr als seinen Vorgängern, deren Erklärungen stets angeführt worden, gelungen sey, überläfst er gern denjenigen zur Beurtheilung, welche die alte und die neue Erklärung mit Sachkenntnifs und Unparteylichkeit prüfen werden. Bei nicht wenigen, die regelmäfsig geschrieben, vollkommen erhalten und von mir selbst untersucht sind, wie Melit. 1, 2. Athen. 1, 2. Carth. 2. 3. 8. 9. 11. Tripol. 1 u. a. m. dürfte die Erklärung so sicher, als bei irgend einer griechischen und lateinischen Inschrift seyn, bei andern in demselben Grade ungewisser, als eins oder mehrere dieser Erfordernisse fehlen, wiewohl selbst in den ungünstigsten Fällen die kritische und exegetische Vermuthung sich häufig, besonders durch Vergleichung paralleler Stellen und Formeln, zu hoher Wahrscheinlichkeit erheben läfst. Erst als Resultat jener Erklärung kann 4) die *systematische Darstellung der palaeographischen Doctrin* betrachtet werden. Wenigstens mufste dieselbe für den Herausgeber die letzte Arbeit seyn. Sie ist indessen der Erklärung vorangestellt worden, um denjenigen Lesern, die aus diesem Buche sich erst in palaeographischer Hinsicht vorbereiten wollen, zum Leitfaden zu dienen, während 5) die philologisch-kritische Behandlung der *Sprache*, für welche aufser diesen Denkmälern auch noch andere Quellen benutzt werden mufsten, für das letzte Buch des Werkes aufgespart wurde. Zur vollständigen Widerlegung jener Hamaker'schen Meinung über den gemischten Charakter der Phönizischen Sprache war es nämlich nicht hinlänglich, auf negativem Wege die Entstehung dieses Irrthums aus falscher Erklärung gewisser Inschriften nach-

nachzuweisen; sondern nothwendig, zugleich aber von allgemeinerem Interesse, auf positivem Wege eine möglichst vollständige Einsicht in die Gestalt und Physiognomie dieses Idioms durch Sammlung und philologische Zerlegung sämmtlicher bei den Klassikern vorkommenden Sprachreste zu gewinnen. Nach dieser allgemeinen Andeutung der Gesichtspunkte gehen wir zu einer *Inhaltsanzeige* des Buches über, welche zugleich zu einer kurzen Uebersicht der bis jetzt bekannten Monumente und des zu ihrer Entzifferung Geleisteten dienen wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

LANDWIRTHSCHAFT.

Hannover, b. Hahn: *Anleitung zur Aufstellung und Beurtheilung landwirthschaftlicher Schätzungen*, zunächst in Bezug auf die Ablösung der grund- und gutsherrlichen Lasten im Königreiche Hannover von *W. v. Honstedt* in Walsrode, Land- und Ablösungs-Districts-Commissair. 1834. XII u. 219 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Das Buch widmete der Vf. der in seinem Vaterlande die Ablösungen regulirenden Oberbehörde und seinen Collegen, damit erstere darnach ihre Instructionen und letztere ihr Verfahren leiten können. Das *erste* Kapitel giebt allgemeine Vorschriften über die Abschätzung und Untersuchung durch Sachverständige, in Rücksicht deren Wahl, Qualification, Verfahren und Gegenstände; das *zweite* lehrt die Ausmittelung der Schätzungen wegen deren Remissionen statt finden; das *dritte*, die Schätzung wegen abgestellter Naturalabgaben aufser dem Getreide; das *vierte* Schätzung wegen abgestellter zufälliger oder veränderlicher Rechte; das *fünfte* wegen Abstellung der Zehnten von Bodenerzeugnissen und dabei besonders die Abschätzung des Rohertrags zinspflichtiger Grundstücke, die Bonitirung und Classificirung des Bodens, die Rücksicht auf die Tiefe und Mächtigkeit der Ackerkrume, auf den Untergrund und die Lage der Grundstücke, die Rohertragsschätzung der Feldfluren, den Ertrag der Feldfrüchte im Verhältnifs zu der dem Acker durch Düngung ertheilten Fruchtbarkeit, Verhältnifs des Strohs zu den Körnern, Durchschnittertrag der Feldfrüchte, Berücksichtigung der nach örtlichen Umständen gewöhnlich wiederkehrenden Unglücksfälle, Verfahren beim Bonitiren, die vom Zehenten abzuziehenden Kosten um den Reinertrag zu bilden, Schätzung der Gegenleistungen des Zehentherrn, Zehentsammlerlohn, das Einfahren der Zehentfrüchte, Kosten des Ladens und Bansens der Zehentfrüchte, sodann Kosten der Zehentabtragung des Dreschens und der Arbeit auf dem Zehentboden, den Düngeraufwand, die Einsaat, das Krumpmaafs, Scheuern- und Bodenraum, verschiedene allgemeine Kosten, Zinsen des Betriebcapitals und Deckung des Risiko; das *sechste* Schätzung bei Abstellung der Naturaldienste und bei Feststellung ungemessener Dienste. Urtheil der Sachverständigen über die Zulässigkeit des Antrags auf Abstellung der Naturaldienste von Seiten einzelner Verpflichteten, Ausmittlung des Umfangs der Dienstpflicht, Schätzung des Arbeitsbedarfs, das Verfahren des Getreides, die Anfuhr der Feurung, Mühlen- und andre Haushaltsfuhren, das Umgraben, Harken und Jäten des Landes, das Niederschlagen und Verkleinern des Holzes, Torfstechen, Schafwaschen, Zahl der Arbeitsstunden der Handarbeiter, Fähigkeit der Verpflichteten zur Leistung des Dienstes, Ausmittlung des Geldwerths der Dienste durch Schätzer, Werthverhältnifs der Dienstarbeit zur Lohnarbeit und Absatz der Leistungen des Dienstherren; das *siebente*, Schätzung bei Aufhebung wechselseitiger Lasten des Grundeigenthums durch Abrechnung, Zulässigkeit der Abrechnung, Schätzung des Geldwerths der zur Abrechnung gelangenden Dienstbarkeiten. Der Anhang enthält den Anschlag des Reinwerths der Fruchtzehnten und die Instruction für die Schätzer zur Abschätzung jener Zehnten. Der mit den jetzigen Ablösungsgesetzen in Hannover durchaus übereinstimmende Plan des Vfs. beweiset freilich wie weit das Meierwesen durch lange Observanz sich in seinem Vaterlande ausgebildet hatte und zugleich lehrte leider die Erfahrung wie sehr dasselbe die Gemeinheiten und Privatgüter in ihrem Werthe herabgesetzt hatte. Viel einfacher liefsen sich freilich manche Ausmittelungen treffen, allein dem Vf. mufs man darum keinen Vorwurf machen. Die von ihm berücksichtigten schrieben Hannovers zu künstliche Ablösungsgesetze vor und wir wissen Alle, dafs man in jedem Staat als ein guter Diener die Gesetze strenge befolgen mufs, sind aber von den Kenntnissen des Verfs. überzeugt, dafs da die Ablösungen den Bauer wie den Gutsherrn bereichern sollen, derselbe die Menschlichkeit üben wird, eine Menge der vorgeschriebenen Formen durch proviserische Vergleichsvermittlungen unnöthig zu machen. Der Commissair der am wenigsten Arbeit und Diäten liquidirt und die wenigsten Schätzer braucht, ist sicher der gewandteste und der wohlfeilste zugleich. Im Wirkungskreise des Vfs. ist diese Manier desselben auch schon anerkannt.

Berichtigung.

In Nr. 34 der A. L. Z. ist auf dem Titel von *Meyer Chloris Hanoverana* (Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht) der Preis nicht 7 Rthlr. 16 gGr., sondern 4 *Rthlr.* 16 *gGr.*

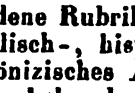
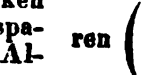
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

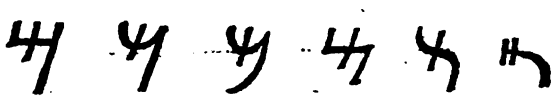
ALTERTHUMSKUNDE.

Leipzig, b. Vogel: *Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita*, ad autographorum optimorumque exemplorum fidem edidit additisque *de scriptura et lingua Phoenicum commentariis* illustravit *Guil. Gesenius* etc.

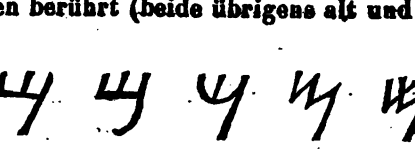
(*Fortsetzung von Nr. 77.*)

Das *erste* Buch ist ganz *der paläographischen Untersuchung*, als der Grundlage des Ganzen, gewidmet, und zwar eigentlich nur der Lehre von der *Phönizischen* Schrift selbst, wiewohl aus einem sogleich anzuführenden Grunde auch die daraus zunächst hervorgegangenen Schriftarten als Hülfsmittel der phönizischen Paläographie in die Betrachtung eingeschlossen worden sind. Hiernach wird nach einer Geschichte und Literatur dieser Wissenschaft nebst Characteristik der wichtigsten Schriftsteller in derselben (*Barthélémy*, *Swinton*, *Kopp*, *Hamaker*) im *ersten* Kapitel; und einer Uebersicht über die Länder, in welchen phönizische Monumente gefunden worden, und der Zeit, in welche sie gehören, im *zweiten* Kapitel; im *dritten* Kapitel (*de litteris Phoeniciis et Numidicis*) zuvörderst das *Alphabet selbst* ausführlich und kritisch erörtert (§. 12—33). Es sind hierbei mehrere Methoden möglich, auch schon von den verschiedenen paläographischen Schriftstellern in Anwendung gebracht. Bei der einen, von *Bayer*, *Hamaker* u. a. befolgten, hat man die Buchstaben nach den Ländern in verschiedene Rubriken geschieden, und ein maltesisch-, sicilisch-, hispanisch-, cilicisch-, zeugitanisch-Phönizisches Alphabet aufgestellt: was seinen Nutzen haben kann, wobei aber zu viel Gleichartiges getrennt wird. Wenn man nämlich alle Monumente wirklich unter Einem Blick hat, so ergiebt sich die entschiedene Wahrnehmung, dafs es im Grunde nur *zwei* verschiedene Schrifttypen giebt: der *eigentliche* und *ältere Phönizische*, der sich auch auf den Carthagischen Monumenten findet, und der (bisher unentzifferte) *Neu-Punische* oder *Numidische*, welcher sich auf den afrikanischen Monumenten aufser der Hauptstadt, den Numidischen Münzen, und theilweise schon auch auf den Hispanischen Münzen und denen von Cossura zeigt: die Abweichungen einzelner Landschaften, z. B. Ciliciens, die sich in der ersten Classe finden, sind wenigstens von keinem grofsen Belang, und lassen sich leicht auffassen. Es schien daher am fruchtbarsten, eine genetisch-historische Methode einzuschlagen, und bei jedem Buchstaben die verschiedenen vorkommenden Figuren von den ältesten und ursprünglichen bis zu den jüngern und entarteten zu verfolgen, und nach ihrer Verwandtschaft zusammenzuordnen. Als die ältesten stellen sich hier die vollständigen und meistens eckigen Figuren heraus, die am meisten mit den altgriechischen, auch ihrer Gestalt nach mit der Bedeutung des Namens zusammenstimmen, während späterhin theils Tachygraphie, theils Calligraphie, theils anderweite Einflüsse und Umstände auf gewisse Umgestaltungen hinwirkten. Die altgriechischen Figuren sind hier deshalb von Wichtigkeit, weil die Griechen sie zu einer Zeit, die über unsere ältesten phöniz. Monumente hinausgeht, von den Phöniziern erhielten, so dafs sie den ursprünglichen Figuren zuweilen noch näher stehen. So z. B. läfst sich *a priori* aus der griechischen Figur des *Zeta* schliefsen, dafs das entsprechende phönizische *Zain* ursprünglich die Gestalt Z gehabt habe, da die gewöhnliche ein blofser Strich ist: nun hat sich auch wirklich auf inscr. Athen. 3. und auf einer cilicischen Münze ein solches Zain gefunden. Die Tachygraphie und das Schreiben auf leichte Massen im gemeinen Leben hat vorzüglich auf die Bildung runder Figuren und solcher, die mit einem Zuge zu bilden waren ( aus ), hingewirkt; die Calligraphie dagegen auf allerhand Verzierungen, z. B. die Unterschiede zwischen Grund- und Haarstrichen, die bäuchigen Buchstaben auf den eleganten sicilischen Münzen, die Perlschrift auf einigen Cilicischen u. dergl. Bei den einzelnen Buchstaben sind die Figuren nun gruppenweise nach ihrer Entstehung und gewissen durchgreifenden Unterschieden zusammengestellt, und bei jeder Figur nach den ihr gegebenen Nummern die Stelle der Denkmäler nachgewiesen, wo sie sich finden, wodurch also ein jeder leicht in den

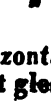
den Stand gesetzt wird, die Bestimmungen selbst zu prüfen. Z. B. beim *Mem* zuerst die Figuren, in welchen die mittlere Perpendicularlinie die horizontale schneidet:



sodann diejenigen, in welchen sie die Horizontale blos oben berührt (beide übrigens alt und fast gleich häufig):



sodann die Figuren der Neupunischen Schrift, entstanden aus der ersten Classe, besonders der dritten Figur derselben, mit Weglassung des rechts herabgehenden Schaftes:

Auch auf abweichende Bestimmungen anderer ist dabei die erforderliche Rücksicht genommen worden, z. B. beim *Aleph* auf *Lindberg*, der eine Anzahl Figuren dieses Buchstaben (getäuscht durch die Lesung der Münzen von *Cossura*, worauf er etwas dem lateinischen Namen Aehnliches finden zu müssen glaubte) für *Koph* hält, beim *Jod* auf denselben und *Hamaker*, welche die Figuren und bald für *Nun finale*, bald für *Schin* erklärt haben u. s. w. Doch wird von dieser Polemik niemand eine Vollständigkeit erwarten, der da weifs, mit welcher Willkühr diese Meinungen öfter hingestellt sind. Ist nur der Hauptcharakter eines jeden Buchstaben scharf aufgefafst, so liegt der beste Beweis für die Bedeutung einer unbekannten Figur vom graphischen Standpunkte aus gewöhnlich schon in den ihr zunächst verwandten und der Stelle, die sie in der genetischen Folge einnimmt. Setzen wir zum Beispiel, dafs die Figur unbekannt sey, während sich zeigen liefse, dafs sowohl als *Aleph* wären; so wird sich daraus folgern lassen, dafs auch jene ein *Aleph* sey. Sie weicht von der ersten, die die Normalfigur ist, nur dadurch ab, dafs sich die beiden Linien nicht in einen Winkel vereinigen, sondern parallel bleiben: die 3 letztern haben alle dieselbe Eigenschaft und sind dieselbe Figur, nur haben sie bald diese, bald jene Linie verloren. Ein anderes Beispiel gebe die Figur , welche neulich *Arri* für noch unbekannt erklärte. Dafs sie ein *Koph* sey, erhellt 1) aus Numid. 2, 2. 4, 3, wo sie in dem Worte קלח steht, während die Parallelstelle Numid. 3, 2 ein gewöhnliches *Koph* hat, 2) aus der Figur selbst, denn wie aus der Urfigur  abgekürzt wird , so aus der Figur ohne Schweif.

Ueber einzelne Buchstaben werde folgendes bemerkt: Vom *Daleth* findet sich die ursprüngliche Form *Δ*, wie im Griechischen, ohne allen Schweif (die dreieckige Thür eines Zeltes) noch auf den ganz neu gefundenen Carthag. Inschriften von *Sir Thomas Reade;* von der ursprünglichen Form des *Zain* s. oben; das blos aus 3 oder 2 gekrümmten Linien bestehende *Chet* der numidischen Schrift findet sich auch schon Cit. 20, 1, und auf der Erycinischen Inschrift; vom *Tet*, über dessen Figur *Kopp* noch so zweifelhaft war (I. S. 217), sind jetzt über zwanzig Beispiele vorhanden, in welchen stets dieselbe oder eine sehr ähnliche Figur erscheint; bei *Lamed* und *Nun* bestätigt sich die *Kopp*'sche Regel, dafs beim *Lamed* der obere Schaft über dem Knie, beim *Nun* der untere Schaft unter dem Knie, der längere sey, durch die Denkmäler selbst für die ältere regelmäfsige Schrift vollkommen, und die Zweifel an derselben bei *Hamaker*, der dieses eine *inepta distinctio* nennen wollte, beruhen auf falschen Zeichnungen und willkürlichen Auslegungen; das *Mem* und *Schin*, zwei ebenfalls leicht zu verwechselnde Buchstaben, unterscheiden sich entweder durch die Länge und Kürze des Schaftes (*Mem*, *Schin*), theils durch das Schneiden oder Nichtschneiden der Mittellinie (z. B. auf der Tugg. Inschr., wo *Mem* ist, *Schin*); in einem ähnlichen Verhältnisse stehen *Ain* und *Tet* (gerade wie im Griechischen *O* und *Θ*), sofern in der Regel die runde Figur ohne Punkt *Ain* ist, dieselbe etwas gröfser, oben geöffnet, und mit einem Strich in der Mitte *Tet*, in Einem Falle (auf der Inschrift von *Tugga*) aber gerade umgekehrt. Von *Phe* giebt es nun ebenfalls Beispiele genug, um seine Gestalt zu bestimmen: die ursprüngliche ist wie in den rechts laufenden Zeilen des Altgriechi-

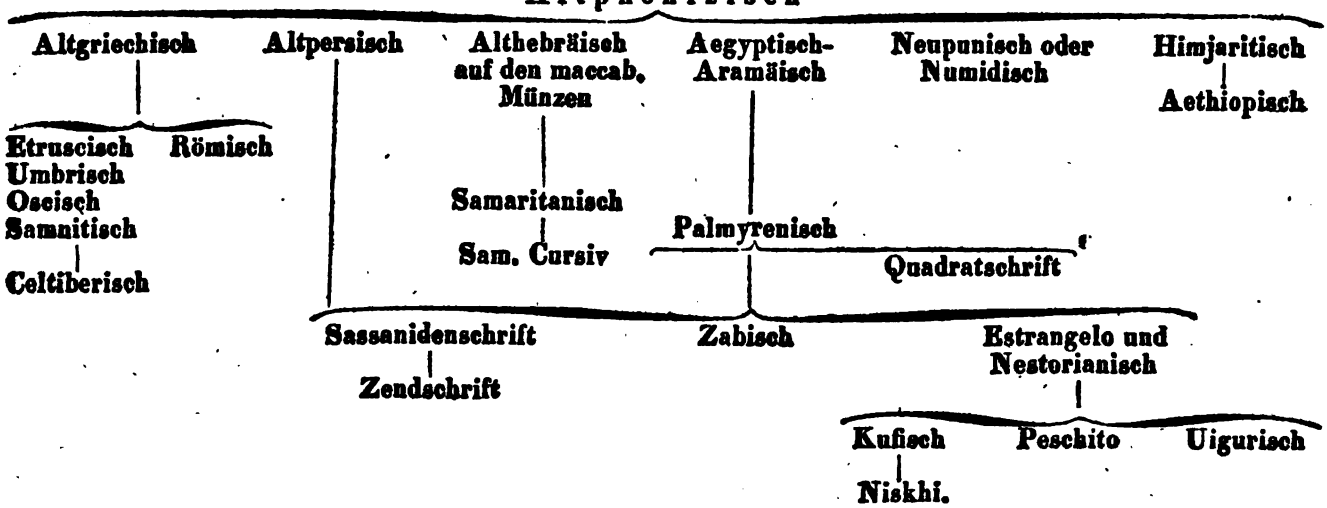
chischen, die gewöhnliche oben gerundet, und dann ein bloſser Halbkreis). Die Unterschiede zwischen den verschwisterten Buchstaben *Beth*, *Daleth*, *Resch* sind bekannt; die leichte Verwechselung derselben mag aber die diacritische Linie in ⅄ hervorgerufen haben, die übrigens auf Phönizischen Monumenten nicht so alt ist, als auf Griechischen. Die Numidischen Figuren sind hier immer mit den übrigen zusammen behandelt, um die Entstehung aus denselben zu zeigen, dann aber von dieser Schriftart besonders gehandelt (§. 35); hierauf von den *Ligaturen* (§. 36), den *Abbreviaturen* (§. 37), den verschiednen Arten der *Worttheilung* (§. 38), der *defectiven Orthographie* (§. 40), der *Richtung der Schrift* (§. 41). Von besonderer Wichtigkeit sind hier die *Abbreviaturen*, und Ref. darf sagen, dafs die Entdeckung gewisser öfter wiederkehrenden ihm ganz vorzüglich mit zu einem Schlüssel für die Lesung dunkeler Inschriften gedient hat, z. B. ע für עבדך (dein Knecht) und dieses von der Person, die ein Denkmal setzen liefs Cit. 11, 1. Numid. 3, 3. 4. 4, 1. 2. 6, 2. 7, 1 vgl. Melit. 1, 2, wo es vollständig steht. Andere sind ungewisser, und manche derselben, wie die *litterae solitariae* auf Münzen, werden vielleicht nie vollständig aufgeklärt werden. Bei der *Worttheilung* läfst sich eine interessante Stufenfolge bemerken, wie man nämlich von dem Mangel aller und jeder Bezeichnung für Anfang und Ende der Wörter allmählich bei dem steigenden Wunsche, die Schrift deutlich und schnell leserlich zu machen, zu allerlei Arten, das Ende der Wörter, oder wenigstens der Sätze, bald durch Punkte, bald durch Zwischenräume zu trennen, namentlich auch die Eigennamen (deren richtige Lesung ebenso schwierig, als auf den Denkmälern von Interesse war) zu unterscheiden, fortschritt, in welchem ganzen Verfahren aber, da es mehr in der Entwickelung als schon vollständig entwickelt ist, hier und da noch Inconsequenz obwaltet. Auf den meisten älteren ist gar keine Rücksicht auf die Worttheilung genommen, und enthält jede Zeile soviel Buchstaben, als sie gerade faſst; der erste Fortschritt besteht darin, dafs man am Ende nicht gern ein Wort bricht und sich lieber einen kleinen leeren Raum gefallen läfst, hierauf folgen die Zwischenräume oder Punkte am Ende der Sätze, dann zwischen den Worten, doch mit Ausnahme engverbundener. Eigentliche *Finalbuchstaben* giebt es noch nicht: doch ist nicht selten, dafs der Endbuchstabe eines Wortes, Namens, Satzes gröfser und länger gezogen ist, z. B. Carthag. 3 das ת in מרשתרת. Auch von *Vocalzeichen* giebt es durchaus keine Spur (was man irgend dafür gehalten, verschwindet bei näherer Betrachtung); dagegen Einmal eine *diacritische Linie*, ähnlich der Samaritanischen (Carthag. 8). Wie hätte man auch an Vocalzeichen denken sollen, da man selbst diejenigen Hülfsmittel zur Vocallesung, die die Hebräische unpunktirte Schrift darbietet, zu gebrauchen verschmähete? Man schreibt also herrschend אש für אִישׁ *Mann*, בת für בַּיִת *Haus* des, selbst am Ende שנ בן für שְׁנֵי בָנִי *zwei Söhne* des, לאדנ für לַאֲדֹנֵינוּ *unserm Herrn*; nur wo das *Jod* eigentlich mobile ist, z. B. in דברי (דְּבָרַי) *meine Worte*, ebenso in צדני *Sidonier* (vgl. das arab. ـِيّ, und das Fem. ـِيَّת), oder wo sonst ein grammatisches Interesse obwaltet, z. B. אחי *mein Bruder*, bleibt es stehen. Bekanntlich hat *Kopp* hierüber sehr mit Unrecht *Tychsen* getadelt, der im Allgemeinen hier das Richtige gesehen hatte. In Ansehung der *Richtung der Schrift* ist eine Münze von *Heraclea* in Sicilien sehr merkwürdig, auf welcher die Buchstaben רש מלקרת (*caput i. e. promontorium Herculis*) rechts laufend stehen: תרקלמשר, zugleich so, dafs jeder einzelne Buchstabe nach der rechten Seite gewandt ist, wie im Griechischen, während sonst nur immer einzelne Buchstaben nach der rechten Seite gewandt vorkommen. Ob dieses ein wirklicher Uebergang zur griechischen Weise zu schreiben sey, oder ein bloſses Versehen des Stempelschneiders (im Spiegel erscheint die Schrift wie die gewöhnliche), mag noch unentschieden bleiben.

Zur eigentlich Phönizischen Schrift gehören auch noch die *Zahlzeichen*, von denen im *sechsten* Kapitel gehandelt ist. Die Bedeutung der meisten Figuren ist schon von *Swinton* ermittelt: dagegen ist die Entstehung im Dunkeln. *Bellermann* und *Lindberg* haben vermuthet, dafs die Figuren über 10 aus den Buchstaben entstanden seyen, die diese Bedeutung im Alphabete hätten, als — und ⌒ (10) aus *Jod*, *N* d. i. 20 aus einer Figur des *Caph*; ⅄| das Zeichen für 100 aus einem ק; allein dieses hat wenig Wahrscheinlichkeit. Da man 100 auch durch מ und מא (מאה) schreibt, so führt dieses vielmehr auf die Annahme, dafs die Zahlzeichen aus den Anfangsbuchstaben der Zahlwörter entstanden sind, wie im Lat. *M* aus *Mille*: das Zeichen für 100 wenigstens kann aus *Mem* entstanden seyn, ○, welches auch für 20 vorkommt, aus עשרים, während man *zehn* zum Unterschiede ⌒ schrieb: nur *N* 20 ist dunkel.

Bei der Phönizischen Paläographie selbst konnte aber eine gründliche Behandlung dieser Doctrin nicht wohl stehen bleiben. So wie die philologische Behandlung eines einzelnen Sprachstammes oft zur Vergleichung verwandter Mutter-, Schwester- oder Töchtersprachen ihre Zuflucht nehmen mufs, so ist es auch mit der Schriftkunde der Fall, und wenn man auch blos die Aufhellung der Phönizischen Schrift zunächst im Auge hat, ist eine *palaeographia comparata* so wenig erläfslich, als etwa dem Hebräischen Grammatiker das Studium der verwandten

ten semitischen Grammatiken. Manche Erscheinungen nämlich, die in den wenig zahlreichen Trümmern der Phönizischen Schrift vorkommen, zeigen sich in den Töchterschriftarten etwas häufiger, und umgekehrt. Z. B. auf Melit. 3 finden sich *Mem* und *Schin* in der Mitte gebrochen, so dafs sie *Hamaker* für je zwei Buchstaben hielt (נל, לל): derselbe Fall ist mit dem griechischen *Mö* öfter, welches wie ΛΛ aussieht auf den Münzen von Edessa, /W Böckh C. I. III, 2. M no. XI. Das *Nun* der Erycinischen Inschrift И kommt ebenfalls im Altgriechischen, Etruscischen, Oscischen vor. Die Vergleichung ist nun hier auf eine doppelte Art angestellt.

Zuerst im Allgemeinen, indem von den Töchterschriftarten allgemeine Notizen gegeben (§. 46—55) und eine Genealogie derselben aufgestellt wird: sofern natürlich diejenigen Alphabete, welche sich von der Quelle weit entfernen, in demselben Maafse derselben unähnlicher geworden sind, mithin auch weniger zur Aufhellung derselben beitragen können. Die Genealogie dieser Alphabete dürfte sich nach des Ref. Untersuchungen etwa folgendermaafsen stellen, wobei zu bemerken ist, dafs gewisse spätere Schriftarten auch wohl durch *mehr*artige Einflüsse entstanden und gestaltet sind, z. B. die Sassanidenschrift, eine Tochter der Palmyrenischen, aber nicht ohne Einwirkung der Phönizisch-Persischen; die Quadratschrift, gebildet aus der Aegyptisch-Aramäischen und Palmyrenischen u. s. w., wie wir dieses durch besondere Linien anzudeuten versucht haben.



Das bedeutendste Interesse für den gegenwärtigen Zweck hat vielleicht das Altgriechische, wenn gleich die Schrift hier auf einen nichtsemitischen Sprachstamm übergetragen ist, und es ist zu verwundern, dafs *Kopp* bei einer ähnlichen Vergleichung (II, S. 375 ff.) die griechische Schrift mit ihren Töchtern gar nicht berührt hat, während er von den orientalischen Schriftarten auch diejenigen in Vergleichung zieht, die der Phönizischen Mutter vollkommen eben so fern stehen, als unsere lateinische oder deutsche Cursivschrift. Wenn auch die Uebertragung einer Schrift auf einen andern Sprachstamm manche Veränderungen, besonders in der Bedeutung und dem Gebrauche der Buchstaben, zur Folge zu haben pflegt, so bleibt doch der Charakter gewöhnlich derselbe, wie es z. B. auch bei der Uebertragung auf persische Idiome der Fall war. Diejenige Figur der altgriechischen Buchstaben, welche sie in den links laufenden Zeilen der Bustrophedonschrift haben, hat durchgehends eine überraschende Aehnlichkeit mit der Phönizischen oder ist vielmehr die Phönizische Figur selbst: die gewöhnliche aber ist nur herumgedreht. Was über die Benutzung der verschiedenen orientalischen Figuren für den Zischlaut hier vermuthet worden ist, sei der Aufmerksamkeit der griechischen Paläographen empfohlen. Gewifs aber wird ein jeder, der die Genealogie und Geschichte dieser Schriftarten ins Auge fafst, dem Ref. darin beistimmen, dafs das umbrische ɗ, *ś* nicht (mit *Lepsius*) aus dem ס der Quadratschrift erklärt werden könne, ja dafs darin ein starker Anachronismus liege. Als die umbrische Schrift aus der griechischen hervorging und selbst als die noch vorhandenen Denkmale derselben geschrieben wurden, war an eine Quadratschrift noch nicht zu denken, die sich aus der Palmyrenischen Schrift nicht vor den 3ten Jahrhunderte nach Christo entwickelte: überhaupt aber lagen Schriftarten wie Völker einander viel zu fern, als dafs sie Einzelnes hätten von einander annehmen können. Wie das *Samech* der Quadratschrift entstanden sey, ist S. 83 gezeigt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

ALTERTHUMSKUNDE.

LEIPZIG, b. Vogel: *Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita*, ad autographorum optimorumque exemplorum fidem edidit additisque *de scriptura et lingua Phoenicum commentariis* illustravit *Guil. Gesenius* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 78.)

Zu der allgemeinen Vergleichung mufste aber *zweitens* noch eine *besondere* die einzelnen Buchstaben betreffende treten, um von einem jeden die Geschichte seiner Veränderungen durch die verschiedenen Schriftarten anzugeben. Dieses ist in 22 Corollarien zu den 22 §§. über die Phönizischen Buchstaben geschehen, damit man die Geschichte eines jeden Buchstaben beisammen habe. Die Alphabete von allen diesen Schriftarten sind, meist nach eigener Untersuchung, auf tab. 2—5 in 4 Gruppen (Altgriechisch, Etruskisch, Umbrisch, Samnitisch, Oscisch, Lateinisch — Althebräisch auf Münzen, Samaritanisch in den Bibelhandschriften, in den gemeinen Handschriften — Aegyptisch-Aramäisch auf dem Steine von *Carpentras*, dem Turiner Fragment, *fragmentis Blacassianis* — Palmyrenisch nach den verschiedenen Denkmälern geordnet, Sassanidisch, Zend, Aethiopisch) mitgetheilt, und zwar nach der Reihe der hebräischen Buchstaben geordnet, auch mit Weglassung neu hinzugekommener Buchstaben, wie z. B. des Y im Griechischen.

Die Untersuchung über das *Vaterland* der Buchstabenschrift, und die Entscheidung der Streitfrage, ob dieselbe von den Phöniziern selbst erfunden, oder (nach Diod. 3, 24) von den Syrern erfunden und von den Phöniziern nur verbreitet sey, glaubte Ref. von dem Plane dieses Werkes ausschliefsen zu müssen. Er hofft dieselbe indessen bald an einem andern Orte (Encycl. u. d. Art. *Paläographie*) zu behandeln, und indem er die der letztern Meinung neuerlich zu Gunsten *Babyloniens* gegebene Wendung widerlegt, die in den (zum Motto von T. I gewählten) Worten des *Lucan* (Pharsal. III, 220) ausgedrückte älteste Ansicht zu rechtfertigen.

Das *zweite* und ausführlichste Buch (S. 90—269) enthält die *Erklärung der Steinschriften*, welchen die wenigen (eigentlich Aramäischen) auf *Papyrus* geschriebenen beigeordnet worden sind. Schon das Alterthum erwähnt Punische Steinschriften, auch *bilingues*, z. B. die punisch-griechische Inschrift auf dem Altar der Juno Lacinia, welche Hannibal's Thaten enthielt Liv. 28, 64, eine andere von Masinissa herrührende Val. Max. 1, 1. Cic. in Verr. act. 2, lib. 4, 16, eine dritte im Herculestempel zu Gades Strabo III, S. 170, wenn auch die vielbesprochene über die Flüchtlinge vor Josua beim Procop. de bello Vandal. 2, 10 nicht viel innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Unter den noch jetzt vorhandenen kann nur die geringere Zahl unter die Rubrik *öffentlicher* Denkmäler gebracht werden, z. B. Tripol. 1 auf einem römischen Triumphbogen in Leptis gefunden, Numid. 5 von einem Numidischen Fürsten oder Häuptling nach einer Schlacht gegen die Römer gesetzt; die Mehrzahl rührt von Privaten her, und enthält theils *Grab*schriften, theils *Weih*schriften an Gottheiten, einige auf irdenen Gefäfsen oder Ringen befindliche geben wenig mehr als den Namen. Die Aramäischen Papyrus-Fragmente aber sind Bruchstücke vollständiger Bücher oder Buchrollen. Auf der Phönizischen Küste selbst sind gar keine Steinschriften gefunden worden; alle gehören also den Phönizischen Colonieen und dem Punischen Gebiete in Africa an. Den Anfang machen

Kap. 1: Die *Maltesisch-Phönizischen* Inschriften, unter diesen zuerst die schöne *bilinguis*, durch deren Erklärung der Abbé *Barthélémy* den ersten Grund zur Entzifferung dieser Denkmale legte. Sie findet sich bekanntlich doppelt auf dem Sockel zweier antiken Kandelaber, von denen einer auf der Bibliothek zu Malta, der andere in der *bibliothèque Mazarine* zu Paris aufbewahrt wird. Nach letzterem Exemplar ist das Denkmal hier mitgetheilt, und der Vf. ist durch einen trefflichen Abdruck und die genaue Untersuchung des Herrn *Schultz* in den Stand gesetzt worden, auch die kleinsten Differenzen, die zwischen der *Bröndsted*'schen Zeichnung (bei Lindberg) und der *Hohlenberg*'schen (paläogr. Studien) noch Statt fanden, auf das Genaueste zu berichtigen. Für die übrigens vollkommen deutliche Erklärung, die wir eben deshalb übergehen, ist die Hauptsache, dafs Z. 2, B. 4. sicherlich Caph ist, das ganze Wort daher עבדך *dein Knecht* = (in der Anrede an den Gott) *ich* zu lesen ist. — Melit. 2, jetzt im Antikenkabinet zu Paris, aber leider an der linken Seite verstümmelt, ist dieselbe, welche *Sir W. Drummond* für die Grabschrift des grofsen Hannibal halten wollte. Zwar heisse der Vater des hier begrabenen Hannibal ברמלך, der des berühmten Feldherrn bekanntlich Hamilcar, aber dieses sey vielleicht nur lateinische Aussprache für jenes [vielmehr ist Hamilcar im Pun. חמלקר aus חמלקר

חמלקי Gnade des Hercules]; zwar sey der Feldherr in Bithynien oder zu Libyssa gestorben (Liv. 39, 51. Appian. Plut.), aber die Gebeine könnten ja nach Malta gebracht seyn. Diese Gründe werden freilich Wenige annehmlich finden; der Stein selbst (der hier aus *Swinton*'s noch vollständigem Exemplare ergänzt ist) ist aber, wenn auch der Grabstein eines unbekannten Privaten, graphisch und exegetisch interessant, und in letzterer Hinsicht manchen Schwierigkeiten unterworfen. — Von Melit. 3 und 4 hat Rec. schon in dieser A. L. Z. 1835. Nr. 135 gehandelt.

Kap. 2. enthält 3 *Phönizisch-Griechische* zu *Athen gefundene* Inschriften. Von der *ersten*, die Ref. (auch *Akerblad*) schon in *Boeckh Corp. inscr.* T. I p. 527 behandelt hat, wurde ihm das noch nicht genauer untersuchte schöne Original von Hrn. *Th. Yates* in London im *Military and Naval Museum* nachgewiesen, wohin dasselbe von *Lady Grey*, Witwe des Admiral *Grey*, geschenkt worden war. Die nähere Untersuchung lehrte nun, dafs der dem griech. Ἀρτεμίδωρος entsprechende Phönizische Name deutlich עבדתנת laute, mithin eine Phönizische Göttin תנת anzunehmen ist, welche griechisch durch Ἄρτεμις übersetzt werden konnte. Dieselbe findet sich nun auch auf Inscr. Carth. 2. 3. 5. so deutlich, dafs die (*Hamaker*'sche) Lesart תלת und Aussprache *Tholath* ein für alle Mal aufzugeben ist, und nur die Frage entsteht, wie diese תנת = Ἄρτεμις, welche in Carthago in Verbindung mit dem Sonnen-Gotte verehrt wurde, philologisch und mythologisch zu erklären sey. Ref. hat sich hier der Meinung von *Akerblad* anschliefsen müssen und sie vollständig durchgeführt, dafs תנת (*Tanith*, *Tanaith* auszusprechen) die *Tanaïtis* sey, sonst *Diana Persica* genannt, deren Cultus in Persien, Armenien, Kleinasien (zu Ephesus!) und in den phönizischen Colonieen weit verbreitet war, und im römischen Carthago, wo sie *dea coelestis* hiefs, sich unter allen heidnischen Cülten am längsten erhielt, wahrscheinlich aber doch zuletzt ägyptischen Ursprungs ist und sich auf *Neith* zurückführen läfst. Die angefochtene Lesart *Tanaïs* und *Tanaïtis* findet sich an mehrern Stellen der Klassiker, wo die *Vulgata Anaïtis* hat, in den besten Handschriften, und wird als die ursprüngliche Form sowohl durch תנת der Inschriften, als auch durch die wahrscheinliche Etymologie *Ta-neith* (*Neith* mit dem Artikel) bestätigt. Die Göttin erscheint auf Carthagischen Denkmälern auf einem Löwen sitzend, Speer und Blitz schleudernd, und scheint, wie *Neith*, vorzugsweise als mächtige Kriegsgöttin aufgefafst worden zu seyn. Die *zweite* Athenische ist von Ref. ebenfalls schon in *Boeckh's Corpus inscr.* 1. *p.* 523, und die *dritte* A. L. Z. 1830 Nr. 98 behandelt worden.

Kap. 3. behandelt die 33 von *Rich. Pococke* im Jahr 1738 in den Ruinen von *Citium* (Dschitti) auf Cypern aufgefundenen *Inschriften*, deren Originale leider schon um das Jahr 1749 auf Befehl des türkischen Gouverneur *Beschir* zum Bau einer Wasserleitung verwandt wurden, und später von *Niebuhr* nicht wieder aufgefunden werden konnten. Noch kurz vor dieser Zerstörung derselben sah die Inschriften jedoch der englische Arzt *Porter de Thaxted* und brachte die eine (Nr. 2. bei *Pococke*) mit nach England, 29 andere zeichnete er nochmals genau ab, beides aber gab er dem Ritter *Carl Gray*, welcher die Originalinschrift der *Bodlejanischen* Bibliothek schenkte, die Abschriften späterhin *Swinton* zur Benutzung überliefs. Um diese *Porter*'schen Abschriften, von welchen kein früherer Bearbeiter, weder *Kopp* noch *Hamaker*, irgend Kenntnifs genommen, hat sich der Vf. sehr bemüht: die Nachforschungen verlieren sich aber bei *George Drake*, *fellow of Balliol college*, der sie zuletzt besessen hat, und nur 3 von *Swinton* mitgetheilte haben hier neben den *Pococke*'schen aufgestellt werden können. *Porter* hatte ohne Zweifel mit Fleifs theils die portatilste (der Stein ist nicht eben grofs), theils die vollständigste und am besten erhaltene zum Mitnehmen ausgewählt, und diese ist nun öfter nach dem Originale gezeichnet und sehr häufig erklärt worden. Unter den frühern Zeichnungen hat sich nach genauer Vergleichung des Originals die von *Swinton* (nicht die von *Kopp* ohne Grund hervorgehobene *Chandler*'sche) verhältnifsmäfsig als die richtigste bewährt, wiewohl auch sie in der Interpunction einige Fehler hat: unter den Erklärern hat *Akerblad* das meiste Verdienst, und es hat dieselbe jetzt bis auf ein einziges Wort in der 2ten Zeile keine Schwierigkeit mehr. Dieses verschieden gelesene Wort mufs, da nunmehr die Bedeutung des streitigen Buchstaben als ם vollkommen gesichert ist, entschieden ימנאת gelesen werden, und Ref. zweifelt kaum, dafs dasselbe את = d. i. יָמְנָא אִתִּי *dormivit mecum* aufzulösen sey. Das ἅπαξ λεγόμ. ימן wird hierbei wohl am natürlichsten für s. v. a. ישן genommen, wie שָׁמַר aram. מְטַר binden, מטר aram. מטל Gurke, und die Elision des ersten Aleph (die Phönizier schrieben מטלא für מטלת) hat so wenig Schwierigkeit, als im Arab. يَا أَبَتِ für يَا أَبَتَا für يَا أَبَتَا. — Von den übrigen 32 Inschriften waren 13 mit geringem Erfolg von *Kopp*, mit besserm von *Hamaker* erklärt worden: hier ist die Erklärung bis auf 4, die in einem verdorbten Character geschrieben sind, von allen versucht worden, und selbst unter den noch gar nicht erklärten finden sich einige sehr deutliche, z. B. Nr. 29:

(מצ) בת לאשמן Cippus Esmunc.
אחר רד אשמש נר Post pluviam sol lucet.

[רד = רדי *irrigatio*, kommt auch in punischen Flüssen-Namen vor, z. B. *Ka-bricat* דד בריכת Bach des Seegens]. Uebrigens sind sie alle Grabschriften, ausgenommen die erste, welche nach dem, was sich davon lesen läfst, die Weihschrift eines Astarten-Tempels zu seyn scheint, in welcher die Namen von 5 Völkern vorkommen, deren Könige an der Weihe Theil genommen haben. Gerade hier ist die Undeutlichkeit der Schrift sehr zu bedauern: nur die Gruppe מלך לכתן *rex Citiensium* ist deutlich.

Kap. 4.

Kap. 4. enthält die *bekannten* und *Sicilien* gefundenen *Inschriften*. Die einzige in Sardinien gefundene und zuerst von *Hoyt* 1804 correct herausgegebene ist von dem Ref. schon A. L. Z. 1836. Nr. 69 behandelt worden, und hat dieselbe in graphischer Hinsicht das Eigenthümliche, dafs der Eigenname des Begrabenen durch Punkte in dem Anfangs- und Endbuchstaben ausgezeichnet ist. Aehnliche Erscheinungen finden auf cyprischen Inschriften Statt. — Ein anderes sehr interessantes Monument wäre die Treilige Inschrift vom Berge Eryx in Sicilien, welche *Castellus de Torremuzza* (mit den Bemerkung, dafs das Original seit längerer Zeit untergegangen zu seyn scheine) mittheilt, wenn sie nur besser abgeschrieben wäre. Wie sie vorliegt, läfst sie sich nur theilweise verstehen, und ist hiernach ein Klagelied auf den Tod einer ebenso schönen, als edlen Jungfrau שחל בת כברחים Suthul, Tochter des Chobrim, in einem Styl, der an die Poësie der Araber erinnert, wie z. B. V. 4:

מהשלג לה יפי אכבב ואותק שכן לך בלב שלג

(weifser) *als der Schnee glänzte ihr der* (Augen-) *Stern, und der verhüllte Busen war dir wie das Herz des Schnee's*, (אכבב = חכובב ist *das Weifse* im Auge, wie im Arab. كَوْكَبٌ)

Kap. 5. die *Inschriften aus den Trümmern des alten Carthago*, zusammen 12 an der Zahl. Sie sind alle seit 1817, und fast alle an derselben Stelle, nämlich bei dem Dorfe *Malka* oder *Malga* (مالغة) in der *Marsa* von Tunis aufgegraben, wo nach den genauesten topographischen Combinationen von *Dureau de la Malle*, welche durch diese Inschriften bestätigt werden, einst der Tempel der *dea coelestis* gestanden hat. Von denselben wurden Nr. 1—4. 6. 7 von *Humbert* entdeckt und von dem Könige von Holland für das Leydener Museum (für 3000 fl.) gekauft, Nr. 5 (genau verwandt mit Nr. 1—3.) von *Scheel*, dänischen Gesandschaftssecretär in Tunis gefunden und nach Kopenhagen gesandt, Nr. 8 u. 9 sind Grabschriften ebenfalls zu *Malga* gefunden, die erstere jetzt zu Leyden, die zweite dem Grafen *Turpin* zu Paris gehörig, Nr. 11. 12. 13 ganz kürzlich von *Sir Thomas Reade* entdeckt, noch jetzt in dessen Besitz und bisher unedirt. Von den *Humbert*'schen Inschriften ist schon öfter in diesen Blättern die Rede gewesen (s. 1835. Nr. 134) und soll daher hier nur noch das Endresultat der von Ref. angestellten genauen Untersuchung dieser Steine, die er durch die Güte des Herrn *Dr. Leemans* in Leyden jetzt auch in sehr genauen Gypsabdrücken vor sich hat, berichtet werden. Bekanntlich hatten unabhängig von einander Hr. *Quatremère* und der Vf., an der Genauigkeit der *Humbert*'schen Zeichnung zweifelnd, mehrere Vermuthungen über undeutliche Stellen dieser Inschriften aufgestellt, und letzterer hatte den verst. *Hamaker* in diesen Blättern gebeten, noch einmal genau nachzusehen, ob nicht auf den Originaldenkmälern so gelesen werden, wörauf der Verstorbene (in den *Misc.*) in einem ziemlich leichtsinnschaftlichen Tone die gröfste Genauigkeit der Zeichnung behauptete, während die bald darauf erscheinende ganz parallele Kopenhagener Inschrift jene Vermuthung schon fast zur Gewifsheit erhob. Wie staunte aber der Vf., kaum seinen Augen trauend, als er im Herbst 1835 auch auf den Leydner Steinen dieselben Lesarten fand, auf welche die Kopenhagener Inschrift führte (חנת, בעל חמן, עשתרת); und konnte nur bedauern, jenen (gerade abwesenden) Gelehrten nicht selbst davon überzeugen zu können. Derselbe hat nun bei seinem allgemein bedauerten und so unerwartet erfolgten Tode (er starb im October auf seinem Landgute) Leyden überhaupt nicht wieder gesehen und sich (selbst wenn er es gewollt hätte) nicht vertheidigen können: Ref. darf aber um so weniger scheuen, die Richtigkeit seiner Zeichnung und Lesart zu behaupten, da ja die Monumente in Leyden vor Jedermanns Augen zur Prüfung dastehen. Die am vollständigsten erhaltene 3te Inschrift lautet nun (nur in 2 Buchstaben von meiner conjecturalen Anordnung in Thes. S. 499 abweichend) also:

לרבת לחנת ול *Dominae Tanäiti et do-*
בעלן לאדן לב *mino nostro, heró, Baa-*
על חמן אש נד *li Solari vir vo-*
ד גדעשתרת *vens Gad-Astoreth*
סמר בן עבדמלקר *scriba, filius Abd-milcar.*

Nur mit anderer Brechung der Worte findet sich derselbe Anfang in Carthag. 5, der *vovens* aber ist hier: עבדמלקרת השמם בן ברמלקרת בן חנא, wahrscheinlich dieselbe Person mit עברמלקר auf Nr. 3, so dafs der Votivstein Nr. 5 von dem Vater, welcher *Sufet* war, der Nr. 3 von dem Sohne desselben, welcher סמר *Schreiber* war, herrührte: und so haben wir auf diesen Steinen, aufser 2 Gottheiten der Carthaginenser, auch die Namen zweier höhern Magistrate, שפט *Sufet* und סמר Schreiber, Staatssecretär, vielleicht das was die Römer *quaestor* nennen, die nächste Würde nach dem *Sufes* (Liv. 33, 32.). Unter den neu aufgefundenen ist damit parallel Nr. 12, auf welcher deutlich steht:

...ן לאדן לבל חמן
אש נדר אעלשת

(*domino*) *nostro, hero, Baali Solari vir vovens A-alsat.*

בל חמן ist hier nur defectiv geschrieben. Auf dieser aber, wie auf 11 andern Inschriften, ist die Lesart des Gottes-Namen בעל חמן (mit *Nun*, nicht בעל חמלא nach *Hamaker*) so deutlich, dafs, wie wir hoffen, auch dem hartnäckigsten Zweifler genügt seyn wird. Die Combination des בעל חמן mit den biblischen חַמָּנִים *Säulen des Sonnen-Gottes*, *Obelisken*, wird dadurch über allen Widerspruch erhoben, besondere Beachtung verdient aufserdem die Zusammenstellung der Ἀναΐτις und des Σμανδὲς als θεοὶ σύμ-

βωμοι

wohl Punische Kl.) Sorte V, 3. finde, gerade wie hier den *Tanaitis* und von ihr. Wiefern תנת hier etwa mit dem ägyptischen *Anuke* zusammenhänge, überlässt Ref. gern den Combinationen der Mythologen, zufrieden hier den Boden von falschen Thatsachen gereinigt zu haben: ist aber selbst sehr geneigt, einen innigeren Zusammenhang des ägyptischen und phönizisch-punischen Cultus anzunehmen, als worauf Vieles in diesen Monumenten factisch hinweiset, z. B. der Dienst des Osiris und Serapis nach Melit. 1 und den Münzen von *Gaulos* (mit der Statue des Osiris), des Vulcan und der übrigen Cabiren, des Esmun u. s. w. Die aufgehobene Hand auf diesen Votivsteinen, worüber mancherlei vermuthet worden ist, scheint dem Ref. nichts anders als Symbol der Anbetung (vergl. נשא יד Ps. 28, 2. 63, 5. 134, 2), hier der Weihe zu seyn, und es verdient Bemerkung, dass dieselbe Vorstellung auch auf ägyptischen und jüdischen Bildwerken ähnlicher Gestalt vorkommt, wie z. B. auf einem Denkmal mit Sanskrit-Inschrift, welches nahe am Eingange des *Asiatic-Society-House* zu London steht. — Von den *neuesten Ineditis* dieser Klasse wollen wir hier Nr. 11 nach der gegebenen Erklärung mittheilen.

מצבת	*Cippus*
לעבד־עשתרת	*Abdastarto*
בן עבדמלקר	*filio Abd-Melcar-*
ת בן מתטבעל:	*thi, filii Sufetbalis.*
בי רוח מוסא מ	*Have, anima placida, quam*
שת אדן בעל מג	*stabilivit Dominus Baal, quam prote-*
ן עשתרת	*xit Astarte.*

Es folgt Kap. 6. die ziemlich angewachsene Klasse der *Punisch-Numidischen Inschriften*, unter welche Rubrik alle in Africa ausser Karthago gefundenen gebracht worden sind, weil auf allen sich der auch auf den Münzen der Numidischen Könige befindliche oben besprochene Schriftcharakter findet. Der Uebergang zu dieser Schriftart zeigt sich in dem berühmten Monumente von *Dugga* mit einer *Punisch-Libyschen Inschrift*, deren Erklärung Ref. im Pfingstprogramme 1836 besonders hat abdrucken lassen. Dem dort Gegebenen ist hier nur hinzuzusetzen, dass kurz vor dem Abschluss des Werkes dem Vf. eine neue, äusserst genaue von *Honegger* verfertigte Zeichnung mitgetheilt worden ist (siehe dieselbe tab. 46. und Append. 3.), durch welche die frühere conjecturale Constituirung des Textes in vielen und den meisten Stücken bestätigt wird, ausgenommen in der letzten Zeile, welche am Schlusse das *N. pr.* des Weihenden enthält. Durch die libysche Inschrift ist hier dann vollständiger gegeben, wodurch es dem Vf. gelungen ist, zu dem libyschen Alphabete noch zwei andre Buchstaben zu gewinnen, nämlich ⵀ = *Beth*, und ⵃ ebenfalls *Lamed*. Das *Beth* unterscheidet sich also vom ⵔ = *Resch* durch den (diacritischen) Punkt, und findet hier dieselbe Verwandtschaft dieser Buchstaben Statt, wie in allen aus dem Phönizischen stammenden Alphabeten. Zusammen können 15 Buchstaben dieser merkwürdigen Schriftart als sicher ermittelt betrachtet werden, auch ist zu bemerken, dass die Worte darin, wie in der Punischen Inschrift, durch Punkte getheilt sind. Der Weg zur Entzifferung derselben war derselbe, den *Akerblad* und *Young* bei der Rosettischen Inschrift einschlugen, dass nämlich von den Eigennamen und einigen öfter wiederkehrenden Gruppen ausgegangen wurde: das Resultat für die Sprache, dass es die *Liby-Phönizische* sey, d. h. eine Sprache mit phönizischer Grammatik und Flexion, und einem aus abgekürzten Punischen und Libyschen Worten gemischten lexicalischen Material, etwa nach Art des Judendeutschen, von welcher sich ein andres *Specimen* beim Plautus findet (s. unten).

(*Die Fortsetzung folgt.*)

DOGMENGESCHICHTE.

Gottingen, b. Dietrich: *J. C. Lud. Gieseler* commentatio, qua *Clementis Alexandrini et Origenis doctrinae de corpore Christi* exponuntur. 26 S. gr. 4.

Veranlassung zu dieser Abhandlung, die S. 8. beginnt, gab das funfzigjährige Amtsjubiläum des ehrwürdigen Herrn Dr. *Pott* am 6. Jan. 1837. Der berühmte Hr. Vf. behandelt seinen Gegenstand mit der ihm eigenen Gründlichkeit und kommt S. 21. zu dem Resultate: „*Clementem et Origenem ab eodem principio ad singulares sed inter se diversas de Christi corpore sententias delapsos esse: Clemens, ut corpus illud perfectissimum Verbi instrumentum esset, ab eo omnia, quae inhabitante deo indigna, eique impedimento esse viderentur, abesse jubet; Origenes autem illud virtute quadam ornat, quae corpori, per quod Verbum se manifestaret, opus esse censet; iterque autem corpus vere humanum esse nullus dubitat.*“ Ein kurzer Ueberblick von den durch die Verbindung mit der Gottheit bedingten Vorzügen des Körpers Christi nach der Ansicht der spätern Kirchenlehrer macht den Beschluss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

ALTERTHUMSKUNDE.

Leipzig, bei Vogel: *Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta, quotquot supersunt edita et inedita, ad autographorum optimorumque exemplorum fidem edidit additisque de scriptura et lingua Phoenicum commentariis illustravit Guil. Gesenius etc.*

(*Fortsetzung von Nr. 79.*)

Die *vier* ersten eigentlich numidischen Inschriften in Bezug auf die Familie des Masinissa will Ref. hier nur kurz berühren, da ihrer, im vorigen Jahrgange Nr. 98 nähere Erwähnung geschehen ist, dagegen hier einiges über die ganz neuen und unedirten Acquisitionen in dieser Klasse berichten, deren ebenfalls *vier* sind: *Numid.* 5 im brittischen Museum zu London, vermuthlich aus der *Sloane*'schen Sammlung, *Numid.* 6. 7 aus dem *Museo Borbonico* in Neapel, wohin beide unedirte Denkmäler vor Kurzem aus der Barbarei her erkauft worden, und *Numid.* 8 aus der Sammlung des Sir *Thomas Reade*. Nr. 5 enthält in eine weifslich-graue ziemlich harte Marmorplatte gegraben über einem Baals-Bilde die durch Zwischenräume getheilten Worte:

לבעל אדן לעורחן אדן מכת בעל הלבן פנע אנרת רמי

Baali Domino ab Adrichemo, domino regni Baalis Libyci, qui percussit turmas Romanorum,

also ein Votivstein an den libyschen Baal (*Hercules Libys, Sallust. Iug.* 89. §. 4) nach einer glücklichen Schlacht gegen die Römer von *Adrichen* (Schönheerde), einem numidischen Häuptlinge und *regulus* von der den Römern feindseligen Partei, dessen Reich dem *Hercules Libys* besonders geweiht war, wie es z. B. mit *Capsa* nach *Sallust.* a. a. O. der Fall war. — Nr. 6. 7. 8 sind einander sehr verwandt, ohne Zweifel an demselben Orte gefunden und ähnlichen Inhalts, nämlich Denksteine in Bezug auf *Menschen*- und zwar *Kinderopfer*. Auf Nr. 7 ist das Bild eines Kindes dargestellt, auf Nr. 6 scheint dieser Theil des Steins zu fehlen; die erstere kürzere lautet die letzten undeutlichen Buchstaben abgerechnet:

מתן ע' א' בן אחבעל מתנבעל בן ישעיראל עם שמ חלצ

Immolavit servus tuus, Domine, filium Mattanbalis, filii Iaascherbalis, faciens sacrificium holocausti,

d. i. in der Sprache dieser Denkmäler: *immolavi ego filium meum, Mattanbalis* u. s. w. Der Ausdruck, der vom Opfer gebraucht wird, ist auf allen drei Steinen dieser Art מתן *transfodit* (Jes. 14, 19), wie auch die sonstigen Nachrichten der Alten nicht blos vom Verbrennen der geopferten Kinder, sondern auch vom Schlachten reden (*κατεσφάττοντο Philo Bybl. ap. Euseb.* 4, 16, *λογχῇ ἔπαιε Porphyr.* ibid. *Clem. Alex.* p. 27), desgleichen die Formel, die der hebräischen עלה אשה להקריב zu entsprechen scheint, vgl. *Porphyr.* a. a. O., welcher diese Menschenopfer ebenfalls *Brand*opfer nennt, und Jos. Arch. 4, 7, §. 10. Merkwürdig ist aufserdem, dafs überall nur „*ein Kind des N. N.* (בן של)" erwähnt wird, nie des Kindes Name, woraus wohl erhellt, dafs die Geopferten noch Unmündige und wie Namenlose waren, und es nur darauf ankam, die Namen der Aeltern, die dem öffentlichen Wohl dieses Opfer gebracht hatten, zu verewigen. In Nr. 6 ist dieses der Grofsvater des Kindes, *Sutrasida*, Vormund eines jungen Fürsten, ganz nach der Stelle des Philo Bybl. a. a. O.: *ἔθος ἦν τοῖς παλαιοῖς ἐν ταῖς μεγάλαις συμφοραῖς ..... τὸ ἡγαπημένον τῶν τέκνων τοὺς κρατοῦντας ἢ πόλεως ἢ ἔθνους εἰς σφαγὴν ἐπιδιδόναι κ.τ.λ.* — Unter den beiden *Tripolitanischen* oder *Leptitanischen* Inschriften (Nr. 64. 65) ist von besonderm Interesse die *bilinguis*, welche zuerst 1814 (Pseudo-) *Ali Bey* (der gelehrte Spanier *Badia*) in seiner Reise bekannt machte, und Ref. jetzt, nachdem sie unter vielen andern Alterthümern dem Könige *Georg IV* von England geschenkt worden, wie durch Zufall in dem königl. Park *Virginia-Water* unweit *Windsor* wiederfand. Sie hat früherhin an einem römischen Triumphbogen gestanden, und enthält unter den lateinischen Buchstaben: *AVG. SVFE* (nicht *SVFF*), folgende sehr deutliche punisch-numidische:

(ר)שת למלכת רם קם עלם

d. i. (wenn man vorn ein ר ergänzt — ein kleiner Theil des Steins ist nämlich abgemeifselt):

principatus imperii Romani stat in aeternum.

Der Verf. glaubt es durch Combination mit historischen Nachrichten und numismatischen Thatsachen sehr wahrscheinlich gemacht zu haben, dafs jener Triumphbogen bei *Leptis magna* dem dorther gebürtigen und bekanntlich Punisch als Muttersprache redenden Kaiser *Septimius Severus* zu Ehren gesetzt worden sey, nachdem er diese seine vaterländische Provinz mit Ehren und Privilegien überhäuft hatte, vielleicht im Jahre der Stadt 956 (203 n. Chr.), wo die Secularien mit grofsem Pomp gefeiert wurden, und auf Münzen von der „*Indulgentia Augustorum in Carthaginem*" die Rede ist, auch ein Triumphbogen erscheint. Unter dem abstracten ראשית = רישת (ראשית)

principatus wird man sich wahrscheinlich nicht *Herrschaft des römischen Reiches*; sondern concret die *Herrscher* desselben, *Septimius Severus* und *Caracalla* zu denken haben, da letzterer um diese Zeit schon als Mitregent erscheint. —

Kap. 7 enthält 7 *kleinere Gemmen und Siegel* mit phönizischer Schrift, alle blos die Namen der Besitzer des Siegels enthaltend. Dieses ist auch der Fall mit der von Hn. *Wihl* zuerst herausgegebenen neben einem Triptolemus stehenden Inschrift eines Carneols des Grafen *Demidoff*, welche derselbe (nach welchen graphischen Gesetzen, und ob überhaupt nach solchen, ist dem Ref. gänzlich unbekannt) צמד הרם רם gelesen und: *die Weihe des erhabenen Hermes* erklärt hatte. In der gegebenen Zeichnung hätte sich diese Inschrift überhaupt nicht lesen lassen, aber der Abdruck derselben in den *Impronte gemmarie* des archäologischen Instituts. Cent. II. no. 37 gewährt die Lesung: יחמו אש חכם *Jophimo, vir sapiens* d. i. wahrscheinlich Amtsname für *philosophus*, *medicus*, wie bei حكيم. Das Vaterland der Gemme dürfte Sicilien seyn, da auch die Schrift grofse Aehnlichkeit mit der Erycinischen Inschrift hat.

Kap. 8 handelt von den *Aegyptisch-Aramäischen* Denkmälern, von denen mehrere auf Papyrus geschrieben sind. Wir übergehen das erste, auch noch immer bedeutendste unter denselben, den Stein von *Carpentras*, um der übrigen noch minder bekannten zu erwähnen. Diese sind: 1) Nr. 72, ein dem bekannten englischen Dichter, Hn. *Rogers* zu London, zugehöriges Denkmal, aus *Salt's* Nachlasse, mit einer bildlichen Darstellung, die der auf dem Steine von *Carpentras* ähnlich ist, nur dafs die vor Osiris stehende Person eine männliche ist. Gegen Stirn und Helm über steht das Wort שמיתי, wahrscheinlich der Name derselben, wenn er semitisch ist, etwa st. שם אתי (*der Name* sc. Gottes *ist mit mir*). Wenigstens dieses Monument dürfte schwerlich nach Dr. *Beer's* Vermuthung jüdischen Ursprungs seyn, dagegen gar wohl 2) Nr. 73, der Turinische Papyrus, den *Hamaker* als phönizisch behandelt hat, und noch mehr 3) die Blacassischen Fragmente, welche Ref. aber schon früher in dieser A. L. Z. besprochen hat. Hr. Dr. *Beer* zu Leipzig gedenkt alle diese Denkmäler in einem 2ten Hefte seiner *Inscriptiones et Papyri Semitici in Aegypto reperti* zu behandeln, und wird dabei auch noch auf 2 in Rom befindliche Papyrus mit dieser Schrift Rücksicht nehmen, auf welchen er das Ziffersystem dieser Schriftart entdeckt hat. In

Kap. 9 sind endlich „*Pseudophoenicia et Adulterina*" zusammengestellt, und die Gründe angegeben, weshalb gewisse Denkmäler, die man sonst hierher gezogen, ausgeschlossen werden mufsten. Zu den *Pseudophoeniciis* gehören mehrere Etruscische Inschriften auf Lampen, die *Hamaker* für phönizisch hielt, selbst eine ägyptische Gemme mit dem griechisch geschriebenen Worte BAPXA, die derselbe als phönizisch von der Rechten zur Linken las (S. 334); zu den *Adulterinis* vorzüglich die von Malta aus verbreiteten Machwerke, die angebliche *Cyrenaische* Inscription, und endlich die berüchtigte Atlantische, welche freilich das grofse Verdienst hat, zur Entdeckung jener Betrügerei geführt zu haben. *) Ref. machte schon im Jahre 1829, als ihm die Zeichnung derselben durch *Böckh* mitgetheilt wurde, die Bemerkung, dafs diese Inschrift in maltesischer Sprache verfafst und in punische Schrift nach dem ersten besten Alphabete (nämlich dem Barthelemyschen mit allen seinen Fehlern) umgeschrieben sey, gab auch eine ungefähre Uebersetzung dessen, was der gelehrte Marquis oder seine Mitspielenden zu sagen beabsichtigt hatten (s. dieselbe bei *Böckh* a. a. O. p. 7), ohne alle Lücken ausfüllen zu können. Jetzt ist ihm dieses gelungen, und die plumpe Frechheit der Falsarien, die es wagen konnte, solches Machwerk an die Pariser und andere Akademien zu schicken, übersteigt wirklich alle Grenzen, wie die ersten Zeilen zeigen mögen, welche wir erst in hebräischer Schrift, dann nach der maltesischen Sprache mit Uebersetzung hersetzen wollen:

אנא אטלת אבלד זרק אמקר שהד אאלין לאדאר
אטלאט וקלן מאסתרא ריא אאכבר לאמלך
אטלאט אללי הו

aus folgenden Maltesischen:

yna atlath ylbeld sa gherek ylmakarr schehed: ghalin li har Atlas wakafn fosthne: da yl akbar l'amlack Atlas elledi hu etc.

d. h. *ego ascendi regionem, donec submersio continentis aderat: ascendimus ad montem Atlantis, substitimus in medio eius: ibi maximus regum Atlantidis ubi erat* cet.

Mit

*) Hr. *Hengstenberg* (Aechtheit des Pentateuchs S. XXV) zieht die Gelegenheit ziemlich weit herbei, um dem Ref. den Vorwurf zu machen, dafs er die *neuere* Unterschiebung der *Cyrenaica* nicht schon vor dem Erscheinen der *Atlantica* gesehen habe, da dieses doch von *Böckh* und *Kopp* geschehen sey. Diese letztere Angabe ist dahin zu berichtigen, dafs *Böckh* an der von ihm selbst (*progr.* S. 4) angeführten Stelle des *Corp. inscr. praef.* p. XXX von *inscriptionibus antiquitus fictis* redet, und die *Cyrenaica* (wie er später sagt, aus einer *intempestiva modestia*) selbst in *diese* Rubrik (in welche sie Ref. gebracht hatte) noch nicht mit Bestimmtheit zu setzen wagte; *Kopp* aber ebenfalls blofs an dem angeblichen *Datum Olymp.* 86, 3 zweifelte, dagegen des Vfs. Meinung, dafs das Monument ein gnostischer Betrug sey, brieflich seinen Beifall gab. Die Vermuthung eines Betruges von Gestern hatte also Niemand ausgesprochen, oder war vielleicht Hr. *H.* allein der Scharfsichtige gewesen? Wenn derselbe hinzusetzt, Ref. hätte sich doch vor allen Dingen den Stein selbst zeigen lassen sollen, so ist zu erwiedern, dafs dieses selbst dann schwerlich zum Zweck geführt haben würde, wenn Hr. *H.* in eigner Person die Beaugenscheinigung übernommen hätte. Er scheint nämlich nicht zu wissen, dafs wirklich ein solcher Stein existirte (und wohl noch existirt) und von dem Marquis in Paris vielen Personen gezeigt worden war, die wohl mehrere alte Steinschriften gesehen hatten, als Hr. *H.*, ohne aus der Beschaffenheit des Steins einen Verdacht zu entnehmen, wie sich denn bei gewissen Steinarten der Schein des Alterthums auf das Täuschendste nachahmen läfst.

Mit arabischer Schrift würden die Zeilen folgendergestalt zu schreiben seyn:

انا اطلعت البلد حتى غرق المقر شهد عليين لاهار
اطلاس وغفن فى وسطها ذا لاكبر لاصلكه اطلاس
الذى هو..

(Z. 1 *sa* = bis und Z. 2 *fost* in der Mitte, sind Zusammenziehungen der maltesischen Vulgärsprache für حتى bis, und فى وسط). Die ganze Inschrift ist im Namen einer Person geschrieben, welche kurz vor der Ogygischen Fluth die Insel *Atlantis* und zwar denjenigen Gipfel derselben besuchte, der nachher die Insel Malta bildete! Später war sie von *Tiberius Sempronius* bei der Eroberung von Malta A. U. 536 (Liv. 21, 51) gefunden und mit einer lateinischen Beischrift versehen worden: in Betreff welcher Ref. nur noch darauf aufmerksam machen will, *was Böckh* nicht erwähnt, dafs der Name *Atlantis* in derselben mit *th* geschrieben ist, welche Orthographie nirgends anders, als in des Marquis Schriften und Notaten vorkommt. Nun wir haben schon neulich berichtet, dafs der Stein seit dem *Böckh*'schen Programme anfängt, in Asche zusammenzufallen. Vermuthlich wird dieser chemische Proceſs jetzt vollendet seyn, und kein maltesischer Stein sich wieder ähnlicher Gefahr aussetzen.

Das *dritte* Buch (S. 261—318) handelt von den *Münzen mit punischer Inschrift*, nach den Provinzen geordnet. Diese zweite Klasse von Denkmälern hat vor der ersten in Ansehung der sichern Lesung dadurch einen gewissen Vorzug, dafs bei der Verbreitung der Exemplare in den Münzcabinetten es leichter ist, die alten Originale selbst zu untersuchen, dafs es von den meisten Münzlegenden mehrere Prägen giebt, die sich gegenseitig erläutern, und wiederum von den meisten Prägen mehrere Exemplare; auf der andern Seite sind gewisse Classen dieser Münzen, besonders die kupfernen, gewöhnlich so abgenutzt, dafs man unter 10 Exemplaren oft kein vollständig lesbares findet. — Die Münzen des *eigentlichen Phönizien* (Kap. 1) von den Städten Tyrus, Sidon, Acco, Laodicea, Marathus (Aradus, Berytus, Carne) gehören weder zu den ältesten, noch zu den am besten erhaltenen. Keine derselben geht in die Zeit hinauf, wo die phönizischen Städte unabhängig waren, die ältesten sind einige Gold- und Silbermünzen unter Alexander d. G. in Acco geschlagen; alle übrigen sind kupferne, meist schlecht erhaltene Scheidemünzen aus der Zeit von Antiochus IV von Syrien bis zu den Antoninen hinab. Die meisten endlich sind *bilingues*, nämlich mit phönizischer und griechischer Inschrift. Bei denen von *Tyrus* wird die Erklärung der vollständigern Legende: לצר אם צרנם *von Tyrus, der Mutterstadt der Sidonier* (d. h. der Phönizier), gegen *Hamaker*'s Auffassung: *von Tyrus, der Mutter der* (eigentlichen) *Sidonier*, vertheidigt, bei *Sidon* besonders die vierseitige Legende behandelt, und jedenfalls deren Lesart festgestellt, wenn auch die Erklärung noch nicht unzweifelhaft ist. Die Legende der Münze von Marathus ist eigentlich eine dreifache. Auf der einen Seite der Münze steht der Städtename מרת (מָרָה d. h. Bitterquelle, ohne Zweifel von der Quelle mit Seewasser, die Strabo XVI, p. 754 Casaub. beschreibt, benannt, vgl. מָרָה 2 Mos. 15, 23), auf der linken Seita שת (= שנת *anno*) mit der Jahrzahl, unten zu beiden Seiten der Figur 2 oder 3 sogenannte *literae solitariae*, auf den verschiedenen Prägen verschieden und von ungewisser Bedeutung, vielleicht Abkürzungen für die Namen der Magistrate, unter welchen die Münzen geschlagen sind. Da der eine dieser *literae solitariae* unmittelbar an dem Worte מרת steht, und auf den zuerst bekannt gewordenen Prägen ein א war, so ist der Irrthum entstanden, dafs der Städtename מרתא zu lesen sey, welcher hier durch mehrere neue Exemplare des Brittischen Museums gänzlich beseitigt wird.

Kap. 2 enthält die *cilicisch-phönizischen* Münzen, fast lauter trefflich erhaltene und sehr schöne Silbermünzen, auch einige goldene. Sie gehören ohne Zweifel dem persischen Zeitalter Cilicions an, wie unter andern aus den echtpersischen Darstellungen auf mehrern derselben, z. B. dem Ferver auf *litt. C.M.*, dem auf dem Wagen fahrenden Könige im Persischen Schmuck (*litt. G.*), dem einen geflügelten Löwen erstechenden König (*litt. N.*), erhellt (auch das häufige Emblem des einen Stier oder Hirsch erwürgenden Löwen gehört gewifs dahin), und woraus sich der Umstand erklärt, dafs Exemplare dieser Münzen bis Indien zerstreut gefunden worden sind. Einige derselben sind, wie die Dariken, nur auf Einer Seite geprägt, auf der andern noch roh. So wahrscheinlich jene allgemeine Zeitbestimmung aber auch ist, so dunkel ist die Bestimmung der einzelnen Städte, sofern man nicht weifs, welche Namen die darauf phönizisch benannten Städte, z. B. שבעל (Hügel des Baal), בעגא, ארץ מלך, bei den Griechen führten.*) Nur תרז ist ziemlich sicher *Tarsus*. Auf den Münzen dieser Stadt steht neben einer sitzenden Statue des Jupiter בעלי תרז, d. i. wahrscheinlicher בעלי תרז *cives Tarsenses*, als בעל תרז *Jupiter Tarsensis*. Die lange Inschrift, welche unter andern *Amad. Peyron* behandelt hat, liest Ref. מזרך זך על עבדהר כ' ג' חלך *sidus tuum lucidum* (*o Jupiter!*) *super Abdsokar sacerdotem magnum Ciliciae*, wobei vielleicht an einen der *Oberpriester* (ἀρχιερεῖς) *und Tyrannen von Olbe* zu denken ist, über welche das Umständliche bei *Eckhel* nachzulesen ist.

*) Da in dem neuen Sanchuniathon viel von den phönizischen Colonien *im Süden von Kleinasien* die Rede ist, und bisher unbekannte phönizisch aussehende Namen derselben angegeben werden (VIII, 11), war Rec. begierig, ob hier irgend eine Uebereinstimmung Statt fände, die dann wenigstens ein nicht zu verachtendes Stadium der vorhandenen Hülfsquellen bewiesen haben würde; aber von einer solchen findet sich keine Spur.

ist. Bei der interessanten Inschrift: עין אלמלך מ׳ל *oculus regis magni* ist mir die früher gegebene Erklärung, dafs *Auge des Königs* nach einem bekannten Sprachgebrauche s. v. a. Satrap sey, noch immer allein wahrscheinlich.

Kap. 3. *Münzen Siciliens und der benachbarten Inseln* (*Cossura, Gaulos*). Die sicilianischen sind unter allen Münzen mit phönizischer Schrift die schönsten, grofsentheils auch sehr wohl erhalten. Wir übergehen die bekannten von *Panormus*, um diejenigen zu erwähnen, welche hier näher bestimmt worden sind. Die von *Heraclea Minoa* hatte schon *Kopp* dieser Stadt angewiesen, aber er las darauf fälschlich: רם מלקרת *Höhe des Hercides*, da auf den Münzen selbst, von denen sehr schöne Exemplare aus dem brittischen Museum mitgetheilt sind, steht: ראש מלקרת *caput i. e. promontorium Herculis*. ש ist punische Rechtschreibung f. ראש und wurde *Ris* gelesen, wie viele Namen von afrikanischen Vorgebirgen zeigen, z. B. *Russadium* ראש עדרת, *Ruspina* ראש עפרה. Die Bedeutung *Vorgebirge* findet sich auch im Arabischen. Für *Syracusisch* hält Ref. die schöne grofse Münze mit dem Pegasus und der Inschrift: נאר את, sowie die mit dem Viergespann und ארא (Insel, *Naxos*), welche schon früher geäufserte Meinung (A. L. Z. 1836. Nr. 98) hier weiter erhärtet wird: der phönizischen Stadt *Motye* gehört fast ohne Zweifel die sehr kleine Silbermünze mit dem Medusenhaupte, deren Inschrift מטיא zu lesen ist.

Kap. 4. *Punisch-hispanische Münzen*, gröfstentheils von Kupfer, mit einem schon nachlässigern und spätern Schriftzuge, wie auf den Inseln *Cossura* und *Gaulos*, der sich zu dem Numidischen neigt. Die der Städte *Gades*, *Sexti* (?), *Abdera*, waren schon früher bestimmt, hier sind als neubestimmt die von *Belus* oder *Belo* und *Malaca* hinzugekommen. Die ersteren haben die Inschrift בעלת (בַּעֲלַת *civitas*, vgl. בַּעֲלָה 1 Kön. 9, 18), die letztern מלכא neben einem Vulcans- oder Kabirenkopfe und einer Zange. Das Emblem bezieht sich ohne Zweifel auf die Metall-Werkstätten der unter einem metallreichen Berge gelegenen Stadt (Strabo III, S. 156 Casaub.) und eben daraus geht auch die richtige Lesung und Erklärung des Namens hervor. Dieser ist gewifs nicht mit *Lindberg* durch *Königin* zu erklären, sondern מַלְאָכָא st. מַלְאָכָא zu lesen, d. h. *officina, opificium*, weshalb auch die weichere Schreibart *Malacha* bei *Plinius* und *Avienus* die genauere ist. Zugleich wird dadurch die oft gegebene Etymologie des Namens von מלחא *salsamentum* in Bezug auf das Einpöckeln der Fische berichtigt.

Kap. 5. *Punisch-afrikanische Münzen*. Es sind theils Königsmünzen von Juba 1 und Juba 2, theils Münzen der Städte, und zwar von *Achulla* (wo der Name lateinisch steht), aufserdem nach der Bestimmung des Ref. von *Vacca* oder *Vaga*, *Sabratha*, *Siga*, nebst einigen noch unbestimmten. Auf denen des ältern Juba steht neben einem Tempel רצב עי רם מלכת *qui restituit ruinam altae sedis imperii*, was sich vermuthlich auf den König als Wiederhersteller und prächtigern Erbauer von Cirta bezieht, etwas vollständiger auf andern Prägen über einem Elephanten oder Löwen: שיצב עי רם מלכתי *qui restituit ruinam altae sedis imperii nostri*.

Das *vierte Buch* behandelt die *phönizische Sprache* aus der uns zugänglichen doppelten Quelle, die sich trefflich erläutert und ergänzt, 1) den Inschriften und Münzen, welche die Worte *dem Auge* in der einheimischen Schriftart darstellen, aber ohne die belebenden Vocale, so dafs sie über die Aussprache ungewifs lassen, 2) den bei den griechischen und römischen Schriftstellern erhaltenen Sprachresten, die gerade umgekehrt nur den *Laut* und die *Aussprache* für das Ohr darstellen, während es zuweilen Schwierigkeit hat, die Schreibung und Etymologie derselben zu errathen. Bei einer Anzahl von Wörtern liefsen uns beide Quellen kaum gewähnen, dafs das vollständige Bild des Wortes, wie es etwa ein vocalisirter Text oder die vollkommenere Schrift der Neuern gewähren würde. Z. B. das hebr. ראש *Kopf* trop. *Vorgebirge*, wird im Phöniz. geschrieben רש (ohne א), gesprochen *ris*; die höchste Würde in Karthago wird geschrieben שפט, gesprochen *sufet* (hebräisch שׁוֹפֵט); der Name *Bodostor* wird geschrieben בדעשתרת d. i. Abkürzung st. עבדעשתרת Knecht der Astarte, mit Wegwerfung des ת am Ende und des *Ain* zu Anfang, wie dergleichen noch viel kühnere Zusammenziehungen der Eigennamen im gemeinen Leben sich hier und in allen Sprachen finden. Um nun das Material zu einer vollständigen Darstellung der Sprache, wie sie im 4ten Kapitel dieses Buches versucht worden, zu gewinnen, wurde nach der historischen Einleitung (Kap. 1) zuerst (Kap. 2) ein *Lexidion* der phönizischen Wörter und Formen aufgestellt, welche sich auf Inschriften und Münzen finden, welches *Appellativa* und *Nomina propria* zusammengenommen etwa 300 Artikel enthält; hierauf (Kap. 3) diejenigen phönizischen und punischen Sprachreste zusammengestellt und erläutert, die sich bei den Alten zerstreut finden, und zwar A) die *punischen Stellen beim Plautus*, B) die *bei den Klassikern zerstreut vorkommenden Appellativa*, C) die *Eigennamen der Personen* (und Götter), und D) die *geographischen Namen*.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

ALTERTHUMSKUNDE.

Leipzig, bei Vogel: *Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita*, ad autographorum optimorumque exemplorum fidem edidit additisque *de scriptura et lingua Phoenicum commentariis* illustravit *Guil. Gesenius* etc.

(*Beschluſs von Nr.* 80.)

Bei Bearbeitung der Punischen Stellen im Pönulus des Plautus glaubte Ref. vor allen Dingen dasjenige ermitteln zu müssen, was durch die MSS. des Plautus urkundlich überliefert worden ist. Er bemühte sich daher um neue genaue Abschriften der bis jetzt allein bekannten 3 *Codices* dieses Stückes, der beiden *Palatini* in Rom und Heidelberg und des *Lipsiensis*, wie auch der *Editio Princeps*, welche hier mitgetheilt werden, und unter welchen der *Cod. Romanus* ohne Zweifel den ältesten und besten Text enthält, worin jeder Sachkenner ein nicht allzusehr verdorbenes Punisch in der anderweit bekannten Aussprachsweise erkennen muſs, wenn auch in einzelnen Stellen die Herstellung und Analyse des Textes streitig bleiben mag. Die von *Angelus Majus* aus einem Mailändischen Palimpsest bekannt gemachten Fragmente enthalten nur die 6 letzten (libysch-phönizischen) Verse, von welchen unten. Bei Erklärung dès Monologs (Act. V, Sc. I) bewährte sich sodann auf das Bestimmteste die schon von *Bochart* aufgestellte aber von Neuern mit Unrecht wiederum verlassene Meinung, daſs von den 16 punischen Versen der Scene nur die 10 ersten den von Plautus selbst hinzugefügten 11 lateinischen Verse entsprechen; die 6 folgenden aber denselben Sinn noch einmal in dem libysch-phönizischen Vulgärdialecte Afrikas (den uns die *Inscriptio Tuggensis* in Schrift darstellt) enthalten, wie denn der *Codex Mediolanensis* nur die Verse dieses Idioms, aber in 10 Zeilen vertheilt, enthält. Es läſst sich nämlich die Correspondenz von V. 1—10 und V. 11—16 von Wort zu Wort, wenigstens von Gruppe zu Gruppe verfolgen, besonders in der sich dem Punischen mehr nähernden Gestalt, wie sie der Mayländische Codex darbietet. Die Erklärung dieser Stelle sowohl als des noch weit interessanteren punisch-lateinischen Gesprächs in der 2ten Scene von Seiten des Ref. schlieſst sich allerdings am nächsten an *Bochart* (der jedoch nur Sc. 1 erklärt hat) und *Bellermann* an, weicht aber nach der anderweit erworbenen Kenntniſs der punischen Sprache von beiden in wesentlichen Puncten ab, und soll unten, wenn erst einige Haupteigenthümlichkeiten der punischen Grammatik angegeben worden, eine Probe derselben mitgetheilt werden. Auch von den bisherigen Versuchen, unter welchen namentlich der letzte von dem *Abbè Robiano* zu Paris als gänzlich mislungen bezeichnet werden muſs, ist genauerer Bericht abgestattet worden.

Unter den bei den Alten vorkommenden *punischen Glossen* (etwa 120 an der Zahl), wovon *Bochart* eine Sammlung gegeben hatte, sind eine nicht geringe Zahl Pflanzennamen bei *Dioscorides* und *Appuleius*; ziemlich viele finden sich auſserdem bei *Hesychius*; in allen haben im Allgemeinen dieselben Gesetze der Aussprache statt, die wir auch in den Eigennamen beobachtet finden. Mehrere waren allerdings einer Emendation bedürftig, um auf eine passende Etymologie zurückgeführt zu werden. Einige Beispiele sind: *Ἀβιβλαβόν*, weiſse Lilie, אביב לבן; *Azirgozol*, Taubenkraut, חזיר גחל; *ἀλσουνάλφ*, *βούγλωσσον*, לשון אלן; *θορπὰθ σαδέ*, Eppich, מרסת שרה; *Magalia* die Räderhütten der Numidier, vgl. מַגָּל; *βαιτύλια*, die fliegenden und feurigen Steine (wahrscheinlich Aërolithen), die man durch göttliche Kräfte getrieben, wo nicht für wahrhafte Behälter einer Gottheit hielt = בית אל in dem Sinne: Behältniſs eines Gottes (nur nicht irgend mit Rücksicht auf Gen. 28, 18).

Von den *Personen*- und den *geographischen Namen* hatte schon *Hamaker* in den *Miscell. Phoen.* erklärende Verzeichnisse gegeben, welche aber hier über das Doppelte vermehrt worden sind, wiewohl sehr Vieles dort Aufgenommene, z. B. die Mehrzahl der Cyprischen, und alle Cyrenaische Namen, als nicht Phönizischen Ursprungs, wegfallen musten. Für das erste Verzeichniſs sind auſser den alten Schriftstellern von Herodot bis zu den Concilienacten herab, auch die Lateinischen in Africa gefundenen Inschriften benutzt worden, und auf die Verbesserung verdorbener Formen in den alten Schriftstellern, so wie die Feststellung der richtigen Orthographie nach Maaſsgabe der Etymologie viel Aufmerksamkeit verwandt worden. So ist z. B. der Name *Aïherbal* (*Ἀτύρβας*) ohne Zweifel so, nicht *Adherbal*, zu schreiben, da er punisch עתרבעל *cultor Baalis* heiſst (vgl. עָתַר *cultor dei Zeph.* 3, 10): *Polyb.* 7, 9 *Μύρκαλος*, nicht mit *Schweighäuser Μύρκανος*, denn מרקל ist bloſse Versetzung für מלקר (*Hercules*); Liv. 26, 49 *Arin* oder *Arinem*, nicht *Armem* (nach *Ha-*

maker), denn der Name hiefs *Aris* (*Sil. Ital.* 15, 332) = אֲרִיס *leo*. Vor allen Dingen hat man aber bei Erklärung dieser Namen auf die oft äufserst kühnen Zusammenziehungen und Abkürzungen der verschiedensten Art zu sehen, die sich bei den Eigennamen aller Sprachen finden, und es ist ein Hauptfehler von *Hamaker*, dafs er häufig die abgekürzte Form in Betrachtung nahm, und von dieser eine Etymologie suchte, die sie in dieser Gestalt gar nicht mehr hatte. So hat *Stembal* für sich keine Etymologie mehr, nur *Mastanabal*, woraus es zusammengezogen, hatte sie; derselbe Fall ist mit *Bostor* aus *Bodostor* (s. oben); *Suniatus* Justin. 20, 5 ist verderbt aus *Σουναλθων* Athen. 3, 36, welches für *Σαγχουνιάθων* steht, vgl. auch *Σαγχονιαθος* bei *Cyrill. Alexandrinus*; *Ballonymus* Diod. 17, 42 f. *Badlonimus* עבד לעלינים s. v. a. *Abdalonimus* Justin. 10, 10. Die meisten dieser Namen sind mit den Götternamen zusammengesetzt, wie die hebräischen mit אֵל und יְהוֹ, יָהּ, welche hier ebenfalls mannichfaltig abgekürzt erscheinen. So z. B. ist der Name מלקרת abgekürzt in *milcar* (*Hamilcar*, *Bomilcar*), *mocar* (*s.* unten, *Barmocarus*), sogar *bocar* (*Bocar*, *Bocchar*), *milco* mit *o* für *ar* (s. unten, *Himilco*), und *Carthalon* steht für *Melcarth-alon* wie *Hanna* für *Johanna*, *Klaus* für *Nicolaus*. Nicht minder interessant ist es, bei den geographischen Namen nach den einzelnen Elementen zu fragen, die denselben in mannichfaltigen kühnen Abkürzungen einverleibt sind. Zunächst sind dieses bei Städtenamen die Namen für *Stadt*, *Burg*, *Festung*, *Wohnung*, als קרת Stadt (*Cirta*, *Carth-ada* für *Carthago*, = *Carth-adas* neue Stadt), abgekürzt קר (*Ausu-curum*), עז und מָעוֹז Festung, z. B. *Usula* עז בעל, *Muzul* מעז בעל, מקום Ortschaft, in *Macomades* מקום חדש; כפר Dorf, in *Cefarsusi* כפר סוסים (Rossdorf), שוק Markt, in *Succabar* שוק דבור Getreidemarkt, *Tubursiccabure* תבור שק בר Hügel des Getreidemarktes: andere sind nach der Lage auf Bergen, Vorgebürgen, Hügeln, an Flüssen, Wasserfällen benannt, z. B. *Rus-sadium* רֹאשׁ שָׂדֶה *promontorium agri*, *Sufa-sar* שפי שר *collis principis*, *Sullucum* שִׁלּוּחַ Wasserleitung, *Nar-aggara* נַהַר אַגָּרָה Flufs des Wasserfalles, oder beziehen sich auf Ackerbau, Viehzucht, Jagd u. dgl. z. B. *Tunusida* תנו צידה Wohnung der Jagd. Ref. erlaubt sich den Wunsch, dafs Historiker und Geographen, besonders die Bearbeiter historischer und geographischer Schriftsteller dieser philologisch-kritischen Bearbeitung der punischen Eigennamen, die ihnen manches für ihre Zwecke nicht unwichtiges Resultat liefern wird, einige Aufmerksamkeit schenken mögen. Hier war die nicht geringe Zahl derselben hauptsächlich deshalb willkommen, weil sie ein reiches Material zur Kenntnifs der Sprache, und insbesondere der Aussprache derselben, gewährten, und so wenden wir uns denn

Kap. 4 zu der systematischen Zusammenstellung *der Eigenthümlichkeiten des Phönizischen* und *Punischen Idioms*, in grammatischer und lexicalischer Hinsicht. Was hier zunächst das Verhältnifs zum Hebräischen betrifft, so ist das Phönizische und Punische bei weitem in den meisten Fällen das Hebräische selbst, und wo die verwandten Sprachen einen abweichenden Sprachgebrauch haben, kann man darauf rechnen, dafs das Phönizische sich zu den Hebräischen halte, z. B. אדן Herr (nicht מָרֵא), בן Sohn (nicht בַּר), איש Mann (nicht גבר, oder رَجُل), דבר Wort (nicht מִלָּה, كَلِمَة), אנך ich, nicht אֲנָא, انَا. Dabei schliefst sich das uns vorliegende Phönizische mehr an den jüngern, als älteren Sprachgebrauch des A. T. an (ein für die Geschichte der Hebräischen Sprache in der That wichtiger Umstand), z. B. das *Relativum* ist *stets* ש, nie אשר, für *regnum* wird stets מַלְכוּת gesetzt, wie im späteren Hebraismus, manche Punische Wörter finden sich selbst nur noch im Talmud z. B. *ada* (Weidenbaum) talmud. אירן. Was sich etwa zum Aramäischen hinneigt, besteht hauptsächlich in der zuweilen platten Aussprache z. B. *šôr* שׁוֹר f. שור Rind, *thym* תם (daselbst), *thera* (תרא Thür) bei Plautus u. dgl. Zwischen dem eigentlich Phönizischen und dem Punischen endlich ist in der Schrift gar kein Unterschied, wohl aber in der Aussprache und Vocalisation, wovon sogleich die Rede seyn wird. Diese hat nämlich einige durchgehende Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die Punische Aussprache von der Hebräischen unterschied, wiewohl der grammatische Bau der Wörter auf das Genaueste derselbe war, als: 1) das lange *o* ward in Africa herrschend wie *û* gesprochen, als *Sufet*, *salus* שלום drei, ראש Kopf *rês*; in Phönizien selten, wie עליון Ἑλιοῦν, aber *Adonis* אֲדֹנִי. 2) Das kurze (aus *Schwa* entstandene) *i*, desgleichen das *Segol* und *Schwa mobile* werden im Punischen mit dem dunkelen, stumpfen Laute *y* (den noch heute der Maroccaner und Malteser bei der Aussprache des Arabischen liebt) ausgesprochen z. B. *ynnymnu* bei Plautus f. הֵנָּמוּ *ecce eum*; *yth* אֵת; *byn* בֵּן u. s. w. ähnlich in den LXX *Βαιθσαμύς* für בֵּית שֶׁמֶשׁ. 3) Das *Schwa mobile* klingt stets wie der folgende lange Vocal, nach einer bekannten Regel der Rabbinen, die auch die LXX befolgen. Also wie סְלֹם LXX *Σοδόμ*, so im Phöniz. *Malaca* מְלָכָא, *Tigilla* תְּגְלָא, מתרנבל *Muthumbal*, גבולים *gubulim* u. s. w. Selbst kurze Vocale assimiliren sich auf diese Weise den folgenden längern, z. B. בֶּרֶשׁתּוּר lautet *Bodostôr*, wo der letzte lange Vocal zwei vorhergehende sich angeähnlicht hat, שָׁבְתּוּ *Suptu*, לָהֹם *lohom*, בדיאל *Bidil*. 4) *y* tönt häufig wie *o* (woraus sich begreift, dafs die Griechen diesen Buchstaben für das *Omicron* gebrauchen konnten) z. B. מעקר *Mocar* (Hercules), בעלתי *Βωλοθής*, נעמה *Νωμά*, welche Pronunciation sich übrigens auch schon in den LXX finden, z. B. מַעֲכָה *Μωχά* 1 M. 22, 24, נַעֲמָה *Νωμάν* Jos. 15, 41. Besonders merkwürdig ist 5) die öftere Auflösung der Sylben *al* und *ar* (in *au*, und dann) in *ô*, gerade wie *cheval*, *chevaux*; *faloue*, *faux*; *a le*, *au*. In der phö-

phönizischen Schrift wird dieses *ô* theils durch י (s. Nr. 3) ausgedrückt z. B. מלקי f. מלקת Hercules, theils weggelassen z. B. מלש Königreich, מך *môch* König, מכת *mochût* Reich. Beispiele in griechischer und lateinischer Schreibung sind *Mochus* (Name des phönizischen Geschichtschreibers) und *Bocchus* (Name des Numidischen Königs) für *Malchus*; *Chanebo* auf Inschriften für *Chanebal*, *Himilco* = *Himilcar*. Auch von dieser Auflösung kommen übrigens im A. T. Beispiele vor, als בֵּית מְעַכָה LXX *Βὴθ Μωχά*, wahrscheinlich s. v. a. בֵּית מַלְכָּה Jes. 15, 5 f. וְיִצְרְרוּ, חֲצוֹצְרוֹ für חֲצַרְצְרוֹ trompeten; und wahrscheinlich הַדַּרְנִים für הַדָּנִים *Dardani*, *Troes*. Aehnlich ist in den Wurzeln die Auflösung von הָמַךְ in ה. dgl. *m*. Anderes minder Wichtige übergehn wir, um noch aus der Formenlehre dasjenige beizubringen, was sich vom Hebräischen etwa unterscheidet. Der *Artikel* ist etwa gleich häufig mit ה und mit א geschrieben, ein einziges Mal vollständig אל, in אלמלך גדל *num. Cilic. F.*: ausgesprochen wird er herrschend *a* z. B. *Gadamusa* גד המוצא (*fortuna fontis*). Das *Suffixum* der 3 *pers. masc. gen.* ist stets ה (ה), ausgesprochen im Phönizischen *ô*, im Punischen *u*, z. B. *Ithobaal*, dagegen *Suptu* שָׁפְטוּ. Dafs das *Relativum* stets ש nie אשר ist, wurde schon oben bemerkt. Von Verbalformen und Conjugationen kommen namentlich auch die dem Hebräischen eigenen *Niphal* und *Hophal* vor. Beim *Nomen* ist die wichtigste Eigenthümlichkeit, dafs das *Femininum* bei weitem in den meisten Beispielen auf ת ausgeht, seltener auf א, nur in einem einzigen ungewissen Beispiele auf ה, z. B. שנת Jahr, איה und איא Insel, מאת hundert, חנא *Hanna*, לאדכא *Laodicea*. Jenes entspricht nun allerdings in einigen Beispielen dem Hebräischen ־ֶת z. B. *anêθ* (bei *Diosc.*) Pech, זֶפֶת: aber herrschend wurde es *ath* ausgesprochen, wie eine lange Reihe von Appellativen und Eigennamen zeigt, z. B. מרת *Marath-us*, רו בריכת *Ru-bricat-us*, נפתת *ναφάτ*, und entspricht also der im Hebräischen seltenen (בְּרֵכָה, קָאת) aber in den Eigennamen der benachbarten Völker häufigeren Endung ־ַת, z. B. צָרְפַת *Sarepta*, אֵילַת *Aelana*, גָּלְיַת *Goliath*, אֲחֻזַּת, דְּבִרַת u. a. m. Die Pluralendung endet herrschend auf *im*, selten auf *în*, im *Feminino* auf *oth*, auch *uth*, *yth* gesprochen. Die verschiedenen Formen des *Nomen* sind ganz der hebräischen Bildung analog, nur dafs die dagessirten Formen öfter keine Verdoppelung haben, z. B. אַדִּיר *addir* und *adir*, כַּבִּיר *Cabirus*, דִּבּוּר *dibûr*: die Segolatformen haben meist die Form מָלָךְ, wie die Buchstabennamen *Aleph*, *Daleth*, *Lamed* und andere Beispiele zeigen z. B. *Abd-alonim*. Auch der lexicalische Sprachvorrath coincidirt ganz mit dem Hebräischen, nur dafs einige im A. T. nur in Spuren enthaltene Formen hier häufiger sind, z. B. der Sing. מו Wasser (vgl. מוֹאָב *aqua patris*), arab. مَاءٌ, wozu auch ein *fem.* מות z. B. *Muti-genna* מותי גנה (*aqua horti*), בקי Stadt (vom ägypt. *baki* Stadt, oder vgl. mit בקעה Thal), אַגְרָה und נַגְרָה Wasserfall, תְּנוּ *thunn* Wohnung (vgl. תָּוֹת Mal. 1, 3): auch ist öfter die Femininalform gebräuchlich, wo die hebräische Sprache sie nicht hat, z. B. עמת Volk, אית Insel. Als Probe der Sprachform, wie sie sich für das Ohr gestaltete, wollen wir einige Verse des Plautinischen Monologs, deren Lesart und Erklärung als sicher betrachtet werden kann, hieher setzen, wobei zu bemerken ist, dafs jeder Vers aus 2 rhythmisch-parallelen und sich reimenden Gliedern besteht.

Vs. 1. *Yth alonim valomidh* | *siccarthi simacom syth*
את עלינים ולמדנות | זכרתי שמקום זאת
d. i. *Superos Superasque* | *celebro huius loci*
bei Plaut. *Deos deasque veneror, qui hanc urbem colunt.*

Vs. 4. *Birua rob syllohom* | *alonim ubimyoyrthohom*
ברוח רב שלהם | עלינים ובמשרתהם
d. i. *virtute magna, quae iis* | (*sc.*) *diis* (*est*) *et imperio eorum*
(bei Plautus entsprechen nur die Worte: *di vostram fidem!*)

Vs. 9. *Bynni id chi llu hily gubulim* | *lasibit thym*
ביני עד כי לו אלה גבולים | לשבת תם
d. h. *indicavit mihi testis, quod hae regiones* (*sunt*) *ad habitandum ibi*,
bei Plautus: *in hisce habitare monstratu'st regionibus.*

Vs. 10. *Body aly thera ynnynnu ysl ym* | *moncor lu sim*
עבדי (ם) עלי תרע הנני אשאל אם | מנכר לו שם
d. i. *Servi ad ianuam: ecce hunc interrogabo, num cognitum ei sit nomen,*
bei Plautus: *hos percunctabor, qui huc egrediuntur foras.*

Das erste der beiden Register enthält eine Zusammenstellung der aus allen verschiedenen Quellen genommenen Phönizischen und Punischen Wörter, woraus man ersieht, dafs sich der daraus genommene lexicalische Sprachvorrath mit Einfluss der *Nomina propria* bis gegen 600 Artikel beläuft, die mit dem Hebräischen fast ohne Ausnahme zusammenstimmen.

Indem Ref. für jetzt die Feder niederlegt, und das von ihm Erstrebte der wohlwollenden Beurtheilung urtheilsfähiger Zeitgenossen übergiebt, hat er für die fernere gedeihliche Fortbildung der Phönizischen Schrift- und Sprachwissenschaft noch einen doppelten Wunsch: *einmal*, dafs diejenigen gelehrten Gesellschaften und Reisenden, vorzüglich aber die in Tunis selbst ansässigen Personen, welche bisher sich der Aufgrabung dieser Monumente gewidmet haben, in ihrem rühmlichen Eifer nicht erkalten mögen, da besonders auf den Trümmern von Carthago (deren Ausbeutung jetzt erst begonnen hat) der Schoofs der Erde gewifs noch manches hochwichtige Denkmal verbirgt: *sodann* aber, dafs die noch dunkelen Partien der Wissenschaft ohne bittere und rechthaberische Polemik (wie bei Swiaton und zum Theil auch Hamaker) durch ein nur der Wahrheit gewidmetes wissenschaftliches Zusammenwirken der dazu Berufenen aufgehellt werden mögen.

Mit

Mit der äufseren Ausstattung des Buches durch die Verlagshandlung wird das Publicum gewifs zufrieden seyn. Druck und Papier sind dieselben, womit *Hadschi Chalfa* für die Londoner *Asiatic Society* gedruckt ist. Von Druckfehlern bittet man noch folgende zu verbessern: *Praef.* pag. XXV Z. 15 *maximam* (*fructum*), und pag. 468 Z. 17 *aeque*, lies *neque*. *) *Gesenius.*

MEDICIN.

Breslau, b. Gosohorsky: *Armamentarium chirurgicum* oder möglichst vollständige Sammlung von Abbildungen (und Beschreibung) chirurgischer Instrumente älterer und neuerer Zeit, herausgegeben von *A. W. H. Seerig*, ord. Professor der Chirurgie u. s. w. zu Königsberg. 1835 — 1836. (bis jetzt 145 Tafeln in Imp. Fol. in 12 Heften und 65 Bogen Text in 8.) (22 Rthlr. 12 gGr.)

Es gereicht dem Unterzeichneten zum grofsen Vergnügen, unter vorstehendem Titel ein Werk anzeigen zu können, welches nach seinem Dafürhalten als eine wahre Bereicherung der chirurgischen Literatur anzusehen ist und über das gegenwärtig ein Urtheil zu fällen frei steht, da es fast gänzlich beendigt und seine vollständige Abschliefsung in der nächsten Zeit zu erwarten ist. Wir besitzen allerdings eine nicht geringe Anzahl ähnlicher Werke, aber das vorliegende unterscheidet sich von denselben wesentlich, sey es in der Tendenz oder in der Ausführung. Die meisten der verwandten Werke stehen der Zeit ihres Erscheinens nach zu entfernt, um in Betracht zu kommen, so die von *Lafaye*, *Brambilla* u. a.; unter den neueren hat die vorzügliche Arbeit von *Krombholz* einen anderen Zweck, in sofern sie auf eine rationelle Darstellung der Instrumentenlehre an sich ausgeht und die eigentlich praktische Seite derselben zurücktreten läfst; *Leo* hat sich in seinem, übrigens vortrefflichen Armamentarium zu sehr beschränkt; die akiurgischen Abbildungen, welche der Unterzeichnete herausgegeben hat, haben es nicht blos mit den Instrumenten zu thun, sondern vielmehr mit der Versinnlichung aller auf die operative Chirurgie Bezug habenden Gegenstände, und die Darstellung der Operationen selbst ist daher in ihnen ein integrirender Theil. Hr. Prof. *Seerig* hat es sich dagegen zum Zweck gemacht, eine Sammlung der Werkzeuge der Chirurgen zu geben, welche nicht allein bezüglich ihres Inhaltes möglichst vollständig ist, sondern zugleich die einzelnen Gegenstände in möglichster Anschaulichkeit und Deutlichkeit, sowohl hinsichtlich ihrer Form, als Zusammensetzung darstellt, und auf diese Weise nicht minder dem praktischen Wundarzt, um daraus die Anwendungs- und Wirkungsweise der Instrumente zu begreifen, wie dem Instrumentenmacher, um danach zu arbeiten, brauchbar sind. Diesen Zweck hat der Vf. sehr vollständig erreicht, was um so einleuchtender wird, wenn man seine Arbeit mit ähnlichen neueren vergleicht z. B. mit dem *Dictionnaire historique et iconographique de toutes les opérations et des instruments, bandages et appareils de la chirurgie ancienne et moderne* von *Colombat de l'Isère*, welches gegenwärtig in Paris erscheint und darauf Anspruch macht, *le complément de tous les autres dictionnaires de médecine et le seul contenant l'histoire et les dessins de la partie mécanique de la médecine externe et de toutes les spécialités chirurgicales* etc. zu seyn. Während hier die Gegenstände in zwar niedlichen, aber vielfach verkrüppelten Miniatur-Figuren dargestellt sind und der Text sich mit französischer Weitschweifigkeit auf alles Andere verbreitet, die Sache selbst aber nur flüchtig berührt, erhalten wir dagegen von Hn. *Seerig* deutliche, richtige, in gutem Steindruck ausgeführte Abbildungen der Instrumente, fast überall in natürlicher Gröfse, nebst einer klaren und ausführlichen Beschreibung der Form, Gröfse und Zusammensetzung der betr. Werkzeuge. Der letzteren ist noch die Angabe der Fundorte der Abbildungen oder Beschreibungen in anderen Werken, den Figuren aber der Name des Erfinders des betr. Instruments hinzugefügt.

Die Einrichtung des Werkes ist diese, dafs zuerst die allgemeine Instrumentenlehre abgehandelt wird, deren Gegenstand die verschiedenen Formen von Sonden, Pincetten, Haken, Messern, Scheeren u. s. w. sind; darauf folgt die specielle Instrumentenlehre, nämlich die Darstellung der für die einzelnen Operationen dienlichen Werkzeuge, wobei im Wesentlichen die von *Schreger* in seiner Operationslehre befolgte Eintheilung und Ordnung zum Grunde gelegt ist.

Indem Rec. demnach das Seerig'sche Armamentarium aus Ueberzeugung allen seinen Fachgenossen anempfiehlt, kann er nicht umhin, auch der Verlagshandlung rühmend zu gedenken, welche das Werk sehr gut ausgestattet hat und der für den von ihr dafür gemachten, gewifs sehr bedeutenden Kostenaufwand ein reichlicher Absatz recht sehr zu wünschen ist.

Blasius.

*) Der Ladenpreis desselben ist nicht, wie oben Nr. 77 bei dem Titel bemerkt, 10 Rthlr., sondern 12 Rthlr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

KUNSTGESCHICHTE.

Mainz, b. Wirth: *Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz, begleitet mit einer, vorhin noch nie angestellten, genauen Prüfung und gänzlichen Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtenen Ansprüche der Stadt Strafsburg, und* (mit) *einer neuen Untersuchung der Ansprüche der Stadt Harlem, und* (mit einer) *vollständigen Widerlegung ihrer Verfechter Junius, Meermann, Coning, Dibdin, Ottley* und *Ebert.* Von *J. Wetter.* Mit 13 gr. Tafeln voll sehr genauen Facsimiles. 1836. X u. 806 S. 8. (Pr. 12 Fl.)

Der Vf. spricht in der Vorrede sein Bedauern aus, dafs der vorliegende Gegenstand schon 200 Jahre bestritten, und noch nicht zur vollen Erkenntnifs gebracht wurde, weil mifsverstandene Vaterlands-Liebe Urkunden erdichtete, verkannte oder verfälschte. Er findet den Hauptgrund zur Entscheidung des Streites in der Erörterung der Frage: *Von Wem, zu welcher Zeit und an welchem Orte die Kunst, mit beweglichen Buchstaben zu drucken, erfunden worden ist, was die ersten Anlässe und der nächste Schritt zu der Erfindung und die Stufen ihres Fortgangs waren.* Der Vf. will beweisen, dafs *Gutenberg* die Zusammensetzung beweglicher Buchstaben zum Abdrucken nicht zu Strafsburg, sondern zu Mainz mit dem Lettern-Gufs erfunden, die 42zeilige Bibel daselbst gedruckt, 1455 sich von Fust getrennt, und durch die Entlassung der Arbeiter die Buchdrucker-Kunst in der ganzen Welt verbreitet habe. Er will die Ansprüche der Städte *Harlem* und *Strafsburg* in die gebührenden Schranken zurückweisen, und bedient sich zur Ueberzeugung der Leser einer neuen Art von Beweisführung, ohne Schonung seiner eigenen Landsleute, wenn diese aus übertriebenem Patriotismus auf Irrthümer gerathen sind.

Die Stadt Mainz glaubte mehre Jahrhunderte im ungestörten Besitze des doppelten Ruhmes zu seyn, dafs sie die Geburts-Stätte des Erfinders sowohl als der Erfindung sey. Erst das dritte Jubelfest der Buchdruckerkunst von 1740 weckte den grofsen Gelehrten, *Schöpflin*, zum Widerspruche, und er brachte 1745—60 eine Reihe archivalischer Urkunden, aus welchen man schlofs, *Gutenberg* habe zu Strafsburg seine wichtige Erfindung gemacht. Um diesen Widerspruch ganz zu entkräften, blieb dem Vf. nichts anderes übrig, als die erste Veranlassung der Erfindung bis zur vollendeten Kunst mit den Lebensumständen *Gutenberg's* zu entwickeln.

1. Kap. §. 1. Von den Assyrern bis zur vollendeten Buchdruckerkunst bedienten sich viele Völker der Siegel-Ringe, Figuren oder Inschriften in Wachs, Blei oder Gyps abzudrucken. Durch Stempel bedruckte man Anfangs Leder, und später Metall als Münze, dann Ziegel und Gefäfse zur Bezeichnung der Eigenthümer. Man bediente sich sogar metallener Stempel zum Zeichnen der Sclaven und des Viehes. Das Abdrucken verkehrter Inschriften mit Farbe war unter den Spartanern schon bekannt; die jüdischen Propheten liefsen schon ihre Prophezeiungen in gerollte Bücher schreiben. Da unter Griechen und Römern die Kinder durch einzelne überschmierte Buchstaben von Holz oder Elfenbein zum Lesen angeleitet wurden; so hätte man schon damals die einzelnen Buchstaben zusammen setzen und verbinden können. §. 2. Im Mittelalter druckten die Mönche durch überfärbte Stempel die Heiligen-Bilder oder grofsen Buchstaben auf Pergament. Die früher blos bemalten Spielkarten wurden seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts auf Holztafeln gedruckt, und die Arbeiter wurden zünftig. Aus einzelnen Heiligen-Bildern folgten Darstellungen ganzer Geschichten in fortlaufenden Blättern, von welchen jene des Heilands als Armen-Bibel auf 40 Blättern durch blofse *Tinte* mit Reibern die bekanntesten sind. Eben so die Offenbarung Johannes in 48 Blättern; die Geschichte der Maria mit mehren Textes-Worten in 16 Blättern, *ars memorandi* in 30 Blättern, *ars moriendi* in 24 Blättern, von welchen auf einem Blatte das Bildnifs, auf dem entgegenstehenden der Text ist. Nur bei dem *speculum humanae salvationis* sind die Bildnisse und der Text gesondert gedruckt worden (Ueber diese Gegenstände findet man die ausführlichste Belehrung in *Heller's* Geschichte der Holzschneide-Kunst). Um jedoch den Abdruck von Holztafeln zum Drucke eigentlicher Bücher zu erheben, bedurfte es einer neuen Erfindung. Von Seite 28 beginnt der Vf. der Vorzeit seiner Vaterstadt Mainz in mancherlei Beziehungen gerechtes Lob zu ertheilen. Er entwickelt die Verhältnisse der Familie *Gensfleisch*, als einer der ältesten, deren Glied *Claus* eine Seitenlinie mit dem Beinamen *Sorgenloch* bildete. Ein Enkel *Peters zum Gensfleisch Friele II.* heirathete *Else zu Gudenberg*, welche zwei Söhne *Friele III.* und *Johann* zeugte, welcher letztere sich *Gensfleisch zum Gutenberg* nannte. Nach deutlich auseinander gesetzter Stammreihe des Letzteren wird der Geburts-Ort *Mainz* für *Johann Gutenberg*, wie für *Johann Fust* bestätigt. In einem Aufstande der Plebejer gegen die Patrizier dieser Stadt vor 1420. wanderten viele der Letzteren, und auch *Johann Gensfleisch zum Gutenberg* aus.

Erst 1430 versöhnten sich beide Parteien, und unter mehren Ausgewanderten war dieser besonders ausgezeichnet, nach Mainz zurückkehren zu dürfen. Vom J. 1420 bis 1434 ist keine Spur seines Aufenthalts-Ortes; erst im letzten Jahre gibt er die erste, indem er zu Strafsburg den Mainzer Stadtschreiber *Niklaus* wegen 310 fl. rückständiger Zinsen verhaften, aber nach einigen Verhandlungen wieder frei gehen liefs. Am Ende des Monats Mai 1434 liefs er 2 fl. dieser jährlichen *Zinsen* nach, und verfrug sich mit dem Magistrate von Mainz, wahrscheinlich bei einer kurzen Anwesenheit daselbst, auf 12 fl. in zwei Raten. Vom J. 1436—39 ist *Johann Gutenberg's* Aufenthalt zu Strafsburg durch einen Prozefs mit *Andreas Dritzehn*, *Hans Riffe* und *Andreas Heilmann* erwiesen, von welchem der Vf. die vollständigen Zeugenverhöre, S. 56—74, abdrucken liefs, aus deren zweckmäfsig beigesetzten Randzahlen er am Schlusse die wichtigsten Punkte nach chronologischer Ordnung aushebt und erläutert.

II. Kap. Hier werden die Meinungen und Urtheile der ausgezeichnetsten Bibliographen über die Zeugen-Verhöre aufgestellt, und in vielen Noten deren unrichtige Ansichten und Folgerungen beleuchtet. An der Spitze steht *Schöpflin* (*Vind. typogr. Argent.* 1760.) welcher (von S. 82—98) aus übertriebenem Patriotismus der Stadt Strafsburg die Ehre der Erfindung der Buchdrucker-Kunst mit beweglichen Buchstaben zueignen wollte, obschon er selbst zuerst jene wichtigen Akten-Stücke herausgab, aus welchen höchstens von Uneingeweihten auf einen *Gutenberg*'schen Druck mit Holztafeln geschlossen werden könnte. — Noch im nämlichen Jahre erhob sich gegen *Schöpflin* der gelehrte Buchdrucker *Fournier* durch besondere *Bemerkungen*, in welchen er zwar einen Theil der *Schöpflin*'schen Irrthümer widerlegt, aber selbst in neue geräth, theils aus Unkenntnifs der altdeutschen Sprache, theils aus der Voraussetzung, als habe *Gutenberg* schon eine vollständige Einrichtung der Druckerei zu Strafsburg gemacht. — Deswegen trat *Bär*, als Schutz-Redner *Schöpflin's*, mit blofser Wiederholung von dessen irrigen Voraussetzungen gegen *Fournier* auf. (Das Wesentlichste der Behauptungen dieser Schriftsteller hat der Vf. von S. 28 bis 116 angeführt, wie es auch von den übrigen in der Folge geschieht.) *Meerman* (*Origines typogr. Hagae* 1765) tritt (S. 116—123) hier mit der Voraussetzung auf, als sey der Vorzug der Harlemer, und die Zurückweisung der Mainzer ganz entschieden, nimmt irrig an, *Gutenberg* habe die Zerlegung beweglicher Buchstaben in 4 Columnen (statt 4 Holz-Tafeln) seinem Diener befohlen, obschon kein Wort in den Zeugen-Verhören steht. *Meerman's* Schwachheit aus Patriotismus ist in Noten hinlänglich widerlegt. — *Heinecke* (*Idee gen. d'une collection compl. d'Estampes*) irrt sehr, dafs er statt des Tafeldruckes schon hölzerne Typen dem *Gutenberg* zuschreibt, von Form-Rahmen und Verbindungs-Faden einzelner Wörter und ganzer Zeilen spricht, von welchen doch keine Rede ist. Ueberzeugt vom Karten-Drucke in früherer Zeit, glaubt er (S. 123—130) an die ganz natürliche Beschäftigung *Gutenberg's*, aus vielen Tafeln ein Buch zu drucken, obschon vor *Gutenberg* Niemand daran dachte. Er irrt, dafs er erst dem *Peter Schöffer* das Giefsen der Matrizen und Patrizen erfinden läfst, was doch *Gutenberg* schon wufste. — *Oberlin* (*Essai d'annales de la vie de Gutenberg*) wiederholt nur die Irrthümer *Schöpflin's*, und fügt neue hinzu, indem er undatirte Werke der Stadt Strafsburg zuschreibt, welche bekanntlich anderswo erschienen. — *Fischer* (*Essai sur les monumens typogr. de Jean Gutenberg à Mayence l'an X.*) ist zwar auf gutem Wege, irrt aber darin, dafs er dem *Mentel* zu Strafsburg nur feste Tafeln anwenden läfst, obschon die deutsche Bibel (bis auf den Schlufs) mit beweglichen Buchstaben gedruckt wurde; ferner, dafs er die Erzeugung der Erfindung nach Strafsburg, die Geburt derselben aber nach Mainz verlegt. Denn die wahre Erfindung ist erst mit beweglichen Lettern geschehen. *Lambinet* (*origine de l'imprimerie. Paris* 1810.) legt mehr in die Worte *Gutenberg's* (S. 134—38), als sie ausdrücken, und widerspricht sich öfters. — *Daunou* (*analyse des opinions sur l'origine de l'imprimerie*) behauptet einmal, *Gutenberg* habe schon vor 1440 versucht, Buchstaben in Holz oder Metall zu schnitzen; ein anderes Mal dafs alle vor 1457 erschienenen Bücher mit festen Tafeln oder gegossenen Buchstaben gedruckt wurden. — *De la Lerne Sant-Ander* (*dictionnaire bibl.*) glaubt, zum Abdrucke der Holztafeln habe *Gutenberg* weder Formen noch Reiber gebraucht, und Strafsburg sey die wahre Wiege der Buchdrukkerkunst. — *Lichtenberger* (*initia typogr. Argent.* 1811.) wiederholt nur die Irrthümer seiner Landsleute von Strafsburg, wie *Coning* in seiner Preisschrift für Harlem vom J. 1816. — *Schaab* (Geschichte der Erfindung der Buchdrucker-Kunst zu Mainz 1830.) folgerte aus irriger Voraussetzung, dafs *Gutenberg* schon vor 1420 die Idee zur Buchdrucker-Kunst gefafst, über diese bis 1436 nachgedacht, und bis 1438 dieselbe schon zur Ausführung gebracht habe. — An diese Gegner reihen sich noch *Dibdin*, *Ottley*, *Douce* und *Scheltema*, deren gegentheilige Behauptungen der Vf. in 111 Nachträgen S. 753—767 durch kurze Noten ganz entkräftet.

III. Kap. Ehren-Rettung der Stadt Mainz gegen die Ansprüche der Stadt Strafsburg. §. 1. Macht der Vf. sehr wahrscheinlich, dafs der bekannte Holzschnitt des heil. *Christoph* aus der Charthause zu *Buxheim* eher 1473, als 1423 gedruckt wurde — dafs *Gutenberg* seinen Diener beordert habe, nicht allein die 4 Blattseiten oder Holztafeln aus der Presse zu nehmen, sondern auch diese selbst von einander zu zerlegen. Denn er hätte vorher öfters verboten, dafs man die Presse Niemand möge sehen lassen. Wie der Vf. tiefer unten genau darthut, dafs zu Mainz Anfangs alle Buchstaben durch Faden oder Drath zu einer Zeile, und alle Zeilen einer Seite wieder zusammengebunden werden mufsten; so beweist er auch, dafs durch das Aufziehen zweier Schrauben

nur

nur die ganzen auf der Presse liegenden Holztafeln aus einander gebracht werden konnten. §. 2. macht er sehr wahrscheinlich, dafs *Gutenberg's* Formen deren Auseinanderlegen er befahl, nur zu Spiegeln bestimmt waren. Da er zu Mainz 12 Jahre später noch so mifstrauisch war, ungeachtet des *Fust*'schen Geld-Vorschusses alles zur Buchdruckerei Gehörige nur in seinem Wohnhause zu bewahren; so würde er zu Strafsburg es nicht in dem von ihm sehr entfernten, durch Stadtmauer und Thor getrennten Hause des zahlungsunfähigen *Dritzehn* bewahrt haben, wenn es ein gleich wichtiges Geschäft betroffen hätte. Höchstens konnten neben den Spiegeln, welche dieser auf die siebenjährige Wallfahrt nach Aachen von 1440 vorbereitete, nur Tafeldrucke von Abbildungen der dasigen Heiligen und Reliquien gemacht werden. Aber auch dieses zugegeben, so waren doch noch keine Abdrücke gemacht; sonst hätte *Gutenberg* sie mit den Formen durch seinen Diener sicher abholen lassen (S. 208 ist 1438 statt 1448 zu lesen). §. 3. Wenn man die einzig gültigen historischen Zeugnisse des Abts *Trithem* und dessen Nachbeters *Bergellanus* genau erwägt, so ergibt sich, dafs das *Vocabularium* und die Donate zu Mainz noch auf Holztafeln gedruckt wurden, und dafs *Gutenberg* erst durch das Zerschneiden der einzelnen Buchstaben derselben auf die Idee beweglicher Lettern kam, in welcher er von *Fust* unterstützt wurde. §. 4. wird bewiesen, dafs *Gutenberg*, der nach 1450 zu Mainz auf ganzen Holztafeln druckte, und dann erst diese in einzelne Buchstaben zersägte, dieses Geschäft 14 Jahre früher zu Strafsburg nicht verrichtet haben konnte. In einem Anhange rechtfertigt der Vf. seinen Verdacht gegen *Schöpflins* Redlichkeit in der Herausgabe der Prozefs-Urkunden über *Gutenberg*, sagt aber am Schlusse: „ich bereue die Verletzung des Andenkens *Schöpflin's*, und bringe hiemit vollkommen Wiederruf und feierliche Ehrenerklärung seinen Manen zur Sühne dar."

IV. Kap. Geschichte der Erfindung der Buchdrucker-Kunst zu Mainz durch *J. Gutenberg*. §. 1. folgt eine Uebersicht der wichtigsten Quellen und Berichte: a) des Abts *Trithem* (nach *Peter Schöffer*) b) des *Arnold Bergellanus*, lateinisch und deutsch, c) des *Johann Friedrich Faust* von Aschaffenburg, d) der Kölner Chronik nach dem Berichte von *Ulrich Zell*. — e) des Buchdruckers-Sohnes *Johann Schöffer* in zwei von ihm herausgegebenen Werken von 1505 und 1513, und endlich f) in dem Instrumente des Notars *Helmasperger*. Alle diese Urkunden sind mit Rand-Zahlen versehen, auf welche der Vf. bei wichtigeren Anständen sich beruft. (Rec. bedauert, dafs der Verf. nicht auch *Hartmann Schedels* Aeufserung berücksichtigte, welcher einmal zu Strafsburg war, und die Druckpresse *Joh. Mentels* sah, welche die Form einer Weinpresse hatte.) §. 2. *Gutenberg* verweilte zu Strafsburg bis 1444 nach 3 Urkunden von 2. Jun. 1441 und v. 15. Dez. 1442 und 1444. §. 3. Er kehrte nach Mainz zurück, bestrebte sich vergebens nach Fortschritten in seiner Erfindung, bis er mit *Joh. Fust* daselbst einen Vertrag zu einem Geld-darleihen von 800 fl. auf 6 Procent schliefst. §. 4. In dieser gesellschaftlichen Verbindung übte er sich für Tafeldrucke, und wendete diese sogar auf gröfsere Werke an (Hier setzt sich der Vf. S. 299 in Widerspruch mit späteren Behauptungen, welche über den gleichzeitigen Buchdrucker *Albrecht Pfister von Bamberg* tiefer unten S. 454 folgen). §. 5. *Gutenberg* verfiel auf das Zersägen der Holz-Tafeln zum Drucke mit deren einzelnen beweglichen Buchstaben. Der Vf. beweist, dafs mit solchen (nach seiner persönlichen Erfahrung) nicht nur gedruckt werden kann, sondern auch gedruckt worden ist. Er unterstützt seine Behauptung durch viele Aussagen älterer Schriftsteller, welche er gröfsten Theils wörtlich anführt. Er zeigt auch, wie die hölzernen Buchstaben die höchst mögliche Gleichheit erreichen können. §. 6. Sobald *Gutenberg* den Text einer Holz-Tafel in einzelne Buchstaben zerschnitten hatte, so gewann er die Ueberzeugung, dafs er dieselben durch Metallgufs viel schneller vervielfältigen könne, als durch Schnitzerei in Holz. Er verfiel daher nach mehren Versuchen auf die Schrift-Giefserei, fertigte Matrizen, und aus diesen Buchstaben von Blei und Zinn, wie mehre Schriftsteller der kurz nachfolgenden Zeit bezeugen. §. 7. läfst der Vf. zwischen 1452 — 53 den Druck der 42zeiligen Bibel mit gegossenen Buchstaben beginnen, zählt die vielen Schwierigkeiten, Kosten und Verlegenheiten auf welche dieses Unternehmen für *Gutenberg* hatte, zeigt die Beschaffenheit seiner Buchstaben und die Gufsweise, und wird vom Gelingen so vertrauensvoll, dafs er ihm sogar die Ablafsbriefe von 1454 — 55 unbedingt zuschreibt, welche von andern Bibliographen für *Albrecht Pfister* in Anspruch genommen werden. §. 8. Nachdem der Vf. im vorigen §. durch öftere Wiederholungen seine Ueberzeugung von *Gutenbergs* Verdiensten vor jenen *Peter Schöffer's* dem Leser einzuprägen gesucht hat, geht er hier auf letzteren über, welcher im Geheimen eine leichtere Art die Buchstaben zu giefsen, nämlich durch Schlagung der Matrizen mittelst stählener Stempel in Kupfertäfelchen, erfunden, und nur dem *Joh. Fust* dieses Geheimnifs mitgetheilt hatte. Dieser, von den Vortheilen überzeugt, wartete nur auf die Vollendung der 42zeiligen Bibel, um mit *Schöffer* in Verbindung zu treten, und von *Gutenberg* seinen Geldvorschufs zurückzufordern. Zu Friaul bei Udine ist ein Altarblatt von getriebenem Goldblech, in dessen Basreliefs die Jahrszahl 1185 eingeschlagen ist. §. 9. Der Vf. hat den Streit *Joh. Fust's* gegen *Gutenberg* sehr deutlich auseinander gesetzt. Nämlich, dafs einmal *Fust* 800 fl. für die Einrichtung der Druckerei, dann wieder 800 fl. für die Druck-Kosten der Bibel vorgeschossen, und dem *Gutenberg* noch jährlich 300 fl. für seine Bemühung zu bewilligen versprochen hat — dafs dagegen *Fust* schwur, beide 800 fl. nur für die Druck-Kosten der Bibel gegeben zu haben.

V. Kap. §. 1. In der näheren Beschreibung der Druckwerke aus *Gutenbergs* Presse, während der Ver-

Verbindung mit *Fust*, schreitet der Vf. §. 2. von den neun verschiedenen Formen der *Donate*, deren einige der Periode *Gutenbergs*, andere späterer Zeit zugeschrieben werden, zu den Ablafs-Briefen von 1454 und 1455 nach den bekannten Besitzern derselben, und schreibt sie ganz unbedenklich dem *Gutenberg* zu. Er beleuchtet §. 3. die *Mahnung an die Christenheit wider die Türken* vom J. 1455, obschon diese ebenso, wie einige Donate, mit mehr Wahrscheinlichkeit dem *Albrecht Pfister* zugeschrieben werden können. Denn der Vf. selbst sagt an mehren Orten, dafs die Lettern mehrer Donate, der 4 Historien, der Mahnung wider die Türken, jene der 36zeiligen Bibel von *Pfister* ganz decken. Warum soll also dessen Eigenthum hier geschmälert werden? So wenig wir §. 4. die undatirte 42zeilige Bibel dem *Gutenberg* bestreiten wollen, so können wir doch mit des Vfs. Behauptung in der Note S. 454 nicht übereinstimmen, dafs *Paul v. Prag* nur von einer *Armen-Bibel* zu Bamberg gesprochen habe. Wie kann die Bibel im nämlichen Jahre 1460 gedruckt, und im nächsten ausgegeben worden seyn, da auch *Boners Fabeln* um diese Zeit, und die 4 Historien schon 1462 folgten? Wenn auch die Umrisse und Kanten etwas abweichen, so mufs man dieses der ungewöhnlich zahlreichen Auflage solcher Gegenstände, der noch nicht grofsen Fertigkeit der seit kurzem eingeübten Drucker zurechnen. — Wie kann der Vf. *Schaab's* Schmähung ohne den geringsten Beweis wiederholen, dafs *Pfister* eine Anzahl Typen aus *Gutenberg's* Presse (S. 455) *genommen habe*, da er doch selbst an mehren Stellen *Pfister's* Fertigkeit im Nachbilden behauptete?

VI. Kap. Nach der Aufzählung der ganz unstreitigen Druckwerke *Albrecht Pfisters* kehrt der Verf. zur Trennung *Gutenberg's* von *Johan Fust* nach dem Processe von 1455 zurück. Wie er Mainz verliefs, so wanderten auch mehre seiner Gehülfen aus, und verbreiteten die Buchdruckerkunst in die Ferne. Bei dieser Gelegenheit kann auch *Albrecht Pfister*, oder sein erster Factor aus Mainz gewandert seyn. *Gutenberg* wanderte zuerst nach Strafsburg; ob er daselbst versuchte, eine Druckerei wieder zu errichten, ist nicht so gewifs, als dafs er zu Mainz durch Vorschüsse des Dr. *Humery* in den Stand gesetzt wurde, eine neue Druckerei zu errichten, aus welcher 1460 das berühmte *Catholicon* erschien, während *Johann Fust* und *Peter Schöffer* seine erste ihnen für Schuld abgetretene Druckerei sehr vervollkommneten, wie aus den seit 1457 erschienenen Werken erwiesen ist. Sowohl die beiden Ausgaben des Psalters, als das *rationale Durandi* und die Bibel von 1462 gaben den Beweis, dafs sie an Kunstfertigkeit *Gutenberg* weit überlegen waren, welcher 1467 zu Eltwil, 3 Stunden von Mainz, schon seine Druckerei abgetreten hatte, wie aus der Schlufsschrift des *Vocabularium* durch *Bechtermünze* erhellt. Der Zwist der beiden Erzbischöfe *Diether* und *Adolph II* zu Mainz hatte im Jahre 1462 eine gewaltsame Eroberung der Stadt Mainz, die Ermordung und Plünderung vieler Bürger zur Folge, daher auch die Druckerei-Geschäfte um so mehr litten, als auch manches Haus in Brand gerieth. Vielleicht wurden die Vermögensumstände *Gutenberg's* so zerrüttet, dafs er die Gunst *Adolphs II* gern benutzte, in dessen Hofdienste zu kommen. *Fust* starb auf einer Reise nach Paris, und sein Tochtermann *Schöffer* setzte das Geschäft mit Thätigkeit fort. So ungewifs S. 490–492 das Grabmal *Gutenberg's* vom Verf. gelassen wurde, so hat doch die Wahrscheinlichkeit Statt, dafs es 1631 durch die Schweden in der Jesuitenkirche zu Mainz untergegangen ist. S. 509 wird der Kalender des Jahres 1457, wegen der Identität der Lettern mit andern Drucken *Pfisters*, um so mehr für diesen in Anspruch genommen, als *Gutenberg* erweislich 1457 zu Mainz noch keine neue Druckerei haben konnte, und vielleicht gar noch zu Strafsburg war. Die übrigen S. 509–537 aufgezählten Werke *Gutenbergs* und *Schöffers* geben wir recht gerne zu.

VII. Kap. §. 1. Obschon mehre Bibliographen für Mainz gegen Harlem so kräftig in die Schranken traten, dafs die Ansprüche der letzten Stadt verstummen müssen, so gehörte doch zur Vollständigkeit der Buchdrucker-Geschichte, dafs der Verf. die wesentlichsten Ansprüche hier in gedrängter Kürze zusammenstellte, und durch gehaltreiche Anmerkungen entkräftete. In der Prüfung und Beseitigung der Zeugnisse, welche bisher zu Gunsten *Harlems* angeführt wurden, begann er mit den Aeufserungen der Kölner Chronik und des neapolitanischen Gelehrten *Mariangelus Accursius*; schritt zur Erörterung des Zeugnisses des Harlemer Rathsherrn *Johannes Vanzuyrem*, des Buchdruckers *Theodor Volckard Coornhert*, *Lud. Guiccardini* und *Hadrian Junius*, dessen *Batavia* ein grofses Publicum gewann, und daher zur Verbreitung der Irrthümer um so mehr beitrug. §. 2. Ebenso gründlich untersuchte der Vf. die Person und das Zeitalter des *Laurens Janssoon Coster* und dessen angeblichen Gehülfen *Cornelis*. Er machte dabei sehr wahrscheinlich, dafs *Coster* erst in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts gehört. §. 3. Noch interessanter ist des Verfs. Untersuchung über die verschiedenen Ausgaben des Heilsspiegels, wobei er besonders die Phantasie-Streiche des Engländers *Ottley* berücksichtigte, und den gekrönten *Koning* zurückweist. §. 4. *Ebert*, dem gröfsten Bibliothekar unseres Jahrhunderts, welcher mit beispiellosem Enthusiasmus für *Harlem* im Hermes IV von 1823 auftrat, widmete er eine besondere Prüfung des von ihm aufgestellten Systems. Wäre *Ebert* nicht schon todt, so würde er sich selbst um so gewisser gefangen geben, als er vor mehren Jahren dem Rec. sagte, von jenem Feuer für Harlem sehr viel verloren zu haben. §. 5. Sehr zweckmäfsig verbindet der Verf. mit dieser Deduction auch zugleich die Würdigung einiger andern Fabeln des Engländers *Atkyns* und der Belgier *Des Roches* und *Ghesquieres* über die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche er durch Berufung auf die gröfsten Auctoritäten in ihrer Nichtigkeit darstellt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

KUNSTGESCHICHTE.

MAINZ, b. Wirth: *Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz — — Von J. Wetter* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 82.)

Unter den Nachträgen, von welchen wir die drei ersten gegen *Dibdin*, *Ottley*, *Douce* und *Scheltema* bereits oben erwähnten, kommt IV. noch die Erörterung einiger Zweifel des Geh. Oberfinanzraths *Sotzmann* zu Berlin, welche dieser in der Jenaischen Lit. Z. 1833. Nr. 133—136 bei einer sehr gründlich abgefafsten Recension von *Schaab's* Gesch. der Erfindung der Buchdruckerkunst über *Gutenbergs* Charakter, und über die Möglichkeit äufserte, das Datum der Erfindung auszumitteln. Der Verf. sucht *Gutenberg* als genialen, weder parteisüchtigen noch eigennützigen, noch streitsüchtigen Menschen gegen *Sotzmann* darzustellen. Auch glaubt er, das Datum der Erfindung sey von *Schöffer* durch *Trithems* Organ auf das Jahr 1452 so deutlich festgesetzt und von so vielen Chronisten ausgesprochen worden, dafs kein Zweifel mehr über dasselbe obwalten könne. (Ohne Zweifel wird *Sotzmann* bei der Gelegenheit seines Urtheils über *Wetter's* Werk seine Rechtfertigung beifügen.)

Der V. Nachtrag ist ein Sendschreiben wegen der Ansprüche der Stadt *Bamberg* auf die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst in 8 §§. Auf diese möchte zu erwiedern seyn: 1) dafs *Boners* Fabeln 1461 und die 4 Historien 1462 zu Bamberg aus *Pfister's* Presse erschienen, leugnet der Vf. so wenig, als 2) dafs die 36zeilige Bibel schon früher herauskam. Wer in Erwägung zieht, dafs ein so umfassendes Werk zur Zeit der Entstehung der Buchdruckerkunst erschien, der kann nicht zweifeln, dafs zum Letterngusse, zum Baue der Druckpressen, zur Anschaffung des nöthigen Pergaments und Papiers, zum Satze und Drucke selbst, auch bei hinlänglichem Vermögen ein Zeitraum von wenigstens 4—5 Jahren erforderlich war. Dieses erprobt sich noch besonders dadurch, dafs *Pfister* während des ganzen Jahres 1461, wie im Jahre 1462, nur ein einziges viel kleineres Werk konnte folgen lassen. Man kann auch nicht zweifeln, dafs er seine Kunst vorerst in mehren kleinen Werken, welche wir ihm oben beilegten, versuchte, ehe er das grofse Werk der Bibel unternahm. 3) dafs diese zwischen 1455—1459 vollendet wurde, hat noch Niemand durch einen *positiven* Beweis widerlegen können. Wenn Dr. *Paul von Prag* in seiner Encyclopädie aller damals bekannten Künste und Wissenschaften zu Krakau 1459 schon den Abdruck derselben als geschehen ankündigt, so mufste sie im Anfange dieses Jahres nach der Entfernung des Chronisten schon fertig gewesen seyn. Rec. glaubt, dafs Niemand dessen Ausdruck: *Super lamellas* (Metallblättchen) als *Holztafeln* übersetzt; sonst würde *Paul* „*ligneas*" beigesetzt haben, wie er es weiter unten gethan hat. Das *Rubriciren* eines einzelnen Msrpts. geschah gewöhnlich, wenn keine Malereien dazu kamen, von dem Abschreiber desselben, daher es keine neuaufgekommene Kunst war. Allein das Rubriciren mehrer 100 Exemplare von einem Druckwerke erforderte die anhaltende Beschäftigung einer neu geworbenen Menschenklasse, welche sich erst langsam einüben mufste, um die fortdauernden Bestellungen *nach und nach* zu befriedigen. Dauerte die Zögerung zu lange, so mag wohl das Rubriciren manches Exemplars dem Käufer, besonders wenn er Fertigkeit im Geschäfte hatte, überlassen worden seyn. Von der *Pfister*'schen Bibel aber hat Rec. bei aller Aufmerksamkeit im Besuche der Bibliotheken mehrer Länder noch kein unrubricirtes Exemplar gesehen. Wie heut zu Tage, so wurden auch schon in den ältesten Zeiten alle Rechnungen gebunden, ehe sie der Obrigkeit vorgelegt wurden. Da in der 1822—1826 zu Bamberg bei *Kunz* erschienenen Abhandlung die Verdienste der Abtei Michaelsberg zu Bamberg durch ihre Schreibschule um die Wissenschaften vom J. 1020—1500 aus Urquellen bewiesen sind; da daselbst die einzelnen Schreiber, und die gelehrten Werke ihrer Copien, deren gröfster Theil im Originalbande noch auf der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg zu sehen ist, aufgezählt sind; da in jeder Abtei bis zur Säcularisation noch ein eigener Buchbinder gewöhnlich als Laienbruder war: so ist um so weniger zu zweifeln, dafs das Ausgaben-Verzeichnifs von 1460, ehe es dem Abteiverweser *Johann II*, Bischof von Accon, Weihbischof zu Bamberg, vorgelegt werden durfte, gebunden war. Wenn also die Decke schon mit *Pfister*'schen Bibelblättern umzogen wurde, so mufste das Werk viel früher erschienen seyn, bevor die übrig gebliebenen Defectbogen als Makulatur verwendet werden konnten. 4) Schon oben haben wir behauptet und der Vf. selbst hat es durch die Identität der *Pfister*'schen Lettern bestätigt, dafs die *Mahnung wider die Türken — der Aufruf an die Christenheit* zu Bamberg gedruckt wurde. Denn bekanntlich war dieses Bisthum vom Mainzer Erzbisthum *unabhängig*, nur dem römischen Hofe untergeordnet,

geordnet, und auf diesen Vorzug vor allen deutschen Bisthümern so eifersüchtig, dafs man gar keine Antastung duldete. Wie kann man erst glauben, dafs der höchst energievolle Bischof *Anton von Rotenhan*, welcher 1459 starb, einen so grofsen Eingriff in seine Diöcesanrechte geduldet hätte, wie das Vertheilen eines Ablafsbriefes durch den Mainzer Erzbischof an einen seiner Diöcesan-Geistlichen zu Nürnberg gewesen wäre. 5) Schon oben wurde angedeutet, dafs kleinere Werke *vor der Bibel* zur Ueberzeugung des Gelingens gedruckt seyn mufsten. Man könnte daher eben so hypothetisch sagen, *Gutenberg* habe seine Missaltypen nach jenen des berühmten *Formschneiders Pfister* gemodelt, wie der Verf. mit weniger Grund das Gegentheil behauptet, indem nirgends erwiesen ist, dafs *Gutenberg* ein berühmter *Formschneider* war. 6) Da Hr. *Wetter* selbst sagt, dafs die *Pfister*'schen Typen den Kalender von 1457 ganz *decken*, und da *Gutenberg* in diesem Jahre noch keine zweite Druckerei hatte, so kann derselbe ihm nicht zugeschrieben werden. Die Stellen S. 409, 410, 458 im Werke des Hn. *Wetter's* sprechen für *Pfister* gegen *Schulz*. 7) Bekannt ist, das *Pfister* bis 1460 mehre und gröfsere Werke gedruckt und versendet hat, als *Gutenberg*. Ob er bei diesem in Diensten war, oder einen von dessen ausgewanderten Arbeitern für sein neues Unternehmen gedungen hatte, war bis jetzt nicht zu erweisen. Auf jeden Fall mufste *Pfister* ungemeine Geldmittel und Geschicklichkeit haben. Die Stadt Bamberg mag sich aus Mangel an Urkunden mit der entschiedenen Ehre begnügen, dafs *Pfister* bis 1462 acht Werke *gleichzeitig* mit *Gutenberg*, *Fust* und *Schöffer* erscheinen liefs. Sie wird mit ihrer Nebenbuhlerin *Mainz* nicht hadern, sondern deren Freude theilen, zur Beförderung der allgemeinen Menschenbildung so frühzeitig mitgewirkt zu haben.

Im VI. Anhange folgt der Aufruf der Strafsburger zum Denkmale für *Gutenberg* im J. 1836 unter den wiederholten Irrthümern, er habe schon 1436 eine Presse mit beweglichen Typen zu Strafsburg gehabt.

Am Schlusse verspricht der Verf. ein pragmatisches Werk von dem Einflusse der Buchdruckerkunst auf die Menscheit, ob sie gehörig gewirkt habe, ob ihr nicht allein die guten, sondern auch die bösen Ereignisse verzüglich zuzurechnen sind; ob nicht andere Potenzen weit einflufsreicher waren, ehe und während die Presse existirte. Wir sehen mit grofsem Vergnügen der Entwicklung dieses Gegenstandes mit derselben Gründlichkeit entgegen, wie die Geschichte der Buchdruckerkunst bearbeitet ist.

Noch haben wir der herrlichen lithographischen 13 Facsimiles zu gedenken, von welchen die Donate auf der ersten Tafel mit 3 Sprachen überschrieben sind. In der zweiten Tafel folgt die Probe von durchborten und mit dünnem Drahte zu Zeilen verbundenen hölzernen Typen. Die dritte Tafel liefert wieder Proben mehrer Donate; die vierte eine ganze Seite der Mahnung an die Christenheit, und mehre Bruchstücke derselben mit einem Alphabet. Die 5te Tafel stellt die vielfach bestrittenen Ablafsbriefe in 2 verschiedenen Formen dar. Die 6te Tafel liefert Muster des Kalenders von 1457, der 36zeiligen Bibel, der 4 Historien, der Armenbibel nebst einem Alphabet *Pfister's*. (Bei dieser Uebersicht wird *Pfister's* Ehre ganz gesichert.) Die 7te und 8te Tafel ist ein Bruchstück der beiden Psalter von 1457 und 1459. Auf der 9ten Tafel erscheint die 42zeilige Bibel, das *rationale Durandi* von 1459, die Bibel von 1462, der *Mammetrectus* von 1470, und der Donat mit *Schöffer's* Namen. Auf der 10ten Tafel findet sich wieder ein Donat, das *Catholicon* von 1460, *Justiniani instit.* 1465, deutsche Bibel 1465, Garten der Gesundheit 1485, *Vocabularium* 1467 und einige Muster niederländischer Buchdrucker, wie die Tafeln 11, 12, 13 Muster der seltensten Druckwerke verschiedener Länder darthun.

Rec. bedauert, dafs dieses wichtige Werk kein Register hat, um die vielen Namen gelegenheitlich schnell wieder suchen zu können. Zu wünschen ist, dafs alle Besitzer von grofsen Bibliotheken dieses Werk und dessen Facsimiles mit verdienter Aufmerksamkeit zur Hand nehmen.

MEDICIN.

Wien, in Commission b. Gerold: *Versuch einer pragmatischen Geschichte der Anatomie und Physiologie vom Jahre* 1800—1825 von *Burkard Eble*. XIV u. 355 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Der Verf. dieses Versuchs ist dem deutschen Publikum durch zahlreiche, in schneller Folge erschienene Schriften bekannt, unter denen seine über die Haare von anerkanntem Werthe ist, während sonst manches aus seiner Feder geflossene Produkt zu viel Eile verräth. Auch das vorliegende Buch ist etwas leicht gearbeitet, füllt aber doch im gegenwärtigen Augenblicke ein anerkanntes Bedürfnifs aus.

Ueber die Entstehung des Buches spricht sich der Vf. in der Vorrede aus; er hatte den Entschlufs gefafst, *Curt Sprengel's* Geschichte der Medizin fortzusetzen, fand aber bei dem zuerst unternommenen Theil, der Anatomie und Physiologie, dafs er sich zu viel ins Detail eingelassen hatte, und entschlofs sich nun, diese Sparte als Specialgeschichte herauszugeben.

Ref. hätte allerdings es sehr passend gefunden, wenn sich der Verf. unmittelbar an *Haller's Bibliotheca anatomica* angeschlossen und eine vollständige Bibliographie gegeben hätte; er entschuldigt sich damit, dafs *Curt Sprengel* sein — freilich in ganz anderm Sinne entworfenes Werk — bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts geführt habe. Indefs verhält sich *Sprengel's* Werk zu den *Haller*'schen Bibliotheken, wie ein Lehrbuch der Universalgeschichte zu den Geschichtswerken über einzelne Völker und Nationen, und kann nicht füglich als eine Ergänzung des *Haller*'schen Werks für den Rest des 18ten Jahrhunderts gelten.

Wir

Wir wollen eine kurze Uebersicht des Inhalts geben.

1. *Abth. Geschichte der Anatomie.* 1s *Hauptstück.* Anatomen, welche die Zergliederungskunde im ganzen Umfange mit Auszeichnung bearbeitet haben. *Leder, Hildebrandt, Sömmerring, Rosenmüller, Hempel,* die beiden *Meckel, Portal, Bichat, Cloquet, Maygrier, Bell* u. s. w. Es wird Einzelnes aus den Lebensumständen, eine Inhalts-Übersicht der Werke dieser Männer gegeben; die Noten geben die Titel der Schriften an. 2s *Hauptstück. Allgemeine Anatomie.* Der Verf. beginnt mit einem Rückblick auf *Fallopia, Malpighi* u. a. und schildert dann *Bichat's* Reform genauer. *Ph. v. Walther's* höchst geistreiche Abhandlung über *Bichat's* System hätte vom Verf. umsichtiger und anerkennender erwähnt werden sollen; sie war es, die *Bichat's* Lehre in Deutschland Wurzel schlagen liefs. Was *Meckel* und *Heusinger* hier geleistet, wird ausführlicher erwähnt. 3s *Hauptstück. Topographische oder chirurgische Anatomie.* Es gehen einige Notizen über *Rulfyn,* die beiden *Bell, Sabatier, Desault, Boyer* voran, als diejenigen, welche die chirurgische Anatomie begründet haben, aber dem vorigen Jahrhundert angehören. Hier hätte unter den Neueren auch *Shaw's* in vieler Hinsicht treffliches Taschenbuch beim Zergliedern genannt werden müssen, dessen wir auch im folgenden Hauptstück gar nicht gedacht finden. 4tes *Hauptstück. Anatomische Technik, Zergliederungskunst.* 5tes *Hauptstück. Pathologische Anatomie.* Beginnt, wie billig, mit einem Rückblick auf *Morgagni* und auf die Hauptarbeiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts von *Hunter, Baillie* u. a., ist aber im Ganzen sehr skizzenhaft gehalten. Die pathologische Anatomie scheint uns durch die Bearbeitung reiner Anatomen, ohne Rücksicht auf Nosologie, in den ersten 30 Jahren dieses Jahrhunderts sehr wenig gewonnen zu haben; hier ist *Morgagni's* Vorbild nicht gefolgt worden. Der Vf. hätte die inneren Momente, das Verhältnifs zur praktischen Medicin u. s. w. mehr herausheben sollen. 6s *Hauptstück. Vergleichende Anatomie.* Der Vf. will sie in 3 Zeiträume eingetheilt haben: 1) von der ältesten Zeit bis zur ersten wissenschaftlichen Bearbeitung (1645), wo die *Zootomia democritaea* erschien. 2) Vom Jahre 1645 bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts. 3) Vom Beginn des 19ten Jahrhunderts bis 1825. Dann folgen die Hauptumrisse, die sich vorzüglich an *Cuvier, Blumenbach, Carus, Tiedemann, Meckel* halten.

2. *Abth. Geschichte der Physiologie.* Diese wird specieller durchgeführt. Zuerst die allgemeinen physiologischen Systeme und Ansichten in Deutschland. 1s *Hauptstück. Die Physiologie, modificirt durch die Philosophie. Kant's* Kritik — *Doemling, Görres, J. J. Wagner, Troxler, Schelling, Döllinger, Walther, Oken, Wilbrand* u. s. w. Die Lehren dieser Männer sind natürlich mehr aggregirt dargestellt, als genetisch verfolgt. 2s *Hauptstück. Die Physiologie, modificirt durch die neueren physikalischen und chemischen Entdeckungen.* Der Einfluss von *Volta, Ritter* und der galvanischen Elektrizität überhaupt. 3s *Hauptstück. Der animalische Magnetismus in seiner Beziehung zur neueren Physiologie*; dieses Kapitel scheint weder mit der nöthigen Kenntnifs, noch mit der erforderlichen Billigkeit bearbeitet. 4s *Hauptstück. System des rationellen Empirismus. Neuere Eklektiker.* Hierher werden die systematischen Arbeiten von *Blumenbach, Hildebrandt, Rudolphi,* die beiden *Treviranus, Burdach, Gruithuisen* (??), *Lenhossék* gestellt; in Frankreich führt der Verf. auf: *Bichat, Dumas, Richerand, Adelon* u. a. m., von England *J. Hunter* (dessen grofse und einflufsreiche Thätigkeit, namentlich die Vermittelung zwischen Theorie und Praxis eine detaillirtere Schilderung verdient hätte), *Abernethy, Lawrence, Home, Bell, Mayo* u. s. w. Italien und die anderen Staaten sind gebührlich kurz weggekommen.

In besonderen Paragraphen werden die neuere Experimentalphysiologie, die Litteratur der Zeitschriften, die Versuche die Physiologie in Verbindung mit Pathologie zu bearbeiten, abgehandelt.

3. *Abth. Anatomisch-physiologische Entdeckungen, besondere Untersuchungen einzelner wichtiger Theile und Verrichtungen.* Die Lehren nach folgender Eintheilung in 12 Hauptstücken. Horngewebe; Zahngewebe; Zellgewebe; Knorpelgewebe; Knochengewebe, Osteologie und Syndesmologie; Muskelgewebe, Myologie, Irritabilität; Gefäfsgewebe, Angiologie, Blut, Kreislauf, Einsaugung, Ernährung, Absonderung; Nervengewebe, Gehirn und Rückenmark, Neurologie, Sensibilität, Sinnesorgane, Seelenleben; Athmungswerkzeuge, Thymus und Schilddrüse, Respiration; organische Wärme; Verdauungsorgane, Verdauung; Geschlechtswerkzeuge, Embryologie, Geschlechtsfunktionen.

Bei dem Rückblick auf die ganze Arbeit können wir uns nicht enthalten, dem Vf. den Dank für seine Arbeit auszusprechen, da er, trotz vieler Mängel, sich doch der Erfüllung eines solchen Bedürfnisses unterzogen hat. Wir wünschen recht dringend, dafs der Vf. sobald als möglich eine Fortsetzung gäbe und den an Entdeckungen so reichen Zeitraum von 1825—36 bearbeiten möchte; er würde es hier durch die der Zeit entstandenen Ausziehjournale, die Jahresberichte u. s. w. viel leichter haben, freilich ist die Epoche auch viel reicher und es würde kaum ein Band von gleicher Gröfse hinreichen. *E. H. Weber* hat in seiner Anzeige dieses Werks in *Schmidt's* Jahrbüchern denselben Wunsch ausgesprochen. Möchten wir recht bald Gelegenheit haben, die Erscheinung dieser Fortsetzung hier anzeigen zu können. In dieser Hinsicht erlaubt sich Ref. noch einige unmafsgebliche Rathschläge beizufügen.

Der Verf. sollte, wo es angeht, das wichtigste biographische Detail nicht ausschliefsen und wenigstens die betreffende Litteratur angeben. Wir vermissen z. B. bei *Sömmerring* die Gedächtnifsrede mit einer Skizze seines Lebens von *Döllinger.* München 1830. Bei *Cuvier* die beiden sehr interessanten Biographien: *Mémoires sur M. G. Cuvier publiés en Anglais par Mistress Lee et en François par Th. Lacordaire,* Paris 1833., und *Notice sur les ouvrages et la vie de*

licher

M. le Baron Cuvier par Duvernoy, Paris 1833. Beide Schriften sind unbegreiflicher Weise in keiner deutschen Litteraturzeitung angezeigt worden.

Ein ferner Wunsch des Ref. wäre, dafs er der Entwickelungsgeschichte eine eigene Rubrik, gleich der vergleichenden Anatomie, Histologie u. s. w. einräume. Sie ist in der That ein ganz selbstständiger Zweig geworden und eine neue Epoche für sie beginnt gerade mit dem Zeitraum, den der Verf. zu bearbeiten hätte. *Burdach's* Physiologie Bd. 1 u. 2 bezeichnen den Eintritt dieser Epoche. —*gn*—

Leiden, b. S. u. J. Luchtmans: *Cornelii Pruys van der Hoeven Initia disciplinae pathologicae* auditorum in usum edita. 1834. VI u. 364 S. gr. 8.

Aus der den Zuhörern des Verfs. gewidmeten Vorrede erfahren wir: dafs bis jetzt die *Institutiones pathologicae* des *Gaubius* noch immer die Grundlage der pathologischen Vorträge auf der Leidner Hochschule ausgemacht haben, und der Verf. der *Initia* selbst darnach gelesen habe, nicht blofs um die alte Sitte nicht zu verletzen, sondern auch weil das Werk von *Gaubius* mit Ausnahme des physiologischen Theils noch immer als eins der besten der vorhandenen Lehrbücher sich ihm bei sorgsamem und wiederholtem Studium darbot. Dennoch lehnte der Verfasser die Aufforderung des Verlegers, eine dritte nothwendig gewordene Ausgabe der *Institutionen* des *Gaubius* zu besorgen, und das Mangelhafte darin zu verbessern, das Fehlende zu ergänzen, ab, und zog es vor, selbst ein *Compendium* der allgemeinen Pathologie zu bearbeiten und herauszugeben, wobei ihm jedoch immer das ältere Werk vor Augen schwebte. Ref. gesteht gern, dafs es ihn stets Wunder genommen hat, wie der alte *Gaubius*, bei allen Verdiensten, die er an sich und zumal für seine Zeit hatte, sich so lange als *Codex* hat halten können, und kann den Entschlufs des Vfs., lieber ein neues Werk zu schreiben, als ein altes gewissermafsen auszuflikken, nur billigen, abgesehen davon, dafs es ihm wenigstens unmöglich scheint, eine Ausgabe des *Gaubius* so zu besorgen, wie es der jetzige Zustand der Wissenschaft erfordert. — Das vorliegende Werk zerfällt in vier Theile, allgemeine Pathologie, Aetiologie, Symptomatologie und allgemeine Nosographie, und handelt die Gegenstände in folgender Reihenfolge ab: I. *Pathologia univers. de homine et vita humana — de morbo universe, d. morb. divisione. Analysis corporis human. organica — d. morbis simpliciori-bus — dynamicis — vitae vegetativae, vit. animalis — humorum. De nervorum erethismo atque narcosi — de irritabilitate et torpore musculorum — de phlogosi et gangraena. De morbis organicis universe — laesiones mechanicae, continui solutiones, situs perversi species; morbi organici stricte ita dicti — morb. org. foetus. De morbis vitae plasticae, non congenitis — de hypertrophia et atrophia — cohaerentia laesa — metamorphosi element. org. morbosa — concrementi — entozois. De morbis org. vitae vegetativae, animalis. De morb. organ. generibus summis, hypertrophia, atrophia, paratrophia. Morbi compositi.* — II. *Aetiologia. Semina morborum naturalia communia, propria, praeter naturam — de potentiis nocentibus, rebus externis, atmosphaera, cibo et potu, intempestivo remediorum usu* (zur Schande der Aerzte leider nothwendig! Ref.) *de vestitu, excretione ac retentione inordinata, motu et quiete, somno et vigilia. — Aetiologia psychica. — De causarum singularum viribus rite aestimandis.* — III. *Symptomatologia. Sympt. vitae plasticae, signa concoctionis morbosae, functionum vitalium, motus sanguinis vitiati, pulsus arteriarum, vasorum capillarium, venarum, laesae nutritionis et secretionis, generis nervorum, sensuum, extern. et intern., motricis facultatis, vocis et loquelae, somni, sexus functionum, ex habitu corporis.* — IV. *Nosographia generalis morborum differentias tradens, respectu temporis diversitate, origins, decursus, spatii quod occupant, indolis, eventu.* — *De systemate morborum naturali*, wo der Vf. folgendes System aufstellt: Cl. I. *Morbi vasculosi, Angeioses, Phlogoses.* Ord. 1. *Congestiones.* 2. *Inflammationes, mucosae, serosae, fibrosae* (*Arthritis, Podagra*?) *musculosae, cellulosae, parenchymatosae.* 3. *Exanthemata.* 4. *Haemorrhagiae.* Cl. II. *Neuroses.* Ord. 1. *Neuralgiae.* 2. *Comata* (*Apoplexia*?). 3. *Spasmi.* 4. *Paralyses.* 5. *Vesaniae.* 6. *Morbi ex utroque genere, vasculoso et nervoso complicati* (*Rheuma, febres*). — Cl. III. *Morbi plastici.* Ord. 1. *M. mucosi* (*Blennorrhaeae, Vermes, Secretiones et retentiones morbosae, Icterus, Diabetes, Calculus etc.*). 2. *M. lymphatici* (*Scrofulosis, Rhachitis, Hydrops*). 3. *M. haematoseos* (*Scorbutus, M. maculosus, Chlorosis, Melanosis*). 4. *M. hectici* (*Atrophia, Marasmus, Phthisis*). 5. *Morbi syphilitici.* 6. *M. organici. Homoioplasia — Heteroplasia* (*Tuberculum, Scirrhus, Fungus*). — Den Beschlufs des Werkes macht eine kurze *Thanatologie.* — Eine nähere Beleuchtung des in dem Buche selbst Gegebenen wird hier wohl Niemand von uns erwarten, indem wir alsdann die der Anzeige gesteckten Grenzen mehr als billig ausdehnen müfsten. Eben so wenig dürfte eine nähere Vergleichung mit *Gaubius* oder den deutschen Lehrbüchern am Orte seyn. Wie mancherlei auch gegen die Anordnung der Materien im Einzelnen, und besonders über das vom Vf. aufgestellte Krankheitssystem sich sagen liefse, und wem unserer Leser fällt nicht gleich die Sonderbarkeit auf, dafs die *Syphilis* eine eigene Krankheitsordnung in diesem Systeme ausmacht? — so gesteht Ref. doch gern, dafs er fast überall das Streben des Vfs. sichtbar gefunden hat, die allgemeine Pathologie dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gemäfs darzustellen, und offenbar würde dies an mehrern Stellen noch weit deutlicher hervorleuchten, wenn der Verf. nicht allzusehr gewohnt gewesen wäre, seine Ansichten dem alten Freunde *Gaubius* anzupassen. Ein Mangel, der sich übrigens leicht bei einer folgenden Ausgabe, die hoffentlich nicht ausbleiben wird, beseitigen läfst; ebenso wie es dann vielleicht dem Verf. gefallen möchte, Gelegenheit zu nehmen, seine Schüler durch Hinzufügung von literarischen Nachweisungen, mit den Leistungen Anderer bekannt zu machen. *β.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

JURISPRUDENZ.

TÜBINGEN, b. Fues: *Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen, gezogen aus Civil-Rechtssprüchen der höheren Gerichtsstellen im Königreich Würtemberg.* Von *C. G. Richter*, vorm. Königl. Würtemb. Oberamtsrichter. 1834. IV u. 260 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ueber den Zweck der Herausgabe dieser Schrift hat sich der Vf.*) in einer kurzen Vorrede ausgesprochen. Er sey weit entfernt, seine „Sammlung" der von *Kapff*'schen „merkwürdigen Civilrechtssprüchen" und den „vermischten juristischen Aufsätzen" von *Balley* an die Seite setzen zu wollen: indefs glaube er doch den Geschäftsmännern, sowohl denen, welche Recht zu sprechen, als denen, welche die Parteien in Rechten zu vertreten hätten, keinen unwichtigen Dienst zu leisten, wenn er ihnen eine Sammlung von Aufsätzen über verschiedene Rechtsmaterien in die Hände liefere, welche getreu aus Urtheilssprüchen der höheren vaterländischen Gerichtsstellen gezogen seyen und mehr oder minder interessante Rechtsfragen zum Gegenstand hätten, da es ihnen angenehm seyn müsse, die rechtliche Ansicht dieser Gerichtshöfe und deren Praxis hinsichtlich bestrittener Rechtsfragen kennen zu lernen. Hiernach arbeitete der Vf., ein Praktiker, seine Schrift in der Absicht aus, den Praktikern in Würtemberg zu nützen. Da indessen das gemeine Recht auch in diesem Lande noch die Grundlage des geltenden Rechts bildet und auch die einzelnen Aufsätze sich vorzugsweise mit dem gemeinen Recht beschäftigen, so hat der Vf. im Interesse aller derer gehandelt, welche der Praxis des gemeinen Rechts die Aufmerksamkeit zuwenden, die es seiner Natur nach in Anspruch nimmt.

Die Zahl der einzelnen Aufsätze selbst ist für den geringen Umfang der Schrift bedeutend und beträgt 71. Es ist Rec. welcher die Grenzen einzuhalten hat, die der Anzeige einer solchen Schrift gesteckt sind, nicht gestattet, jeden einzelnen Aufsatz ausführlich zu beleuchten. Er beschränkt sich also im Ganzen darauf, die einzelnen Aufsätze nach Anleitung ihrer Ueberschrift aufzuzählen und das Wesentlichste des Inhalts kurz anzudeuten. I. *Ob auch rein persönliche Rechte mit possessorischen Rechtsmitteln verfolgt werden können?* Verneinung der Frage auf Grundlage der Vorschriften des römischen und kanonischen Rechts und gegen die Theorie der Rechtslehrer, wonach die *actio spolii* nicht blofs eine Ausdehnung des römischen *interdictum unde vi* auf bewegliche und unkörperliche Sachen und in Beziehung auf dessen Anwendung gegen dritte Besitzer sey, sondern bei jeder Beeinträchtigung oder Entsetzung aus einem factischen Zustand, bei jeder Beeinträchtigung in einem auf rein persönliche Rechte gegründeten Besitz angestellt werden könne. II. *Ob, wenn bei einem Gant der Gläubiger zunächst nur der Cridar auf das Ganze belangt, und sich blofs für den Fall der Nichtbefriedigung seine Ansprüche an die Ehefrau oder deren Erben vorbehalten hat, hier die Einrede der Theilung an sich stattfinden könne?* Bejahung dieser Frage nach Maafsgabe des gemeinen (römischen) und Würtembergischen Partikularrechts. III. *Ob der Verzicht auf die den Mitschuldnern zustehenden Rechtswohlthaten als ein specieller und namentlich als ein gültiger Verzicht auf die Einrede der Theilung angesehen werden könne?* Verneinung dieser Frage in Gemäfsheit der betreffenden Vorschriften des römischen Rechts. IV. *Ob, wenn diese Einrede der Theilung von dem Contradictor nicht vorgeschützt worden, sie von Richter-Amts wegen ergänzt werden könne?* Bejahung dieser Frage, da, obgleich im Allgemeinen die Ergänzung der Einrede von Amts wegen, als der Verhandlungsmaxime entgegen, nicht zulässig sey, es sich von einer *exceptio iuris* handle und die Eigenthümlichkeit des Konkursprocesses und die Stellung des Contradictors in Betracht komme. V. *Von der Verjährungszeit für den Besitzer in gutem Glauben, insbesondere in Beziehung auf die Extinctiverjährung der Hypothekar-Klage.* Es wurde gegen die Ansicht des Untergerichts dahin entschieden, dafs ein längerer Zeitraum, als von 10 und 20 Jahren, nämlich der von 30 Jahren erfordert werde. VI. *Was zur Begründung der actio tutelae subsidiaria gehöre, und wer bei Anstellung dieser Klage den Beweis zu führen habe?* Kurze Ausführung, 1) zur Begründung dieser Klage gehöre nicht blofs, dafs ein Schaden für den Kläger entstanden, sondern auch, dafs er durch eine Verschuldung des Magistrats entstanden und der Schuldner vorher gehörig ausgeklagt worden sey, und 2) der *Kläger* habe den Beweis der Verschuldung zu erbringen. VII. *Ob eine Ausdehnung der im Landrechte den Schuldbüchern des creditirenden Kaufmanns ertheilten Be-*

*) Von demselben Verf. erschien zu gleicher Zeit eine andere Schrift: Die Würtembergische Baupolizei, verbunden mit dem Baurechte u. s. w.

Beweiskraft auf die Bücher der Schuldbücher statt-finde? Verneinung. VIII. *Etwas über den Schätzungseid.* Gemeinrechtliche Erörterung der Sätze, dafs es von dem Richter abhänge, ob der Beschädigte zu diesem Eid zuzulassen sey, dafs er befugt sey, den beschwornen Schaden zu ermäfsigen und *culpa levis* nicht hinreichend sey, um zum Beweis der *Existenz* des Schadens diesen Eid zuzulassen. IX. Rechtsfall. *Eine Entschädigungsklage aus dem dritten Kapitel des Aquilischen Gesetzes. A* erhielt durch ein auf Befehl des *B* in einem Jagdbezirk gelegtes Selbstgeschofs (sogenannte Legbüchse) eine Verwundung. *B* wurde auf Grundlage der betreffenden Bestimmungen des aquilischen Gesetzes und eines Partikulargesetzes, welches den Gebrauch von Selbstgeschossen untersagt, zur Entschädigung des *A* verurtheilt. X. *Wem die remedia adipiscendae possessionis zu stehen?* Nur denen, welchen die Gesetze sie ausdrücklich zugestehen. XI. *Etwas über das Auftreten desselben Richters in der Appellationsinstanz, der schon in erster Instanz gesprochen hat.* Kurze Erörterung der Unzulässigkeit aus gemeinrechtlichen und partikularrechtlichen Gründen. XII. *Von der actio subsidiaria gegen das Gericht, durch dessen Schuld ein Gläubiger bei einer Unterpfandsbestellung in Schaden gerathen ist, namentlich in Beziehung* 1) *auf General-Unterpfänder, und* 2) *auf den Fall, wenn sich eine Unterpfandsbehörde bei der Angabe des Vermögens eines Schuldners im Allgemeinen Unrichtigkeiten hat zu Schulden kommen lassen.* Eine partikularrechtliche Erörterung, welche indessen in Bezug auf Gesetzgebungspolitik von allgemeinem Interesse ist. XIII. *Ob nach Tilgung der Hauptschuld das Accessorium, die Verzugszinsen, durch eine besondere Klage eingefordert werden können?* Kurze Uebersicht der Praxis der Würtembergischen Gerichte, welche die Frage, und zwar selbst dann verneint, wenn der Annahme der Hauptschuld der Vorbehalt etwaigen Anspruchs auf Zinsen beigefügt erscheint. XIV. *Der durch das römische Recht eingeführte Satz, dafs, wenn das von einer Ehefrau geborne Kind nicht vor dem 7ten Monat oder 182sten Tag nach Eingehung der Ehe geboren worden ist, im Allgemeinen eine gesetzliche Präsumtion für dessen eheliche Geburt streitet, kann auf aufser der Ehe erzeugte Kinder nicht angewendet werden.* XV. *Von der Verjährung der hypothekarischen Klage und von welchem Zeitpunkt an diese zu laufen anfange?* Der Appellant hatte behauptet, dafs die Verjährung dieser Klage nach der Natur der Sache erst von dem Zeitpunkt an laufe, wo das Pfandrecht in dem Unterpfandsbuche gelöscht worden sey und sie erst in 30 Jahren verjähre. Allein das Obergericht entschied, dafs jener Satz eine Bestimmung des neuen Pfandgesetzes sey, nicht aber der früheren Gesetzgebung, die noch zur Anwendung komme und die Klage nur dann in 30 Jahren verjähre, wenn es am *iustus titulus* fehle. (Vergl. damit die Rechtssprechung oben unter Nr. V.) XVI. *Zur Erläuterung des §. 22 der Novelle vom 15. September 1822.* Eine partikularrechtliche, processualische Erörterung. XVII. *Ueber das den Gutsherrschaften hinsichtlich ihrer Grundgefälle zustehende Vorzugsrecht und den Anfangstermin desselben.* Gleichfalls nur partikularrechtlich. XVIII. *Ob der Bauernstand die Rechtsbegünstigung der rusticitas als ein besonderes Privilegium ansprechen könne?* Verneinung. XIX. *Begreift der Art. 4 Nr. 4 des Prioritätsgesetzes auch Handlöhner?* Bejahung dieser Frage des besondern Würtembergischen Rechts durch das Obergericht. XX. *Ueber das Rechtsverhältnifs des Bürgen in Concursfällen.* Eine kurze und ungenügende Erörterung über die Stellung des Bürgen des Hauptschuldners, wenn dieser in Concurs geräth, dem Gläubiger gegenüber. XXI. *Ueber die Einrede des Verzichtes und von der Restitution gegen einen gerichtlich erklärten Verzicht.* Betrifft die Bedingungen der Statthaftigkeit dieser Einrede nach dem Würtembergischen Partikularrecht und der Restitution gegen einen gerichtlich erklärten Verzicht nach gemeinem Recht. XXII. *Ob in Folge einer vorangegangenen Verzichtleistung wegen unmäfsiger Verletzung die Verletzungsklage hinwegfalle?* Bejahung der Frage. XXIII. *Provokationen sind als aufserordentliche subsidiäre Rechtsmittel nur dann zulässig, wenn kein anderes ordentliches Rechtmittel vorhanden ist.* Für diese Praxis hat sich der Civilsenat des Gerichtshofes in Ellwangen, in Uebereinstimmung mit dem Obertribunal entschieden, indem er, namentlich in einem Falle, wo die Negatorienklage als ordentliches Rechtsmittel gegeben war, die angestellte Provokationsklage als unstatthaft, verwarf*). XXIV. *Ob, wenn die actio subsidiaria gegen ein Gericht, wegen Aufstellung eines untauglichen Pflegers angestellt wird, alle Mitglieder des Gerichts, oder nur diejenigen, welche an der Bestellung dieses Pflegers Theil genommen, belangt werden können?* Kurze Erörterung zur Begründung des Satzes, dafs nur die Mitglieder des Collegs, welche in erforderlicher Anzahl zu dessen Constituirung anwesend waren, für ihren Beschlufs verantwortlich seyn können. XXV. *Ob das quadriennium minorum für die Restitution der Minderjährigen auch auf moralische Personen, welchen die Rechte jener eingeräumt sind,* Anwendung finde? Verneinung. XXVI. *Ueber den Beweis durch Handelsbücher und von der rechtlichen Natur des dem Handelsbuche hinzugefügten Eides.* Eine kurze, auf 4 Seiten beschränkte Erörterung eines Gegenstandes, der an sich schon eine gröfsere Ausführlichkeit verlangt, und auch schon Monographieen hervorrief. XXVII. *Ueber die Frage, ob eine im Auslande von einem Würtemberger ausgestellte Schuldverschreibung an einen Ausländer in Absicht auf die Form nach den Gesetzen dieses fremden Staates von der Königl. Würtemb. Gerichtsbehörde beurtheilt und*

*) Auch ein anderes deutsches Mittelgericht, Grofsherzogl. Hofgericht in *Darmstadt*, hat sich für diesen Rechtssatz entschieden.

und entschieden werden müsse, und welche Folgen ein Mangel der vorgeschriebenen Form habe? Rec. theilt diesen Rechtsfall, der gedrängt dargestellt ist und nicht leicht gedrängter wiedergegeben werden kann, da er von besonderem Interesse ist, zugleich als Probe der Darstellungsart ganz mit: „*B.* ein Würtemberger, stellte zu *C.* in Rheinpreufsen an den dortigen Kaufmann *A.* eine Schuldverschreibung über ein Capital von 850 Gulden aus, und unterschrieb blos diese Schuldverschreibung, ohne sie selbst geschrieben zu haben. Auf die von dem Kaufmann *A.* in *C.* gegen *B.* bei dessen *foro domicilii*, dem betreffenden Königl. Oberamtsgericht, dieser Forderung halber angestellte Klage brachte Beklagter als Haupteinwendung vor, dafs die von ihm ausgestellte Schuldverschreibung kein Klagrecht begründe, da selbige nicht in der in Rheinpreufsen vorgeschriebenen Form gefertigt sey. Dieser Einrede ungeachtet wurde der Beklagte nicht nur von dem Richter erster Instanz, sondern auch auf eingewandte Appellation von dem Königl. Gerichtshof zur Bezahlung des Capitals, der Zinsen und der Procefskosten verurtheilt. Der Richter erster Instanz hielt jedoch diese Einrede für ungegründet; der Appellationsrichter aber an sich zwar für gegründet, baute indessen seine gleichmäfsig verurtheilende Entscheidung auf ein anderes Entscheidungsmoment. Seine Gründe, die zugleich auch das unterrichterliche Erkenntnifs in Beziehung auf die in Frage stehende Einrede würdigen, sind wörtlich folgende: Beklagter, Appellant hat gegen die Gültigkeit der von ihm am 28. Dec. 1816 zu N. ausgestellten Schuldurkunde schon in formeller Beziehung eingewendet, dafs dieselbe in derjenigen Form nicht ausgefertigt sey, welche zur Gültigkeit einer Schuldverschreibung nach dem in Rheinpreufsen geltenden französischen Civilgesetzbuch erfordert werde. Der Artikel 1326 dieses Gesetzbuchs schreibt nämlich vor, dafs Schuldscheine unter Privatunterschrift ganz von der Hand des Schuldbekenners geschrieben und unterschrieben seyn, oder doch eine von seiner Hand geschriebene Anerkennung der Summe enthalten müssen *). Wenn nun gleich die Ansicht des Unterrichters, dafs jeder Richter alsdann, wenn es sich nur von der Beweisfrage in Absicht auf den Schuldvertrag handle, hinsichtlich des Processes und die Exekution sich nur an die inländischen Gesetze zu binden, und also in dem vorliegenden Falle jene Vorschrift des französischen Rechts nicht zu beachten habe, nicht richtig erscheint und die Frage von der Gültigkeit jener Schuldurkunde in formeller Beziehung, da hier ein fremdes Gesetz anzuwenden und auszulegen ist, Gegenstand eines einzuleitenden Beweisverfahrens seyn würde, so hat man doch ein solches für überflüssig erachtet. Der Appellations-Gerichtshof für die Königl. Preufs. Rheinprovinzen hat nämlich in einem am 31. Juli 1824 zur Entscheidung gebrachten konkreten Falle dem Mangel der im Art. 1326 vorgeschriebenen Förmlichkeit zwar die Wirkung beigelegt, dafs der Gläubiger sich der blofsen Unterschrift des Schuldners, welcher die Schuld ableugnet, nicht als Beweismittel einer von demselben übernommenen Zahlungsverbindlichkeit bedienen könne, es aber doch dem Gläubiger unbenommen sey, die Uebernahme der Verbindlichkeit von Seite des Schuldners auf jede andere zulässige Weise, z. B. durch Eidesantrag, darzuthun. Der Grund dieser Entscheidung war, weil der Gesetzgeber bei jener Bestimmung nur die Absicht gehabt habe, Mifsbräuche und Betrügereien in der Quelle zu hindern, wozu zweideutige und betrügerische Gläubiger bei Verschreibungen und Versprechungen unter Privatunterschrift zu jeder Zeit Gelegenheit zu finden wissen; vergl. Archiv für das Civil- und Criminalrecht der Königl. Preufs. Rheinprovinzen, 7ter Band, S. 70. In dem vorliegenden Falle nun hat der Gläubiger die Ausstellung der Urkunde durch den Schuldner und die Richtigkeit des Inhalts derselben durch das vorzüglichste Beweismittel, nämlich durch das eigene Geständnifs des letzteren, dargethan, wodurch also diese Einwendung als beseitigt erscheint." XXVIII. *Ob bei der Eideszuschiebung an eine Gemeinde derselben die Wahl derjenigen Mitglieder zusteht, welche den Eid abzuleisten haben?* Bejahung dieser Frage, hergeleitet aus *L.* 97. *Dig. de cand. et demonstr.* (35. 1) **). XXIX. *Ueber die Frage, ob eine auswärtige Staatsregierung, als ursprüngliche Gläubigerin, eine Activforderung an einen Inländer für getilgt anerkennen müsse, wenn dieser einen Zwischenherrscher in Gemäfsheit eines mit demselben abgeschlossenen Vergleichs befriedigt hat?* Ein ausführlich dargestellter Rechtsfall, worin zu Gunsten des Beklagten und so die Frage bejahend entschieden ward; eine Entscheidung, welche sich an Urtheilssprüche anderer deutscher Gerichtshöfe über die gleiche Frage anschliefst. XXX. *An welchen Forderungen der Empfänger Zahlungen des Schuldners abzurechnen habe?* Eine kurze Erörterung, die dahin geht, dafs die Abrechnung an der, dem Schuldner lästigsten Forderung, wenn aber alte Forderungen gleich wären, an der älteren Forderung geschehen müsse. XXXI. *Von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen ein desertorisches Erkenntnifs.* Uebereinstimmung des Würtembergischen Partikularrechts mit dem gemeinen Recht, wornach das Rechtsmittel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen ein rechtskräftiges Erkenntnifs *nur* wegen neu aufgefundener Beweismittel statthaft ist und kurze

*) s. die Anzeige von *Lauckhard*: Rechtsfälle mit Entscheidungen der französischen und belgischen Gerichtshöfe, Heft 1 im 26. Band der *Schunk*'schen Jahrbücher der jurist. Liter. S. 26 ff.

**) Gleichen Grundsatz hat vor Kurzem das Ober-Appellationsgericht in *Darmstadt* erkennend ausgesprochen: „Wenn einer Gemeinde, als moralischer Person, ein Haupteid deferirt wird, so hat der Regel nach nicht der Deferent, sondern die Gemeinde das Recht, diejenigen ihrer Mitglieder auszuwählen und vorzuschlagen, durch welche sie den Eid, im Falle der Acceptation desselben, ausschwören lassen will, vorbehältlich jedoch des Rechts des Deferenten, statthaften Einwand gegen die Person oder Sachkenntnifs der Gewählten vorzubringen und auszuführen."

kurze Ausführung, dafs unter einem solchen Erkenntnisse auch ein *desertorisches* begriffen sey. XXXII. *Von dem Vorzugsrecht der Gehalte der niederen Diener der Gutsherrn in dem Gante derselben.* Die Praxis räumt „gutsherrlichen Jägern und dergleichen Bedienten" dasselbe Vorzugsrecht ein, das dem Liedlohn zusteht. XXXIII. *Welches Vorzugsrecht gebührt den Besoldungen der geistlichen und weltlichen Beamten des Gutsadels, und geht es bei ersteren auch auf die Erben des Berechtigten über?* Auch diesen Besoldungen giebt Gesetz und Praxis das Vorzugsrecht des Liedlohnes und jene Frage bejahen die Gerichte. XXXIV. *Von der Verbindlichkeit zur Edition der Jemand eigenthümlich zustehenden oder der ihm und einem Andern gemeinschaftlichen Urkunde.* Eine ganz unbedeutende Mittheilung, da die besprochnen Grundsätze unbestritten sind. XXXV. *In welchen Fällen leidet die Regel, dafs ein Dritter aus einem Vertrag, welchen er nicht mit abgeschlossen hat, keine Rechte erwerben könne, eine Ausnahme?* Kurze Erörterung, dafs die Regel, wornach ein Dritter aus einem Vertrag, den er nicht mit abgeschlossen hat, keine Rechte erwerben könne, dann eine Ausnahme leide, wenn entweder der Acceptant ein Interesse bei der Leistung habe, oder wenn der Dritte mit dem Contrahenten als *eine* Person angesehen werden könne, namentlich, wenn der Hausvater für sein Kind etwas bedinge. XXXVI. *Rechtsfall, betreffend das Absonderungsrecht bei einem Verkauf gegen baare Bezahlung.* „In dem Gante des *S.* zu W. liquidirte *N. N.* die Rest-Summe von 82 Gulden für gefertigte Fenster in das von *S.* neuerbaute Haus, und sprach, weil ihm baare Zahlung seiner Forderung versprochen worden sey, das ihm gebührende Vorzugsrecht an. Der Richter erster Instanz wies aber der Forderung eine Stelle in der letzten Classe an." Der Richter zweiter Instanz sprach dem Gläubiger ein Absonderungsrecht zu, daher ihm die Fenster zu verabfolgen seyen oder der Werth derselben bis auf den Betrag seiner Forderung aus der Gantmasse zu bezahlen sey, es sey denn, dafs bewiesen werde, dafs er bei Ablieferung der Fenster oder später den Kaufschilling creditirt habe. XXXVII. *Ueber die gutsherrliche Eigenschaft der Frohnden, und ob der Grundherr durch das Verhältnifs der Grundbarkeit des Beweises der Dienstpflicht, welche er fordert, enthoben werde?* Verneinung der Frage. XXXVIII. *Von der rechtlichen Gültigkeit der deutschen Bundesakte vor öffentlicher Bekanntmachung ihrer Bestimmungen durch die einzelnen Landesregierungen, besonders in Beziehung auf Familienverträge des ehemaligen Reichsadels.* Eine Erörterung, welche, auf 2 Seiten reducirt, ihren Stoff nur oberflächlich berühren konnte. XXXIX. *Ueber die Auslegung des Gesetzes, dafs, so oft eine novatio privativa eintreten sollte, die Absicht dazu unzweifelhaft ausgedrückt werden müsse.* Erörterung der *L.* 8. *Cod. de novat.*, welches verlange, dafs der Wille unzweifelhaft vorliegen müsse *). XL. *Von einer Schenkung durch Cession, und ob sich der debitor cessus gegen den Cessionar der Einrede bedienen könne, die er gegen den Cedanten gehabt habe?* Eine Schenkung könne im Wege der Cession stattfinden, und gerade bei einer unentgeldlichen Cession gelte der Satz, dafs dem Cessionar die Einreden gegen den Cedanten entgegengehalten werden könnten, ganz unbeschränkt. XLI. *In welchem Falle ein durch Compromifs zu Stande gekommener schiedsrichterlicher Spruch angefochten oder von demselben abgegangen werden kann, welche Folgen dem Vorbehalt der Appellation zu geben seyen, und welche Wirkungen hieraus für die Parteien entstehen?* Eine nicht uninteressante Erörterung auf Grundlage des römischen, kanonischen und besonderen Würtembergischen Rechts. XLII. *Von der Beschränkung des auf den Revenüen eines freien Allodial-Guts bestellten Pfandrechts auf die bis zum Tode des Gemeinschuldners verfallenen Einkünfte.* Vertheidigung der Ansicht, dafs sich eine solche Beschränkung nicht rechtfertigen könne, gegen die, welche sich für diese Beschränkung erklärt haben. XLIII. *Ueber das Anerkenntnifs der Handlungen eines vorgehenden Pflegers durch den nachfolgenden, insbesondere in Beziehung auf die Uebernahme von Schuldscheinen.* Ein Aufsatz, der die *L.* 35 u. 44 *D. d. admin. tut.* und die damit übereinstimmende Partikular-Gesetzgebung bespricht. XLIV. *Ueber die Wirksamkeit des Rechtsirrthums oder der Rechtsunwissenheit.* Beziehung des Satzes, das Rechtsunwissenheit nicht verziehen werde, wenn es auf Erhaltung eines Gewinnes ankomme, auf den Fall, wenn ein Sohn, der auf den Pflichttheil gesetzt ist, sich dem Testament unterwirft, anstatt seinen vollen Erbtheil zu verlangen. XLV. *Ob bei Testamenten der Eltern die Namen der Kinder ausgedrückt werden müssen?* Verneinung nach Würtembergischem Partikularrecht. XLVI. *Auf wessen Seite ist die Präsumtion stärker, wenn der Eigenthümer einer Sache die Freiheit derselben von dem Anspruche dessen behauptet, der sich in dem Besitze des bestrittnen Rechts befindet?* Die *praesumtio pro possessore* überwiege die *praes. pro libertate.* XLVII. *Ueber die Beweiskraft der Quittungen.* Die Ausnahme, wornach gegen die Regel, dafs eine Quittung erst nach 30 Tagen Beweiskraft gewinne, die Quittungen öffentlicher Einnehmer sogleich beweiskräftig würden, finde namentlich auf einen Güterpfleger, ob er gleich von der Obrigkeit bestellt und verpflichtet sey, keine Anwendung, da unter einem öffentlichen Einnehmer nur der Verwalter einer *öffentlichen Kasse* verstanden werde. XLVIII. *Ob die negatorische Klage zur Geltendmachung der Freiheit eines Gutes von dem Lehensverbande gegen den Lehenherrn, welcher ein Obereigenthum anspricht, angestellt werden könne?* Verneinung dieser Frage.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

*) Vergl. die Beurtheilung der Abhandlung von *Hepp*: über die *novatio tacita* (Arch. f. d. civ. Pr. Bd. 15 Heft 2.) im 21 Bande der *Schunk*'schen Jahrbücher S. 307—314.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

JURISPRUDENZ.

Tübingen, b. Fues: *Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen, gezogen aus Civil-Rechtssprüchen der höheren Gerichtsstellen im Königreich Würtemberg.* Von *C. G. Richter* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 84.)

XLIX. *Von dem Vorzugsrechte der Grundabgaben, Realgefälle, Realrenten, Leibgedinge insbesondere, nach dem neuen Pfand- und Prioritätsgesetz.* Eine rein partikularrechtliche Abhandlung. L. *Ob in Fällen, wenn der Gant vor der Pfandbereinigung in einer Gemeinde erkannt worden ist, den angemeldeten, jedoch in das neue Unterpfandsbuch nicht eingetragenen Forderungen gegenüber von den nicht angemeldeten Forderungen, ein Vorzug einzuräumen sey?* Gleichfalls partikularrechtlich. LI. *Ein kurzer Beitrag zur Lehre von Beziehung der Kunstverständigen in streitigen Rechtssachen.* Eine ganz unbedeutende Erörterung. LII. *Auch etwas über die Frage, ob dem Richter eine Entscheidung in Steuersachen zusteke?* Verneinung nach allgemeinen Grundsätzen und Partikulargesetzgebung. LIII. *Gegen oberamtsgerichtliche Erkenntnisse, wodurch über einen, gegen einen gemeinderäthlichen Ausspruch eingelegten Recurs entschieden wird, ist noch eine weitere Nichtigkeitsklage bei dem höheren Richter zulässig.* Beurkundung der, dahin gerichteten Praxis des Gerichtshofes in Ellwangen. LIV. *Welcher Werth ist nach den Gesetzen dem blosen Factum des Besitzes einer Schuldurkunde beizulegen?* Mittheilung und Begründung eines Erkenntnisses eines Mittelgerichts, dahin gehend, dafs der blose Besitz einer Schuldurkunde durch den Schuldner noch keine gesetzliche Vermuthung dafür begründe, dafs die Schuld vom Gläubiger erlassen oder vom Schuldner getilgt sey, sondern, dafs zu einer solchen Vermuthung noch der Beweis gefordert werde, die Schuldurkunde sey mit dem Willen des Gläubigers in die Hände des Schuldners gekommen. LV. *Ueber den Verzicht auf das gesetzliche Beurecht und dessen Form.* Ein partikularrechtlicher Aufsatz, der gedrängt darzuthun sucht, dafs ein solcher Verzicht in dem Geben und Annehmen einer sog. Arrha nicht liegt und keiner besonderen Form bedürfe. LVI. *Ueber die Frage, ob eine Gemeinde zur Sache legitimirt erscheine, wenn sie zum Vortheil der Berechtigten einzelner Gemeindemitglieder ein Recht gegen einen Dritten gerichtlich geltend machen?* Das Gericht erster Instanz verneinte diese Frage, welche der oberste Gerichtshof bejahte, weil nach S. 3. des Edicts über die Gemeindeverfassung vom J. 1818 jede Gemeinde das Recht habe, alle, auf den Gemeindeverband sich beziehende Angelegenheiten zu besorgen. LVII. *Ueber die rechtliche Natur der sogenannten Real-Gemeinderechte.* Partikularrechtlich. LVIII. *Von der Verbindlichkeit zum Ersatz der Früchte durch den bonae fidei possessor vor und nach der Litis-Contestation.* Die Praxis geht dahin, dafs dieser Besitzer *vor* der Litis-Contestation die Früchte nur in so weit, als sie noch nicht verzehrt und verjährt sind, *nach* der Litiscontestation aber alle, auch die, welche er hätte verzehren können, jedoch nach Abzug der Verwendungskosten, zu ersetzen schuldig sey. LIV. *Ein Beitrag zu denjenigen Fällen, wo die Ehefrau, der Zulassung zu den weiblichen Freiheiten ungeachtet, die Social-Schulden zu bezahlen verbunden ist.* Partikularrechtlich. LX. *Rechtsfall, die Frage betreffend, ob es als eine Besitzveränderung anzusehen sey, wenn von einem, in dem Besitze eines lehenbaren Gutes stehenden Gantmanne dieses zum Verkauf ausgesetzte Gut aus der Gantmasse selbst wieder angekauft wird?* Verneinende Entscheidung. LXI. *Ob es zur Aufhebung eines Einkindschaftsvertrags besonderer Förmlichkeiten bedürfe und welches Vermögen der zugebrachten Kinder bei diesem Vertrag zu verstehen sey?* Partikularrechtlich. LXII. *Ueber die Frage: Gehören die civitates unter die privilegirten moralischen Personen, denen die vierzigjährige Verjährungszeit bei Servituten zu Statten kommt und was ist unter civitates zu verstehen?* Anschlufs an die gemeine Praxis und Adoption des Grundsatzes, dafs den *civitates* eine vierzigjährige Verjährung zuzuschreiben sey. Unter *civitates* sey *jede* Gemeinde (Bürgerschaft) also auch eine *Dorf*gemeinde zu verstehen. LXIII. *Was ist Rechtens, wenn in Testamentsfällen die Requisite der einen Form vollständig vorliegen, während es an denen der andern gebricht?* Erörterung dahin, dafs in einem solchen Fall sowohl nach gemeinen (römischen) als nach dem Würtembergischen Partikularrecht die Disposition aufrecht erhalten werde. LXIV. *Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage* a) *wann das interdictum uti possidetis stattfinde und* b) *wem dabei die Beweislast obliege?* Die erste Frage wird nicht theoretisch erörtert, sondern es wird blos nachzuweisen versucht, dafs in dem gegebenen Fall die angestellte possessorische Klage dieses Interdict sey. Die zweite Frage wird dahin beantwortet, dafs Implorat das Vorbringen, er sey im Besitz, zu erweisen habe. LXV. *Ueber das*

Nutznieſsungsrecht des Vaters rücksichtlich des peculium adventitium der Kinder, hemeistlich in Beziehung auf die, unter selbigen begriffenen Capitalien (nomina). Vorzugsweise partikularrechtlich. LXVI. *Ein interessanter Fall von Compensation im Gant, die durch ein Verbrechen des Gemeinschuldners herbeigeführt wurde und aus welchem von Seiten des Massegläubigers die Schadensersatzforderung entstand, während die Gegenforderung der Masse-Curatel aus einem, vor Ausbruch eines Gants geschlossenen Kaufvertrag herrührte.* Gegen die Concursmasse des *R.* richtete der Goldarbeiter *C.* einen Anspruch auf Ersatz des Schadens, welcher ihm in Folge der Brandstiftung des Gemeinschuldners im Werth von 800 Gulden entstanden sey, welche Summe er auch später eidlich taxirte. Bei dieser Liquidation bemerkte der Gläubiger zugleich, dafs er den, dem Gemeinschuldner noch schuldigen Hauskauf-Schillingsrest von 300 Gulden durch seinen Schadensersatzanspruch als mittelst Compensation getilgt ansehe, was der Contraditor bestritt, so dafs sich hieraus ein Rechtsstreit entwickelte. Der Richter erster Instanz erkannte die Compensation für unstatthaft, während der Richter zweiter Instanz sie, mit Rücksicht darauf, dafs der förmliche Concurs nach dem Zeitpunkt, in dem das Recht auf Schadensersatz erwuchs, ausbrach, für statthaft erklärte. LXVII. *Ueber das Verfahren bei Erbtheilungen, wenn die Erben über die Theilung der Liegenschaften und Fahrnifs nicht einig werden können.* Partikularrechtlich. LXVIII. *Ob auf Zinsen auch ultra alterum tantum erkannt werden könne?* „Die Frage, ob eine Verurtheilung in die Zinsen nicht wenigstens auf den Betrag der Hauptsumme zu beschränken sey, ist zwar gemeinrechtlich noch streitig. Es hat sich aber das K. Ober-Tribunal in einem Präjudiz vom 11. October 1828 dahin ausgesprochen, dafs unbeschränkt auf Zinsen *ultra alterum tantum* erkannt werden könne und es ist dieser Grundsatz auch von dem Civilsenat des K. Gerichshofes in Ellwangen adoptirt worden." LXIX. *Bedarf eine minderjährige Ehefrau, wenn sie durch eine gerichtliche Schuldverschreibung für ihren Ehemann intercedirt und sich selbst als Mitschuldnerin verbindlich macht, eines besondern Pflegers (curator aetatis) oder genügt es, wenn derselben ein Kriegsvogt beisteht?* Partikularrechtlich. Das Gericht erkannte die von einer solchen Ehefrau ohne Zuziehung eines besonderen Pflegers, als Mitschuldnerin mit unterzeichnete Schuldverschreibung für unverbindlich. LXX. *Kann sich bei einem gezwungenen Nachlafsvertrag ein Gläubiger durch die Erklärung, er verlange nichts aus der Masse, sondern wolle das bessere Glück der Gantleute abwarten, gegen richterlichen Zwang durch Majorisirung schützen?* Verneinende Entscheidung. LXXI. *Ein interessanter Beitrag zur Beantwortung der Frage, unter welchen Umständen ein Schuldner, welchem früher vergantet wurde, wegen nachher erworbenen Vermögens von seinen alten unbefriedigt gebliebenen und neuen Gläubigern in Anspruch genommen werden könne?* Ein Ehepaar, welches in Concurs verfallen war, kaufte später in den Besitz eines Häuschens, und einiger Güterstücke und zwar so, dafs sie einen Theil des Haus-Kaufschillings ihren Kindern schuldig wurden und 100 Gulden zur Bezahlung des Häuschens aufnahmen. Die Güterstücke aber aus dem Erlöse der Waaren ankauften, welche ihnen Kaufleute creditirten. Diese Erwerbungen veranlafsten die älteren Gläubiger, ihre Forderungen wieder einzuklagen und da durch diese, mit Einschlufs der neuen Schulden, sich eine abermalige Vermögens-Insufficienz ergab, so erkannte das Gericht aufs Neue den Gant. Auf Anregung des schuldnerischen Ehepars hob aber das Obergericht diese Verfügung wieder auf, indem es besonders davon ausging, dafs dem Cridar, der später wieder zu Vermögen komme und aufs Neue von seinen Gläubigern in Anspruch genommen werde, die Rechtswohlthat der Competenz und zwar mit der Wirkung zustehe, dafs der Schuldner nicht eher wieder in Anspruch genommen werden könne, als bis das neuerworbene Vermögen jenes Ehepaars nicht von der Art sey, dafs darauf der gesetzliche Ausdruck: „*modicum aliquid*" anzuwenden wäre.

In einem Anhang theilt der Vf. noch die Ansicht eines Mittelgerichts über die Executionsbefugnifs der Gemeinderäthe bei unbestrittenen Forderungen der Gemeinden und anderen Corporationen an Privaten mit.

Da Schriften, welche zur Beurkundung der Praxis, besonders der gemeinrechtlichen, beitragen, immer willkommen seyn müssen, so werden fernere Mittheilungen gewifs willkommen seyn, aber bedeutend dadurch gewinnen, wenn der Vf. sich entschlösse, auch auf die Praxis anderer deutschen Gerichte, soweit dies ihm möglich ist, Rücksicht zu nehmen. Auch dadurch würde der Vf. den Werth seiner Schrift erhöhen, dafs er die neueste Literatur und deren Resultate beachtete.

Heilbronn, Verl. von Drechsler: *Auserlesene Civil-Rechtssprüche der höheren Gerichtsstellen in Würtemberg.* Herausgegeben von *Christian Friedrich August Tafel*, Doctor der Rechte und der Philosophie, Rechtsconsulent in Oehringen. *Ersten* Bandes *erstes* Heft. 1835. XII u. 117 Seiten. gr. 8. (1 fl.)

Der Herausgeber rechtfertigt das Erscheinen seiner Schrift in der Vorrede durch die anerkannte Wahrheit, dafs die Bekanntmachung der Präjudicien von grofsem Werth sey. Rec. theilt vollkommen den Wunsch, dafs jeder Berufene zur öffentlichen Bekanntmachung solcher Entscheidungen der Obergerichte, aus welchen deren Ansichten über zweifelhafte Rechtsfragen zu ersehen sind, ermuntert werde.

Ueber das Unternehmen selbst hat sich der Herausgeber noch dahin ausgesprochen: Es sey seine Absicht „eine schon vor mehreren Jahren angefan-

ge-

gene und unter thätiger Mitwirkung mehrere Rechtsgelehrten fortgesetzte Sammlung merkwürdiger Civil-Rechtssprüche, welche wortgetreu aus den Erkenntnissen der verschiedenen *höheren* würtembergischen Gerichte gezogen und zur Herausgabe vorbereitet sind, dem juristischen Publicum vorzulegen." Sorgfältig suche er stets nur Fälle auszuwählen, welche bestrittene und jedenfalls solche Rechtsfragen betreffen, die vom allgemeinen Interesse wären. Zuweilen sey mit Uebergehung der Geschichtserzählung blos die Rechtsfrage erörtert, auf welche es bei Entscheidung eines Rechtsfalls ankomme.

Das vorliegende *erste* Heft enthält 16 Rechtssprüche. I. *Ueber Majorisirung der dissentirenden Pfandgläubiger.* Die Ausführung geht dahin, dafs Nichtmajorisirung Regel sey, dafs kein Pfandgläubiger gezwungen werden könne, einem von der Mehrheit der Gläubiger abgeschlossenen Nachlafsvertrag sich zu unterwerfen, dafs aber dieser Grundsatz in dem Verhältnisse zwischen verschiedenen Pfandgläubigern Ausnahmen leide und zwar dann 1) wenn die Pfandrechte der Priorität und der Zeit nach ganz gleich sind, wenigstens, wenn sie an einem Tag existent wurden, und der Unterschied der Zeit nicht ermittelt werden kann, 2) wenn die nachstehenden Pfandgläubiger in Folge des Concursverfahrens entweder gar nichts oder doch nicht mehr erhalten würden, als der Nachlafsvertrag ihnen zuweist, indem sie in solchem Fall von den bevorzugten Gläubigern gezwungen werden können, sich demselben zu unterwerfen. II. *Ueber den Einfluß, den die Verweisung im Gant auf Pfandrechte äußert.* Der Fall, welcher schon im Jahrgang 1829 der Allg. Justiz-Cameral- und Polizei-Fama mitgetheilt ward und *Bolley'n* zu einer Erörterung im ersten Bande seiner vermischten juristischen Aufsätze (Nr. XVIII. „*Ueber die Einwirkung der Verweisung im Gante auf Pfandrechte*") veranlafste, war dieser: *A.* verkaufte im Jahre 1810 sein Haus an *B.* um 1500 Gulden mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes. Während Ersterer noch 500 Gulden als Kaufschillingsrest zu fordern hat, fällt *B.* im Jahr 1825 in Concurs. Aus der Masse wird jenes Haus an *C.* um 1400 Gulden verkauft, und zwar wieder nur mit Vorbehalt des Eigenthums. Von diesem Hauskaufschilling werden dem *A.* 500 Gulden, dem *D.* 500 Gulden, dem *E.* 300 Gulden, dem *F.* 100 Gulden durch die Distribution zugewiesen. Nun fiel auch der *C.* in Concurs, ohne vorher den schuldigen Hauskaufschilling bezahlt zu haben. Das Haus wird aus dessen Concursmasse weiter um 900 Gulden verkauft. Darüber, dafs den ursprünglichen Gläubigern des *B.* ein Separationsrecht an diesem Erlös zusteht, ist kein Zweifel; aber unter diesen selbst erhebt sich ein Streit darüber, wer den Verlust des Mindererlöses tragen soll. *A.* nahm als älterer Eigenthümer einen Vorzug in Anspruch, während die Gläubiger *D.*, *E.* und *F.* Theilung des Verlustes nach Verhältnifs der Gröfse ihrer Forderungen verlangten, behauptend, dafs das Recht des *A.* kein besseres sey. Es wurde dahin entschieden: „dafs das von diesem angesprochene verbehaltene Eigenthumsrecht nicht als fortdauernd zu betrachten und diesem Recht kein Vorzug vor den übrigen, aus dem Gante des *B.* herrührenden Absonderungsrechten zuzuerkennen, sondern auf Gleichstellung der Gläubiger, denen im Gante des *C.* ein Absonderungsrecht auf den Hauserlös zustehe" zu sprechen sey. Die Entscheidungsgründe loben ihren Verfasser; nur wäre zu wünschen gewesen, dafs er auf die neuere Literatur, welche den Gegenstand erörtert, Rücksicht genommen hätte, und jene Erörterung von *Bolley* nicht unbeachtet geblieben wäre. Die Literatur des 19ten Jahrhunderts ist, mit Ausnahme von *Weishaar's* Handbuch des würtembergischen Privatrechts, ganz unbeachtet geblieben. III. *Ob ein Schuldner, über dessen Vermögen der Concurs bereits erkannt ist, eine ihm erst während des Concurses angefallene Erbschaft zum Nachtheil seiner Gläubiger auszuschlagen befugt sey?* Der Civilsenat des Königlichen Gerichtshofes für den Schwarzwaldkreis entschied unterm 23. März 1829 diese Rechtsfrage *bejahend*, compensirte aber die Kosten, da es sich von der Beantwortung einer unter den älteren und neueren Rechtslehrern sehr bestrittenen Rechtsfrage" handle. Die Motive sind auch hier mit Gründlichkeit entwickelt, obwohl ebenfalls nicht mit hinreichender Rücksicht auf die ergiebige Literatur der neueren Zeit. IV. *Ueber die Zurückforderung des sechsten Zinsguldens mit Anwendung der sogenannten Staffelrechnung.* Die Gerichte zweiter und dritter Instanz verurtheilten, auf Grundlage der würtembergischen Partikulargesetzgebung, den Beklagten „zur Zurückerstattung des zu viel bezahlten Zinses sammt den Interessen von dem Tage der Mittheilung der Klage an." V. *Das judicium communi dividendo betreffend.* Ein Rechtsfall, welcher nicht hätte mitgetheilt werden sollen, da die Gründe des reformirenden Erkenntnisses dritter Instanz nicht gleichfalls mitgetheilt wurden und es so an klarer Anschauung gebricht. VI. *Ist das Verbot eines pactum de quotu litis unter allen Umständen auch auf Nichtavokaten anzuwenden?* Der Wagner *M.* hatte dem *W.* gerathen, gegen ein, ihm ungünstiges Erkenntnifs erster Instanz ein Rechtsmittel zu ergreifen und sich erboten, ihm nicht nur die Kosten vorzuschiefsen, sondern sie auch unter der Bedingung zur Hälfte zu tragen, dafs ihm die Hälfte des durch weitere Betreibung des Rechtsstreits zu verfolgenden Vortheils zufliefse. Die Rechtssache wurde fortgeführt und gewann ein so günstiges Ansehen, dafs der Gegner sich bewogen fand, einen Vergleich abzuschliefsen und eine Summe von 1000 Gulden herauszuzahlen. *W.* weigerte sich nun, dem *M.* die Hälfte dieser Summe zu überlassen. Letzterer trat klagend auf und gewann ein günstiges Erkenntnifs, welches, in zweiter Instanz reformirt, in dritter Instanz wieder hergestellt wurde, indem angenommen ward, dafs jener Vertrag, von demjenigen *pactum de quotu litis*, den die Gesetze verböten, sich nach allen Beziehungen wesent-

sentlich unterscheide. Die mitgetheilten Gründe der Entscheidung letzter Instanz sind überzeugend. VII. *Ueber die Anwendbarkeit der Paulianischen Klage.* Eine partikularrechtliche Erörterung, welche, gestützt auf die s. g. Gratificationstheorie sich mit der Frage beschäftigt, welcher von den beiden streitenden Theilen der wachsamere gewesen sey. VIII. *Ueber die von dem Besitzer eines verpfändeten Guts nach dem Gante des Hauptschuldners vorgebrachte Einrede der Vorausklage, besonders nach würtembergischen Recht.* Mittheilung einer Entscheidung, wodurch auf Grundlage dieses besonderen Rechts jene Einrede verworfen wurde. IX. *Verjährung der Alimentenklagen betreffend.* Eine ledige Weibsperson von 65 Jahren brachte vor dem Königl. würtembergischen Gerichte in S. gegen den Wirth *X.* daselbst die Klage vor, dafs sie von ihm vor 33 Jahren geschwängert worden sey. Er habe auf die ihm schon damals und auch nach ihrer Niederkunft gemachte Eröffnung die Vaterschaft geleugnet und jede auf Privatgenugthuung auf Ersatz der Kindbettkosten und auf Alimentation des Kindes gestellte Anforderung bestritten. Sie habe hierauf ohne ihre Ansprüche gerichtlich zu verfolgen, das Kind selbst erzogen, sehe sich nun aber (wahrscheinlich durch eigene Dürftigkeit und die bekannte Wohlhabenheit ihres Schwängerers) veranlafst, wenigstens den Ersatz der Kindbett- und Alimentationskosten nachträglich zu verlangen und bitte, ihn hiezu anzuhalten. Der Beklagte widersprach diesem Vorbringen, und setzte derselben überdies die Einrede der Verjährung entgegen, zu deren Begründung er anführte, dafs die Alimentenklage kein selbstständiges für sich bestehendes Rechtsmittel, dafs sie vielmehr abhängig von der Präjudicialfrage über die Anerkennung der Vaterschaft sey. Diese werde hier stets als erwiesen vorausgesetzt, sie bilde die Basis jeder Verbindlichkeit zur Alimentation. Die Klage auf Anerkennung der nach der eigenen Angabe der Klägerin schon von Anfang an widersprochenen Vaterschaft sey aber längst verjährt und damit sey auch jeder aus ihr abgeleitete Anspruch auf temporelle Leistungen ausgeschlossen. Die von *Thibaut* (Pandektenrecht §. 1034.) und Andern angenommene Ansicht, dafs das Recht auf einzelne Gefälle zwar nur mit deren Verfallzeit, das ganze Recht aber dann verlösche, wenn sich die Berechtigte, bei einem Widerspruch desselben, überhaupt die Verjährungszeit hindurch beruhige, finde hier vollkommen Anwendung und auch die von der Verjährung der Klagen auf temporelle Leistungen handelnde *L.* 7. §. 6. *C. de praescr.* setze den Grund der Verbindlichkeit als anerkannt oder erwiesen voraus, daher diese Stelle gegen die behauptete Verjährung nicht angeführt werden könne. Das Untergericht fand diese Einrede nur in Beziehung auf die geforderten Kindbettkosten und die Alimente der ersten drei Jahre gegründet, zu Bezahlung der übrigen wurde Beklagter, im Fall der Klagegrund erwiesen werde, aus folgenden Gründen verurtheilt: Eine Alimentenforderung sey nicht als ein einziges Recht zu betrachten, sie bestehe aus so vielen selbstständigen Forderungen, als die Zahl der Jahre betrage, während welchen die Alimentation zu reichen sey. In jedem Jahre, ja selbst in jedem einzelnen Theile des Jahrs, in welchem der zur Alimentation verpflichtete Vater — seine Paternität immer voraussetzt — diese Obliegenheit nicht erfüllt habe, sey für die Berechtigte Veranlassung zur Klage, *actio nata* gewesen, aber auch nur nach jedem einzelnen Jahre oder Jahrestheile, eben weil die Gesetze die Alimente und ähnliche Forderungen nicht als einfache, sondern als zusammengesetzte, aus mehreren selbstständigen Ansprüchen bestehende Forderungen betrachten. Die Paternität des Beklagten sey ein blofses Factum, dafs wie jedes andere zur Unterstützung eines Anspruchs beigezogen werden dürfe, sollte es auch über die dreifsigjährige Verjährungszeit hinaus liegen; wenigstens müsse dies dann unbestritten gelassen werden, wenn der aus dem Factum bewiesene oder begründete Anspruch selbst erst nach Verflufs jener Zeit fällig, also zur Verfolgung durch eine Klage geeignet werde; man würde sonst auf den, allen Grundsätzen über Verjährung widersprechenden Satz kommen, dafs die Verjährung einer Klage zu laufen beginne, ehe sie angestellt werden könne. Aus demselben Grunde sey auch dem von *Thibaut* aufgestellten oben angeführten Grundsatz wenigstens im vorliegenden Fall nicht beizupflichten, und es könne daher nicht anders, als geschehen, entschieden werden. Der Königl. Gerichtshof in E., an welchem hierauf dieser Streit durch die von dem Beklagten eingelegte Berufung erwachsen war, bestätigte das erstrichterliche Erkenntnifs, indem er von der Ansicht ausging, es sey hier nicht die Präjudicialklage *de partu agnoscendo* auf Anerkennung und künftige Ernährung des Kindes, sondern die *actio negot. gest. directa* von der Mutter des Kindes vermöge ihres eignen Rechts, zu ihrem eignen unmittelbaren Besten, und nicht im Namen des Kindes und zu dessen Vortheil angestellt. In Absicht auf den Ersatz der für den Vater des Kindes gereichten Alimente aber stehe der Mutter, wie jedem andern Alimentenreicher, die Klage aus der Geschäftsführung zu und ihre Forderung sey ihr durch die nur auf das Verhältnifs der Mutter zum Kinde, nicht aber zum Vater oder Schwängerer sich beziehende *L.* 11. *Cod. de neg. gest.* nicht abgesprochen; vielmehr sey in Beziehung auf das letzte Verhältnifs anzunehmen, dafs sie die Alimente *animo repetendi* gereicht habe.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

JURISPRUDENZ.

TÜBINGEN, bei Fues: *Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen, gezogen aus Civil-Rechtssprüchen der höheren Gerichtsstellen im Königreich Würtemberg. Von C. G. Richter* u. s. w.

(*Beschluss von N.* 85.)

X. *Ist der Vater zur Ernährung des unehelichen Kindes seines Sohnes nothhülflich verbunden?* Das Gericht erster Instanz wies die gegen einen Pächter auf die Ernährung des unehelichen Kindes seines Sohnes gerichtete Klage ab, während das Obergericht reformirend denselben zur Alimentation seines unehelichen Enkels verurtheilte, indem es die der Beziehung jener Rechtsfrage von jeher zugewendete Praxis der würtembergischen Gerichte adoptirte. XI. *Ueber Restitutionen gegen rechtskräftige Erkenntnisse.* Eine etwas unklare Mittheilung, da sie lediglich in einem Bruchstück der Relation, ohne Voraussendung des Wesentlichen des Rechtsfalls selbst, besteht. XII. *Ueber die Klagen auf Abfindung wegen Nichterfüllung der Sponsalien.* Mittheilung einer Stelle in einem Instructorium, welches im Januar 1835 in einer wegen gebrochenen Eheverlöbnisses anhängigen Rechtssache von dem Civilsenat des Obertribunals an ein Mittelgericht erlassen wurde und worin es namentlich heifst: Nach dem römischen Recht begründet bekanntlich das Eheverlöbnifs keine klagbare Verbindlichkeit, d. h. weder eine Klage auf Erfüllung des Verlöbnisses, noch auf das Interesse wegen Nichterfüllung. Nur der Verlust des geleisteten Mahlschatzes traf den schuldigen Theil, so wie derjenige den er empfangen hatte, an ihn doppelt zurückgefordert werden konnte; beides jedoch nur unter der Voraussetzung, wenn er nicht minderjährig war. Das canonische Recht geht von einem andern Grundsatz aus. Da man jedoch es bald bedenklich fand, zu Erfüllung des Eheverlöbnisses einen absoluten Zwang auszuüben, so wurde dagegen von den Gerichten dem unschuldigen Theile neben dem Ersatz seiner Kosten eine billige Abfindung oder Genugthuung zuerkannt. Dies geschah in einer doppelten Form, nämlich: 1) bald als Schätzung einer zugefügten Injurie, indem man nämlich davon ausging, dafs die Nichterfüllung des Eheverlöbnisses schon an und für sich, als eine die Ehre des andern Theils kränkende, mithin die Injurienklage begründende, Handlung anzusehen sey, bald aber 2) als im Interesse wegen Nichterfüllung eines Vertrags. Das nach dem römischen Rechte, nach welchem bei Eheverlöbnissen nicht einmal die Conventionalstrafe klagbar war, die Injurienklage so wenig, als eine Klage auf das *id quod interest* statthaft war, läfst sich wohl nicht bezweifeln. Denn wie sollte ein bürgerliches Gesetz die blofse Nichterfüllung einer bürgerlichen nicht klagbaren Verbindlichkeit als eine dann doch mit einer Klage zu verfolgende Injurie betrachten können? Eine Ausnahme möchte in letzterer Beziehung nach dem römischen Rechte nur dann denkbar seyn, wenn die Auflösung des Eheverlöbnisses mit solchen besondern Umständen verbunden war, welche für sich selbst als injuriös erscheinen. Was aber die Ansichten der Praktiker betrifft, so scheint für die erstere Klage mehr die Ansicht der ältern, für die zweite aber mehr die der neuen Rechtslehre zu seyn. Nimmt man auch eine Concurrenz beider Klagen an, so ist solche, da beide Klagen auf denselben Zweck, nämlich die Erlangung einer Abfindung wegen Nichterfüllung der Sponsalien gerichtet sind, doch ohne Zweifel nur eine elective oder alternative; es wäre denn, dafs aufser der Nichterfüllung des Eheverlöbnisses *andere*, damit zusammentreffende Umstände eine Injurienklage *für sich* begründen. Auch ist man allerdings der Meinung, dafs neben der Abfindung vom unschuldigen Theil noch Ersatz seiner Kosten so wie des ihm vom schuldigen Theile zugefügten *positiven* Schadens gefordert werden könne. XIII. *Kann ein von zwei Ehegatten errichtetes wechselseitiges Testament, namentlich ein solches, welches eine gegenseitige Erbeinsetzung enthält, von dem einen Ehegatten nach Willkür widerrufen oder abgeändert werden?* Nachdem *Jacob B.* und dessen Ehefrau unterm 22. December 1809 ein Testament gemeinschaftlich errichtet hatten, in welchem sich diese Eheleute gegenseitig zu Erben eingesetzt und weiter bestimmt hatten, dafs das auf Absterben des Ueberlebenden übrig bleibende Vermögen drei Kindern von Geschwistern der Ehefrau zufallen, aber die Geschwisterkinder des Ehemannes mit einem Legat von 200 Gulden abgefunden werden sollten, errichtete Erstere nach Ableben des Letzteren am 25. September 1830 ein neues Testament, worin blos die Kinder des einen der drei in dem ersten Testament eingesetzten Geschwisterkinder der Ehefrau zu Erben eingesetzt wurden (das andere dieser Geschwisterkinder wurde mit einem blofsen Legat bedacht, das dritte war bereits verstorben), das den Kindern des Halbbruders ihres verstorbenen Ehemanns in

dem ersten Testament zugedachte Legat aber unangetastet blieb. Es entstand nun vor Gericht die Frage, ob die Wittwe *B.* berechtigt gewesen sey, das frühere, mit ihrem verstorbenen Ehemann errichtete reciproke Testament, so abzuändern, wie geschah? Das Gericht erster Instanz erkannte dahin: dafs dasselbe als zu Recht bestehend anzusehen sey, bejahte also die Frage. Hierauf ergriff Kläger, das in dem gemeinschaftlichen Testament der Eheleute mit berufene Geschwisterkind der Ehefrau, welches in dem Testament derselben von der Erbschaft ausgeschlossen und nur mit einem Legat bedacht worden war, das Rechtsmittel der Appellation. Der Richter zweiter Instanz reformirte theilweise, indem er davon ausging, dafs der Appellant durch das gemeinschaftliche Testament zum Nacherben berufen worden sey, dafs er sonach ein Erbrecht an dem hinterlassenen Vermögen des *Ehemanns* hätte, und so die Ehefrau nur befugt gewesen sey, ihre eigene Verfügung zu widerrufen und den Appellanten von ihrem *eigenen* Nachlafs auszuschliefsen. Dieses Erkenntnifs wurde in dritter Instanz bestätigt. XIV. *Die ästimatorische Injurienklage betreffend.* Der Kläger, ein Wirth, hatte seine Klage darauf gestützt, dafs Beklagter sich dahin geäufsert habe, er, (Kläger) sey materiell concurs. Der Richter erster Instanz legte dem Kläger den Beweis des Thatumstandes selbst, welche die Injurie enthalten solle und des Willens desjenigen, der sich der Aeufserung bediente, zu beleidigen, auf und verwarf, annehmend, dafs dieser Beweis nicht erbracht sey, die Klage. Das Gericht zweiter Instanz verurtheilte annehmend, dafs der Beweis des Thatumstandes erbracht sey und darin eine Injurie liege (da jede Handlung, wodurch jemand in Beziehung auf ein Ehrenrecht als unwürdig dargestellt werde, Ehrenverletzung sey und das Würtembergische Staatsrecht Gantleute von Ehrenrechten ausschliefse) den Beklagten zur Zahlung einer Summe von 300 Gulden als Vergütung für die erlittene Ehrenkränkung. Dieses Erkenntnifs reformirte das Gericht dritter Instanz durch Abweisung des Klägers, indem es sich namentlich dahin aussprach: „In den etwaigen Aeufserungen des Beklagten, der Kläger werde sich verganten lassen, liegt überhaupt nicht das, was zum Wesen einer Verleumdung gehört, unter welchen Begriff allein die dem Beklagten zur Last gelegten Handlung gebracht werden könnte, nämlich die Andichtung unsittlicher oder unrechtlicher Handlungen oder solcher Thatsachen, welche mit der besondern Standesehre des Klägers unverträglich wäre. Nur dann würden die Aeusserungen des Beklagten den Charakter einer wirklichen Schmähung angenommen haben, wenn derselbe dem Kläger dabei angedichtet hätte, er sey auf eine schuldvolle Weise in die Lage gekommen, sich verganten lassen zu müssen, oder er werde es thun, um seine Gläubiger zu betrügen, von welchem Allen aber nach den Angaben der Zeugen gar nicht die Rede gewesen ist; denn es ist nur dann eine Injurie vorhanden, wenn man Jemanden aus bösem Gemüth seinen verschuldeten Zustand vorwirft. Die blos allgemeine Bemerkung, dafs Jemand in dem Fall sey, sich verganten zu lassen, kann demnach nicht dafür erachtet werden." XV. *Ueber die Frage: ob die accessorische Bürgschaft-Verbindlichkeit aufhöre, wenn die Hauptverbindlichkeit durch Präclusion erloschen ist?* Bejahung dieser Frage in beiden Instanzen. XVI. *Die Anwendung der lex aquilia betreffend.**) Eine Erörterung, welche sich mit der Frage beschäftigt, ob die Handlung, wegen welcher der Beklagte *ex lege aquilia* in Anspruch genommen wurde, als culpos zu betrachten sey, eine Frage, welche das Gericht erster Instanz verneinte, das Obergericht bejahte, und allerdings *in concreto* nur schwankende Anhaltspunkte darbot, wie es *in praxi* nicht selten der Fall ist.

Der Herausgeber hat in der Vorrede noch bemerkt, „dafs die Fortsetzung dieser Rechtssprüche nicht periodisch erfolgen, sondern von den vorhandenen Materialien abhängen werde". So sehr nun das Unternehmen an und für sich Anerkennung in Anspruch nimmt, da Beiträge zur Kenntnifs der Praxis nur als Gewinn betrachtet werden können, so sehr ist doch eine strengere Auswahl zu wünschen. Gleich das erste Heft enthält einige Mittheilungen, die kaum ihren Raum verdienen. Uebrigens wiederholt Ref. die Bemerkungen, welche er am Schlusse der Anzeige der *Richter*'schen Sammlung hervorhob, mit dem Wunsche, dafs sie auch für gegenwärtige Sammlung berücksichtigt werden mögen. — Druck und Papier dieses ersten Heftes sind gut, der Abdruck aber nicht correct. So heifst es z. B. S. 12 „Ueber den Einfluſs, den die Verweisung u. s. w. äufsern", statt: äufsert, und S. 54 und 65 „*Wenning-Ingenheim*, statt: *Wening*". Der Herausgeber der Jahrbücher für Gesetzgebung u. s. w. wird bald *Hoffacker* (wie in der Note zu S. 1 der Vorrede) bald *Hofacker* genannt und S. 8 wird der Verfasser jener Schrift über Nachlafsverträge *Völterndorff* genannt, während er auf der folgenden Seite *Völtendorf* heifst.

Bopp.

BOTANIK.

1) Freiburg, b. Groos: *Handbuch der angewandten Botanik* oder praktische Anleitung zur Kenntnifs der medicinisch, technisch und ökonomisch gebräuchlichen Gewächse Teutschlands und der Schweiz; von Dr. *F. C. L. Spenner*, Professor der Botanik an der Universität zu Freiburg u. s. w. Mit einer analytischen Bestimmungstabelle für alle Gattungen Teutschlands u. der Schweiz. Erste

*) S. über denselben Gegenstand den 9ten Aufsatz in *Richter's* Sammlung.

Erste Abtheil. 1834. IV u. 372 S. — *Zweite* Abtheil. 1835. 373—945 S. — Dritte Abtheil. 1836. XX u. 325 S. 8. (5 Rtlr.)

2) Köln am Rhein, b. Schmitz: *Anleitung zur Gewächskunde*, zunächst für Seminaristen u. Volks-Schullehrer, von *A. Richter*. Mit 2 lithographirten Tafeln. 1836. XXVI und 436 S. 8. (1 Rtlr. 6 gGr.)

Nr. 1. Die innere Einrichtung dieses schätzbaren Handbuches ist so, dafs zuerst die Gewächse nach dem natürlichen Systeme (nach *Bartling ordines nat. plant.* u. *De Candolle*) in Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten, Abarten u. dgl. mit Diagnosen und Angabe der Standörter, des Gebrauchs u. s. w. aufgeführt werden. Bei gröfseren und wichtigeren Gattungen findet man auch noch nach *Lamarck's* Vorgange eine dichotomische Analyse der Arten. Auf diese Weise werden die beiden ersten Abtheilungen gefüllt. In der dritten bemerkt man gleich hinter der Vorrede eine Erklärung der analytischen Methode, dann eine Uebersicht sämmtlicher in diesem Handbuche (in den beiden ersten Abtheilungen) beschriebenen Holzgewächse, Getreide, Hülsenfrüchte, Küchengewächse, Obstarten, Futtergewächse, Fabrikgewächse, Giftgewächse und Arzneigewächse. Hierauf folgt eine systematische Uebersicht der Pflanzengattungen Teutschlands und der Schweiz (nach Bartling), ferner Erklärung des Sexualsystems von Linné, Erklärung der in diesem Handbuche vorkommenden terminologischen Ausdrücke, in Form eines Wörterbuchs und endlich machen Analysen der Familien und Gattungen sammt dem Register den Schlufs. — Wir wollen nun keineswegs hier untersuchen, ob es nicht zweckmäfsiger gewesen wäre, mit der zuletzt erwähnten Analyse der Familien und Gattungen das Werk zu beginnen und mit dem terminologischen Wörterbuche zu schliefsen; allein was diese ganze hier dargelegte Methode betrifft, so können wir ihr nicht unsre völlige Billigung zugestehen, insofern sie schon ihrer ursprünglichen Anlage nach unvollkommen erscheint. Soll man nämlich nicht in einem Irrgarten herumgeführt werden, so müssen sämmtliche Pflanzen Teutschlands und der Schweiz auf gleiche Weise abgehandelt werden. Denn das Buch ist für Anfänger berechnet, die erst noch selber den Namen einer ihnen im abgesteckten Bereiche vorgekommenen unbekannten Pflanze finden sollen, wie können sie dies aber, wenn nicht alle Gattungen wenigstens analytisch dargestellt sind? Allein in der dritten Abtheilung finden sich z. B. in der Analyse der Gattungen nicht einmal die Flechten, Pilze, Algen und Moose erwähnt, während unter den Kryptogamen sogar die *Artocarpeae* (S. 154) mit aufgezählt werden, wobei wir anfänglich kaum unsern Augen trauen mochten. Zwar ist es wahr, dafs einige wichtige Gattungen von Pilzen und andern Kryptogamen in der ersten Abtheilung enthalten sind, aber glaubt man wirklich, dafs die hier gelieferten Charakteristiken dem Anfänger völlig über die ihm früher unbekannten Kryptogamen den gehörigen Aufschlufs geben und dafs so dieses Buch, wie der Verf. meint, alle übrigen ähnlichen entbehrlich machen werde? Dafs hier *Sargassum vulgare Agdh.* ausführlich abgehandelt wird, könnte als eine Ueberschreitung der gesteckten Grenzen betrachtet werden, und eine genauere Darstellung des *Sphaerococcus polymorphus* (*crispus*), welcher jetzt als *Lichen Caraghén* so wichtig geworden ist, wäre sicherlich dankenswerther gewesen. *Variolaria oreina Ach.*, welche übrigens nicht *orcina* geschrieben werden mufs, sonst nur aus der Auvergne, soll übrigens nach dem Nomenclator von Steudel und Hochstetter auch an Geröllsteinen der südlichen Alpenkette vorkommen; indefs hätte bemerkt werden sollen, dafs *V. oreina Ach. method.* eine Abänderung der *Parmelia sordida Fries* a) *glaucoma* ist, während *L. oreina Ach. synops.* nichts weiter als *Parmelia oreina Fries.* und diejenige, welche nach Einigen hinsichtlich ihres Färbestoffes benutzt wird. Hofr. Meyer in Göttingen überzeugte sich dagegen, dafs aus der Variolarie von *Parmelia Parella* die bekannte *Orseille d'Auvergne* gewonnen werde. Die Angabe der besten Abbildungen werden Viele vermissen, ebenso Andere selbst die des Linnéschen Systems bei den einzelnen Gattungen. Ausführlicher hätte hier und da noch der Gebrauch erörtert werden sollen. So heifst es bei der *gemeinen Haselnufs*: „*Gebrauch*: vorzugsweise „der Haselnüsse" zur Darstellung eines vorzüglichen fetten süfsen Oels u. s. f. — ehemals *medizinisch* sowohl die *Nuces Avellanae* als das *lignum Coryli.*" Wie manche Anwendung haben noch das Gewächs und seine Theile! So sind nicht allein die Nüsse als Speise geschätzt, indem man auch daraus Brod backen, ein kühlendes der Chocolade ähnelndes Getränk bereiten, und das daraus gewonnene leicht trocknende Oel für die Oelmalerei benutzen kann, sondern auch das Holz liefert eine treffliche Zeichenkohle, vorzügliche Reifen an Fässer u. dergl., ohne nur selbst des abergläubischen Gebrauchs der Wünschelruthe zu gedenken. Ferner verdient bemerkt zu werden, dafs I, S. 221 bei Darstellung des generischen Charakters von *Corylus* unrichtig gesagt wird, dafs *die Nufs von einer grofsen blattigen* (soll heifsen *blattartigen*) *gelappten oder zerschlitzten, aus verwandelten Kätzchenschuppen gebildeten Hülle umkleidet werde*, da diese Hülle nicht aus Schuppen, die erst späterhin verwachsen, besteht, sondern aus einem gleich anfänglich den Fruchtknoten umschliefsenden Kelche. Die Uebersicht der in diesem Handbuche beschriebenen Fabrikgewächse ist nicht vollständig, insofern gleich anfänglich auf viele Zweige der Fabrikation gar keine Rücksicht genommen wurde. So fehlen z. B. die besondern Rubriken der zu Flechtwerk dienenden Pflanzen, wobei unter andern die feineren Strohgeflechte besonders berücksichtigt werden mufsten, ferner die gährende Getränke liefernden

den Pflanzen, so wie die zur Gewinnung von Soda, von oxalsaurem Kali, Harzen, von Pottasche u. s. w. vorzüglich geeigneten. Selber die wildwachsenden Gewächse, welche sich zum Anbau eigneten, hätten wohl verdient, einzeln genannt zu werden. Dagegen nimmt es uns Wunder, wie *Physalis Alkekengi* und *Ruta graveolens* (III, 14) unter die Giftgewächse geriethen.

Aus dem Allen stellt sich demnach das Resultat heraus, dafs auf solche Weise keine gründliche umfassende Pflanzenkenntnifs gewonnen werden könne, indem das Buch weder consequent gehalten und in allen seinen Theilen gleichmäfsig ausgeführt ist, noch auch die beschwerliche langsame analytische Methode bei einer gröfseren Anzahl von Gewächsen grofsen Vortheil gewährt. Zudem hegen wir die Ueberzeugung, dafs hierdurch nicht der Anfänger hinlänglich zum Verständnifs lateinisch verfafster botanischer Schriften befähigt werde. Dessen ungeachtet hat das Werk sein besonderes Verdienst durch die sorgfältige Bearbeitung des Einzelnen und ist in dieser Hinsicht sehr empfehlungswerth, auch sind die auf ähnliche Weise nutzbaren exotischen Gewächse wenigstens mit Angabe ihrer Namen u. s. w. in Anmerkungen aufgezeichnet, wodurch der Werth nur erhöht werden kann. Druck und Papier kann man nur lobenswerth finden.

Nr. 2. Die *Richter*'sche Anleitung scheint ihrem Zwecke zu entsprechen, indem sie mit Sorgfalt und gehöriger Berücksichtigung des zu erreichenden Ziels abgefafst ist. Sie giebt dem Lehrer in Volksschulen namentlich eine passende Anleitung, wie er mit Nutzen die Gewächskunde vortragen könne, und dieses mufs als ein besonderer Vorzug dieser Schrift hervorgehoben werden. Denn dafs die Naturgeschichte einen bildenden Einfluss auf den ganzen Menschen übe und ihr daher eine Ehrenstelle unter den übrigen Unterrichtsgegenständen zukomme, darüber ist wohl nur eine Stimme; und wenn sie noch immer in vielen Volksschulen vernachläfsigt wird, so rührt dies besonders vom Mangel an hierzu tauglichen Lehrern her. In Wahrheit ist es auch weit leichter, sich durch Selbststudium zum tüchtigen Sprach- und Rechenlehrer zu bilden, als zum Naturgeschichtslehrer, da es dabei auf Anschauung von Gegenständen ankommt, über deren Benennung man oft schon in Zweifel geräth, zu geschweigen, dafs vollends eine genauere Durchmusterung ihrer Eigenschaften nicht nur die gröfste Genauigkeit, sondern auch manche Geschicklichkeit und Vorkenntnisse in Anspruch nimmt. Indefs erscheint der Vortheil, welchen die Naturgeschichte dem Volkslehrer bietet, viel zu überwiegend und augenfällig, als dafs er sich von diesen Beschwerden abschrecken lassen sollte und manchem fehlt gewifs nur eine passende Anleitung, um über die ersten Schwierigkeiten hinauszukommen. Ist dieis einmal geschehen, so glauben wir behaupten zu dürfen, dafs ein Aufgeben des naturhistorischen Studiums schon des eigenthümlichen Reizes willen, den es gewährt, unmöglich sey, ohne der ausserordentlichen Vortheile zu gedenken, welche es der Volksbildung verschaffen kann. Die erste Aufgabe des Lehrers aber wird nicht darin bestehen, dafs er den Kindern viel von den Gegenständen vorerzählt, sondern, dafs er sie anleitet selber die Eigenschaften vorliegender Naturkörper zu entdecken und so die einzelnen von den andern unterscheiden zu lernen. Dazu eignen sich ganz besonders die Pflanzen und es ist das Verständigste, mit ihnen jeden naturhistorischen Unterricht zu beginnen. Vorliegendes Buch wollen wir nun zu solchem Zwecke bestens empfohlen haben, da es die hier gestellten billigen Anforderungen befriedigt. Ueberhaupt hat der Verf. die hier vorliegende Aufgabe in seiner Vorrede gut erkannt und in der Einleitung eine Anweisung geliefert, welche Methode der Lehrer befolgen müsse. Der *erste Theil* enthält das Allgemeine der Gewächskunde (Kunstsprache, wozu die beiden angehängten Tafeln mit Abbildungen gehören, und Classification der Pflanzen); der *zweite* die Beschreibung einzelner Gewächse nach dem Linnéschen System, mit der Aenderung, wie es Ruthe in seiner Flora von Brandenburg darstellte. Bei jeder Klasse findet man zuerst eine Uebersicht der Gattungskennzeichen, dann kommt der deutsche und lateinische systematische Name der Pflanze, ihre Diagnose, kurze Beschreibung, Dauer, Blüthe, Standort und Angabe ihres Nutzens durch zweckmäfsigen Druck unterschieden. Doch wurden nur einheimische oder in gröfseren Mengen kultivirte Gewächse aufgenommen, was wir insofern nicht ganz billigen, als auch ausländische fürs gemeine Leben wichtige Pflanzen, wie Kaffee, Zuckerrohr, hier ihre Stelle hätten erhalten müssen. Gegen die Auswahl aber der einheimischen wissen wir keinen erheblichen Tadel vorzubringen. Die Angaben über die Zucht der gewöhnlichen Gartenpflanzen, über die Cultur der Gemüse, Futtergewächse u. dgl. sind ganz an ihrer Stelle, ja vielleicht wäre es zweckmäfsig gewesen, wenn der Verf. überhaupt noch eine Anweisung zum Pflanzenbau als Anhang beigefügt hätte. Ein ausführliches Register steht am Schlusse dieses durch güten Druck und Papier gleich empfehlungswerthen Buchs; ein kurzes Inhaltsverzeichnifs würde jedoch nicht überflüssig seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

JURISPRUDENZ.

JENA, b. Bran: *C. A. Schmidt Ilmenav. de successione fisci in bona vacantia ex iure Romano.* 1836. VI und 98 S. 8.

Hiermit verbinden wir die Anzeige eines denselben Gegenstand betreffenden Aufsatzes:

von Schröter zu der Lehre von den bona vacantia, in der Zeitschrift für Civilrecht u. Proceſs. Bd. 10. Heft 1. S. 89 bis 140.

Bekanntlich hat Blume im Rheinischen Museum für Jurisprudenz (Bd. 4. S. 212 ff.) die Ansicht zu vertheidigen gesucht, „dafs der Fiscus niemals durch eine eigentliche *per universitatem successio* in das Vermögen eines Privaten eintrete, dafs er vielmehr bei erblosen Gütern nur als privilegirter Occupant, und bei Confiscationen nur als privilegirter Gläubiger betrachtet werden dürfe." Die vorliegenden Schriften sind gegen diese Behauptung, so weit sie die erblosen Güter betrifft, gerichtet. Im Grunde genommen konnte Blume's Ansicht, nach dem durch Hasse und Mühlenbruch das Wesen der *per universitatem successio* klar geworden war, nicht gut Anklang finden. Blume gesteht selbst zu, dafs dem Fiscus auch die Forderungen des Erblassers zustänfden. Da nun diese *titulo singulari* nur der Ausübung nach und nur durch Cession auf einen Andern übergehen können, hier aber ein Cedent fehlt, so bleibt es nach Blume's Theorie unerklärlich, wie der Fiscus zu den Forderungen gelangt. Wahr mag es zwar seyn, dafs der Fiscus nur eine *utilis actio* hatte, allein findet nicht ein Gleiches beim *bonorum emtor* statt, und succedirt dieser nicht dennoch nach den bestimmtesten Zeugnissen *per universitatem*? Unbegreiflich war es dem Rec. immer, wie Blume, welcher mit des Gajus Institutionen so sehr vertraut ist, daraus, dafs der Fiscus weder *heres* noch *bonorum possessor* ist, folgern konnte, dafs er nicht *per universitatem* succedire, da doch bei Gajus neben der *hereditas* und *bonorum possessio* noch mehrere *per universitatem successiones* aufgezählt werden. Wollte man annehmen, der Fiscus erwerbe die *bona vacantia* durch Occupation, so ist gar nicht abzusehen, auf welche Weise er zu denjenigen Sachen des Erblassers, welche sich im Besitze dritter befinden, gelangt. Consequenter Weise kann man ihm vor der Occupation derselben keine *in rem actio* zuschreiben und es ginge doch zu weit, wenn man ihm gestatten wollte, dasjenige einseitig in Besitz zu nehmen, was sich im Besitze anderer befindet. Die Verff. haben nun die Blumesche Theorie, wie mir es scheint, vollständig widerlegt, daneben auch die sonstigen Fragen, rücksichtlich des Rechts des Fiscus, an den erblosen Gütern untersucht. Eine auffallende Erscheinung hierbei ist, dafs in der Hauptsache nicht blofs die Ansichten beider Verff., sondern auch gröfstentheils die Begründung derselben die frappanteste Aehnlichkeit hat, während jedoch in einigen erheblichen Nebenpunkten, wie sich weiter unten ergeben wird, eine Meinungsverschiedenheit da ist. Die Schrift des Hrn. Schmidt ist nach der Vorrede eine, der juristischen Facultät zu Jena unterm 30sten Juni 1836 überreichte und am 3ten September desselben Jahrs von gedachter Facultät gekrönte Preisschrift. Er will bereits Weihnachten 1836 Exemplare derselben der dortigen juristischen Facultät überreicht, hinterher aber erst Schröters Aufsatz zu Gesicht bekommen haben. Schröter war bekanntlich früher Professor in Jena und das erwähnte Heft der Zeitschrift erschien gegen das Ende des vorigen Jahrs. Die Vorrede Schmidts enthält gleichsam eine Anklage Schröters, und Schröter soll dagegen eine Erklärung in der Jenaer Literaturzeitung haben abdrucken lassen. Wir glauben nicht, eine Stimme in diesem Prioritätsstreite abgeben zu müssen, wir halten dies für die Wissenschaft, welche sich um Persönlichkeiten nicht zu kümmern hat, für gleichgültig, und beschränken uns darauf, über den Inhalt beider Schriften genauer zu berichten, wobei wir zunächst uns an Schmidts Schrift anschliefsen, und die Abweichungen des Schröterschen Aufsatzes an passenden Stellen einschalten werden. Durch die Lage der Sache fühlen wir uns veranlafst, ausdrücklich zu bemerken, dafs wir nur deshalb die Schmidtsche Schrift dem Berichte zu Grunde legen, weil die Eintheilung derselben in Capitel, von denen ein jedes einer besondern Frage gewidmet ist, uns den Bericht erleichtert. — Cap. I. *Definitio bonorum vacantium accommodata fontibus.* — Cap. II. *De bonis vacantibus quid sit statuendum ex iure antiquo.* — Schmidt nimmt an, dafs sie nach dem Grundsatze behandelt wurden, „*res nullius cedit occupanti.*" Dagegen hält Schröter wegen Cic. de LL. II, 19 und deshalb, weil die *hereditas iacens* als Eigenthümerin der Sachen des Erblassers zu betrachten sey, zum Erwerbe eine *usucapio* für nothwendig. Allein wenn die Römer den Nachlafs des Verstorbenen als rechtsfähig betrachteten, so geschah dieſs nur *mit Rücksicht auf den später eintretenden Universalsuccessor*, damit nämlich die Rechte auf diesen *unerloschen* übergehen können. Berücksichtigt man noch, dafs diese Rechtsfähigkeit

fähigkeit stets nur der *hereditas* zugeschrieben wird, dafs aber die *bona vacantia*, zu der Zeit, als sie noch nicht dem *aerarium* oder *fiscus* zufielen, gewifs nie *hereditas* genannt wurden, so ist es gewifs ohne Grund, wenn man in jener Zeit beim erblosen Nachlafs von Rechten der *hereditas iacens* reden will. Cicero in der angeführten Stelle nennt die *usucapio* nur als Bedingung des „*sacris privatis adstringi*" und dafs hier *usucapio* erfordert werde, erklärt Schmidt mit Recht daraus, dafs man ja nie sofort wissen könne, ob die Güter wirklich erblos seyen. Es liefs sich daneben auch anführen, dafs die *occupatio* vielleicht überhaupt kein Eigenthum *ex iure Quiritium*, sondern nur ein s. g. bonitarisches Eigenthum verschaffte und dafs in dieser Rücksicht *usucapio* erfordert wurde. — Cap. III. *Bona vacantia cui adscribat ius novum, i. e. lex Julia et Papia Poppaea.* — Schmidt hat es unbeachtet gelassen, dafs diese *lex* die erblosen Güter dem *aerarium* überwies, und dafs erst später der Fiscus an dessen Stelle trat. Das Richtige hat hier Schröter. — Cap. IV. *De eo promiscuo notionum usu, quo ICti Romani bona vacantia atque caduca confudisse dicantur, corrollarii loco exponitur.* — Nachweisung dafs unter *caduca* zuweilen auch die *bona vacantia* verstanden werden. Indessen dürfte dieser Sprachgebrauch nur in l. 30 C. Th. *de petitionibus* vorkommen. Gaj. II. 150 ist zu lückenhaft, als dafs sich mit Gewifsheit etwas daraus folgern liefse. Wir können es daher durchaus nicht billigen, wenn Schröter so weit geht, in dem Satze „*caduca cum suo onere fiunt*" unter *caduca* auch die *vacantia* zu begreifen, und wir glauben vielmehr, dafs es jedesmal besonderer Begründung bedürfe, wenn wir einen von den *caducis* ausgesprochenen Rechtssatz auf die *vacantia* ausdehnen wollen. Offenbar gehen auch die Römer z. B. bei der Erklärung des *ICti Inventiani* (l. 20 §. 7 ff. de hered. pet.) davon aus, dafs an und für sich die *bona vacantia* unter den *caducis* nicht mit begriffen seyn, sie würden sonst nicht erst einer analogischen Ausdehnung bedurft haben. — Umgekehrt nimmt übrigens Schmidt mit Recht an, dafs die *bona vacantia* die *caduca* nie in sich begreifen können, obgleich natürlich in der justinianischen Rechtssammlung wegen des veränderten Rechtszustandes dem Worte „*caduca*" „*bona vacantia*" manchmal substituirt seyn mögen. — Cap. V. *Quando defuncti alicuius bona revera vacuerint.* — Nachweisung, dafs die *libertatis causa bonorum addictio* erst dann eintreten könne, wann der Fiscus die erblose Masse nicht erwerben wolle. — Von den Collegien welche dem Fiscus vorgehen. — Cap. VI. *De forma incorporationis.* — Genaue Interpretation der l. 3 u. l. 5 C. *de bonis vacantibus.* — Die folgenden Capitel beschäftigen sich mit der Frage, welche Rechte dem Fiscus an den *bonis vacantibus* zustehen. Ihnen entsprechen in Schröters Aufsatz S. 96 und ff. Hier hätten wir nun bei beiden Aufsätzen gewünscht, dafs die Frage, ob der Fiscus *per universitatem* succedire deren Beantwortung gewifs der wenigsten Schwierigkeit unterliegt, von den Fragen, ob und in wie weit der Fiscus für die Schulden des Erblassers hafte, ob ihm die *hereditatis petitio* zustehe, getrennt würden. Wir kennen ja *per universitatem successiones*, bei denen weder ein unbedingter Eintritt in die Schulden (l. 7. §. 2. *de cap. min.*), noch eine *hereditatis petitio* stattfindet. — Cap. VII. *De huius fiscalis iuris natura, quid senserint alii, quid ipse denique sensiat auctor.* So wie beide Vff. auf der einen Seite der *Blume*'schen Ansicht entgegentreten, so nehmen sie auch anderer Seits an, dafs der *Fiscus* weder *heres* noch *bonorum possessor* sey und betrachten mit Recht die *successio* des *Fiscus* als eine eigenthümliche Art der *per universitatem successio*. — Cap. VIII. *Num Fiscus in bona vacantia succedens ipso iure dominium acquirat, nec ne.* Beide Vff. nehmen mit Rücksicht auf *Callistratus l.* 1. §. 1. *D. de iure fisci* und mit Rücksicht auf die vielen Stellen, welche von einer Annahme und einer Ausschlagung der *bona vacantia* Seitens des *Fiscus* sprechen, an, dafs nach der Ansicht *Labeos* der *fiscus ipso iure* die *bona vacantia* erwerbe, dafs aber durch Vermittelung des prätorischen Edicts es dahin gekommen sey, dafs Antretung und Ausschlagung möglich würde. — *IX. Quatenus fiscus praestare cogatur legata et fideicommissa.* — Dafs der *Fiscus* für den Fall seines Eintritts mit Fideicommissen belastet werden konnte, dafs er ferner alle diejenigen Fideicommisse zu bezahlen hatte, welche jeden Intestaterben treffen, darüber sind beide Schriftsteller einig. Auch darüber ist kein Streit, dafs der *Fiscus* die Freiheiten anerkennen müsse, welche in einem *testamento destituto*, dem die Codicillarclausel fehlt, hinterlassen worden sind. Nur darüber ist Streit, ob er auch die Legate und Fideicommisse anerkennen müsse, welche in einem solchen Testamente hinterlassen worden sind. *Schmidt* verneint es, indem er annimmt, dafs die *l.* 96. §. 1. *D. de leg.* (von *Julian*) ursprünglich von *caducis* gesprochen habe, dafs sie nur durch ein Versehen der Compilatoren in die Digesten aufgenommen worden. *Schröter* dagegen nimmt wegen dieser Stelle an, dafs der *Fiscus* allerdings die im destituirten Testamente errichteten Legate und Fideicommisse bezahlen müsse. Was das justinianeische Recht anlangt, so scheint die *Schröter*'sche Ansicht richtig, da es doch zu weit führen würde, wenn man behaupten wolle, die *l.* 96. §. 1. *de leg.* sey *durch ein Versehen* aufgenommen *und* interpolirt worden. Da es aber äufserst exorbitant ist, wenn der *Fiscus* für Vermächtnisse haften soll, welche durch Destitution des Testaments ungültig geworden sind, da selbst der Rechtssatz, dafs der *Fiscus* die in einem destituirten Testamente hinterlassenen Freiheiten anerkennen müsse, nach §. 1. J. *de eo cui libertatis causa* 3, 11. erst durch ein Rescript des *D. Marcus* also nach *Julian* eingeführt worden ist, so scheint *Schmidt* ganz Recht zu haben, wenn er annimmt, dafs *Julian* seinen Rechtssatz nur rücksichtlich der *caduca* ausgesprochen haben könne. — *X. Quatenus fiscus defuncti debita solvere cogatur.* Die schwierige Frage ist hier, ob der *Fiscus* auch in so fern, als die Schulden die *activa* über

steige

steigen, für dieselben hafte. Der *pater arrogator*, derjenige, welcher Eigenthümer eines Menschen geworden ist, welcher die *capitis deminutio maxima* erlitten hatte, succedirten *per universitatem* und dennoch hafteten sie nicht unbedingt für die Schulden, vielmehr trat nur bei ermangelnder *defensio in solidum* eine Einweisung in die Güter, welche der *arrogatus* oder *capite deminutus* hatte, ein (*Gag. IV*, 80. *l.* 7. §. 3. *D. de cap. min.*). Wir können also auch daraus, dafs der *fiscus per universitatem* succedirte, noch nicht folgern, dafs er unbedingter für die Schulden des Erblassers hafte, als z. B. der *pater arrogator*, und sind deshalb genöthigt, uns nach speciellern Argumenten umzusehen. Unsere Vff. nehmen nun an, dafs der *Fiscus* unbedingt und in eben dem Maafse, wie ein Erbe haftete, stützen sich indessen auf ganz verschiedene Argumente. Wir halten für das entscheidendste Argument den ausdrücklich (*l.* 41. *D. de iure fisci*) ausgesprochenen Satz, dafs derjenige, welcher vom *Fiscus* erblose Güter gekauft hat, sich die gegen den Erblasser stattgehabten Klagen gefallen lassen müsse, verbunden mit dem Umstand, dafs nirgends gesagt wird, dafs er durch Abtretung des erblosen Nachlasses an die Gläubiger sich von seinen Verbindlichkeiten frei machen könne. Es ist allerdings eine Abnormität, dafs der Käufer des erblosen Nachlasses, anders wie ein anderer Erbschaftskäufer, geradezu von den Nachlafsgläubigern belangt werden kann. Kann uns nun aber diese Singularität berechtigen, auch ohne specielles Zeugnifs der Quellen weiter zu gehen und anzunehmen, dafs der *Fiscus* vor dem Verkaufe der *bona vacantia* in einem geringern Umfange haftete, als der Käufer derselben? Gewifs würde diefs eine wahre Monstrosität seyn und namentlich überall keine Begünstigung des *Fiscus*, da es in dessen Interesse liegt, auf den Käufer dieselben Vortheile zu übertragen, welche er selbst hat. —. Den Beweis, dafs aus *l.* 1. §. 1. und *l.* 11. *D. de iure fisci* nichts gegen die Verbindlichkeit des *Fiscus* folge, haben beide Vff. genügend geführt. Dafs aber in der *l.* 1. §. 1. *cit.*, wie *Schröter* annimmt und in der l. 4. §. 19. *D. de fideicomm. libert.* Argumente *für* die Verbindlichkeit des *Fiscus* liegen, vermögen wir nicht zu finden. Richtig bemerken beide Schriftsteller, dafs durch das in l. 3. und in l. 5. *C. de bonis vac.* angeordnete *Inventarium*, des *Fiscus* Verbindlichkeit nicht vermindert werden konnte, dafs aber das weit später durch *Justinian* angeordnete *beneficium inventarii* auch dem *Fiscus* zu Gute komme. Gern stimmen wir *Schröter* darin bei, dafs der *Fiscus* den einmal angenommenen *insolventen* erblosen Nachlafs nicht hinterher wieder ausschlagen konnte, da ihm diese Befugnifs nirgends ertheilt wird. Allein auch der *pater arrogator* konnte gewifs das durch Arrogation einmal erworbene Vermögen des *arrogatus* nicht hinterher wieder ausschlagen, und dennoch kann er den Klagen der Gläubiger entgehen, wenn er es sich gefallen läfst, dafs diese in den Besitz der gewesenen Güter des *arrogatus* eingewiesen werden. — *XI. Quantum ex defuncto nominibus ad fiscum pertinent.* Es ist nie bezweifelt worden, dafs dem Fiscus Forderungen des Erblassers, so weit sie auf die Erben übergehen, zustehen. Eine ausdrückliche Bestätigung sucht man jedoch vergebens. Indessen dürfte der Satz schon daraus folgen, dafs dem *Fiscus bona vacantia* zugeschrieben werden, nicht blos *res defuncti*. Wenn übrigens *Schröter* in l. 1. *C. de donat. int. viv. et ux.* eine Bestätigung dieses Satzes findet, so können wir ihm nicht beistimmen. Es heifst in dieser Stelle, dafs der *Fiscus* die vom verstorbenen Ehemanne der Frau gemachten Schenkungen nicht revociren könne, wenn der Ehemann bis zum Tode seinen Willen nicht geändert hat. Hieraus folgt zwar, dafs bei einer Willensänderung die Revocation möglich ist, dafs sie aber in jedem Falle stattfinde, keineswegs. Erinnert man sich nun, dafs die Revocation, so lange die geschenkten Sachen existiren, mittelst *in rem actio* erfolge, so folgt für Forderungen aus dieser Stelle nichts. — *XII. Qua actione fiscus ius suum persequatur.* Beweis, dafs dem *Fiscus* die *hereditatis petitio* zusteht. — *XIII. De bonorum vacantium tam praescriptione, quam usucapione* — *XIV. Principalis controversiae conclusio.* *Schmidt* vermuthet, dafs es in der *lex Julia* geheifsen habe: *bona vacantia ad fiscum* (wohl eher *ad populum*) *pertinento.* Gewifs pafst hierzu sowohl die Ansicht des *Labeo*, dafs der *fiscus ipso iure* die *bona vacantia* erwerbe, als auch die spätere Ansicht, dafs er durch Willenserklärung erwerbe.

In beiden Werken, über welche wir berichtet haben, stofsen wir zwar nicht auf überraschend neue Ansichten, müssen aber bekennen, dafs das Thema derselben gründlich und erschöpfend behandelt worden ist, haben übrigens ungerne eine Untersuchung über den Ursprung des dem Aerarium zustehenden Rechts, *bona vacantia* einzuziehen, vermifst, wozu doch die (nur von *Schmidt* p. 6 berücksichtigte) Stelle aus *Gellius* N. A. I. 12. eine sehr nahe liegende Veranlassung giebt. Auch glauben wir, dafs die ganze behandelte Materie sehr gewinnen würde, wenn man die Lehre von den *caducis* von den *ereptoriis* und von der Vermögens-Confiscation mit ihr verbände. Rücksichtlich des *Schröter*'schen Aufsatzes dürfte noch die Bemerkung zu machen seyn, dafs derselbe bei der Begründung seiner Behauptungen mit den beweisenden Argumenten stets eine Menge durchaus nichtssagender Argumente verbindet. Ein Beleg hierzu enthält seine Begründung des Satzes, dafs der *Fiscus* für die in einem destituirten Testamente hinterlassenen Legate und Fideicommisse auch bei ermangelnder Codicillar-Clausel hafte, wo wir es z. B. nicht begreifen konnten, wie sich der Verf. rücksichtlich des justinianischen Rechts auf l. un. §. 14. *C. de cod. toll.* und auf Nov. 1. cap. 1 beziehen konnte.

S. Benfey.

BIBLISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Weber: *Lectiones Alexandrinae et Hebraicae*, sive de emendando textu Veteris Testamenti Graeci Septuaginta interpretum et inde Hebraico. Scripsit *Jo. Theoph. Plüschke*, Theol. in Seminario Augustanae Confessionis Amstelodamensi P. O. 1837. 67 S. 8.

Der gelehrte und verdiente Verf. dieser kleinen kritischen Schrift geht von der im Allgemeinen nicht unbekannten Wahrnehmung aus, dafs die LXX nicht selten einen regelmäfsigern und concinnern hebräischen Text voraussetze, als der masoretische ist, und bekennt sich dabei zu der Ansicht, dafs diese concinnere Textgestaltung auch die ursprüngliche gewesen sey, nicht etwa durch eine Diorthose oder auch durch Reflexion des Uebersetzers selbst hervorgebracht sey. Er zeigt dieses zuvörderst an einigen Beispielen, wo die LXX einen weit bessern Parallelismus geben, als der masoretische Text, z. B. Gen. 31, 46: לקטו אבנים ויקחו אבנים LXX *συλλέγετε λίθους καὶ συνέλεξαν* (וילקטו) *λίθους*, Richt. 3, 28: *καταβητε ὀπίσω μου ..... καὶ κατέβησαν ὀπίσω αὐτοῦ*, im Hebr. aber zuerst רדמו. In dem letztern Beispiele ist auch Rec. geneigt zu glauben, dafs רדו statt רדמו die bessere Lesart sey; aber weniger kann er dem beistimmen, was der Verf. nachher in einer kritischen Vergleichung von 1 Mos. 1—3 durchzuführen sucht, dafs der offenbar oft concinnere, namentlich den Parallelismus mehr beobachtende, Text des Alexandriners der ursprünglichere sey. Abstract betrachtet ist es gleich möglich, dafs der alte Text vollkommen concinn und dafs er es nicht gewesen sey: aber in diesem besondern Falle ist es so entschieden erweislich, dafs der samaritanische und alexandrinische Text durch kritische Reflexion bearbeitet, und dabei namentlich in den Parallelstellen conformirt sey, dafs uns der Alexandriner hier kein gültiger Zeuge für den ursprünglichen Text seyn kann. Dazu kommt, dafs sich nicht leicht denken läfst, wie aus dem schwierigen אד Gen. 2, 6 עין werden konnte, welches die LXX durch *πηγή* ausdrücken, zumal auch nicht in den Schriftzügen (weder in den alten noch in den neuen) Aehnlichkeit stattfindet; während sich eine conjecturale Uebersetzung eines so seltenen Wortes von selbst erklärt, zumal wenn der Uebersetzer an ähnliche Dichterschilderungen dachte, wie sie der Verf. hier beigebracht hat. Bei der Wahl zwischen der concinnern und der schwerern, aber doch auch mit Gründen zu vertheidigenden Lesart wird gerade der besonnenste Kritiker am häufigsten schwanken: aber doch in der allgemeinen Beschaffenheit des Schriftstellers und der kritischen Zeugen für beide Lesarten den richtigsten Maafsstab haben. *G.*

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Nördlingen, in der Beck'schen Buchhandl.: *Die Herbstabende der Familie Bernhold.* Von *Karoline Reinhold.* Mit Kpfrn. ohne Jahrzahl. IV u. 138 S. 12. (12 gGr.)

2) Magdeburg, im Verlag von Wagner: *Legenden zur religiösen und sittlichen Bildung der reifern Jugend*, auswählend bearbeitet und mit einem Vorworte *Herder's* über die Legende im Auszuge versehen von *Karl Blumauer.* Mit 4 Abbildd. u. Vignetten. 1835. 168 S. 12.

3) Berlin, b. Duncker und Humblot: *Der wahre Kinderfreund.* Ein unterhaltendes und nützliches Lesebuch. Zur Förderung der häuslichen Erziehung bearbeitet von *Otto Hermann.* Mit 16 Bildern. 1836. XII u. 188 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Nr. 1 ist mehr für das jüngere Alter und enthält 30 kleine Erzählungen zur Bildung des Herzens, in welchen kindliche Tugenden durch ansprechende Beispiele empfohlen, kindliche Fehler auf zweckmäfsige Weise gerügt werden. Man hört der Erzählerin an, dafs sie in der Kinderwelt bekannt ist und die Kinder werden ihr gern zuhören. Die Küpferchen sind gut.

In Nr. 2 ist der Begriff Legende etwas weiter gefafst, namentlich finden sich darin nicht blofse Heiligengeschichten aus der katholischen Kirche, die oft genug statt des Erbaulichen nur das Wunderliche im Auge haben. Neben den wirklichen Legenden, erhält die Jugend auch Parabeln und eigentliche moralische Erzählungen, sowohl in Prosa als in Versen. Manches darunter ist sehr zweckmäfsig gewählt, von einzelnen Stücken läfst sich dies weniger rühmen. Die illuminirten Lithographien haben etwas Verwischtes.

Nr. 3 steht ohne Zweifel am höchsten, nur das möchten wir bedauern, dafs die hier gelieferten Erzählungen für Kinder nicht ursprünglich deutsch, sondern geschickte Uebertragungen und Bearbeitungen aus einem französischen Werke: *Le véritable ami des enfans* sind. Dessen ungeachtet verdient der Herausgeber, der ihnen das durchaus passende deutsche Gewand angezogen, dafür den Dank aller wahren Kinderfreunde in Deutschland, das heifst solcher, welche in der religiösen, der christlichen Erziehung das Heil der Jugend finden. Sehr schön und für Kinderschriften nicht gewöhnlich sind die skizzirten Abbildungen von *Hosemann.* Dafür ist das Büchlein aber auch einem Prinzen, dem Zögling des Herausgebers, gewidmet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

MEDICIN.

Schriften über Bäder.

1) Berlin, in d. Nicolai. Buchh.: *Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu Doberan.* Von *J. D. W. Sachse*, Grofsherzogl. Mecklenb. Schwer. Leibarzte u. s. w. 1835. XXII u. 337 S. gr. 8. (1½ Rthlr.)

2) Parchim, im Verl. d. Hinstorff. Buchh.: *Einige Bemerkungen über den Einfluss der Witterung auf den menschlichen Organismus überhaupt und insbesondere auf die Anwendung der Seebäder in Doberan*, mitgetheilt von Dr. *J. H. Becker*, Grofsherz. Mecklenb. Schwer. Geh. Med. Rathe, zweitem Badearzte u. s. w. 1835. 99 S. und 2 Tabellen. gr. 8. (16 gGr.)

Ueber das älteste (1794) und wohl noch immer besuchteste (man gab früher meistens über 10000, im J. 1834 über 17000 Bäder), deutsche Seebad, das jährlich verschönert und durch neue und zweckmäfsige Einrichtungen (besonders die Struve'sche Trinkanstalt seit 1824; die daneben eingerichtete Melkerei der Eselinnen; die Aufbewahrungsorte für Schnecken zu Dekokten für sehr abgezehrte Kranke u. s. w.) verbessert wird, haben wir obige zwei, sich ergänzende Schriften durch hinlänglich bekannte Vff. erhalten. An keinem Badorte werden wohl so genaue Beobachtungen hinsichtlich der Temperatur der Luft und des Wassers und der Richtungen des Windes u. s. w. angestellt als in Doberan (Rec. weifs nicht, wer von den beiden Autoren Recht hat, ob Doberan mit einem oder mit zwei *b* geschrieben werden mufs). Der Ober-Badinspektor *Burmeister* giebt uns seine seit 1813 während der Badesaison gemachten Erfahrungen hierüber in Tabellen, woraus wir ersehen, dafs vom 15. Jun. bis 26. Septbr. der Jahre 1813 bis 34 die Temperatur des Meerwassers um 7 Uhr Morgens zwischen + 50 — 71 und Nachmittags 4 Uhr zwischen 52 — 78° F. schwankt. Im Jul. und Aug. ist die Temperatur des Wassers, besonders Nachmittags am höchsten, nicht selten höher als die der Luft, und hieran haben weder Wind noch Gewitter Schuld. Der Nordwind macht die Luft bedeutend kälter, weniger das Meer, dieses nur salzreicher. Das Meer kühlt aber die Luft bedeutend ab, so dafs der Strand bei grofser Hitze gesucht wird. Ist das Meer einmal bis zu einem gewissen Grade erwärmt, so behält es in der Regel diese Grade der Temperatur, weshalb die zweckmäfsigste Badezeit zwischen der Mitte des Julius und der des Septembers ist. Auffallend war der regnichte und kalte Sommer des Jahrs 1833 für die Seebadenden günstiger und besonders an Erkrankungen derselben ärmer, als der gleichmäfsige, heifse und trockne des Jahrs 1834, was an die Behauptung *Kopp's* erinnert, welcher die kühlen und regnichten Jahre für dem menschlichen Organismus zuträglicher als die heifsen und trocknen erklärt. Die Badegäste mögen sich aber auch bei unfreundlicher Witterung wohl weniger des schädlichen Witterungswechsels und dann nur bei zweckmäfsiger Kleidung aussetzen. Aber auch der Erfolg der Badecuren soll günstiger und dauernder gewesen seyn, als im Jahre 1834. Die nämliche Beobachtung machte auch *v. Vogel* im J. 1816, welches Jahr viel Aehnlichkeit mit 1833 hatte. Auf die so häufige Erscheinung von Hautausschlägen, besonders von Friesel und Nesselausschlag hatte im J. 1834 wohl nicht blos die Hitze, sondern auch die mit vielen Salztheilchen geschwängerte Seeluft Antheil. Viele Badegäste erkälteten sich in der am Strande mit schädlichen Ausdünstungen erfüllten, kühlen Abendluft; zuweilen auch durch zu langen Aufenthalt im Meere oder durch zu frühes, bei noch erhitztem Körper, Hineingehen in dasselbe. Indessen, sagt *Sachse* ist es nicht nöthig, ja in heifsen Sommertagen unmöglich, das völlige Verschwinden des Schweifses auf der Haut abzuwarten, vorausgesetzt, dafs derselbe durch äufsere Hitze und nicht durch Erhitzung entstanden ist. Letztre schadet beim Baden immer, auch wenn sie durch Leidenschaften hervorgerufen ist. Um Congestionen nach dem Kopfe zu vermeiden, ist es am zweckmäfsigsten, mit dem Kopfe voran sich in's Meer zu stürzen. Durch diese Erschütterung und die allgemeine und schnelle Einwirkung des Seewassers auf die Haut und das ganze Nervensystem wird die Cur besonders heilsam, und kräftiger gehen die Kranken aus dem Meere. Im Bade selbst mufs man sich tüchtig bewegen und reiben. Je kälter das Bad, desto kürzer das Verweilen in demselben. Ein zweiter Frostanfall, der erste entsteht unmittelbar nach dem Hineingehen oder Springen, darf nicht abgewartet werden. Katarrhalleiden und Durchfälle sind nach *Sachse* keine Hindernisse zum Baden. Fliefse die Menstruation länger als 4 bis 5 Tage, so läfst er baden. Nach dem Bade bekommt und erwärmt am besten das Gehen im Freien. Die Erwärmung durch geistige Getränke hervorbringen, durch reichliche Nahrungsmittel sich restauriren zu wollen, schadet immer. Eben so schädlich ist das Baden während der

der Verdauung. Man badet am zweckmäfsigsten vor dem Mittags- oder dem Abendessen. Im Allgemeinen sind zur Badecur 4 Wochen hinreichend. Allen Badegästen, und besonders denen welche Doberan besuchen wollen, empfiehlt Rec. die noch viele, den Gebildeten interessante Gegenstände enthaltende Schrift *Sachse's*, welcher zum Schlusse auch des bekannten, immer neu auflodernden Streites über den Vorzug der Ost- oder Nordsee zu Bädern, jedoch mit seltner Ruhe erwähnt.

3) Berlin, im Verl. b. Schüppel: *Deutschlands Heilquellen in physikalischer, chemischer und therapeutischer Beziehung.* In tabellarischer Form geordnet. Zum Gebrauche für Medicin Studirende, Aerzte, Wundärzte und gebildete Nichtärzte; von Dr. *J. F. Sobernheim*. 1835. X u. 71 S. 4. (1 Rthlr.)

Diese balneographischen Tabellen der wichtigsten deutschen Heilquellen gehören eigentlich zu der vom Vf. im nämlichen Jahre herausgegebenen praktischen Arzneimittellehre. Er räumt den Mineralwässern eine der ersten Stellen unter den Heilmitteln ein, „da die mit Recht so gepriesene Heilkraft derselben nicht allein von den im innigsten Verhältnisse sich durchdringenden Mischungen verschiedner mehr oder minder differenter Ingredienzien, sondern auch von der eigenthümlichen Temperatur, einem Produkte des inneren Erdenlebens, eines im Schoofse der Erde stattfindenden chemisch-galvanischen Processes oder der Erdelektricität abhänge, welche von der durch künstliche Feuerung erzeugten Wärme in qualitativer Hinsicht sicherlich (?) differenzirt und wodurch die geistige (homöopathische?) Kraft des heilenden Quells aufgeschlossen werde." Aus diesem und dem Grunde, dafs die Angabe der verschiednen Mischungstheile der Mineralquellen sich nach dem Standpunkte unserer chemischen Kenntnifs richtet und also spätere Entdeckungen einzelner Bestandtheile in denselben den künstlich bereiteten fehlen müssen, glaubt der Vf. annehmen zu müssen, dafs die künstlichen Mineralbrunnen die natürlichen nicht ersetzen können, eine Annahme, die indessen vielfältig von der Erfahrung widerlegt worden ist. So ist auch noch nicht ausgemacht ob neu aufgefundene Stoffe, wie Spuren des Jods in der Karlsbader Mutterlauge, sich nicht auch in der des künstlichen Karlsbaderwassers auffinden werden. — Die Eintheilung und Anordnung der Heilquellen geschieht nach *Osann's* bekanntem Werke, und nachdem der Vf. die allgemeine Wirkung der verschiednen Klassen der Mineralwässer angegeben hat, wendet er sich zu der speciellen Betrachtung der einzelnen, mit den Stahlquellen beginnend. Die verschiednen Rubriken der Tabellen enthalten: Geognostisches und Namen der verschiednen Quellen — Analysen (hier fehlt die Angabe, aus wie vielen Theilen des analysirten Wassers sich das mitgetheilte Resultat ergeben habe) — allgemeine Wirkungsweise — Krankheitsformen und Gegenanzeigen — Gebrauch und Diät — Geschichtliches (dieses fehlt oft). — Ganz fehlt die Literatur und einige gerüge Angaben bei Bestimmung der Krankheitsformen lassen diesen Mangel noch mehr fühlen. Wie gut hätte das viele unbenutzte Papier damit bedruckt werden können, welches man doch für bedruckt bezahlen mufs! — Bei *Töplitz* fehlt die Angabe der im vorigen Jahre errichteten Schlammbäder. —

4) Leipzig, in d. Hinrichs. Buchh.: *Ueber den Gebrauch medicinischer Wässer am Abend*, mit besonderer Rücksicht auf Marienbad. Von Dr. *C. J. Heidler*. 1836. X u. 84 S. 8. (12 gGr.)

Der unermüdliche, für Balneotechnik klassische Vf. giebt uns hier wieder seine Erfahrungen über den Gebrauch der Mineralwässer am Abend, welcher, wie es in so vielen Dingen geschieht, vor 200 Jahren durch den Egerschen Physicus und Brunnenarzt *Martin Meyer* dringend angerathen, aber seit dieser Zeit nach und nach vergessen oder verdammt wurde. Ein Gleiches sahen wir in dieser jetzigen Zeit, wo v. *Stonch* auf die Methode *Fr. Hoffmann's*, die Karlsbader Thermen im Bette trinken zu lassen, aufmerksam gemacht hat. Schon vor 15 Jahren liefs *Heidler* noch am Abende einige Gläser Kreuzbrunnen trinken und erhielt die günstigsten Resultate. In vorliegender Schrift giebt er seine Ansichten über dieses zweckmäfsige Verfahren, das Rec. seit einer Reihe von Jahren ebenfalls bei dem Gebrauche andrer Mineralwässer befolgte. Die Einwendungen, welche man gegen diese Methode machen könnte, werden durch die Erfahrungen und den bedeutenden Vortheil, die Kur hierdurch abkürzen zu können um dadurch Geld und Zeit zu sparen, hinlänglich widerlegt. Mit Vergnügen las Rec. die kleine Schrift und empfiehlt sie allen denen, die das in neueren Zeiten immer kräftiger und mannichfaltiger ergiebigere Feld der Balneographie und Balneotechnik interessirt.

5) Berlin, im Verl. von List u. Klemann: *Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder.* Herausgeg. von *C. v. Graefe*, Kön. Preufs. Geh. Rathe u. s. w. und Dr. *M. Kalisch*. *Erster* Jahrgang. 1836. XVI u. 390 S. gr. 8. Das Intelligenzblatt 40 S. cart.

Unter den günstigsten Auspizien tritt dieses Unternehmen, welches so manche Wünsche erfüllt, in das Leben und bietet uns schon in dem ersten Jahrgange so reichliche Ausbeute, obschon so Manches durch die geforderte Eile bei der Herausgabe nicht so vollkommen, als es in den folgenden Jahrgängen seyn wird, erscheint. — Prof. *Fischer* in Breslau giebt hier die Berichte über die von ihm in den Jahren 1823 bis 1835 angestellten chemischen Untersuchungen der schlesischen Heilquellen von *Warmbrunn*, *Reinerz*, *Altwasser*, *Landeck*, *Langenau* und *Cudova*. — Ueber den Gebrauch der Mineralbrunnen und künst-

künstlich bereiteten Mineralwässer, vorzugsweise der eisenhaltigen spricht der Driburger Brunnenarzt *Brück* und sucht nachzuweisen, dafs die Curen mit künstlichem Mineralwasser keineswegs den Brunnen- und Badecuren gleich zu stellen seyen, sondern dafs sie in das Gebiet der pharmacentischen Hauscuren gehören. Wichtig ist seine Bemerkung, dafs die ungünstige Wirkung der Stahlbäder bei manchen, besonders an der Brust Leidenden, meistens das Verbot auch des innerlichen Gebrauchs des Stahlwassers anzeigt. — *Aachen* und *Burtscheid* im J. 1835. Der Reg.-Rath Dr. *Zitterland* lehrt uns den Gebrauch des seit der neuen Analyse von *Monheim* im Grofsen bereiteten Thermalsalzes, eines Mittels, welches allmählig und sanft die Se- und Excretionen normal macht, die Säfte verbessert, Schärfen tilgt, Indurationen schmilzt und die Thätigkeit des Hautorgans und des uropoëtischen Systems befördert. Zugleich theilt er seine Erfahrungen über die Wirkung dieser alten und mit Recht berühmten Thermen mit. Während die Frequenz der Gäste in Aachen immer zunahm, verminderte sie sich in dem nahen Burtscheid, als Folge einer daselbst herrschenden Wechselfieberepidemie. — *Ueber Alexisbad.* Der Hofrath und Brunnenarzt *Kurtze* schreibt die Wirksamkeit der Eisenbäder nicht der Anwesenheit der Kohlensäure, sondern der Verbindung des Eisens mit Mangan zu und macht auf die Contraindicationen der kohlensauren Eisenbäder aufmerksam. Kein Bad vermag so wie Alexisbad die Sterilität und die Neigung zu Abortus zu heben und Ref. könnte mit dem Vf. viele dahin gehörige Beobachtungen aufführen. Die wegen ihres grofsen Gehalts an salzsaurem Kalk und Brom und der Abwesenheit aller schwefelsauren Salze merkwürdige *Beringerquelle* bei *Gernrode* wird nach Alexisbad gefahren und daselbst entweder rein oder mit Stahlwasser vermischt vielfältig mit Vortheil in scrofulösen Krankheiten angewendet. Ref. läfst sie auch innerlich bei chronischen Blennorrhöen der Respirationsorgane mit ausgezeichnetem Erfolge nehmen, und hat schon mehre gelungne Heilungen bekannt gemacht. — *Altwasser* im J. 1835 vom Kr. Phys. Dr. *Rau.* Die Quelle wirkt durch Stoffumwandlung, Umstimmung, Wärmeerzeugung, Belebung und Reproductionsvermehrung. — *Cudova* im J. 1835 von Dr. *Hemprich.* Ausgezeichnet wirkte dieses kräftige Stahlwasser gegen rheumatische Lähmungen, besonders in Verbindung mit Douche- und Gasbädern. Chlorotische finden sich hier sehr häufig als Curgäste und gehen selten unbefriedigt fort. Auch bei ihnen nützen die Gasbäder, welche in einem eignen Abschnitte vom Vf. in das gehörige Licht gestellt werden, ungemein. — *Flinsberg* im Sommer 1835, vom Dr. *Junge.* In der Entwicklungsperiode des weibl. Geschlechts darf die Trinkcur nur mit Vorsicht gebraucht werden; überhaupt nützen die Quellen nur bei reiner Schwäche. Das Jahr 1835 gab auch hier, wie an so vielen Badeorten günstigere Heilresultate als das heifse 1834. — *Franzensbad* vom Dr. *Conrath.* Es nützt vorzüglich bei allgemeiner Erschöpfung der Kräfte und Schwäche des Gefäfs- und Sexualsystems als Bad, bei Schwäche der Verdauungsorgane, des Muskel- und Nervensystems innerlich gebraucht und sowohl äufserlich als innerlich bei kachectischen und dyskrasischen Krankheiten. Der von *Radig* kürzlich untersuchte Mineralmoor giebt Schlammbäder, welche bei tiefer wurzelnden Krankheiten (veralteten Geschwüren, Flechten, Contracturen und Lähmungen) bei schlaffer Faser den innerlichen Gebrauch dieser Heilquelle kräftig unterstützen. — *Grüben* (im Reg.-Bez. Oppeln) hat ebenfalls ein Schlammbad, welches von dem Dr. *Siegmund* besonders gegen Hemiplegie nach Schlagfluss mit Erfolg gebraucht wurde. — Vorläufiger Berichte über die Mineralquellen zu *Homburg v. d. Höhe* von Dr. *Trapp.* Sie bestehen aus Soolquellen, die vor 150 Jahren zur Salzbereitung benutzt wurden. Eine an Kohlensäure reiche wird zum Trinken benutzt und wirkt kräftig auflösend und abführend. — *Karlsbad.* (Auch die homöopathischen Aerzte Oesterreichs und aus andren Gegenden schickten im J. 1835 Kranke dahin, mit dem Befehle das Wasser nur in der Quantität eines Fingerhutes voll zu trinken; indessen die Unwirksamkeit dieser Gabe zwang die Kranken dem thörichten Befehle zuwider zu handeln! vergl. Allg. Augsb. Zeitung 1836. Jul. 5. Ref.) Dr. *Fleckles* und Dr. *Wagner* theilen recht interessante Krankheitsfälle mit. — Die *Thermen von Landeck* gehören zu den alkalisch-salinischen Schwefelwässern, und machen durch ihren Antheil an Eisen und Mangan einen Uebergang zu den alkalisch-salinischen Eisenwassern. Sie schadeten bei Neigung zu Metrorhagie und nicht getilgter Syphilis. Dr. *Bennerth* schildert die Wirkung des Wassers und der methodischen Cur daselbst. — *Langenau* in Schlesien im Sommer 1835. Von Dr. *Lengfeld.* Eine alkalisch-erdige Eisenquelle, die bei dem Reichthume Schlesiens an dergl. Heilquellen nur schwach besucht wird. — Die Schwefelquellen zu *Langenbrücken* im G. Herz. *Baden.* Eine im J. 1834 geborte Quelle hat sehr viel Schwefelwasserstoffgas und wird deshalb vorzugsweise zu Gasbädern benutzt. Die *Saisons* d. J. 1829 und 1830 beschreibt Dr. *Hergt*, die von 1831 u. 32 Dr. *Burrittel* und die von 1833, 34 u. 35 Dr *Seither.* — *Marienbad* zwischen 1815 und 1835. Von Dr. *Heidler.* Im J. 1815 fanden sich kaum 100 wirkliche Badegäste, 1820 wurde *Marienbad* von 545 Familien, 1825 von 815, 1830 von 862 und 1835 von 1063 (= 2108 Personen) benutzt. Schwerlich hat ein andres Bad eine solche steigende Frequenz aufzuweisen, wenn wir das zu gleicher Zeit in die Reihe der wirklichen Badeörter aufgenommne *Salzbrunn* ausnehmen. Hier wie dort tragen aber zur Wirksamkeit der Cur die den Bädern vorstehenden vorzüglichen Aerzte nicht wenig bei. Die Zahl der wirklichen Brunnengäste zu *Salzbrunn* betrug im J. 1835: 1509. Die Molkenanstalt lieferte 16,870 Quart Ziegenmolken u. s. w. Höchst belehrend zur Behandlung der Brustkranken sind die Bemerkungen des würdigen *Zemplin* über den Erfolg der Curen. Hier

er-

erfährt man oft, was eben nicht gewöhnlich zu geschehen pflegt, ob die Cur von Dauer ist. Fast alle Lungenkranke erfreuten sich eines guten Erfolgs der Cur und nur 7 Lungensüchtige starben am Badeorte. Die früher fehlenden Gebäude zur Aufnahme der sich jährlich mehrenden Gäste vermehren sich in rascher Progression. — *Schmelkes* giebt Mittheilungen über *Töplitz*. Prof. *Ficinus* hat die Thermen kürzlich analysirt und manche Eigenthümlichkeiten darin gefunden. So enthalten sie eine Menge organischen Stoffes (Quellsäure), der sich durch den Einfluss der Atmosphäre, zugleich mit Eisenoxydo-Oxydul trennt und zuerst als schleimiger Absatz erscheint. Der fortgesetzte Einfluss der Luft und die Temperatur der Quellen bringen diesen Schleim zu organischer, lebendiger Entwicklung; es bildet sich eine Alge aus ungegliederten Fäden mit geballten rundlichen Körnern. Stickgas findet sich reichlich, Kohlensäure sehr wenig in den Quellen. Wenn gleich das Mineralwasser zu allen Zeiten dieselben Bestandtheile zeigt, so variiren doch die Mengen derselben eben so in den verschiednen Jahreszeiten, als auch in kleineren Zwischenräumen, bei atmosphärischen Veränderungen, wogegen die Temperaturen sich ziemlich gleich bleiben. Den Ursprung der Quellen sucht er nach *Reich's* Erfahrungen und Berechnungen über die Zunahme der Wärme in der Tiefe der Erde in einer Tiefe von mehr als 5075,75 Fuss. — *Moorbäder* wurden im letzten Jahre schon vielfältig und mit Nutzen gebraucht. — Auch eine Trinkanstalt liess der Besitzer, Fürst *Clary*, einrichten. — Die *Privat-Seebadeanstalt* bei *Travemünde* in d. J. 1834 und 35. Von Dr. *Lieboldt*. Sie entstand bald nach der zu *Doberan*. Im J. 1834 war die Zahl der Badegäste 850, im J. 1835: 800. Auch hier, wie in Doberan, lässt man Frauen in jeder Periode ihrer Schwangerschaft baden. — *Warmbrunn* im J. 1835 vom Hofr. Dr. *Hausleutner*. Man zählte 1372 wirkliche Badegäste, von denen 691 an Gicht und Rheumatismen litten. — Bad *Ems* im Sommer 1835. Vom Ob. Med. Rath Dr. *Franque*. Die Frequenz der Nassauischen Badeorte im Sommer gestaltete sich: *Wiesbaden*: 8959, *Ems*: 2810 (im J. 1833: 2940 u. 1834: 3306.), *Schwalbach*: 2069, *Schlangenbad*: 593, *Soden*: 200, *Cronthal*: 200 und *Weilbach*: 172 Gäste (von denen aber wohl viele nur zum Vergnügen und nur auf kurze Zeit die Badeorte besuchten. Ref.) Der Vf. versichert, dass die schon so oft gerügten Mängel in Ems mehr und mehr verschwünden. Die meisten Kranken in dem Sommer 1835 waren Brustkranke, welche den Kesselbrunnen besser vertrugen, als das Krähnchen (im Widerspruche mit *Heyfelder*, gegen dessen Aussprüche und scharfe Bemerkungen der Vf. zu Felde zieht), dieses bekam den Unterleibskranken besser. Die so sehr angefochtne aufsteigende Douche wird bei Leucorrhöen in Schutz genommen. — Die Bemerkungen über die Schwefelwasserstoffgas-Bäder in *Nenndorf* vom Hofr. Dr. *d'Oleira* sind aus der nun erschienenen Schrift desselben Vfs. über *Nenndorf*, die wir später anzeigen werden. — Von Wichtigkeit ist der letzte Aufsatz: *Heilresultate durch die böhmischen Mineralquellen* von Dr. *Jeiteles* in Prag. *Diabetes mellitus* nach unterdrückter Krätze heilte das *Karlsbad*, bedeutende Schwäche und Impotenz das *Franzensbad*, durch Regelung der Hautthätigkeit Töplitz eine allen Mitteln widerstehende Verstopfung. — Das Intelligenzblatt enthält Personalnotizen. Druck und Papier ausgezeichnet.

6) Stuttgart, im Verl. von Liesching: *Bad-Almanach*. Herausgegeben von *Aug. Lewald*. 1836. Mit 7 Stahlstichen. VI u. 514 S. gr. 8. (1½ Rthlr.)

Im J. 1835 erschien der erste Jahrgang dieser Sammlung von Novellen und theilweisen Beschreibungen von Bädern und Bade-Leben, und gewiss zur Freude und Unterhaltung auch der diesjährigen Badegäste erhält auch das J. 1836 seinen Badalmanach. Die Perle desselben ist das Gedicht *Gustav Pfizer's*: der *Wandrer im Schwarzwald*, welches auf die Heilquellen hindeutet, wenn alle Heilmittel hoffnungslos gegeben sind:

Wie dieser edle Heiltrank wird bereitet
Im Bergesschoofs — das hat kein Aug' geseh'n!
Kein Pfad ist da und keine Spalte leitet
Den Blick hinab, das Räthsel auszuspäh'n;
Doch keiner seine Wunderkraft bestreitet,
Wer dort Befreiung trank von bittern Weh'n;
Und jedem Gast, der kommt zu meinem Thale,
Credenz' ich gern die segensreiche Schaale.

Aber nicht an Einer Quelle können wir die zahlreichen Krankheiten tilgen, darum der Reichthum an Heilquellen.

Erleichtern will das schwerbeladne Leben,
Verjüngen Jeder Leib und Sinn und Kraft;
Er will der Krankheit Lähmung widerstreben,
Entfliehn der Sorgen und der Schwermuth Haft;
Viel hast, Natur, den Kindern du gegeben,
Was Mildrung, Trost und Todesaufschub schafft —
Bethesda's Quell, der alle Leiden heilet,
Hast Du in tausend Ströme mild getheilet.

Menzel bringt *Reisebilder* aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. Sie sind durch die Gräfin *d'Aunoy* auf einer Reise von Paris nach Madrid gezeichnet und geben lebendige Bilder aus dem spanischen Volks- und Hofleben. *Arabella von Karl Gutzkow*. Den sich schminkenden Damen zu empfehlen. Man kann nicht ernstlicher auf die Gefahr der meistens aus schädlichen Stoffen bestehenden Schminken aufmerksam machen. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

MEDICIN.

Schriften über Bäder.

(*Fortsetzung von Nr.* 88.)

6) Stuttgart, im Verl. von Liesching: *Bad-Almanach.* Herausg. von *Aug. Lewald* u. s. w.

Die *geschichtlichen Erinnerungen*, 1806 — 13, sind von dem Herausgeber aus den Papieren eines Freundes mitgetheilt und haben mehr Localinteresse. — *Bilder aus Baden und der Umgegend* von *Al. Schreiber.* Wie so oft, findet sich auch in Baden eine Partey, welche die steten Umwandlungen, seit fünf und zwanzig Jahren in und bei Baden gemacht, nicht für Verschönerungen ansieht. Doch die Natur der Umgebungen Badens bleibt immer die alte und schöne. — Die *Meerschaumflocken* sammelte *W. Alexis* im Seebade zu *Swinemünde.* Eine kleine Seefahrt aus dem Hafen von einer Anzahl Badegäste unternommen giebt zu hübschen Bemerkungen und einem kleinen Abenteuer, eine Entführung eines vornehmen, in Knechtschaft auf einem russischen Kriegsschiffe schmachtenden Polen und dessen Wiedervereinigung mit seiner schönen jungen Frau Veranlassung. — Ein *Deutscher* schildert seine Eindrücke in *England* und rühmt die von keinem Reisenden gelobte Sabbathsfeier. Die Beschreibung von *Shakespeare's* Hause und Grabe ist anziehend. — *Veste Engelhaus*, eine böhmische Sage von *W. A. Gerle.* — Das *schwäbische Bad Canstatt* von *Aug. Zoller.* Ref. wünscht auch von andern Bädern dergleichen Skizzen, welche die Aerzte und Kranken bestimmen könnten, nach Verschiedenheit des Badlebens dieses oder jenes, in medicinischer Hinsicht wenig verschiedne Bad anzurathen, da fast eben so viel von der Lebensart und dem eigentlichen Bade- und Gesellschaftsleben abhängt. — Die *Regentage auf Helgoland* veranlafsten improvisirte Erzählungen die uns *R. Heimbert* mittheilt, die deshalb nicht zu streng beurtheilt werden dürfen. — Aus den tausend Sprüchen eines indischen Dorfweisen giebt uns *Fr. Rückert* sein Gedicht: die Bauer von Bahu. Gar zu flüchtig sind die *Blicke auf die deutschen Bäder* und möchten deshalb wenig zu einer wirklichen Chronik sich eignen. Der Herausgeber eilt mit einem Dampfwagen auf Eisenbahnen und holt nur in einzelnen gröfsern Bädern einige Athemzüge. Indessen was derselbe in dieser Art leisten könne zeigt dieser Aufsatz, in dem manche Druckfehler wie *Touche* st. *Douche*, *Champie* st. *Chauffié* (Hamb. Arzt) stehen geblieben sind. — Wir wünschen dem Badalmanach, der durch ausgezeichnete Stahlstiche, die vielleicht in den folgenden Jahrgängen mehr auf Ansichten von Bädern bezogen werden könnten, und verzügliche typographische Ausstattung sich empfiehlt, einen guten Fortgang. —

7) München, in Comm. d. Fleischmann. Buchh.: *Der Bade- und Brunnen-Arzt als Hausfreund*, eine Anleitung durch Waschen und Baden des Körpers, und durch den zweckmäfsigen Gebrauch der Mineral-Bäder, der Brunnen- und Molken-Kuren u. s. w. die Gesundheit zu erhalten und zu stärken, gegründet auf medicinische Erfahrung und eigne 25jährige Beobachtung von *F. X. Reiner*, Med. Dr., prakt. Arzte u. K. Phys. in München. 1836. VIII u. 184 S. 8. (14 gGr.)

Der Vf. will nur für das Volk, besonders das baiersche geschrieben haben und zeigt diesem, wie von gehöriger Reinigung des Körpers durch Waschen und Baden die Gesundheit abhängt und Krankheiten verhütet werden. Er handelt deshalb von den Vorschriften, um gewöhnliche Wannen-, Flufs-, See-, (d. h. Binnensee-) Spol- und Mineralbäder zweckmäfsig zu benutzen und vergifst auch nicht die Luft- und Sonnenbäder. Recht gut sind die Bedürfnisse zu einer Bad- und Brunnenkur, besonders auf den baierschen Gebirgen, angegeben, da die Bewohner des flachen Landes meistens nicht gehörig für die rauhere Gebirgsgegend sich einrichten. Eben so zweckmäfsig sind die Verhaltungsregeln bei den Bad- und Brunnenkuren im Allgemeinen. Aus der eignen Erfahrung theilt er seine Ansichten über Molkenkuren mit und giebt die Zufälle an, welche bei dieser und andern Brunnenkuren Modificationen hinsichtlich des Verhaltens nothwendig machen. Hier würdigt er besonders den Badausschlag. Den Schlufs der Schrift machen die Regeln in Bezug auf die Nachkur. Die Schreibart ist roh und zuweilen unverständlich.

8) Hannover, im Verl. d. Hahn. Hofbuchh.: *Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad* von Dr. *C. Mühry*, Lehrer der Phys. zu Hannover. 1836. VIII u. 184 S. 12. (23 gGr.)

Zweimaliger Gebrauch des Seebades und eifriges Forschen über die Wirkung desselben an sich und andern Badegästen bewogen den Vf. seine Beobachtungen mitzutheilen. — Während England 50, Schottland 11 sehr stark besuchte Seebäder hat, besitzt Deutschland an seinen Nord- und Ostseeküsten nur 16: Doberan (1794), Norderney (1797), Travemünde (1800), Colberg (1802), Wangeroog (1804), Appenrade (1813), Rügenwalde (1815), Cuxhaven (1816), Putbus (1816), Wyk auf der Insel Föhr (1819), Ra-

gast bei Varel (1820), Zoppot (1821), Warnamünde (1822), Kiel (1832), Swinemünde (1825) und Helgoland (1826). — Das *erste* Kapitel enthält eine (wirklich) praktische Darstellung der Wirkung des Seebades. Die erste Einwirkung geschieht psychisch durch den Anblick des Meeres und die Ueberwindung der Furcht beim ersten Bade. Den ersten sichtbaren Eindruck bemerkt man auf der Haut, auf der schon nach den ersten 3 bis 4 Bädern ein juckender, frieselartiger Ausschlag entsteht, der zuweilen in Scharlachröthe übergeht, in der Regel während des fortgesetzten Badens nach 3 — 7 Tagen verschwindet und einem erhöhten Wärmegefühl und einer stärkeren, öligeren Transpiration Platz macht. Nach dem 6. bis 7. Bade werden die Digestionsorgane ergriffen; meistens tritt Verstopfung ein (hier gelinde Laxantien oder innerer Gebrauch des Seewassers), worauf bei *allen* Badenden ein Gefühl von Erschöpfung unmittelbar nach dem Bade sich einstellt, indessen durch leichte Speisen, Kaffe, etwas Wein u. s. w. bald gehoben wird. „Zu diesen Symptomen gesellt sich bald eine stärkere Entwicklung luftförmiger Stoffe im Nahrungskanale, eine vermehrte Absondrung, Trübung und dunklere Färbung des Urins, und eine bedeutende Zunahme des Appetits. Bei blinden Hämorrhoiden ist das Hervortreten und Fliefsendwerden derselben fast eine eben so constante als günstige Erscheinung; die Menstruation pflegt früher als gewöhnlich einzutreten und länger anzuhalten, und die längere Zeit unterdrückt gebliebene erscheint wieder. Während dieser Zeit setzen die Frauen das Bad aus, die Männer dagegen, bei denen sich Hämorrhoidalfluss einstellte, müssen fortbaden." — Nach und nach verliert sich alle Spannung und Auftreibung des Leibes, die Ausleerungen werden regelmäfsiger, reichlicher, der Urin zeigt fortwährend Flocken und einen mehligen Bodensatz, der Appetit ist stärker als je, Indurationen und Anschoppungen nehmen ab. Diese Erscheinungen halten bis zum 21. bis 28. Bade an, wo dann wieder kritische Erscheinungen, in Wiederkehr rheumatischer, hysterischer, gastrischer Leiden, erhöhter Reizbarkeit u. s. w. bestehend, auftreten und sich gewöhnlich durch einen reichlichen Schweifs entscheiden, wonach allgemeines Wohlbehagen empfunden wird. „Jedes nun folgende Seebad übt eine wahrhaft tonisirende Wirkung auf Geist und Körper aus." Entstehen statt der kritischen Bewegungen Lysen, so ist auch die Genesung langsamer, bleibt aber, nach dem Vf., nie aus. Hieraus geht hervor, dafs ein Kranker sich auf 5 bis 6 Wochen zur Seebadkur einrichten mufs. Die rein stärkende, tonisirende Wirkung tritt zuweilen selbst erst nach mehrjährigem Gebrauche des Seebades ein. — Der Vf. empfiehlt das Seebad als das trefflichste Conversativmittel der Gesundheit, ferner gegen Bildung aller Arten von Rückgrathsverkrümmung, als *Nervinum* in reinen Schwächezuständen einzelner Systeme oder des ganzen Organismus und in den auf anomale Reizbarkeit oder Verstimmung und Torpor des Nervensystems *allein* beruhenden Krankheiten. Besserung, wenn auch nicht Heilung, bewirken die Seebäder bei Lähmungen ganzer Extremitäten oder Körperhälften.

Schon aus obiger Mittheilung über die Einwirkung des Seewassers auf den Organismus geht hervor, dafs das kalte Baden in dem Meere nicht mit dem in den Flüssen übereinstimmt, wie auch der Vf. noch bestimmter auseinandersetzt. — Fast zu gelehrt für eine den Kurgästen bestimmte Badeschrift ist der Abschnitt über die Ursachen der anerkannten Salubrität der Seeluft. Sie beruhen auf der auffallend gröfseren Gleichmäfsigkeit ihrer Temperatur und ihrem gröfseren Gehalte an Feuchtigkeit in Form von Wasserdunst. — In Bezug auf die Wahl eines Seebades, so ist dasjenige das zweckmäfsigste, welches gehaltreich an Salzen u. s. w., rein von Schmutz und süfsem Wasser und mit kräftigem Wellenschlag und Ebbe und Fluth versehen ist, einen festen, sandigen, allmählig sich abdachenden Boden hat, von reiner Seeluft umgeben und gehörige Anlagen zu Spaziergängen hat. Diese Erfordernisse besitzt vor allen deutschen Seebädern *Norderney*. Die Seebäder charakterisiren sich nach ihrer Lage, die der *Nordsee* durch starken Salzgehalt (3, 24 bei Norderney); Ebbe und Fluth und kräftigen Wellenschlag; die des *mittelländischen Meeres* durch noch stärkeren Salzgehalt (3, 94 bei Marseille, 4, 38 bei Gibraltar), aber Mangel an eigentlicher Ebbe und Fluth und deshalb an Wellenschlag; die der *Ostsee* durch den geringsten Salzgehalt (1, 69 bei Doberan) und gänzlichem Mangel an Ebbe und Fluth und dadurch ebenfalls an eigentlichem Wellenschlag. Im *zweiten* Abschnitte der Schrift beschreibt der Vf. die Insel und das Seebad Norderney und liefert dadurch den Badegästen eine angenehme und belehrende Lectüre. — Druck und Papier ausgezeichnet. —

9) Stuttgart, in Schweizerbart's Verl. Handl.: *Uebersicht der im Königreich Würtemberg und in den angrenzenden Gegenden befindlichen Mineralwasser und ihrer Vorkommens-Verhältnisse*, von *G. C. L. Sigwart*, Prof. d. Med. an der Univers. Tübingen. Mit einer Karte. 1836. 24 S. 8. (10 gGr.)

Das Endresultat dieser Uebersicht bestätigt wieder, dafs eine unverkennbare Beziehung zwischen den Gebirgsarten und den sie einschliefsenden Mineralien einerseits und den Mineralwässern andrerseits statt findet, welche uns bei genauer Untersuchung der erstern gewöhnlich mit Hülfe der in die Sinne fallenden Eigenschaften eines Wassers in den Stand setzt, die Bestandtheile desselben im Voraus zu bestimmen. Die beigegebene Karte erleichtert die Uebersicht sehr und ist recht gut gearbeitet. —

10) Güns, b. Reichard: *Les bains sulfureux de Trenchin, proprement dits de Teplitz près de Trenchin en Hongrie.* Par *Leop. Beer*, Docteur en médecine. Avec une carte routiers. 1836. VI u. 98 S. 8. (12 gGr.)

Der Vf. benutzte diese alten Quellen selbst gegen ein gefährliches, allen Mitteln widerstehendes Knie-

lei-

leiden mit Erfolg und beobachtete viele Kranken, welche durch unzweckmäfsiges Verhalten die Wirkung dieser Thermen verhinderten. Diefs bewog ihn zur Herausgabe seiner gemachten Erfahrungen und, weil die Polen diese Quellen vielfach gebrauchen, in französischer Sprache. Das Dorf *Teplitz*, anderthalb Meilen von der Freistadt *Trencsin* entfernt, wird von zwei Ketten der Karpathen umgeben und hat eine weniger abwechselnde Temperatur als andre in Karpathen-Thälern liegende Orte. Im Jahre 1830 empfand man schwache Erderschütterungen, während im J. 1755 beim Erdbeben von Lissabon auf einige Minuten die Thermen, wie in Töplitz in Böhmen, verschwanden. Nach der Beschreibung der Oertlichkeit und der Lebensart folgt die der physikalischen Eigenschaften der Schwefelthermen, welche einen Wärmegrad von + 28½ bis 32½° R. haben und die ganze Umgebung des Dorfes mit einer nach Schwefelleber riechenden Atmosphäre umgeben. Die Analyse wird nach *Carl* (die Schwefelquellen zu Teplitz nächst Trentschin. Presburg 1826) gegeben. — Der Gebrauch der Bäder macht anfangs einen fieberhaften Zustand, der sich durch reichliche Schweifse entscheidet. Im Verlaufe der Kur werden auch die anderen Excretionsorgane und endlich auch das Nervensystem zu gröfserer Thätigkeit angeregt. Der innerliche Gebrauch der Thermen erfordert gute Verdauungskräfte und wird selten verordnet. Von ausgezeichneter Wirksamkeit sind die Bäder gegen alle fieberlosen rheumatischen und gichtischen Affectionen, Krankheiten der Haut, Lähmungen und andre Nervenleiden, Unordnungen in der Menstruation, Metallvergiftungen, Scrofeln und Rhachitis. Immer aber bedenke man, ob die fieberhafte Aufregung als Folge der Bäder von den Kranken auch vertragen werden kann, da leicht Schlagflüsse eintreten. Ueberhaupt sollte man nie ohne ärztliche Aufsicht die Badekur unternehmen, was in Teplitz schwer ist, da kein wirklicher Badearzt und nur fremde, selbst der Kur bedürftige Aerzte daselbst sich aufhalten. Wichtig ist deshalb der Abschnitt: über die verschiedenen Zufälle, welche bei dem Gebrauche der Bäder eintreten können. Nur bei zweckmäfsiger Diät, knapper Kost und Vermeiden oder doch Mäfsigkeit im Genusse des wohlfeilen Weins, täglicher Bewegung, Verhütung der Erkältungen u. s. w. können üble Folgen während der Badekur vermieden und die Heilung der körperlichen Leiden durch die Thermen bewirkt werden.

11) Brünn, gedr. b. Rohrer: *Darstellung der Luhatschowitzer Mineralquellen in Mähren, als Trink- und Bade-Heilanstalt, in histor., topograph., physisch-chemischer, pharmakodynamischer, therapeut. und diätetischer Hinsicht.* Von Dr. *J. M. Winkler*, K. K. Physicus des Hradischer Kreises. 1835. X u. 211 S. 8. (20 gGr.)

Die schon im XVII. Jahrhunderte vielfach bewährt gefundnen Heilquellen von Luhatschowitz haben endlich auch eine gute Monographie (obschon von schlechtem Druck und grauem Papier) erhalten. Nach einer Topographie des Ortes und der Quellen theilt uns der Vf. *Planiawa's* neueste gründliche Analyse der vier Hauptquellen mit, von der wir das Resultat geben, da das bei *Osann* sich findende nur von Einer Quelle ist und mit dem im Werke befindlichen variirt. 10,000 Grane Wiener Medicinalgewicht des Wassers enthalten im wasserfreien Zustande:

	Vinzenziquelle	Amandiquelle	Johannesquelle	Luisenquelle	
Freie Kohlenstoffsäure .	13,354041.	11,679054.	12,423119.	12,296460.	Med. Gr.
Chlorkalium . . .	2,585157.	1,446454.	0,477022.	2,769803.	—
Chlorsodium . . .	23,985407.	29,562675.	38,520728.	41,456666.	—
Bromsodium . . .	0,549466.	0,629691.	0,015385.	6,008683.	—
Jodsodium	0,086773.	0,084221.	0,073757.	0,095706.	—
Fluorcalium . . .	0,029600.	0,028200.	0,020500.	0,066000.	—
Kohlenstoffsaur. Sodiumoxyd	45,039680.	48,630360.	47,634180.	57,394300.	—
— — Magniumoxyd .	0,620226.	0,546125.	0,571504.	0,973388.	—
— — Strontiumoxyd .	0,072733.	0,116757.	0,153988.	0,135768.	—
— — Bariumoxyd .	0,087152.	0,095464.	0,088596.	0,098841.	—
— — Calciumoxyd .	8,762750.	8,796239.	9,531945.	8,448275.	—
— — Eisenprotoxyd .	0,137946.	0,144030.	0,176489.	0,263721.	—
— — Manganprotoxyd	0,0 2715.	0,037503.	0,054857.	0,025933.	—
Siliciumoxyd . . .	0,480000.	0,360000.	0,340000.	0,329000.	—
	95,824546.	102,156973.	110,882043.	124,362544.	—

Dieses, aller schwefelsauren Verbindungen entbehrende, kräftige auflösende Wasser nützt besonders bei träger, schwacher Verdauung, chronischen Verschleimungen, Obstructionen und Indurationen der Unterleibsorgane und des Lymph- und Drüsensystems und deren Folgen (Gelbsucht, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie, Melancholie, gichtischen Beschwerden), bei Gries- und Steinbeschwerden, chronischen Hautausschlägen, Contracturen u. s. w. auf ausgezeichnete Weise. Bei der grofsen oder starken Kur trinkt der Patient täglich an 40 bis 60 Unzen des Wassers vier bis fünf Wochen hindurch und badet 24 — 30 Mal; zweckmäfsiger und weniger gefährlich ist die Kur, bei welcher 12 — 36 Unzen getrunken werden. In beiden fängt man mit mäfsigen Gaben an und steigt allmählig. Nöthig ist eine strenge Diät und sehr geregelte Lebensart.

12) Wien, gedr. u. im Verl. b. Wallishausser: *Eigenthümliche Heilkraft verschiedner Mineralwässer.* Aus ärztlichen Erfahrungen dargestellt von *Jos.* Ritter *von Vering* u. s. w. *Zweite* Aufl. 1836. VIII u. 124 S. gr. 8. (18 gGr.)

Die im J. 1833 erschienene erste Auflage ist in diesen Blättern gebührend gerühmt; noch mehr des Lobes kommt aber der zweiten zu, da sie nicht unbedeutend vermehrt ist, und so manche Bestätigungen und Berichtigungen enthält. Sie ist allen Praktikern, besonders aber denen des Oesterreichischen Kaiserstaates zu empfehlen, da sie auf Erfahrung und Unparteilichkeit basirt, vorzüglich die Bäder und Brunnenorte Oesterreichs beleuchtet. —

13) Dresden u. Leipzig, in Comm. d. Arnold. Buchh.: *Die Mineralquelle zu Tharand*, nebst einem Anhange über die daselbst neu errichteten Moorschlammbäder von Dr. *H. B. Plitt*, ausüb. Arzte und Phys. zu Tharand. 1836. 76 S. 8. (10 gGr.)

Die in neuesten Zeiten fast vergessene, schwache salinische Eisenquelle in der Nähe von Dresden wird hier wieder in Erinnerung gebracht und als auflösendes, und zugleich stärkendes Mittel gerühmt. Man badet hier nur und bei einer Temperatur — wie sie dem Kranken am angenehmsten und behaglichsten erscheint. Seit 2 Jahren benutzt man den in einigen sumpfigen Gegenden des Grüllenburger Waldes sich in grofser Menge findenden Mineralmoor zu Schlammbädern in Fällen, wo eine gewisse Torpidität der Lebensthätigkeit einer energischen und nachdrücklichen Anregung bedarf. —

14) Pyrmont, b. Uslar: *Die Heilkräfte des Pyrmonter Stahlwassers, des versendeten, wie des an der Quelle getrunkenen*, dargestellt vom Dr. *K. Th. Menke*, Fürstl. Waldeckschem Hofrathe und Brunnenarzte zu Pyrmont u. s. w. 1835. XII u. 101 S. 8. (12 gGr.)

Der Vf., rühmlichst bekannt durch seine gröfsere Schrift: *Pyrmont* und seine Umgebungen u. s. w. Pyrmont 1818, war mit dem letzten Abschnitte dieses Werkes, welcher sich über die Heilkraft des Pyrmonter Wassers verbreitet, nicht zufrieden, und sucht diesen durch gegenwärtige Schrift zu ergänzen und zu verbessern. Nachdem er die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Pyrmonter Wassers nach *Brandes* und *Krüger* mitgetheilt hat, betrachtet er dessen Wirkungen und Heilkräfte. „Zu einigen Gläsern, bald hintereinander getrunken, bewirkt dasselbe ein Gefühl von Wohlseyn und Munterkeit, eine Art von flüchtigem Rausche, den sogen. Brunnenrausch; der Puls wird etwas beschleunigt; man fühlt eine eigne gleichmäfsige Spannung und Ausdehnung der Weichgebilde, den vitalen Turgor, und alle Functionen des Körpers mäfsig angeregt, ohne sich erhitzt zu fühlen; die Hautthätigkeit erhebt sich; die Absonderungen vermehren sich; es entsteht wohl ein leichtes Aufstofsen; bald nimmt auch die Harnabsonderung zu; es entsteht Drang ihn zu entleeren; in einigen Fällen fördert und vermehrt es, reichlicher getrunken, auch die Darmausleerung; diese nimmt eine olivengrün-schwarze Farbe an." Diese erste, die Heilung einleitende Wirkung geht, häufig erst nach Beendigung der Kur, in die Nachwirkung über; denn es bedarf einer vollkommnen Assimilation, ehe seine Wirkung im reproductiven Systeme auftritt. — Es ist ein stärkendes Heilmittel, „nervenstärkend, die krankhaft erhöhte Sensibilität herabstimmend, das Gefäfssystem reizend, stärkend, den Umlauf des Blutes beschleunigend, seine Zubereitung und Mischung verbessernd, seine Congulabilität und Plasticität erhöhend, die Irritabilität und den Tonus der Muskelfasern vermehrend, die abnorme Absonderung der Schleimhäute beschränkend, die Verdauung und den Appetit fördernd, magenstärkend, säuretilgend, gelinde auflösend und ableitend, die Stuhlausleerungen jedoch selten fördernd, mehrentheils anhaltend, die Harnabsonderung beschleunigend, das Sexualsystem spezifisch reizend und stärkend." — Man schöpft das Wasser flacher oder tiefer, je nachdem die Kohlensäure besonders oder diese weniger in Anwendung gebracht werden soll. Die Diät wird nicht bestimmt genug angegeben und nur das rohe Obst, aber nicht das geschmorte, gekochte frische Obst verboten, welches ebenfalls störend während des Gebrauchs einer Brunnenkur einwirkt. Ref. erlaubt nur gekochte gebackne Zwetschen. Ebenso läfst derselbe die Brunnendiät auch noch vier Wochen nach beendigter Kur fortsetzen, da ja in dieser Zeit die meisten Nachwirkungen und selbst noch kritische Bewegungen erfolgen. — *Gegenanzeigen* zum Gebrauche des Pyrm. Wassers bedingen alle Krankheiten mit erhöhter Irritabilität, zumal im Gefäfssysteme und in den Respirationsorganen, daher in allen fieberhaften und entzündlichen Krankheiten, in Vollblütigkeit, activen oder mit Turgescenz verbundnen Congestionen des Bluts, besonders nach edlen Organen, während activer Blutflüsse, innerer Eiterungen und Wuchrungen des organischen festen Gewebes, Schwangerschaft mit Neigung zu Abortus. — Angezeigt ist es bei wahrer, reiner Schwäche, in chronischen Nervenkrankheiten, vorzüglich der nervösen Hypochondrie (*Hypoch. sine materia*), der Hysterie mit ihren verschiedenen Nervenzufällen, dem Veitstanze, während der Pubertät, den chronischen Neuralgien z. B. des Unterleibs und der Augen, selbst in dem Anfange und dem wirklichen schwarzen Staar (vielfach sah Ref. davon Nutzen, wenn die *Amblyopia amaurotica* nach Onanie oder langwierigen nervösen Fiebern entstand; hier bekömmt das Auge eine mattere Farbe, die Pupille sieht mehr grau als schwarz aus, es ist Mangel an färbendem Stoffe in der *Chorioidea* da und hier die feineren Eisenpräparate recht an ihrem Orte). Auf gleiche Weise wirkt es gegen Lähmungen, besonders des Rückenmarkes in Folge von bedeutendem Saamenverlust.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

MEDICIN.

Schriften über Bäder.

(*Fortsetzung von Nr.* 89.)

14) Pyrmont, b. Uslar: *Die Heilkräfte des Pyrmonter Stahlwassers, des versendeten, wie des an der Quelle getrunkenen*, dargestellt vom Dr. *K. Th. Menke* u. s. w.

Krankhaft herabgestimmte oder herabgesunkene Irritabilität des Gefäfssystems, pasive, venöse Congestion, Stockungen, venöse Infarcten, *Plethora abdominalis* haben, besonders wenn vorbereitende, auflösende Curen vorhergingen, in dem Pyrm. Wasser ein Hauptheilmittel. Dasselbe gilt von Physconien der Milz nach Wechselfiebern, der schwarzen Krankheit (hier selbst während des Anfalls, wenn das Erbrechen nicht ganz aufhören will), Melancholie, Hämorrhoiden (wenn hinlängliche blutige Entleerung Statt gefunden haben). Unter den in Pyrmont zu heilenden Cachexien zeichnet sich besonders die anämische und die atonische Bleichsucht, gegen welche das P. W. fast ein *Specificum* genannt werden kann, aus. Leucophlegmasien, die irreguläre atonische Gicht, der Rheumatismus, Scrofeln und Rhachitis (in dieser Krankheit, und besonders bei den anfangenden Verkrümmungen junger Mädchen während der Pubertätsjahre, den der Frauen nach schnellfolgenden Entbindungen und bedeutenden Säfteverlusten durch Galactorrhoea wird das P. W. noch zu wenig gebraucht. Ref. kann aus Erfahruug den Nutzen desselben bestätigen) sind Krankheiten für Pyrmont. Syphilitische Leiden haben hier ihren Probierstein; denn während die ihnen ähnlichen mercuriellen geheilt werden, zeigen sich die verlarvten in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder. — Bei Krankheiten der Respirationsorgane ist das P. W. nur selten angezeigt nnd fast nur dann, wenn dieselben consecutive Leiden sind. Von grofsem Nutzen dagegen ist es in den Krankheiten der Verdauungswerkzeuge, besonders der Dyspepsie, den Verschleimungen und dem nervösen Magenkrampf. Heilsam ist es ferner bei Lithiasis und den Blennorrhoeen der Nieren und Blase, gegen Schwäche der Zeugungskraft, die so häufig wiederkehrenden Pollutionen, bei *Kränk.* der Menstruation, wenn sie auf Schwäche in den blutführenden Gefäfsen basirt sind u. s. w. — Die Bäder in Pyrmont sind ebenfalls stärkend. „Sie stimmen die krankhaft gesteigerte Thätigkeit der Sensibilität herab und erhöhen die gesunkene Irritabilität, geben den Muskeln und der Haut insbesondere mehr Tonus, Turgor, Fülle und Kraft." — Die Wichtigkeit des Gegenstandes, die grofse Erfahrung und Unparteilichkeit des Vfs. entschuldigen wohl hinlänglich die scheinbare Weitläufigkeit dieser Anzeige.

15) Heidelberg, in d. Univ. Buchh. von Winter: *Die Schwefelquellen und Bäder zu Langenbrücken im Grofsherzogthum Baden.* Topographisch, physikalisch-chemisch und pharmakodynamisch-therapeutisch dargestellt von *Fr. J. Hergt*, d. Arzw. Doctor, G. H. Bad. Amtsphysicus zu Ettenheim u. s. w. 1836. XVI und 139 S. 8. (16 gGr.)

Die Schwefelquellen bei Langenbrücken (einem Flecken von 1200 Einwohnern 2 Stunden von Bruchsal, 5 St. von Heidelberg entfernt) wurden 1766 durch einen Fürstbischof von Speier mit Gebäuden zum Baden versehen, vier Jahre später von seinem Nachfolger deren beraubt und sie selbst verschüttet. Erst im J. 1824 kaufte sie ihr jetziger Besitzer, Siegel, und stellte die nöthigen Einrichtungen her. Das geognostische Verhältnifs der Quellen wurde dem Vf. vom Privatdocenten Blum in Heidelberg mitgetheilt, das physikalisch chemische nach Geigers Abhandlung (im 12. Bande s. Magazins für Pharmazie) gegeben. Die Quellen haben einen ziemlich bedeutenden Gehalt an Stickgas, welches gewifs eine grofse Wirkung auf das Nervensystem, besonders auf das Rückenmark ausübt. Zu gleicher Zeit wirkt die Anwesenheit der kohlensauren Kalkerde und das Bitumen auf das lymphatische System und die Schleimhäute. Der Vf. glaubt nicht, dafs dies Wasser innerlich gebraucht, erhitzend wirke, wie man zu allgemein vom Schwefelwasser angenommen habe. Die Trinkenden empfinden gesteigerte Eflust und kräftigere Verdauung, geregelte, gelinde Darmausleerungen, vermehrte Schleimabsonderung der Bronchien und Luftröhren, häufigen Abgang des Urins und erhöhte Thätigkeit der Haut, vermehrte Haut-Perspiration und Transpiration. Die Bäder machen den Puls langsam und zuweilen das Badefriesel, aber ohne kritische Bedeutung. Heilkräftig wirkt das Langenbrücker Schwefelwasser in Krankheiten der äufsern Haut, vorzüglich der chronischen Exanthemen; ferner auf ausgezeichnete Weise bei chroni-

schen Reizungen und Entzündungen der Respirationsorgane, wo selbst die *Phthisis consummata* Erleichterung und Mäfsigung des Fiebers findet, bei der Schwindsucht durch Unterdrückung von Hautausschlägen entstanden u. s. w.; gegen vorwaltende Venösität im Unterleibe, Gicht, gichtisches Asthma, Krankheiten der Harnwerkzeuge in krankhaften Absonderungen, Anschwellungen der Prostata und Testikel u. s. w. bestehend, Lähmungen, Metallvergiftungen u. s. w. Die Mittheilung von 87 Krankheitsheilungen bestätigt die grofse Wirksamkeit der Langenbr. Quellen. — Man trinkt 4 bis 8 Becher und badet ½ bis ganze Stunde bei einer Temperatur von + 29—23° R. Die Gasbäder werden vorzüglich bei Kranken mit Leiden der Respirationswerkzeuge angewendet und auch hier findet man den an andren Orten gerühmten Nutzen derselben — indessen Vorsicht gehört bei der Anwendung zu den ersten Pflichten. Auch im Winter können Lungenkranke die recht zweckmäfsig eingerichtete Anstalt benutzen. —

16) Cassel, Druck und Papier von Hotop: *Die Schwefelwasserquellen zu Nenndorf*, chemisch-physikalisch und medicinisch dargestellt von Dr. *H. d'Oleire*, Hofrath, Arzt zu Bremen und Brunnenarzte zu Nenndorf und Dr. *F. Wöhler* o. Prof. der Chemie zu Göttingen u. s. w. Mit drei Ansichten. 1836. 17 u. 154 (und 2 nicht paginirte Blätter mit Literatur) S. gr. 8. (16 gGr.)

Die nun mehr als 50 Jahre alte Badeanstalt zu Nenndorf ist in jüngster Zeit sehr verbessert und verschönert. Der berühmte *Wöhler* analysirte die Schwefelquellen und fand bei + 9° R. der gewöhnlichen Temperatur derselben im Sommer:

	Quelle unter dem Gewölbe	Trinkquelle	Badequelle.
Specifisches Gewicht	1,0038	1,0037	1,0023
10000 Gewichtstheile haben wasserfreie, feste Bestandtheile	26,77	25,73	30,74
10 Litres Wasser haben Schwefelwasserstoffgas	464	460	236 Cub. Centimetre
— — — — — Kohlensaures Gas	2023	1652	1052 — —
— — — — — Stickgas	geringe Menge	geringe Menge	geringe Menge
10000 Gewichtstheile enthalten Schwefelsaure Kalkerde	11,759	8,968	7,248
— — — — — — — — — — Natron	15,369	6,397	1,452
— — — Kohlensaure Kalkerde (mit etwas Talkerde)	5,610	5,876	4,152
— — — Schwefelsaure Talkerde	7,507	3,318	2,472
— — — Chlormagnesium	3,184	2,114	0,556
— — — Schwefelsaures Kali	0,375	0,353	— — —
— — — Kieselerde	0,070	0,100	0,099
— — — Calcium-Sulfhydrat	unbestimmbare Menge	unbestimmbare Menge	unbestimmbare Menge
— — — Ammoniaksalz	dergl.	dergl.	— — —
— — — Thonerde	dergl.	dergl.	unbestb. Menge
— — — Bitumen	dergl.	dergl.	— — —
	43,874	26,926	15,979

Vergleicht man diese Analyse mit der *Wurzers*, so fällt zuerst der Unterschied des specifischen Gewichts auf, welches nur bei der Badquelle gleich ist; die Quelle unter dem Gewölbe hatte 1,0032 und die Trinkquelle 1,0030. Stickgas fand sich in der Quelle unter dem Gewölbe 0,72 Kub. Z. in 16 Unzen, in der Bad- 0,49, die der Trinkquelle 0,53 K. Z. In der neuesten Analyse sucht man vergebens auch nur Spuren von Eisen und Mangan, welche Metalle Wurzer in nicht unbedeutender Menge entdeckte. Wie hängt dieses zusammen? Das Schwefelwasser wirkt nicht blofs dann, wenn es wie der Schwefel, resorbirt ist, sondern wegen seines Salzgehaltes auch durch mechanisch-dynamische Reizung auf die Aufnahmsorgane. Es befördert also die Se- und Excretionen, indem es vorzugsweise auf die Capillargefäfse und deren Nervenverzweigungen wirkt. Indem wir die Aufzählung der Krankheitsgruppen, in welchen die Schwefelwasser so nützlich sind, übergehen, betrachten wir die Art der Anwendung der Nenndorfer

fer Schwefelquellen. Der innere Gebrauch zu 2 bis 6 Bechern Morgens und 2 bis 4 Abends vermehrt Transpiration und Urinsecretion bedeutend. Brustkranken ist der Zusatz von warmer Milch sehr zuträglich. Das zum Baden gebrauchte Schwefelwasser wird durch heifse Dämpfe bis zu 24—28° R. erwärmt und bleibt fast ganz klar (früher kochte man es in einem kupfernen Kessel, wodurch viel Schwefel niedergeschlagen und das Wasser milchicht wurde). Nach dem 5. oder 6., seltner nach dem 11. oder 12. Bade entstehen kritische Bewegungen, in Vermehrung der Schweifs-, Schleim- und Urinabsonderungen, Schwere im ganzen Körper, Wiederkehr rheumatischer und gichtischer Schmerzen u. s. w. bestehend. Je deutlicher die Krise, desto bestimmter die Nachwirkung, welche nicht durch ungünstige Einwirkungen, Arzneien, Diätfehler verhindert werden darf. Nicht selten tritt sie erst nach 6 bis 10 Wochen auf. Die Bäder nützen besonders dann, wenn der innere Gebrauch des Schwefelwassers nicht angezeigt ist, eine grofse Aufregung des Nervensystems vorwaltet und die Krankheit vorzugsweise in den äufsern Gebilden ihren Sitz hat. Man wendet auch Regen-, Sturz-, Schwitz- und Douchebäder an. Die Schwefelwasserbäder sind ein Reagens gegen Syphilis und Mercurialkrankheiten, diese werden geheilt, jene treten in ursprünglicher Form wieder hervor. Von grofser Wichtigkeit ist der Abschnitt über die *Schwefelgasbäder*. Sie bewirken, wie die Digitalis, eine Verminderung des Pulses, besänftigen die Reizbarkeit der Respirationsorgane, vermindern und verbessern die Secretion der Schleimhäute, des Genitaliensystems und des äufsern Gehörganges. Hysterische scheinen sie anfangs nicht zu vertragen und danach Schwindel, Brustbeklemmung, Zittern der Glieder u. s. w. zu bekommen, allein meistens gehen diese Erscheinungen bald vorüber und dann befinden sie sich in denselben wohl. *Gegenanzeigen* zu ihrem Gebrauche sind Colliquationen, hectisches Fieber, entzündliche Brustbeschwerden. Ein übles Zeichen ist, wenn ein profuser Auswurf plötzlich verschwindet. *Anzeigen*: Chronische Catarrhe und Blennorrhoen der Lungen, *Phthisis pituitosa* und *tuberculosa*, Taubheit und Blennorrhoe des Gehörganges, Blennorrhoen der Genitalschleimhäute, chronische Exantheme (besonders die nässenden Formen) und Metallvergiftungen (in Verbindung mit Trink- und Badekur), Neuralgien (Keichhusten wird an Orten, wo Schwefelbäder sich befinden, selten beobachtet). — Von ausgezeichneter Wirksamkeit sind die von *Waitz* eingerichteten *Schwefelschlammbäder*. — Eine halbe Stunde von Nenndorf finden sich die *Soolbäder* zu *Rodenberg*. —

17) Lemgo, Meyer. Hofbuchh.: *Die kohlensauren Gasquellen zu Meinberg, deren medizinische Benutzung und Wirksamkeit*, dargestellt von Dr. *K. Pidérit*, fürstl. Lipp. Hofrathe und Leibarzte zu Detmold. 1836. VIII u. 211 S. 12. (16 gGr.)

Der Reichthum an *reiner Kohlensäure*, welche zu Meinberg in der Minute 20 Kubikfufs der Erde entströmt, hatte schon längst zu ihrer Benutzung eingeladen und das trockne Gasbad und die trockne Gasdouche wurden als Heilmittel bewährt gefunden. Zu diesen Einrichtungen fügte man noch eine Gasdampf-Douche und -Bad, ein Sprudelbad mit und ohne Gasdouche und das pneumatische Cabinet hinzu. Die unterste Schicht der Luft, in dem zwischen Wasserspiegel und Fufsboden des Brunnenhauses befindlichen Gasbade, enthält 80 Procent kohlensauren Gases und 20 Procent atmosphärischer Luft, ein Verhältnifs, welches sich in dem 6 Fufs hohen Raume allmählich vermindert, so dafs den obersten Schichten nur 3 bis 4 Procent Kohlensäure beigemischt sind. Nie ist Schwefelwasserstoff mit der ausströmenden Kohlensäure verbunden. Die Kraft der von *Brandes* (in s. früher angezeigten Werke über Meinberg) *artesische Springquellen von kohlensaurem Gase* genannten Ausströmungen ist wegen der Compression des Gases in den Röhren so bedeutend, dafs noch auf 16 Fufs Entfernung ein Kerzenlicht schnell ausgelöscht wird und bei 20 Fufs nur kümmerlich brennt. In einzelnen Fällen verbindet man nun auch die Anwendung der Kohlensäure mit Dämpfen, und läfst sie in einer Wanne durch Wasser auf den Körper einwirken. Das pneumatische Kabinet wird mit Wasserdämpfen und ungefähr 2 Procent Kohlensäure geschwängert. Von ausgezeichneter Wirksamkeit sind diese Einrichtungen deshalb, weil nur durch Verbindung mit tropfbaren Flüssigkeiten die Gasarten resorbirt werden. Anschaulich macht dies der Vf. durch Zusammenstellung der Erscheinungen bei dem Gebrauche des trocknen Gasbades und des Sprudelbades, und zeigt, dafs ersteres durch Reizung der Hautnerven mehr auf das Gefühl, letzteres mehr auf die Säfte durch Resorption des Gases wirke. Die Badenden empfinden eine sehr angenehme Erfrischung. Besonders zweckmäfsig scheint die Verbindung der dasigen Salzbäder mit den Sprudelbädern und erhöht gewifs die Wirkung jener. Wie der Wein, und dergl. erregende Mittel reizt die Kohlensäure, bringt aber auch leicht durch Ueberreizung Lähmung. Hinsichtlich der Einwirkung der Kohlensäure erinnert der Vf. mit Recht an die unrichtigen und schädlichen Behauptungen der Arzneimittellehren von *Voigt*, *Richter* und *Sundelin*, welche die Unschädlichkeit des Einathmens von einer Mischung von einem Dritttheile Kohlensäure und zwei Dritttheilen atmosphärischer Luft für Gesunde angeben, und zeigt, dafs, obschon der Gesunde nach Rudolphi und Berzelius zehn Procente der Kohlensäure in der atmosph. Luft *vertragen* könne, er doch in dem pneumatischen Kabinette, welches nur 2 bis 4 Procente Gas enhält, eine ziemlich

lich bedeutende Reizung der Luftwege, vermehrte Transpiration und zuletzt Congestion nach dem Kopfe erleide. Ueberdiefs ist es eine irrige Meinung, dafs die Wirkung der Kohlensäure sich sehr schnell verbreite, aber auch sehr vorübergehend sey; gegentheils ist die Kohlensäure mit Wasser gebunden stunden- ja tagelang belebend und stärkend wirkend, wie auch schon Kreysig angab. In speciellen Krankheitszuständen wird die Kohlensäure, besonders in Bezug auf die Meinberger Gasquellen höchst wirksam gefunden bei verminderter Hautturgescenz im Alter, besonders beim weiblichen Geschlechte. Desgleichen als Nachkur zur Stärkung der durch vermehrte Thätigkeit nach Thermal- und Schwefelbädern zu sehr geschwächten Haut; ebenso bei trocknem, unkultivirtem Hautzustande zur Erregung von Hautkrisen in verschiednen Dyskrasien; bei veralteten, atonischen Geschwüren; gegen Lähmung in den peripherischen Nerven basirend, mit der gröfsten Vorsicht bei Lähmungen in den Centralorganen des Nervensystems beruhend, gegen cachektische und metastatische Paralysen; gegen hysterische Krämpfe; zur Hervorrufung unterdrückter Blutungen; bei chronischen Schleimflüssen der weiblichen Genitalien und weiblicher Unfruchtbarkeit; bei verschiednen Krankheiten der Sinnesorgane (*Gellhaus* heilte eine Amblyopie und Verdunkelung der Hornhaut durch die Gasdouche, gegen stinkenden Athem als Folge krankhafter Absonderung der Bronchialhäute u. s. w.); bei profuser und perverser Secretion in den Schleimhäuten der Luftröhre und der Lungen und dem Emphysem der Lungen (hier, wo die umsichtigste Erforschung der Krankheit höchst nöthig ist, da Phthisischen das Einathmen der Kohlensäure gewifs nicht zusagt, zeigt sich der tüchtige Brunnenarzt, für den wir den Vf. erkennen. Zwei in dieser Beziehung mitgetheilte Krankheitsfälle sind sehr lehrreich und zeigen, was wir von diesem Mittel und besonders von dem pneumatischen Kabinette gegen dergleichen Krankheiten erwarten können). Der Aufenthalt im Kabinette darf beim Beginnen der Cur nur 10 bis 15 Minuten lang seyn und erst nach völliger Erholung wiederholt werden. Im Verlaufe der Cur ist derselbe eine halbe bis ganze Stunde und wird mehrmals täglich erneuert. — Im Anhange giebt uns der Vf. eine Uebersicht sämmtlicher Heilschätze Meinbergs, die wir indessen umfassender aus Brandes's Schrift kennen gelernt haben.

18) Darmstadt, Verlag von Pabst: *Mittheilungen aus der Erfahrung über die Wirkung und Anwendung der Soolbäder, insbesondere zu Salzhausen.* Eine Anleitung zum zweckmäfsigen Gebrauche derselben für Kurgäste und angehende Aerzte, von Dr. *C. Ph. Möller*, Grofsherzogl. Hess. Med. Rathe u. s. w. Mit einer Karte und Ansicht. 1835. XVI u. 207 S. gr. 8. (1⅓ Rthlr.)

Salzhausen, dessen Soolquellen im 16. Jahrhunderte entdeckt wurden, liegt in der Wetterau. Der Boden besteht hauptsächlich aus Basaltgestein, basaltischen, porösen Laven, Augit, Magneteisenstein, Chrysolith, Feldstein, Kalkspath, Phonolith, etwas Thonerde und Sand. Die Salzquellen kommen am Fufse von Basaltanhöhen, in einem starken Lager von lockrem Triebsande unter einer torfhaltigen Mooroberfläche zu Tage. Soolquellen finden sich in der ganzen Gegend ziemlich häufig, eben so die Braunkohlenlager. *Liebig's* Analyse, schon durch *Graff's* Schrift über Salzhausen bekannt, zeigt die dasige Soole besonders reich an hydriodsaurem Natron (0,59 Gran in 16 Unzen) und salzsaurem Natron. Der Vf. berechnet, dafs, da nach Marcard's Versuchen binnen einer Stunde im Bade 4 Pfund Wasser in den Körper aufgenommen würde, in einem Bade zu Salzhausen eine Quantität von 4 Quent Kochsalz, ein halbes Quent schwefelsauren Kalkes und salzsaurer Bittererde, acht Gran salzsauren Kalkes und 2 Gran hydriodsauren Natrums in Wirksamkeit auf den Körper gesetzt werde. Die Wirkung des äufseren und inneren Gebrauchs der Soole nützte vorzüglich bei Scrofeln, Flechten, gichtischen und rheumatischen Beschwerden, Unterleibsstockungen und Haemorrhoidalleiden, Anschwellung der Schilddrüse (blofs durch Bäder) u. s. w. Die Trinkkur wirkt auflösend und gelind abführend gegen Dyskrasien. Selten und nur bei bedeutender Verschleimung wird die Quantität der innerlich angewendeten Soole zwei bis drei Schoppen übersteigen. — Der Preis eines einfachen Bades ist 20, der eines Douche- und Dampfbades 30 Kreuzer; für eine anständig meublirte Wohnung mit Bett zahlt man 1½ bis 5 Gulden wöchentlich; für den Mittagstisch an *table d'hôte* aus 7 Schüsseln bestehend 36 Kreuzer. Wohlfeiler möchte es wohl kein Bad geben! — Aus den Ergebnissen der 10jährigen Beobachtungen zu Salzhausen zieht der Vf. allgemeine theoretische Folgerungen. Druck und Papier ist ausgezeichnet, nur viele, oft sinnentstellende und nicht immer angegebene Druckfehler finden sich. —

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

MEDICIN.

Schriften über Bäder.

19) Darmstadt, Druck u. Verl. von Leske: *Zur Geschichte Schwalbach's, oder Schwalbach sonst und jetzt.* Von Dr. *H. Fenner v. Fenneberg*, Herz. Nass. Geheimenrathe, Badearzte von Schwalbach, Ritter etc. 1836. IV u. 118 S. 12. (10 gGr.)

Der Verf., seit 40 Jahren in Schwalbach und der erste angestellte Brunnenarzt, hat die nachahmungswerthe Idee, eine Vergleichung zwischen Sonst und Jetzt anzustellen. Durch solche Recapitulationen können Bade- und Brunnenorte, die nur zu leicht in einen gewissen Schlendrian verfallen, nur gewinnen, indem sie auf Fortschritte und, wenn auch nicht auf Rückschritte, doch auf diesen ziemlich analogen Stehenbleiben aufmerksam gemacht werden. Aber auch für Cultur- und Sittengeschichte sind solche Beiträge interessant. Der Verf. zeigt auf welcher niedrigen Stufe die Brunnen-Einrichtungen Schwalbachs waren und wie sie durch Verbesserungen des Ortes und seiner Wohnungen selbst, seiner Promenaden und Umgebungen, vorzüglich aber des Badewesens durch Erbauung eines zweckmäßigen Badehauses gehoben sind. Früher gab es kein Badehaus; alte Weiber bereiteten die Bäder in schmutzigen Wannen auf dem Zimmer des Kranken, indem sie in offnen Gefäßen das erwärmte Kohlensäure haltige Wasser des Brodelbrunnens mit heißem Wasser mischten und durch das Gefühl ohne Thermometer die Temperatur des Badewassers bestimmten. Die Entdeckung des Paulinenbrunnens, welcher besonders den Bade- und Brunnengästen *Wiesbadens* und *Ems* als Nachkur so zusagt, brachte einen großen Vortheil. Wie vielen Antheil an dergleichen Fortschritten der ehrenwerthe Verf. hat, gesteht er nicht in diesem Schriftchen, da es auch nicht nöthig war, indem so viele schriftliche Arbeiten desselben davon Zeugniß geben. In großer Extase scheint der Panegyrikus der vorzüglichen Einrichtungen Nassau's geschrieben zu seyn! — Der *Weinbrunnen* hatte in früherer Zeit eine mehr abführende Kraft als jetzt, weshalb auch die vielen Abtritte jetzt fortgeschafft sind. Ob daran nicht auch die mit Brunnenkuren gewöhnlich verbundene auflösende Heilmethode früherer Zeit Antheil gehabt hat? Nach dem Verf. ist es ohne Zweifel, daß alle die bekannten Heilquellen, in Betreff ihres Gehaltes und Mischungsverhältnisses und mithin auch ihrer Einwirkung auf den Organismus, *nicht mehr das sind*, was sie vor 50 bis 60 Jahren gewesen seyn mögen. Ref. möchte doch diesen Ausspruch nicht für alle Bäder und namentlich nicht für die Thermen unterschreiben. Der *Stahlbrunnen* hieß sonst, weil er mehr oder weniger Hautausschläge hervorrief, der *Grindbrunnen*. Von Seite Kurhessens stand sonst eine Wache daneben, damit nicht das daselbst garnisonirende Militär davon tränke; ja Soldaten mit Ausschlag bekamen 25 Stockprügel! Jetzt entsteht kein Ausschlag mehr von dem Gebrauche des Stahlbrunnens. — Das Baden wurde früher sehr vernachlässigt, jetzt giebt man jährlich 14 bis 15,000 Bäder. „Die Heilerfolge treten dermalen viel schneller und frappanter hervor als in früheren Zeiten und bei weitem früher als sonst stellen sich die sogenannten Curkrisen heraus." — Aber auch der Gesundheitszustand der Stadt selbst hat sich durch Lichten der Wälder, bessere Agricultur, größere Reinlichkeit u. s. w. wesentlich verbessert und selten kommen die früher häufigen epidemisch sich einfindenden Saburralfieber, gallichten Durchfälle, Brechruhren und Ruhren im Juli und August vor. — Seit 14 bis 15 Jahren sind Engländer, die sonst nur in *Spaa* die Cur gebrauchten, häufig Curgäste Schwalbachs. Zum Schlusse ermahnt der Verf. die Commune, jährlich Verbesserungen und neue Einrichtungen zu machen, indem nur auf diese Weise ein Curort sich halten und Frequenz von Gästen erzielen könne. —

20) Berlin, b. Schlesinger, Prag, b. Kronberger u. Weber: *Aerztliche Winke für Brunnen- und Badegäste.* Von *J. Ad. Frankl*, Dr. etc. und ausübendem Arzte zu Marienbad. 1836. 78 S. 8. (12 gGr.)

Seit v. *Ammon's* Brunnendiätetik, welche einem wirklichen Mangel abhalf, erschienen fast jährlich dergleichen Schriften, welche dem Bade- und Brunnengaste unentbehrlich sind. Auch vorliegendes Schriftchen gehört zu den besseren, welche sich mit dem Leben an Brunnenorten und den Requisiten zu einer Reise dahin beschäftigen und kann deshalb empfohlen werden.

21) Prag, Imprimerie et papier de Haase fils: *Effet des eaux de Carlsbad sur les derniers fragmens d'un Calcul, restés dans la Vessie, après la litho-*

lithotripsie. Lettre du Dr. *Bigel* au Chevalier *de Carro.* Tiré de l'Almanach de Carlsbad de 1836. 1836. 23 S. 8.

Der ehemalige Leibarzt des Grofsfürsten *Constantin*, der Dr. *Bigel* in Warschau litt an einem Blasensteine und wurde davon von *v. Gräfe* durch Lithotripsie befreit. Um die Steinrestchen aus der Blase fortzuschaffen und die Anlage zur Steinerzeugung zu tilgen, zieth *v. Gräfe* zu dem Gebrauche der Carlsbader Thermen. *De Carro* liefs den kühleren Theresienbrunnen zu vier Bechern täglich trinken und dennoch bekam der Kranke ein heftiges Fieber, welches sich binnen 24 Stunden durch heftige Schweifse entschied. Am 5. Tage wieder Fieber aber auch Abgang von Steinfragmenten mit grofser Erleichterung in der Blase. Auffallend war schon damals, dafs die frühere braune Farbe der Steinchen, welche nach dem Zerbröckeln in scharfen Stücken abgegangen waren, anfing weisser zu werden, oder vielmehr einen weifslichen Ueberzug, der die Ecken glättete, zu bekommen. Wöchentlich gebrauchte der Kranke eine neue und wärmere Quelle und vermehrte die Quantität der Becher. Während dieser Zeit, in welcher der Urin reichlich flofs, entleerte *B.* noch viele Steinreste; nur nach vier Wochen hörten die Steinentleerungen auf und, als man gegen Ende der sechswöchentlichen Cur den Lithotriteur *Heurteloups* durch kunstgeübte Hand suchen liefs, so fand man auch nicht das geringste Steinrestchen mehr. Ein Vierteljahr später schrieb Dr. *Bigel* voller Dankbarkeit diesen Brief, den *de Carro* mit Anmerkungen verzierte und durch Hinzufügung einer Analyse der rothbraunen Steine und deren weifslichen Ueberzuges von *Creuzburg* noch interessanter machte. Rec. hatte Gelegenheit die Berichtigung dieser Analyse von *Creuzburg* selbst bei *de Carro* zu sehen und theilt diese hier mit:

Rothbraune Steine bestanden aus:
Harnsäure,
harnsaurem Ammonium,
Kleesaurem Kalk und
etwas Eisenoxyd.

Die *abgeschabte weifse Substanz*
hauptsächlich aus: phosphorsaurem Kalk,
dann aus: phosphorsaurem Natron,
harnsaurem Ammonium
und etwas Blasenschleim.

Dr. *de Carro* macht auf die heilsame Wirkung der Karlsbader Thermen in ähnlichen Fällen aufmerksam und hält ihren Gebrauch nach Steinzerbröckelungen für sehr nöthig. Er glaubt, dafs durch diese Thermen der Stein wirklich aufgelöfst und diefs durch Hinzutritt der Bestandtheile aus dem Karlsbader Wasser selbst bewirkt werde — eine Meinung, die Rec. nicht theilen kann, da schon aus *Marcet's* Werk bekannt ist, dafs in allen Fällen, wo der Kern von aufsen in die Blase gekommen ist, die Ablagerung um denselben häufig, wo nicht immer aus erdigen Phosphaten bestehe. — Indessen geht auch aus dieser Krankheitsgeschichte und der Untersuchung der verschiedenen Steine hervor, dafs Kranke mit Gries- und aus Harnsäure gebildeten Steinen in Karlsbad Erleichterung und Heilung der Krankheitsanlagen erwarten können; gegentheils möchten die mit schmelzbaren Steinen Vergröfserung derselben zu erwarten haben. Auf jeden Fall ist dieses bei dem Rathe zu Karlsbad für Steinkranke gar sehr zu berücksichtigen. —

22) Milano, dall' imperiale regia stamperia; *Ragguaglio di alcune opere recenti sopra Carlsbad e le di lui acque termali, con notizie autentiche intorno questo argomento.* 1836. 17 S. 8.

Der Vf., *Jos. Frank*, macht durch diese kleine Abhandlung, welche in dem 81. Bande der *Bibl. italiana* abgedruckt ist, auf die neuesten Untersuchungen und Werke über Karlsbad, namentlich die von *de Carro* und *Ryba*, die Italiener aufmerksam und liefert für diese einen gewifs schätzbaren Beitrag zur Kenntnifs dieses wichtigen Heilmittels. —

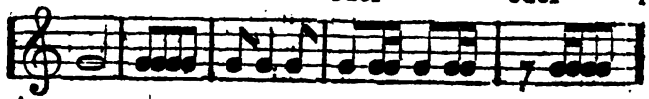
MUSIK.

Glogau, b. Flemming: *Praktischer Leitfaden für Lehrer beim Gesangunterricht in Schulen.* Ein Versuch, die Gesanglehre nach Noten — in entwickelter (Pestalozzischer) Methode ebenso möglichst zu vereinfachen, als fest zu begründen; *ein praktischer Beweis*, dafs das Singen nach Noten leichter und gründlicher gelehrt und gelernt werden kann, als nach Ziffern; *und ein Mittel*, eine gründliche Einsicht in das gesammte melodische Tongebiet zu erlangen. Verfafst von *Joh. Gottl. Fischer*, evangel. Schullehrer in Grabig bei Grofs-Glogau. 1836. XXII u. 179 S. in 8. (12 gGr.)

Man gewinnt den Mann schon durch sein Weihungswort des Erstlingbuches an seine Eltern lieb; wer ein guter, dankbarer Sohn ist, ist auch ein guter Mensch. Das kann und darf jedoch nicht hindern, es mit seiner Schrift genau zu nehmen, denn die Menge dieser Art Schriften nimmt überhand und droht Vertheurung des Papiers. Der Verf. verfährt nach seinem Motto: „Methode ist Ordnung" sehr ordentlich; er entwickelt Alles fein und gehörig, aber auch ein bischen schulmeisterlich. Das zeigt sich vorzüglich im Entwickeln solcher Dinge, die zum Praktischen nicht gehören und in der Theorie längst hundertfach dargethan und anerkannt sind. Ein solches Verfahren macht die Sache ohne Noth zu trocken; es wird wie dürres Holz, das gut zum Brennen und Erwärmen taugt. Hier hätten wir aber auch gleich den Nutzen der Schrift; sie ist für kalte Leute, die nur bei künstlichem Feuer sich sitzend behaglich fühlen, nicht durch eigene Bewegung sich erwärmen können oder wollen. Schon die Einleitung ist von der Art. In der Melodik (Trefflehre) wird

mit dem Grundton $\bar{c}$ angefangen, der gleich wie die übrigen auf dem Notenplan nach dem Violinschlüssel verzeichnet wird, dann $\bar{e}$, $\bar{g}$, $\bar{e}$; also der volle Grundaccord. Es folgt $\bar{a}$ u. $\bar{f}$; dabei wird auf den Halbton $\bar{e}$ aufmerksam gemacht; endlich $\bar{d}$ u. $\bar{h}$. Erst dann die Scala durch die Octave. — Dazu soll die Geige gespielt werden, worüber zur Gnüge hin und her gesprochen worden ist. Es wird nun sogleich die chromatische Tonleiter beigebracht, von ihm die *allgemeine* genannt (G. W. Fink nennt sie die eigentliche Tonleiter, weil in ihr allein alle Stufen gleichmäfsig sind), ob sie es gleich im Grunde, praktisch genommen, nicht ist. Kreuze und Bee werden zugleich gelehrt. Nun wird die Durtonleiter näher dargestellt (und immer noch die natürliche genannt, als ob es die andere nicht mit eben dem Rechte wäre). Nach der Normaltonleiter von *Cdur* wird nun noch Beispiels halber *G* und *Fdur* gebildet und in Noten gezeichnet. Unmittelbar darauf die Molltonleiter, so dafs sie sich von *Dur* allein durch die kleine *Terz* auszeichnet; die kleine *Sexte* wäre ihm aber richtiger; der Leiteton der Septime bleibt im Aufsteigen wie in *Dur*, im Heruntergehen wird auch nach ihm die Septime klein. — Hier findet sich Gelegenheit vom *b quadrat* und von ausweichenden Tönen zu sprechen, von den letzten mangelhaft, was kein Fehler ist, weil er später darauf zurückkommt; dennoch hätte er sich genauer ausdrücken sollen. Dafs der Verf. die Ziffern nicht ganz verwirft, vielmehr die Tonleiter nach ihnen wiederholt einüben läfst, also ihren Gebrauch nur nicht zum Mifsbrauch werden lassen will, ist zu loben. Die Treffübungen der Intervalle sind gut: aber seine Benennung einer gebrochenen Fortschreitung der Hauptharmonie der Tonica in die Ober- und Unterdominante: „*harmonische Tonleiter*" taugt nicht. Wozu noch einen neuen Namen? Wir haben an den alten genug. — Man soll sich bei den Treffübungen nicht zu lange aufhalten. (Ach wäre das Maafs gefunden! da sehe jeder selbst zu, und noch obendrein mit Verstand.) — Im zweiten Hauptstück folgt S. 39 die *musikalische Zeitmessung* oder *messende Rhythmik* (das ist im Grunde nicht Eins). Dieser Weg ist auch nicht übel, gefällt mir aber nicht ganz; selbst die allergewöhnlichste Art, die Länge und Dauer der Töne beizubringen, ist deutlicher. Die Pausen werden bald mitgenommen. Alles geht hier von Vierteln aus. — Tempo — Bezeichnung beschliefst. 3tes Hauptstück S. 58 Tongewichtslehre oder wägende Rhythmik (also eigentliche Rhythmik). Auch hier ist die Sache nicht genau genug, was ohne Weitläufigkeit und Schwierigkeit wohl zu bewerkstelligen ist. Der Mann will dem Chorale nicht einmal Rhythmus zugestehen! Mag er das! es braucht keiner langen Widerlegung; die Sache ist an sich klar. — Die zusammengesetzten Taktarten sollen entstehen, um sich Taktstriche zu ersparen (ei, ei!). — 4tes Hauptstück S. 78 „die Töne hinsichtlich ihrer Gestalt (?)," oder Dynamik, d. i., ob stark oder leise angegeben u. s. w. Das 5te Hauptstück bringt S. 82 die Verzierungen der Töne, die in schwärmende, harmonisirende, durchgehende, vorschlagende, nachschlagende, kräuselnde und trillernde getheilt werden. Die schwärmende Verzierung soll die öftere Wiederholung eines und desselben langen Tones seyn z. B.

statt: so: oder oder oder



etc.

Die harmonisirenden (harfenirenden) sind ihm die Brechungen in Tönen des Accordes; die übrigen erklären sich von selbst. Wenn uns aber der Verf., indem er vom Tragen der Stimme (*Portamento*) spricht, das einseitige Urtheil des *Quanz* anführt, um zu zeigen, es falle dieſs dem Teutschen überaus schwer, so kommt er ein wenig zu spät.

Der zweite Theil enthält von S. 103 die Gesanglehre im engern Sinne (musikalische Syntax). Das Verbinden des Einzelnen zu einem Ganzen erörtert natürlich die Satz- und Interpunktionslehre, wo von der Sprache ausgegangen wird und deutlich: die Anwendung auf die Musik ist es weniger. Sehr förderlich, gut und wahr ist die Regel: Meist fallen die Einschnitte auf die Note vor dem Takttheile, mit welchem der Satz anfing. Man hat also darauf zu sehen, ob ein Satz im vollen Takte, oder im Auftakte und auf welchem Zeittheile anhebt. — S. 119. Lehre von den musikalischen Accenten (Erstes Stück der musikal. Declamationslehre). Hier ist der taktische und rhythmische Accent nicht gehörig gesondert. Die Verwirrung der beiden ganz verschiedenen Dinge, Takt und Rhythmus, hat schon bedeutenden Nachtheil gebracht und wird ihn so lange bringen, bis man besser darauf achtet. Man sehe darüber *G. W. Fink's* musikalische Grammatik (bei *G. Wigand* in Leipzig). Der Vf. nennt den declamatorischen Accent den aufserordentlichen oder willkürlichen (?), oder den pathetischen (?). Als ob er nicht auch eben so gut komisch und sentimental seyn könnte! — S. 128 Lehre vom musikal. Ausdruck (musikal. Gefühlslehre). Unter Andern wird hier dem Künstler zur Pflicht gemacht, sich zu verstellen, oder sich möglichst in die erforderliche Stimmung zu versetzen. Es ist nicht schlimm gemeint. Der Charakter eines Tonstücks wird gleich zum Anfange mit italienischen Wörtern angegeben, wovon die gewöhnlichsten, darunter auch ungewöhnliche sind, angeführt und verteutscht werden. Das soll geschehen, weil die Musik aus Italien zu uns gekommen ist. Immer noch? Vielmehr ist sie von den Niederländern nach Italien gebracht worden, sobald von unserer Musik die Rede ist. Ist aber von der alten Musik die Rede, so kam sie von Griechenland nach Italien und von da erhielten wir nichts von Bedeutung, als die kirchlich gregorianischen Weisen, auf die hier nicht gesehen werden kann. Der Grund also, warum wir immer noch italienischer Wörter uns bedienen, ist daher nur die

artige

artige Bevorzugung des Ausländischen, die wir endlich einmal auch lassen könnten und sollten. — Es ist wenig, was hier beigebracht wird. — S. 136. Lehre vom Vortrage (musikal. Geschmackslehre). Sie ist die wichtigste, aber auch die schwerste. Der ausgebildete Geschmack muſs erst dem Vortrage Vollendung geben. Darüber wird recht hübsch gesprochen, vieles Dagewesene wiederholt und — nichts gelehrt als: liebe Leute, habt nur recht viel Geschmack, daſs ihr Alles sehr schön macht. Wir nehmen aber dem Manne dies gar nicht übel. Was soll er den *Kindern* sagen? Er hätte nur weniger sagen sollen, denn was er gesagt hat, hilft wenig. Wie man sich einen guten, feinen Geschmack in der Musik (in Allem) erwirbt? davon meldet er: Gebt fleiſsig acht auf den Vortrag entschieden guter Meister; 2) steigert die allgemein menschliche Bildung des Geistes und Herzens; 3) geht mit Leuten von gutem Ton und feinem Geschmack um (wäre nicht übel, wenn es sich gerade thun lieſse) — besonders werden hierzu nach Göthe's Ausspruche die Frauen angepriesen, nämlich die edeln; — 4) soll man gute Theorieen studiren. — Nun ja! Alles recht gut! Nur Eins und das Wichtigste ist vergessen: Laſst euch den guten Geschmack in die erste Windel wickeln. Oder noch besser: Werdet mit ihm empfangen und geboren. Das wird das beste Mittel seyn, wenn ihr ihn hinterher nicht in die Wüste treibt, wie Sahra Hagars Sohn. — S. 144 folgen die bekannten Regeln zur Erhaltung der Stimme, kurz und gut. S. 146 beginnen die Zugaben. 1) Winke und Rathschläge für den Lehrer. Bekanntes und Gutes. Die zweite giebt eine Apologie der Notenschrift, die leider immer noch nöthig ist. Wenn sie auch nicht gerade 800 Jahre alt ist, wie der Verf. berichtet, so ist sie doch alt genug und, was das Beste ist, gut. Ja, lieben Herren, mit der Geschichte der Musik, da sieht es noch ziemlich schlecht in den Meisten aus. Ich begreife recht wohl, wie das zugeht: es wäre aber doch besser, es ginge anders zu. — Uebrigens enthält das Buch manches Nützliche und Gute. Lehrer, die es mit der Gesangskunst wohl meinen und die Methoden Anderer prüfen können, werden sich das Buch anschaffen. Der Vf. hat praktischen Verstand, hinlängliche Belesenheit und Erfahrung in dem, was hieher zunächst gehört, dabei manches Eigene, was Gedanken und Vergleichungen anregt, einen deutlichen Vortrag und redlichen Willen. Das Gewöhnliche ist auch nicht übergangen, weſshalb das Buch auch für diejenigen nützlich werden kann, die noch wenig von der Sache wissen und sich im Nothwendigen festsetzen wollen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Schrek: *Predigt zur Feier seiner funfzigjährigen Amtsverwaltung* gehalten am 23. Octob., dem 21. Sonntag nach Trinitat. d. J. und auf Verlangen nebst einer am folgenden Sonntage *zum Gedächtnisse des sel. Herrn Prof. Dr. Joh. David Goldhorn* gehaltenen herausgegeben vom Dr. *Carl Gottfried Bauer*, Archidiac. an der Nicolaikirche und des Königl. Sächs. Civilverdienstordens Ritter. 1836. 34 S. 8.

Inhaltvolle Worte eines hochverdienten, auch als Schriftsteller rühmlich bekannten Geistlichen. Die Jubelpredigt über Hebr. 13, 8. hat zum Hauptsatz: *das Bekenntniſs meiner binnen einer halbhundertjährigen Verwaltung des christlichen Predigtamts bestärkten und mehr und mehr gewonnenen Ueberzeugung von der Religion Jesu.* 1. Das Christenthum ist die gröſste Wohlthat, womit der Vater im Himmel unser Geschlecht begnadigt hat. 2. Es ist und bleibt das, ungeachtet der sehr verschiedenen Auffassungsweisen, die es von Menschen erfahren hat, dafern diese nicht an sich verwerflich sind. 3. Es kann das aber für uns nur unter gewissen Hauptbedingungen, die nicht unbeachtet bleiben und nie verletzt werden dürfen, seyn und fortdauernd werden. Alles ist sehr gut ausgeführt, insonderheit enthalten der zweite und dritte Theil classische Gedanken, auf welche Rec. an einem andern Orte bald zurückzukommen gedenkt. — Auch die Gedächtnifspredigt auf *Goldhorn* zeigt uns den Jubilar in jugendlicher Kraft und Rüstigkeit. Der Text ist Hebr. 13, 7. und der Hauptsatz: *worauf eine christliche Gemeinde bei dem Andenken an ihren hingeschiedenen Lehrer vornehmlich ihre Aufmerksamkeit zu richten hat.* Die Antwort lautet 1) auf seine Lehre; 2) auf seine Persönlichkeit und seinen Wandel; 3) auf die von ihm erfahrenen Prüfungen; 4) auf die durch alles Genannte von ihm errungenen Verdienste und auf den jenseits für ihn zu erwartenden herrlichen Lohn. Jeder, der den Sinn, das Thun und Wirken *Goldhorn's* gekannt hat, wird in diesem sehr beredten Vortrage die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit erkennen. Sehr erklärlich also, daſs der Abdruck auch dieser Predigt von den Leipzigern, unter denen *Goldhorn* lange und segensreich gewirkt hat, verlangt worden ist. Dieses Wirken hat auch ein anderer Amtsgenosse *Goldhorn's*, der hochverdiente Hr. Superint. Dr. *Groſsmann* in den *Worten am Grabe Hn. Dr. J. D. Goldhorn's am 28. Oct. 1836 gesprochen* und auf Verlangen in Druck gegeben; Leipzig, b. Schrek 1836, 8 S. 8., auf eine des Redners und des Vollendeten gleich würdige Weise geschildert und das Zusammenstimmen beider Redner in dem zum Lobe des Vollendeten Gesagten würde allein schon von der Wahrheit des Gerühmten Zeugniſs geben, wenn an der vollen Richtigkeit dessen, was Männer, wie *Groſsmann* und *Bauer*, öffentlich rühmen, ein Zweifel möglich wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

LITERATURGESCHICHTE.

PARIS und GENF, b. Cherbuliez: *Histoire de la Littérature Allemande, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, précedé d'un parallèle entre la France et l'Allemagne, et suivie d'une table analytique des matières.* Par *A. Peschier.* 1836. Tome premier. XIX u. 407 S. Tome second. 502 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gGr.)

Der Vf. dieser Geschichte der deutschen Literatur, der zwischen den Franzosen und Deutschen steht, ein Genfer, dessen Landsleute jedoch als Schriftsteller und Dichter der französischen Literatur zugezählt werden, ist gegenwärtig auserordentlicher Professor der französischen und englischen Literaturen und Sprachen an der Universität Tübingen. Er glaubte, durch dieses dem Baron *de la Motte Fouqué* zugeeignete Werk eine Lücke, wie er sich ausdrückt, in der Geschichte der Europäischen Literatur — doch wohl nur für Frankreich — auszufüllen, auf welche das berühmte Werk der Frau v. *Staël*, L'Allemagne, zuerst aufmerksam gemacht hatte. Hr. *Peschier* erkennt in der sehr bescheidenen Vorrede, — die zugleich eine Vorbitte einlegt, für etwa seiner Feder entschlüpfte Verstöfse gegen die Sprache eines *Vaugelas*, — die Schwierigkeiten seines Unternehmens, welche doch, in so fern sie in der Materie liegen sollen, für den des Deutschen kundigen Verfasser, bei der Menge mehr oder minder ausführlicher deutscher Literatur-Geschichten, sich bedeutend hätten vermindern müssen, wenn er sich eifriger darnach umgesehen hätte. Das würde ihn dann auch vor manchem Verstofse, besonders in der neuern Geschichte, wo er offenbar den einseitigen Ansichten der deutschen Literatoren in Frankreich gefolgt ist, bewahrt haben. — Dafs dem Deutschen, d. h. wenn er sich um die Literatur seiner Nation überhaupt bekümmert, nichts Neues vom Vf. hier gesagt werden kann, versteht sich; es wäre aber zu wünschen gewesen, der Vf. hätte das in der Vorrede ausgesprochene Bedürfnifs eines Werkes, das geschichtlich die allmählige Entwicklung des deutschen Geistes nachweise, bestimmter ins Auge gefafst, worin ihm die Literatur-Geschichte von *Gervinus*, die er anführt, ein sehr gutes Muster hätte seyn können. Seine historische Anordnung, wenigstens im *zweiten* Theile, ist nicht zu loben. Er wirft so ziemlich Alles unter einander und erwähnt des Spätern häufig vor dem Frühern. — Interessanter ist für uns die auf dem Titelblatte bezeichnete Parallele zwischen Frankreich und Deutschland, welche die *Einleitung* des vorliegenden Werkes bildet, und deren Grundzüge zwar nicht neu sind, die aber doch nirgends, soviel uns bekannt, so durchgeführt ist. — „Zwei grofse Principien herrschen in Europa, (sagt der Vf. S. IV), das der Stabilität, Ordnung und Einheit, und das des Fortschreitens, der Veränderung, der Bewegung." Diese beiden Principien sind nach ihm sehr verschieden bei den beiden durch den Rhein getrennten Nachbaren, die gleichsam einen Gegensatz bilden, vertheilt. „In Deutschland herrscht Ruhe im Aeufsern, und im Innern ein stetes Bedürfnifs fortzuschreiten und der Veränderung. Diese moralische Thätigkeit, dieses Streben, die Sphäre der menschlichen Erkenntnifs zu erweitern, hat Deutschland mit Recht den Beinamen *Land des Denkens* erworben. In Frankreich herrscht das Princip der Stabilität, ja selbst der Starrheit im Innern; im Aeufsern aber steht Alles unter der Herrschaft der Bewegung und der Veränderung. Daher ist Deutschland seit lange schon der Mittelpunkt des geistigen Fortschreitens, Frankreich der der socialen und politischen Bewegung. — Welche Umwälzungen hat nicht Frankreich seit 1789 erlitten, und wie ist es noch der Heerd der revolutionären Epidemie, welche die absoluten Herrscher für ihre Throne zittern macht. — Deutschland hat dagegen während zwanzig Jahren mehr religiöse, philosophische und literarische Systeme entstehen sehen, als Frankreich, Spanien und Italien während ganzer Jahrhunderte." — (Unter den aufgeführten philosophischen Systemen fehlt das von *Herbart*, von dem Hr. *Peschier* nichts zu wissen scheint; oder sollte er ihn etwa zu denen vom zweiten und dritten Range rechnen?) — „Wie steht da Frankreich zurück in Kraft der Trägheit, die gegen alle dergleichen Neuerungen sich stemmt. — Jetzt haben in der Literatur die Neuerer gesiegt; allein, welch einen Kampf hat es gekostet, um zu so einfachen und fruchtbaren Grundsätzen zu gelangen, welche, indem sie das Gebiet des menschlichen Denkens erweitern, der Seele Eindrücke und Aufregungen gewähren müssen, welche sie noch nicht kannte, + (wozu wir aber bis jetzt den französchen Seelen in Hinsicht der französischen Romantiker nicht eben Glück wünschen können) — wie lange Zeit bedurfte es, um die französische Bühne von dem ihr auferlegten Joche eines Philosophen zu befreien, der vor zweitausend Jahren in Griechenland lebte." — Aus dieser Verschiedenheit sucht der Vf. zu entwickeln, warum die deutsche vor allen Nationen diejenige ist, welche der französischen am wenigsten gleicht.

gleicht. — Er sucht den Grund des Hanges zum Nachdenken bei den nordischen Völkern, in ihren Natur-Umgebungen, ihrem Klima, ihrem Mangel an Kunstwerken (?), in ihrer unmusikalischen Sprache (? Kennt Hr. *Peschier* diese? Ist wirklich die deutsche, die russische Sprache unsonorer als die französische?) — „Vor dem Deutschen verschwindet die reale Welt; dagegen nehmen alle abstracte Ideen, welche ihre Einbildungskraft erfüllen, sinnlich empfindbare und materielle Formen an. Doch so nachdenkend und völlig vergeistet sie sind, so hangen sie doch sehr an dem Positiven des Lebens: bei ihnen ist von der höchsten spiritualistischen Exaltation zu den bürgerlichsten Gewohnheiten, von den metaphysischen Dünsten, welche sich in den Zellen des Gelehrten erheben, zu den epikureischsten und gemeinsten Genüssen, von der Poesie zur Prosa nur ein Schritt. (Das klingt sonderbar, allein — es liegt Wahrheit darin!) — „Wenn der Deutsche, nach der Frau *v. Staël*, die Ideen als den Grund aller unsrer innern Anregungen annimmt, so gehen die Franzosen vom entgegengesetzten Standpunkte aus, und lassen das Geistige sich aus Empfindungen entwickeln, und das führt dann auf den traurigen Abweg des Materialismus. Ein solches System eignet sich nicht für die Poesie. Um grofse genievolle Worte hervorzubringen, mufs man von Gefühl und von *Glauben* — (aber wie steht's in dieser Hinsicht mit dem deutschen Dichterfürsten, wie doch Hr. *Peschier Göthe* bezeichnet) — durchdrungen seyn. — Frankreich, sagt der Vf., (und was werden die Franzosen dazu sagen), hat eine grofse Menge Versmacher, aber nur eine geringe Zahl wahre Dichter hervorgebracht. — Was mangelt denn der so geistreichen Nation? — Der *Glaube*. — „Die Religion in Frankreich verlangt ein sinnliches Aeufseres; die Religion in Deutschland ist einfach, ernst, würdig dessen, der dem Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat und mehr in Harmonie mit den Gefühlen und Bedürfnissen des Herzens. Da giebt es kein Aeufseres, keine Embleme, keine leeren Allegorieen, keine Gold- und Marmor-Paläste, wie in der Hauptstadt der katholischen Welt; nichts für das Schauen, nichts für das Ohr, nichts für die Sinne, sondern alles für die Seele." — (Von welchem Theile Deutschlands spricht der Vf.? Der katholische Cultus, der sich ja überall ziemlich gleich ist, findet sich auch fast überall in Deutschland, und vormals, wo der deutsche Geist sich vorzüglich in seiner Eigenthümlichkeit entwickelte, war er ja allgemein.) — „Die Franzosen zeichnen sich aus durch ihr Talent für die weltlichen Angelegenheiten, durch ihre durchaus diplomatische Feinheit und Scharfsicht, ihre Beweglichkeit, ihren schnellen Blick und ihr schnelles Handeln, durch den wie ihr Körper gewandten und feurigen Geist, durch den kriegerischen Instinkt, dem sie die glänzendsten Lorbeeren verdanken, und dann durch ihr Gefallen an Pomp der Ceremonieen, Glanz der Feste und Pracht der Monumente. Gegen das ganz äufsere, ganz praktische, ganz handelnde Leben erhebt sich die Macht des Nachdenkens, welche den nordischen Nationen (allen?) — ertheilt zu seyn scheint, der ernste, bedächtige und mehr abstracte Geist, das gebieterische Bedürfnifs, sich in sich selbst zu versenken und alles, bis auf das flüchtigste Gefühl, auf die flüchtigste innere Bewegung zu analysiren. In Deutschland ist der Mensch die Welt in Miniatur, in welcher, aller bereits gemachten Entdeckungen ungeachtet, doch immer noch ein unbekanntes Terrain zu entdecken und irgend ein Winkel anzubauen ist. — Die Politik durchdringt in Frankreich alle Klassen der Nation; in Deutschland findet sie wenig Raum im gewöhnlichen Leben. Der Hang zur Einsamkeit, Zurückgezogenheit und Sammlung, zum Familienleben, zur Stille des Cabinets giebt dem Deutschen etwas Verschlossenes und Kaltes, und ihm fehlt die frische und gesellige Munterkeit, die Grazie des Sichgehenlassens, welche der französischen Unterhaltung so grofsen Reiz giebt; allein diese scheinbare Steifheit ist nichts als Verlegenheit. Statt einer gekünstelten Galanterie besitzen sie die wahre Politesse, die des Herzens, denn die deusche ist die Nation, welche am meisten Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit und Herzlichkeit besitzt. — Die deutschen Frauen haben nicht die Lebhaftigkeit des Geistes und Beweglichkeit der Einbildungskraft, welche die Französinnen so verführerisch macht; aber sie besitzen eine Offenheit und Einfachheit des Herzens, eine Hingebung und Reinheit der Gefühle, welche in der ihnen natürlichen Toleranz, in einem höchst liebenswürdigen Wohlwollen gegen Fremde ihren Grund hat. Sie bleiben sich mehr gleich, und ist ihr öffentlicher Umgang weniger glänzend und bezaubernd, so sind sie in einem Tête à Tête um so anziehender, um so reizender in der vertraulichen Unterhaltung. In Frankreich ist die herrschende Eigenschaft *esprit* — (*Geist* ist für dieses Wort zu weit, *Witz* zu enge); die Deutschen haben mehr Seele und vorzüglich mehr Phantasie. Der Franzose wird mehr von einem Fehler verletzt und weniger von einer Schönheit ergriffen; er ist mehr Liebhaber der Kunst und weniger Bewunderer der Natur; empfindlicher für das Verdienst überwundener Schwierigkeiten und der Vermeidung von Fehlern, als für die Macht des Genies, welche sie nicht bemerken oder wenigstens verzeihen läfst. Der lebhafte, bewegliche, leicht erregbare Franzose gewinnt seinem Gedanken leicht eine Form, aber ist dagegen oft oberflächlich, einseitig und flüchtig. Der bedachte, gewissenhafte, ernste Deutsche fafst auf und urtheilt langsam und umsichtig. Daher das zum Sprichwort gewordene und oft dem öffentlichen Gelächter preisgegebene deutsche Pflegma, das aber von der Weisheit und dem gesunden Sinne dieser Nation zeugt. — Es läfst sich leicht begreifen, dafs die Theorie der schönen Kunst bei den beiden Völkern einen durchaus verschiedenen Charakter angenommen haben wird. Im XVI. Jahrhundert war die Kritik in Frankreich auf ihrer höchsten Höhe in *Pascal*, und nachmals in *Nicole* und *Arnaud* und *Fe-*

solen in seiner Redekunst; allein im XVIII. Jahrhundert sank sie von ihrer Höhe herab. Sie fafste mehr die äufsere Form als das innere Leben der Werke der schönen Kunst auf; und so entstanden die einseitigen und das Genie beengenden Gesetze der französischen Kritik, welche sich zur allgemeinen Gesetzgeberin aufwerfen wollte und ohne weitere Prüfung alles verwarf, was andere Nationen bewunderten. Da erschien der Frau v. Staël „l'Allemagne", und machte diesen einseitigen Anmafsungen ein Ende und die Aesthetik machte bedeutende Fortschritte. — Als Kritiker der Werke des Geistes gehen die Deutschen allen Nationen vor. „Die Werke grofser Meister kritisiren, ist bei ihnen nicht ein gewöhnliches Gewerbe, eine blofse Aufgabe der Grammatik und Rhetorik; es ist ein wichtiger Beruf, gleichsam ein Apostolat. Ein grofser Kritiker steht in Deutschland einem grofsen Redner oder Dichter gleich; ihm wird dieselbe Achtung, dieselbe Bewunderung gezollt." — Auch sind die Leser in Frankreich und Deutschland einander entgegengesetzt. Der deutsche Leser will seinen Geist beschäftigen; er verlangt, dafs ihm etwas zu entziffern bleibe; der französische dagegen liesest gewöhnlich blos zur Erholung, und wenn eine Schrift ihm Anstrengung kostet, so wird sie ihm verdächtig. Der gröfsere Theil der deutschen Leser ist ernst, forschend, gesetzt; er enthusiasmirt sich nicht leicht für ein Hirngespinnst, für Ausschweifungen des Geistes und der Einbildungskraft; er betrachtet mit Erstaunen, ja beinahe mit Schrecken gewisse Erzeugnisse der neuen Schule, Träume einer wahnwitzigen Phantasie, die seit fünf Jahren wie ein Alp uns (in Frankreich) drücken. Sonderbarer Contrast! In Frankreich literarische Kameradschaft mit ihrem ganzen Gefolge von Lächerlichkeiten und gegenseitiger Vergötterung, kurz das ganze Unwesen, das man Mode-Literatur nennt; und in Deutschland in irgend einem unbedeutenden Städtchen jene Gedankenforscher, die Jahre lang, ja oft ein halbes Jahrhundert lang in der Einsamkeit leben und nichts von sich hören lassen. Wenig gelüstend nach der ephemeren Popularität, die man Ruf nennt, arbeiten sie nicht für einen Salon, für eine Cotterie, für eine Clique, sondern aus Liebe zur Wissenschaft, aus Enthusiasmus für das Schöne, Gute, Nützliche, für alles, was das menschliche Herz Grofses und Edles kennt, mit einem Worte, um eine heilige Schuld gegen ihr Vaterland und die Menschheit abzutragen. — Der französische Geist ist vielleicht scharfsichtiger und gewandter, als der deutsche, der aber mehr Tiefe hat. Auch bemerkt *Ancillon* mit Recht, dafs der Franzose besser über das Relative, der Deutsche über das Absolute urtheile. Dieser dringt tiefer in die Welt der Ideen ein; der erstere ist mehr zu Hause in der Welt der Realität. — Die Deutschen zeichnen sich vor allen Völkern durch ihre Gutmüthigkeit, Offenheit und Unbefangenheit aus; die Moral hat in ihren Augen ein grofses Gewicht: sie hat bei ihnen den Charakter von Reinheit, Erhabenheit und ernster Majestät angenommen, den sie nie hätte verleugnen wollen, denn es ist der des Christenthums. — „Was den Deutschen charakterisirt, das ist mit einem Worte *Gemüth* (âme)." Der Vf. sucht dieses nachzuweisen in den Weihnachts- und andern häuslichen Feiern, in den gewöhnlichen Redensarten, wie z. B. in der Frage: „Wie befinden sie sich?" welche gleichsam eine Aufforderung seyn soll, in sich zu gehen und seinen Zustand zu untersuchen, und mehr den geistigen als den leiblichen Zustand; dagegen das französische: *Comment vous portez-vous?* mehr das körperliche Wohlbefinden und besonders die körperliche Gewandtheit berücksichtigt; und endlich in der Sprache selbst, welche redlich ist, die französische dagegen zweideutig. — (Wir haben aber lächeln müssen über den schielenden Witz, wenn der Vf. bei Gelegenheit der Redensarten sagt: „Es ist ja bekannt, dafs das Volk, welches *se porte bien*" manchen Sieg davon getragen hat über das Volk, welches „*se trouve bien.*" Wahrscheinlich soll das ein Pflaster seyn für die verletzte französische Eitelkeit, denn sonst — sind sie einander wol nichts schuldig geblieben.) — Dieselben Gegensätze finden sich auch in der Ansicht und Behandlung der schönen Künste. In Deutschland ist man ein geborner Musiker, in Frankreich *wird* man ein Musiker. In Deutschland singt alles, und besonders reich ist es an Volksliedern, deren Frankreich nur wenige aufzuweisen hat. In der Instrumental-Musik geht der Franzose bis auf Mehul und Gretry, auf Glanz, Nettigkeit, Effect aus; bei den Deutschen findet man Tiefe, Leidenschaftlichkeit, Melancholie, Kenntnifs des menschlichen Herzens, hohen erhabenen Gedankenflug, Reichthum der Entwicklung, malerische und mannigfaltige Formen, höhe prachtvolle Conceptionen. — Und der Unterschied zwischen deutscher und französischer Dichtkunst? — Dem Deutschen, der zu einer Art politischen Helotismus verdammt ist, gilt der Gedanke alles, seine Poesie ist reflectirend und subjectiv; dem Franzosen gilt der Effect, und seine Poesie ist theatralisch und declamatorisch. In den dramatischen Theorieen der beiden Völker zeigt sich besonders dieser Unterschied. Der Vf. glaubt ihn mit wenigen Worten scharf zu bezeichnen, wenn er sagt: Das deutsche Princip ist *Wahrheit*, das französische *Wahrscheinlichkeit*. Der Deutsche behandelt seine Stoffe ihrer Natur gemäfs, der Franzose für seine Zuschauer, daher er nicht wagt, sich zu erlauben, was diesen im mindesten auffallen könnte, wodurch dann natürlich die dramatische Wirkung, das eigentlich Poetische verloren gehen mufs. Er weiset dies an französischen und deutschen Dramen nach.

Man sieht, wie wohl es der Vf. mit den Deutschen meint, und es thut wehe, wenn so manche Erscheinung des Tages in ihrem frivolen französirenden Wahnwitze der Achtung, welche alle kultivirte Völker vor dem deutschen Nationalcharakter hegen, Hohn spricht; allein — das sind ja auch nur Tag-

erscheinungen, und gebrandmarkt mit der Verachtung des Kerns der Nation, die doch wohl auch manchen von diesen verdrehten undeutschen Köpfen von dem Wahne, dem Deutschen französische Frivolität — im Moralischen wie im Politischen — einimpfen zu wollen, zurückbringen wird. Der Franzose behalte seinen Esprit und der Deutsche bewahre seine Moral und sein Gemüth. — Nach dieser Parallele wird man wohl überzeugt seyn, dafs Hr. *Pechier* gesucht habe, unsre Litteratur den Franzosen würdig darzustellen, und wenn wir auch finden, dafs er oft etwas zu weit ausholt, so trifft er doch auch oft sehr glücklich den Punkt, worauf es ankommt. In dem *ersten Theile* führt er die deutsche Literatur bis zur Reformation. Wir vermissen fast keine der bedeutendern Erscheinungen der beiden Perioden, welche dieser Theil umfafst, und billigen es sehr, dafs von den Dichtungen des Mittelalters längere Proben, ja von den epischen selbst ausführlichere Auszüge mitgetheilt sind, weil so ihr Werth am besten einleuchtet. Bei diesen gewifs nicht mifslungenen und gröfserntheils von Andern entlehnten Uebersetzungen zeigt es sich aber wieder recht auffallend, wie das Französische dem Deutschen an Kraft nachsteht. Dagegen verschwindet in der geglätteten Sprache manche Rohheit des Originals. Warum will denn aber der Vf. S. 92 dem Ulphilas das Verdienst der Einführung der Buchstabenschrift abstreiten? Wenn er als Grund angiebt, dafs man ihn nicht würde verstanden haben, wenn er bis dahin unbekannte Lettern gebraucht hätte, so hat er nicht bedacht, dafs der Bischof seine Mönche in der Bedeutung seiner Lettern unterrichten und sie dann lesen lehren konnte, welches ja überhaupt lange eine Kunst der Geistlichkeit blieb, von der sie dann zu dem Laien durch Schulunterricht überging. — In seinen Urtheilen ist der Vf. meistens französischen Autoritäten gefolgt: *Villemain*, *Chateaubriand*, *Rossi*, *Charpentier*, *Revue Germanique*, *Girardin*, *Eckstein* u. m. Von Deutschen scheint er nur *Bouterweck* und *Gervinus* gekannt zu haben; wir wundern uns aber, dafs er den letztern nicht besser ausgebeutet hat, z. B. in dessen gründlicher und sinniger Auffassung und geschichtlicher Nachforschung des merkwürdigen Reinecke der Fuchs, den Hr. *Pechier* sehr dürftig abfertigt, so wie er des Pfaffen Lamprecht und der Alexandriaden mit keiner Sylbe erwähnt. — Ein seltsamer Widerspruch ist uns S. 399 aufgefallen. Der Vf. sagt: „*Opitz*, beseufzt unaufhörlich die unberechenbaren Uebel, welche der Krieg mit sich bringt; und dann folgt gleich darauf eine Stelle aus *Opitz*, die als Beleg dienen soll und die besagt: „Wenn in einem Lande der Frieden herrscht, wenn man gegen Niemand zu kämpfen hat, so treibt man sich müfsig umher; aus der Unthätigkeit entspringt Sicherheit und zuletzt gehaut zu grofse Sicherheit Knechtschaft. — Die Freiheit will erkämpft und vertheidigt seyn; sie will, dafs man sie umwerbe, wie der Schoofs der Erde nicht fruchtbar ist, als wenn die Pflugschaar ihn aufreifst; sie will Widerstand finden; ihr Gedeihen, ihr Leben ist ein Schwert in kriegerischer Hand." — Der Beleg ist also wohl nicht gut gewählt. — *Der zweite Theil* führt dann unsre Literatur-Geschichte, wie der Titel besagt, bis auf die neuesten Zeiten fort. Hier aber häufen sich die Ausstellungen, die wir zu machen finden und welche wir nur flüchtig berühren wollen. Seinen Enthusiasmus über *Klopstock's* Messiade wollen wir dem Vf. am wenigsten zum Vorwurfe machen. Was bei einem so höchst unpoetischen Stoffe, insofern er nicht, wie bei *Milton*, aus einer mythischen Zeit hervorgeht, sondern — in einer übersinnlichen Welt seine eigentliche Bedeutung hat, dichterisch gehalten werden konnte, hat unser grofser Dichter geleistet, und der deutsche Genius wird, so lange er *er selbst* bleibt, stets mit gerechtem Stolz auf diesen seinen achtungswürdigen Repräsentanten blicken, auch, wenn wir ihn nur in seinen Oden bewundern, ungeachtet manche frostig und bombastisch, voll falscher Erhabenheit sind, wobei doch *Klopstock* immer noch einer der ausgezeichnetsten Odendichter der neuern Zeit bleibt. — Welche matte Uebersetzung ist aber doch die von „Hermann und Thusnelda!" Wir wollen nur die ersten beiden Strophen zur Vergleichung hersetzen und fragen dann, ob der Franzose dadurch wol auch nur irgend einen wahren Begriff von der deutschen Ode erhalten kann:

Ha, dort kömmt er mit Schweifs, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!
Komm! Ich bebe vor Lust! Reich mir den Adler!
Und das triefende Schwert! Komm! ihm' und ruh' hier
Aus in meiner Umarmung,
Von der zu schrecklichen Schlacht!

Diese heifsen in der Uebersetzung hier:

Il accourt ... le voilà, tout couvert de poussière,
Dégoutant de sueur et du sang des Romains
Ami, tu n'eus jamais une beauté si fière;
Jamais ce feu n'a lui dans des regards humains.

Je frémis du plaisir que ton aspect me cause...
Donne, donne cet aigle et ce glaive sanglant;
Viens, Thusnelda l'attend; viens, respire et repose;
Oublie entre mes bras ce combat foudroyant.

Wie leichtsinnig ist doch das Urtheil über *Lessing*, den der Vf. als Fabeldichter nicht anerkennen will, da doch Niemand leicht den Begriff der Fabel so richtig aufgefafst hat, als gerade *Lessing*.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris u. Genf, b. Cherbuliez: *Histoire de la Littérature Allemande, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, précédé d'un parallèle entre la France et l'Allemagne, et suivie d'une table analytique des matières.* Par *A. Peschier* etc.

(*Beschluss von Nr.* 92.)

Dafs *Lessing* selbst eine Abhandlung über die Fabel geschrieben hat, scheint Hrn. *Peschier* unbekannt geblieben zu seyn. So sind auch seine Urtheile über *Le.* Dramen höchst oberflächlich, wie z. B. wenn er die treffliche und wohlgetroffene Figur des *Chevalier d'industrie* in Minna von Barnhelm tadelt. So zeigten sich die meisten der Franzosen, welche damals zum Theil in den Freicorps der Preufsischen Armee dienten, und Ref. kennt mehr als ein Original zu diesem *Riccaut de la Marlinière.* Hat denn Lessing damit ein Bild aller Franzosen geben wollen? Auch hat Hr. *Peschier* überhaupt Minna von Barnhelm nicht verstanden, und wenn er (S. 57.) von einer bald gemeinen, bald prätentiösen Prosa Lessing's spricht, so zeigt er klar, dafs er von deutschem Ausdruck und Styl nichts versteht. — So ist auch das ganze Raisonnement über „Nathan der Weise" und der angeblichen religiösen Indifferenz nicht neu, aber seicht. Nach der ganzen Situation wollte Nathan dem Saladin, den Hr. *Peschier* bei Lessing affectirt und in Sprache und Manieren kindisch gesucht findet, nur die grofse Lehre geben, die auch das Christenthum giebt, dafs die wahre Religion im Innern zu suchen ist, und dafs der die beste Religion hat, der am Besten handelt. S. 67 läfst gar Hr. *Peschier* Moses Mendelssohn Christ werden. — Und wie ist S. 122 Kegels erwähnt, den Hr. *Peschier* als Verf. der Mimik, der Träume des Galiläi und Las Casas, des dankbaren Sohnes, des Edelknaben und des Charaktergemäldes Lorenz Stark, und als einen der feinsten Prosaiker, gar nicht zu kennen scheint. Er sagt nur: „Der Philosoph Engel, der Buchhändler Nicolai und der berüchtigte Theolog Bahrdt, wurden die Koryphеen der fameusen Cotterie, welche sich einer Seits auf das Voltairische Frankreich, andrer Seits auf die Berliner Akademie stützten. Diesen Adepten waren die literarischen Ehren, die Liebkosungen des Rufes, die Ehrenkränze des Genies, die Eitelkeit der Verfolgungen anheim gegeben, während die verständigen und aufgeklärten Männer, welche die Verirrungen einer stolzen Vernunft beklagten, bei ihnen nur Gleichgültigkeit, Hafs oder Verachtung fanden. Und gegen diese sogenannten Reformatoren sollen dann Klopstock, Claudius, Hamann, Lavater, Göthe, Jacobi und Herder einen enggeschlossenen Phalanx gebildet und mit allen Kräften und allem Uebergewicht ihres Genies die unbesonnenen Bemühungen des Skepticismus und der Philosophie bekämpft haben. Wo hat Hr. *Peschier* wol diese historische Angabe her? Fast jedes Wort darin ist schief oder ganz unrichtig. — S. 167 ist der Göthesche *Faust* ein grofser *Nürnberger* Philosoph und läfst sich dort mit dem Teufel ein. — S. 236 wird Göthe vorgeworfen, dafs er sich nicht wie *Chateaubriand* zum Verherrlicher des christlichen Glaubens gemacht habe. — Nach S. 239 war Göthe ein vollendeter Hofmann (welches man ihm im Aeufsern nicht anmerkte). — Neben *Wilhelm Meister* wird der *Wanderjahre* nicht erwähnt. — S. 241 heifst es: Die Zergliederung Göthe's hat uns in diesem so originalen und universellen Schriftsteller, den ganzen Deutschen mit seiner Rechtlichkeit, seinen Scrupeln, seiner Manier zu grübeln und zu raffiniren, und die ganze ihm einwohnende Fülle von tiefen Gedanken, unbestimmten Ahnungen und dem Bedürfnifs zu lieben, gezeigt. Wenn aber der Verf. das *Faust* nicht alle seine ihm verliehene Geisteskraft zur Vertheidigung einer Religion angewandt hat, welche in ihrer Bedrängnifs eines beredten Vertheidigers bedurfte; wenn sein Privatleben nicht immer in Harmonie stand mit dem Ideal seiner Gedanken und Gesinnungen, so hat dagegen kein Schriftsteller mehr verdient als — *Schiller*, dafs man in ihm die Uebereinstimmung eines schönen Charakters und eines schönen Talents schätze." — Das letztere zugegeben; sollte man aber nicht glauben, Schiller habe sich nun die Verherrlichung des Christenthums zur eigensten Aufgabe gemacht? Und wie pafst die ganze Einleitung auf Göthe? — Was soll man zu einer historischen Angabe sagen, wie folgende (S. 244): „Schiller hatte *auf den Universitäten Deutshlands* studiert, wo damals *jener politische und religiöse Fanatismus entkeimte*, dessen schreckliche Früchte sich später entwickelt haben. Sein edles und stolzes Gemüth, seine feurige Einbildungskraft, mufsten sich bald jenen falschen, aber grofsmüthigen Ideen, jenen chimärischen Ansichten einer allgemeinen Weltverbesserung eröffnen, und kaum hatte er die Schulbank verlassen, so dichtete er seine „*Räuber.*" — „*Franz Moor*, heifst es S. 253, ist ein so abscheulicher Charakter, dafs man sich fragt, ob Schiller nicht seinen Zweck verfehlt habe, indem er ihn so hassenswürdig und schwarz dargestellt hat." — Franz Moor ist Shakespeare's *Richard III*, nur ohne dessen Heldenmuth, und *die Räuber* sind eine Reminiscenz Sha-

kespear's. — Nicht die Gräfin Wallenstein hat sich in „Wallenstein's Tod" vergiftet (S. 262), sondern Wallensteins Schwester, die Gräfin Terzky. — Nach S. 326 soll Bürger zu Göthe's Schule gehören, wo es scheint als halte der Vf. Göthe für den Stifter des Hainbundes, — und was dergleichen mehr ist. — Und welche Auslassungen gegen unbedeutendere Erwähnungen! Von *Ramler, dem ältern Kleist, Hippel, Hermes* nichts, und von Neuern — die Neuesten nicht zu rechnen — von *Rückert* nichts, als eine Andeutung seiner geharnischten Sonette. — *Raupach's* ist S. 272 unverdient absprechend erwähnt. — Ueber *Immermann* ist das allerleichtsinnigste Urtheil gefällt. — *Novalis* und *Achim v. Arnim* sollen als Mathematiker *erster Größe* geglänzt haben. Von dem 1792 gebornen *Gustav Schwab*, der bereits 1812 als Dichter auftrat, wird S. 484 gesagt: „*Gustave Schwab, quoique jeune encore, a su se faire un nom.*" — Daſs Steffens ein Norweger ist, weiſs Hr. *Peschier* nicht. — Da jetzt Hr. *Peschier* in Deutschland selbst sich befindet, so wird er sich die Sachen wahrscheinlich etwas genauer ansehen. — Druck und Papier dieses Werkes sind sehr schön.

BIOGRAPHIE.

Leipzig, b. Wuttig: *Heinrich August Schott. Nach seinem Leben, seinem Charakter und seiner Wirksamkeit dargestellt* von Dr. *J. Tr. L. Danz*, geh. Consist. Rathe und Prof. der Theologie zu Jena. 1836. 224 S. 8. (1 Rthl.)

Die Denkschrift auf *Schott* von dem nun auch vollendeten *Goldhorn* haben wir in Nr. 95 der A. L. Z. 1836 angezeigt, und dort auch des eine Vergleichung *Schott's* mit *Böttiger* enthaltenden Programms von *Eichstädt* gedacht. Ausführlicher verbreitet sich in der uns vorliegenden Schrift Hr. D. *Danz* über den vortrefflichen *Schott*, wozu er als vieljähriger College und als sehr vertrauter Hausfreund des Entschlafenen besondern Beruf hatte. Das hier Mitgetheilte ist durchgehends aus den besten Quellen geschöpft und völlig authentisch. Alles ist mit lehrreichen Documenten und Nachweisungen belegt. Den gewiſs sehr zahlreichen Verehrern *Schott's* wird also hier eine Gabe geboten, die sie dankbar annehmen werden, und deren weiteste Verbreitung man auch darum wünschen muſs, weil das Beschauen des Bildes dieses Trefflichen so viel Belehrung und (Rec. weiſs es nicht treffender auszudrücken) Erbauung gewährt, weil *Schott*, der Theolog, wie er seyn soll, von unsern jüngern Zeitgenossen die aufmerksamste Beachtung verdient. In allen Verhältnissen erscheint *Schott* liebens- und verehrenswerth. Schon als Knabe nach dem hier (S. 4 f.) abgedruckten Zeugnisse seines Lehrers (Hn. Past. *Caspari*, in Zschortau) und nach dem liebevollen Verhältnisse zu seiner einzigen Schwester, welches man aus einem gemüthlichen Briefe, den er als Schüler an sie geschrieben (S. 7.), ersieht, von Hauslehrern wohl vorbereitet, vollendete er seine Schulstudien auf der Nicolaischule in Leipzig und erwarb sich dort das, was unsern jungen Theologen jetzt bei allem Treiben und Prunken unserer Gymnasien so häufig fehlt, eine tüchtige philologische Bildung. Die Römer und Griechen wurden auch auf der Universität fleiſsig gelesen und das Studium der Philologie mit dem der Theologie verbunden. Den meisten und wohlthätigsten Einfluſs gewann *Beck* auf ihn, insonderheit durch die Vorlesungen über sämmtliche Bücher des Neuen Testaments, deren sich hoffentlich noch viele unserer Leser dankvoll erinnern, und durch die Uebungen im Disputiren und Interpretiren, die *Beck* so trefflich zu leiten wuſste. *Schott* war einer der fleiſsigsten Theilnehmer an diesen Uebungen. Unter seinem Nachlasse hat man mehr als zwanzig lateinische Reden und Abhandlungen für das *Beck*sche Philologicum gefunden, von denen einige in den *Commentariis Societat. philolog. Lips.* abgedruckt sind. Auch bei *Hermann*, *Schreiter* (nicht Schreiber) und *Lösner* (nicht Lübner) hörte *Schott* fleiſsig über die Classiker, ohne das Studium der Philosophie zu vernachlässigen. Letzteres trieb er so eifrig, daſs er über die Kantische Kritik Vorlesungen halten konnte, welche jedoch nur geringen Beifall fanden. Bei solchen philologischen und philosophischen Studien muſste das Studium der theologischen Wissenschaften gedeihen, und vor Einseitigkeit bewahrte unsern *Schott* auch die Theilnahme an den Vorlesungen der verschiedensten Docenten. Fünf Jahre dauerte seine Studienzeit und während derselben nahm er in jedem Semester an einer, auch wohl mehreren Disputatorien und Conversatorien Theil, wo Sprach- und Schreibeübungen verbunden waren. In keinem Semester hatte er wöchentlich weniger als 28, in einigen sogar 33 und 35 Lehrstunden angenommen. Daſs er sich aber nicht auf das Collegienhören beschränkte, beweisen drei Bände Excerpte aus den merkwürdigsten, während seiner Studierzeit (von 1795 bis 1799) erschienen Schriften und viele besonders niedergeschriebene Bemerkungen zu einer Menge classischer, für sein Privatstudium aufgesparter Schriftstellen. So vorbereitet trat er (1800) als Magister *legens* in Leipzig auf. Wie hoch er die Würde eines academischen Docenten stellte, welche Anforderungen er an einen solchen machte, und wie *richtig* er darüber urtheilte, zeigt eine hier (S. 67 ff.) mitgetheilte Stelle aus *Schotts* vortrefflicher Denkschrift auf *Carus*, in welchem er einen seiner vorzüglichsten Lehrer verehrte. An der von *Carus* gestifteten anthropologischen Gesellschaft nahm er Theil, da er selbst schon akadem. Docent war. Die sehr lesenswerthe Abhandlung, durch die er sich das Recht der Mitgliedschaft an diesem Vereine erwarb (über die Frage: *kann der Psycholog aus der Lectüre der Dichter, oder aus der Lectüre der Redner mehr rein psychologischen Stoff gewinnen?*) hat Hr. D. *Danz* in der Beilage (S. 99 ff.) abdrucken lassen. Sein erstes gröſseres Werk (über die dem Halicarnass. Dionysius beigelegte τέχνη ῥητορική) erschien 1804, ein Jahr später die Ausgabe des Neuen Testaments, die eine überaus günstige Aufnahme fand. In demselben Jahre erhielt *Sch.* eine aufserordentliche Professur der philosoph. Facultät, und 1808 wurde er aufserordentlicher Professor der Theologie, und

und da sich ihm hierauf die Aussicht eröffnete, in seiner Vaterstadt zu bleiben, so lehnte er einen Ruf nach Kiel ab. Als 1809 durch *Wolf's* Tod eine ordentliche theolog. Professur erledigt worden war, vermochten weder seine Freunde, noch seine Zuhörer, die in besonderen Eingaben den Kirchenrath dringend baten, ihn der Universität Leipzig zu lassen, den Beschluss rückgängig zu machen, dass *Tzschirner* von Wittenberg nach Leipzig und an dessen Stelle *Schott* nach Wittenberg kommen solle. Allgemein wurde damals gesagt, dass dies das Werk eines nun schon vor mehrern Jahren verstorbenen Leipziger Theologen, der einen nahen Verwandten im Kirchenrathe hatte und durch diesen in Dresden viel wirken konnte, gewesen sey. *Schotts* grosser Beifall bei den Studirenden soll die Ursache gewesen seyn. Der Mann hatte sich aber verrechnet, denn *Tzschirners* Beifall in Leipzig war nicht minder gross. Schon im Jahre 1812 ging *Sch.* an *Griesbachs* Stelle von Wittenberg nach Jena, wo er blieb, ob er gleich mehrere Rufe, zum Theil mit sehr glänzenden Bedingungen, nach andern Universitäten erhielt.

Die Schriften *Schotts* sind bekannt: hier findet man sie vollständig verzeichnet. Das Vorzügliche seiner Leistungen in der Exegese des N. Testam. und in Beziehung auf geistliche Beredtsamkeit ist allgemein anerkannt. Auch verdienen seine dogmatischen Schriften in gutem Andenken zu bleiben. Mit Recht wird S. 84 bemerkt, dass es wenige Theologen giebt und gegeben hat, deren Theologie so ganz den Charakter ihrer Gesinnung hat, wie das bei *Sch.* der Fall war. Frommer Sinn, die höchste Verehrung des Christenthums, die gewissenhafteste Forschung, das freimüthige Bekenntniss der Wahrheit, wie sie ihm einleuchtete, Schonung und Milde in der Beurtheilung unvollkommner Leistungen, und von den seinigen ganz abweichender Ansichten Anderer zeigt sich überall. Intoleranz und Verdammungssucht war ihm in den Tod zuwider. „Er glaube nicht, sagte er, (S. 85), dass man davon werde Rechenschaft geben müssen, ob man sich mehr für die Darmstädter, oder mehr für die Berliner Kirchenzeitung interessirt habe, aber wohl davon, ob unsere Meinung ehrlich, unser Glaube mehr, als Phrasenglaube, und unsere Theologie keine politisch-christliche gewesen sey." Mit Unrecht hat man von ihm oft gesagt, dass seine theologischen Ansichten später eine von den früheren verschiedene Richtung angenommen hätten. Dies war nicht der Fall, sondern *Sch.* ist nur mit der Zeit sich klarer geworden, und was man als Aenderung seiner dogmatischen Ansichten ansieht, hatte er eigentlich früher selbst so gemeint, auch wohl, nur unbestimmter gesagt (S. 85). Die Treue und Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe konnte nicht gröfser seyn, und seine Denkart charakterisirt Hr. D. *Danz* S. 93 treffend so: *ohne Arg, aller Welt durchsichtig, wahrhaft und treu.* Auch in seinem Familienleben war er, wie in allen andern Verhältnissen, liebenswürdig, und nur selten ist ein Verstorbener von allen, die ihn kannten, so aufrichtig betrauert worden, wie er. Feinde konnte ein solcher Mann nicht haben.

Eine schätzenswerthe Zugabe ist S. 133 ein Aufsatz von *Schott: Versuch einer Beantwortung der Frage, giebt es ein rein menschliches Bedürfniss für positive Religion?* Auch der Auszug aus *Schotts* amtlichem Gutachten über die Verbesserung der Universität Leipzig (S. 207 f.) ist sehr lesenswerth und enthält Aeusserungen und Vorschläge, welche die Curatoren der Universitäten sorgfältig beachten sollten. Die brieflichen Mittheilungen von berühmten Männern an *Schott* (von *Heyne*, *Reinhard*, *Böttiger* u. A.) haben Rec. einen hohen Genuss gewährt. Die Eigennamen sind aber hier und da ganz falsch abgedruckt und diese Druckfehler in dem beigefügten Verzeichnisse keineswegs vollständig angegeben. *Platner* hiess nicht *F.*, sondern Ernst. S. 38 steht Schreiber st. Schreiter, v. *Ferber* war nicht Minister, sondern Oberconsist.-Präsident.

MEDICIN.

Amsterdam, b. Sülpke: *Epitome therapiae generalis*; in usum discipulorum, scripsit *Ger. Conr. Bern. Suringar*, Prof. etc. 1834. VIII u. 150 S. gr. 8. (1 Rthl.)

Während in den meisten Ländern Europas ein gewisser literarischer Kosmopolitismus mehr oder weniger herrscht, hat sich Holland bisher ziemlich fern davon gehalten und wir finden selbst in den Schriften, wenn auch nicht den stabilen, doch sicher den conservativen Charakter ziemlich deutlich ausgesprochen. Wie in der Pathologie *Gaubius* die Grundlage der Vorträge an den Akademieen abgab, so wurden die Vorlesungen über allgemeine Therapie an *Gregory's* Conspectus bisher geknüpft. Indessen abgesehen von dem Zwange, welcher den Lehrern dadurch im Allgemeinen auferlegt ward, konnte doch selbst der gewandteste derselben kaum alle damit verbundenen Unbequemlichkeiten so beseitigen, dass nicht hier und da ihr störender Einfluss sich kund gegeben hätte. Schon die mannichfachen Verbesserungen und Zusätze die der Vortragende nothwendig zu machen gezwungen war, konnten den Zuhörer leicht veranlassen, einen verächtlichen Blick auf jene würdigen Repräsentanten ihrer Zeit zu werfen, oder den Lehrer der spitzfindigen Dialektik in die Arme führen, indem er, um das Ansehn seines Veteranen zu retten, eine Menge Dinge in dessen Worte hineinlegt, woran der gute Alte weder gedacht, noch auch gedacht haben konnte. Wohl mochte dies einer der Hauptgründe mit seyn, warum in den letzten Jahren mehrere akademische Lehrer der Medicin sich entschlossen, für ihre Vorträge besondere Lehrbücher auszuarbeiten, und ihren Zuhörern in die Hände zu geben, welche den Theil der Wissenschaft, den sie umfassten, mit den neuern Forschungen in Einklang brachten. Ein Unternehmen, welches jedenfalls ein dankenswerthes zu nennen ist, selbst wenn hier und da auch noch ein etwas ängstliches Anschliefsen an die Vorgänger bemerkt werden sollte; was sich aber leicht aus dem längern Umgange mit dem ältern Freunde, so wie aus der,

wir

wir möchten sagen, angebornen Pietät, erklären läfst. Die Lectüre der vorliegenden *Epitome* bestätigte dem Ref. diese Ansichten aufs neue, und ihr Vf. verhehlt sie zum Theil selbst in der Vorrede nicht, welche zunächst die aphoristische Form, in der ein *Boerhave* einst so ausgezeichnet war, in Schutz nehmen. Die Fortschritte der Wissenschaft werden dadurch allerdings in gleichem Maafse gefördert, wie die Fortschritte des Lernenden. Während nämlich so mancher Lehrer und Schriftsteller durch einen Haufen von glänzenden Worten die Lücken der Wissenschaft wie seine eignen allenfalls zu verdecken im Stande ist, und der Lernende leicht verführt wird das Unverständliche für tiefes Wissen zu halten, zu dessen Verständnifs er dann vergebens zu gelangen strebt, kann in der aphoristischen Schreibweise nur wirklich reelles Wissen dargestellt werden, denn nothwendig mufs man die Körner von der Spreu sondern, wenn man mit wenig Worten viel sagen will und mufs. Gern gesteht Ref., dafs der Verf. seine Aufgabe nicht mit gewöhnlichem Geschick gelöst, und in einer kurzen aber körnigen Sprache eine Uebersicht der Lehren der allgemeinen Therapie geliefert hat, welche wir unbedenklich den bessern an die Seite setzen können. Wird auch der Deutsche, der Vf. benutzte selbst aufser *Gregory* besonders unsern *Gmelin*, nicht gerade auf neue, originelle Ansichten stofsen, so wird er doch auch nirgends beinahe durch obsolete Meinungen und Ansichten abgestofsen werden, und Ref. steht durchaus nicht an, das Buch besonders denen zu empfehlen, welche nach zurückgelegten Studien ihrem lateinischen Examen entgegen gehen. Auf den speciellen Inhalt des Buches überzugehen dürfte wohl überflüssig seyn, deuten wir daher den darin befolgten Gang nur im Allgemeinen an. Nachdem der Vf. in den *Prolegomenis* den Begriff der Therapie und die Stelle, welche sie unter den Heilwissenschaften einnimmt, näher erörtert hat, behandelt er in dem *ersten* Theile die Lehre von der Erkennung der Krankheit im allgemeinen, da sie nothwendig jedem Handeln vorausgehen mufs. Der *zweite*, an Umfang gröfste Theil, stellt die Lehre von der Heilung der Krankheiten dar, wo zunächst das Verhältnifs der Naturheilung zur Kunstheilung festgesetzt, und die allgemeine Wirkung der Arzneimittel besprochen wird. Die zweite Section dieses Theils beschäftigt sich dann mit den einfachen Affectionen der *partes similares* wie der Säfte, Irritation, Torpor, Vollblütigkeit, Blutmangel der *Spissitudo* und *Tenuitas* der Säfte, und giebt bei jeder die entsprechende Heilmethode an. Auf ähnliche Weise werden dann die einfachen Affectionen der *partes dissimilares* durchgegangen, nämlich gastrische Turgescenz nach oben und unten, Säure der ersten Wege, Würmer, zu starke Excretionen des Darmkanals, unterdrückte und übermäfsige Hautthätigkeit, verminderte und vermehrte Urinsekretion, Steinbildung der Harnwege, unterdrückte oder vermehrte Sekretion der Schleimhäute der Respirationsorgane, der Nase und des Mundes, unterdrückter oder vermehrter Menstrual- und Lochienfluss. Etwas unbequem macht die Lehre von den verminderten und vermehrten Se- und Excretionen im allgemeinen den Schlufs. Ungern vermifsten wir die Lehre von der *Euthanasie* in einigen besondern Paragraphen, in solche ist nämlich das ganze Buch abgetheilt. β.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Rostock, b. Stiller: *Gedächtnifspredigt* am 13. Februar 1837, dem Beisetzungstage des höchstsel. Grofsherzogs von Meklenburg *Friedrich Franz*, bei der academischen Feyer in der Marienkirche gehalten von Dr. *Carl Friedrich August Fritzsche*, ordentl. Prof. d. Theol. zu Rostock. 1837. 24 S. 8.

In dieser gelungenen Predigt zeigt sich uns der um die Exegese des N. T. wohlverdiente Vf. auch als trefflicher Kanzelredner. Der sehr gut gewählte Text Ps. 21, 1—8. wird seinem ganzen Inhalte nach auf den Verewigten geschickt angewendet. Der Hauptsatz ist: *Die Treue in der Pflicht und der Segen von Gott in der Regierung unseres vollendeten Landesvaters.* Dieses Thema wird, ganz nach Anleitung des Textes, in folgende Theile zerlegt: „Der Vollendete hatte den Ernst und die Bedeutung des fürstlichen Berufs erkannt, daher rief ihn der Herr der Herren auf den Thron und setzte die goldene Krone auf sein Haupt." Sehr angemessen führt der Redner hier herzliche und rührende Worte aus den ersten fürstlichen Erlassen des Entschlafenen an, welche den Verewigten eben so zur Ehre gereichen, als die ersten fürstlichen Worte seines Thronfolgers, die jetzt in den Zeitungen zu lesen sind. „Es regierte aber auch, heifst es weiter, der Vollendete mit Weisheit und Gerechtigkeit, deshalb gab ihm der Herr die Kraft, sich im Glücke und Unglücke seinem Volke als treuen und sichern Führer zu bewähren. *Friedrich Franz* liebte sein Volk und wollte lange ihm rathen und helfen; so gab ihm dann der Herr, als er um das Leben bat, langes Leben. Menschenfreundlich und mild war der Vollendete, wollte geliebt, nicht gefürchtet seyn; darum liefs ihn auch der Herr die treue Liebe seines Volkes finden. Mit unermüdetem Eifer hat der Vollendete bis an seinen Tod den Pflichten seines Berufes gelebt; darum läfst auch der Herr Segen ruhen auf seinem Andenken." Alle diese Theile sind trefflich ausgeführt. Man merkt es jedem Worte an, dafs hier ein von Verehrung und Dankgefühl erfüllter Redner zu einer Versammlung spricht, die gleiche Gefühle mit ihm theilt. Dabei findet sich aber auch keineswegs übertreibende Lobrednerei, sondern Alles zum Lobe des gefeierten Landesvaters Gesagte kündigt sich durch sich selbst, durch die der Wahrheit eigene feste Zuversichtlichkeit der Rede und durch die beigebrachten Belege aus der langen und denkwürdigen Regierung des Verewigten *Friedrich Franz* als die reinste Wahrheit an. Kurz, bei diesem Anlasse konnte an heiliger Stätte nicht wol angemessener gesprochen werden, als hier gesprochen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Oehmigke: *Christologie des Alten Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten.* Von *E. W. Hengstenberg*, der Philos. und der Theol. Dr. und der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin. *Zweiten* Theiles *erste* und *zweite* Abtheilung, enthaltend *Sacharjah* und *Daniel.* 1832. IV u. 581 S. *Dritter* und letzter Theil. 1835. VI u. 672 S. gr. 8. (Pr. des completen Werkes 7 Rthlr. 16 gGr.)

Da dieses Werk jetzt vollendet vor uns liegt, so wird es verstattet seyn, ein Urtheil über den Gehalt und Werth desselben im Ganzen zu fällen. Zwar findet der Vf. nach S. II (Vorrede) in seinem Glauben Kraft, sich über die Machtsprüche der Recensenten hinwegzusetzen; allein für haltbare *Gründe* werden weder er noch unsere Leser unempfänglich seyn. Gern bekennen wir, dafs das Buch des Hn. *H.* uns mehrfach anregend und lehrreich gewesen, selbst wo wir ihm nicht beistimmen konnten: und würde dieses noch mehr der Fall gewesen seyn, wenn er nicht hin und wieder, besonders wo er in den apologetischen und erbaulichen Ton fällt, allzu weitschweifig geworden wäre, und Allbekanntes auf eine ermüdende Weise wiederholt hätte, so dafs er öfter alles, was er selbst über einen Gegenstand nachgelesen und studirt, auch vor seinen *Lesern* auszuschütten scheint. Allein ein wesentlicher Mangel scheint uns zu seyn, *dafs dem Werke, innerlich sowohl als äufserlich, kein fester Plan zum Grunde liegt.*

Reden wir zuvörderst von dem *Aeufserlichen*, so scheint mehr Willkür und Neigung, als die Forderung der Wissenschaft das bestimmende Princip in demselben zu seyn. Denn zu der Anordnung der einzelnen Theile sieht man gar keinen Grund. Vieles fehlt, was man erwarten mufs; und Vieles findet sich, was man nicht erwartet. So wird in der allgemeinen Einleitung eine Geschichte der Weissagung und die Lehre von der Gottheit und den Leiden des Messias vorangeschickt, und erst hinterher von der Beschaffenheit der Weissagung und den Beweismitteln der Messianität einzelner Stellen gesprochen. Im ersten Theile wird Jesaia erklärt, im zweiten Sacharjah und Daniel: im dritten wird zwar sonst die chronologische Reihenfolge der Propheten beobachtet, aber doch (man sieht nicht, warum?) Jeremia und Ezechiel zuletzt (nach Maleachi) behandelt. Es wäre doch gewifs zu wünschen gewesen, dafs der Vf. sich an die I. S. 206 gegebene chronologische Uebersicht gehalten hätte. Freilich wird er sich zur Entschuldigung berufen auf die I. S. 205 aufgestellte Behauptung: dafs in den Propheten kein allmähliges Fortschreiten in Beziehung auf Klarheit und Bestimmtheit zu bemerken sey: allein wir fürchten, dafs er davon weder die Gläubigen noch die Forscher überzeugen werde. Giebt er doch selbst zu, dafs im Pentateuch ein solches Fortschreiten sich finde, und dafs die Weissagung überhaupt im Verlauf der Zeiten sich immer mehr vervollständige! Beobachtet doch die Gottheit im Alten Test. eine beständige Stufenfolge ihrer Offenbarungen, und mufs doch die schon von Josephus bemerkte διαδοχὴ τῶν προφητῶν darauf führen!

Zu wenig hat der Vf. gegeben, indem er eine *Christologie des A. Test.* verspricht, und doch manche Stellen übergeht, welche nach seiner Ansicht hieher gehören müssen: wir erinnern nur an den Goël im Buche Hiob, an David's Schwanengesang 2 Sam. 23 und an Psalm 95. 132. Ferner indem er einen Commentar über die *Messianischen Weissagungen der Propheten* ankündigt, und doch so wichtige Stellen wie Micha Kap. 7. Daniel 7, 13 (vom Menschensohn) und Kap. 12 (von der Auferstehung) mit Stillschweigen übergeht. Andererseits *Zuviel*: denn wer mag behaupten, dafs es nöthig gewesen, den *ganzen* Zacharia zu erklären, um des darin befindlichen Messianischen willen? Auch Hosea 1—3 bedurfte einer so ausführlichen Behandlung nicht, da blos 3, 5 messianisch ist.

Besonders zu bedauern ist aber, dafs Hr. *H.* auch *innerlich*, in Beziehung auf hermeneutische *Grundsätze*, den Lesern nicht genug Festes darbietet. In der Vorrede zu Th. 1. spricht er seine unerschütterliche Ueberzeugung aus, dafs die Grundsätze, welche er bei der Ausarbeitung befolgt habe, die einzig wahren seyen und durch ihre innere Wahrheit sich geltend machen werden. Nun begegnet uns aber in der Vorrede zu Th. 3 die auffallende Erklärung: dafs er in den sieben Jahren, welche zwischen Anfang und Ende des Werkes liegen, nicht blofs im Einzelnen und Sprachlichen, *sondern in der ganzen Grundansicht vom Wesen der Weissagung, seine Behauptungen berichtigt habe.* Zwar setzt er hinzu, dafs der Kundige die Differenz leicht auffinden werde; aber wir können nicht bergen, dafs wir eine of-

fene Erklärung darüber gar sehr gewünscht hätten. Denn nur in *zwei* Punkten haben wir eine wesentliche Differenz bemerkt: III S. 58 erklärt Hr. *H.*, dafs im ersten Bande sein Streben zu vorwiegend *äufserlich apologetisch* gewesen; welches wir so verstehn: dafs er zu sehr auf die Erfüllung der Weissagung und auf ihre Citation im N. Test. statt auf ihre innere Würdigkeit und Herrlichkeit gesehn habe. Sodann wird an mehreren Stellen des dritten Bandes (z. B. zu Micha 2 am Ende, und zu Haggai 2) bemerklich gemacht, dafs gewisse Weissagungen nicht blos in einem einzelnen Zeitpunkte, sondern fortgehend, ohne alle Beschränkung, durch die ganze Weltgeschichte erfüllt werden. Aber immer bleiben uns aus der allgemeinen Einleitung noch manche Zweifelsknoten übrig; wovon wir einige hiermit vorlegen wollen. Gleich die erste Behauptung I. S. 1, dafs die Weissagung bedingt sey durch den Sündenfall, scheint uns einer Berichtigung zu bedürfen. Rec. meint: sie ist auf der anderen Seite eben so sehr bedingt durch das göttliche Ebenbild im Menschen; denn dadurch allein wird der Mensch fähig, die ewigen Ideen einer göttlichen Offenbarung zu vernehmen. — Ferner I. S. 294 ff. wird dem Chrysostomus widersprochen, welcher den Unterschied der wahren Prophetie von der Mantik darein setzt, dafs jene das *νήφειν καὶ σωφρονεῖν* behauptet, diese dagegen sich in einer *ἔκστασις* befunden habe. Vielmehr sey auch der wahre Prophet, wie der falsche, ekstatisch gewesen; „indem das verständige Bewufstseyn zurücktrat und das ganze Selbstleben durch eine *gewaltsame* Wirkung des göttlichen Geistes *unterdrückt* und zu einem leidentlichen Verhalten gebracht wurde. Der Unterschied habe nur darin bestanden, dafs bei dem Propheten das höhere Leben über das sinnliche, bei dem Mantis hingegen das sinnliche Leben über das höhere siegte." So richtig dieses Letztere ist, so bedenklich scheint uns, wenn man nicht mit Worten spielen will, das Erstere. Die Propheten weissagten nicht immer in Ekstase; denn warum würde diese sonst bei Daniel und Paulus als ein besonderer, einzelner Zustand hervorgehoben? Sie waren nicht ohne verständiges Bewufstseyn; denn Jesus sowohl (Joh. 10, 20) als Paulus (Ap. Gesch. 26, 24) behaupten ausdrücklich ihre *σωφροσύνη*. Aber freilich, Hr. *H.* nimmt seine Behauptung zurück S. 299: „bei den *Aposteln* war die Thätigkeit des Verstandes nicht ausgeschlossen; aber bei den *Propheten* ruheten Reflexion und äufsere Sinne." Also waren die Apostel keine Propheten? Und wie beweist der Vf., dafs bei den Propheten die Reflexion geruht habe? Dafs ihnen die Weissagung dunkel blieb (1 Petr. 1, 10), lag ja nicht an ihrem Verstande, sondern an der Beschaffenheit der geoffenbarten Objecte. Und dafs sie *ἐν πνεύματι, ὑπὸ πνεύματος φερόμενοι* redeten, damit wird doch wahrlich ihre Selbstthätigkeit nicht ausgeschlossen; denn *ἐν πνεύματι* redeten auch Jesus und die Apostel. Von der höchsten Besonnenheit zeugen endlich die künstlerisch angeordneten *Werke* der Propheten (wie Jes. 9). Es wird also dabei bleiben müssen, dafs sie sich gerade hierin von den heidnischen Wahrsagern unterscheiden, dafs sie *nicht aufser sich* waren, sondern vielmehr ihre Seelenkräfte gehoben, gestärkt und geheiligt fühlten. Sündige Menschen waren auch die Apostel, aber durch die Weissagung wurde das Göttliche in ihnen, wie in den Propheten gesteigert. Und so kommen wir wieder auf das *πρῶτον ψεῦδος* des Vfs., der die Weissagung allein aus der Sündhaftigkeit ableitet. — Weiter sagt er I S. 345: das sicherste Beweismittel der Messianität sey, wo das N. Test. das Alte *eigentlich messianisch* erkläre; aber für dies eigentlich Messianische werden uns nun gar keine Kriterien angegeben. Hier war ohne Unterscheidung der eigentlichen Weissagung von dem blofs Typischen, und des praktisch-asketischen Zweckes von der wissenschaftlichen Erforschung des ursprünglichen Sinnes gar nicht durchzukommen; und es ist sehr zu bedauern, dafs uns Hr. Dr. *H.* darüber im Dunkeln gelassen. — Nicht unbemerkt darf endlich bleiben, dafs er den so wichtigen Unterschied von blofs Messianischen *Zeiten* und einer Messianischen *Person* gar nicht beachtet, wenigstens nirgends hervorgehoben hat. Doch es wird zu nichts führen, mit dem Vf. weiter über seine Principien zu rechten: da das Werk ohnehin schon längst in den Händen des Publicums ist, so hoffen wir etwas Fruchtbareres zu thun, wenn wir *Einzelnes* bemerken, wo er uns die Wahrheit getroffen oder verfehlt zu haben scheint.

Zu Anfang von Th. II steht eine kleine Abhandlung über Matth. 2, 23. Hr. *H.* stimmt denen bei, welche hier eine Anspielung sowohl auf Nazareth, als auf den Messias-Nezer (nach Jes. 11, 1) finden: nur meint er, in Beiden sey der Hauptbegriff die Niedrigkeit und Verächtlichkeit. Allein diese liegt weder in der Etymologie (denn נֵצֶר ist das Blinkende, Blühende), noch in dem Sprachgebrauche; denn Jes. 14, 19 bedarf es, um ein *verächtliches* Nezer anzuzeigen, eines ausdrücklich hinzugefügten Beiworts. Vielmehr ist der Hauptbegriff von נֵצֶר das Wachsende, Sprossende; wie sich aus Zachar. 6, 12 (unter dem Zemach wird das Land sprossen) unwidersprechlich ergiebt. — Nun folgt die Erläuterung des *Sacharjah*; und da müssen wir die Behandlung der so schwierigen Symbole dieses Propheten rühmend hervorheben. Dafs die beiden Oel-Kinder Kap. 4 die königliche und priesterliche Gewalt seyen; eben so, dafs die Ausrottung der drei Hirten 11, 7 Aufhebung des obrigkeitlichen, priesterlichen und prophetischen Standes bezeichne, ist wohl das Richtige. 10, 10 heifst es: Aegypten und Assur, als die *alten* Feinde, sind nur Repräsentanten der Feinde überhaupt. 10, 11 wird sprachrichtig als Apposition aufgefafst: er zieht durch das Meer, die Angst. 14, 10 wird aus der Geschichte sehr gut für die Authentie der zweiten Hälfte des Zacharia argumentirt. Denn das Thor Benjamin

und

und das Eckthor, welche hier erwähnt sind, waren nicht von den Chaldäern zerstört, wie Nehem. 3 zeigt. Dagegen von dem Ersten Thor, welches zerstört war, heifst es genau: bis *an den Platz* des Ersten Thores. Die ganze Stelle schildert die vier Himmelsgegenden der Hauptstadt. Dafs 9, 1 auf die Siege Alexanders d. Gr. und 9, 13 auf die Siege der Makkabäer zu beziehn sey, wird der Vf. selbst (s. oben) jetzt so verstehn, dafs dadurch andere Beziehungen auf andere Siege nicht ausgeschlossen werden. — Zachar. 6, 11 kann man nicht zugeben, dafs unter עֲטָרוֹת nur *Eine Krone* zu verstehn sey; denn das ist in keiner Sprache möglich; und unter den vom Vf. angeführten Beweisstellen ist Hiob 31, 36 blofs sprichwörtlich; Apokal. 19, 12 aber wirklich von vielen Diademen zu verstehn. Nichts hindert daher, auch in unser Stelle an mehrere *in einander verschlungene* Kronen-Diademe zu denken, als Symbol der vereinigten Staatsgewalt (wie ja auch die dreifache Krone des Papstes sich auf diese Stelle gründet). — Bei dem Worte מַשָּׂא giebt sich Hr. *H.* sehr viele Mühe, zu beweisen, dafs es überall Last, *drohendes Orakel* bedeute; mufs aber doch zugeben, dafs es Prov. 30, 1 nur *verborum pondera* anzeige. Es ist vielmehr *prolatio* d. h. *Mittheilung* eines Orakels, im Gegensatze zu der inneren Empfängnifs; und das Wortspiel Jerem. 23, 33 gründet sich eben darauf, dafs das vieldeutige Wort *auch* Last bedeuten konnte. — 9, 9 ist נוֹשָׁע durch *gottbeschützt* gegeben (wir möchten lieber sagen *siegreich*; denn יְשׁוּעָה ist Sieg); aber dafs עָנִי nur *elend* heifse und das Eselreiten ein Zeichen des *Elends* sey (nicht der Ruhe und des Friedens) wird dem Vf. Niemand glauben. Dafs der Heiland eine Eselin mit dem Füllen gewählt habe, um das Orakel zu erfüllen, scheint uns eine bedenkliche Annahme; und wir finden es leichter, dem Erzähler Matthäus diese Annäherung der Geschichte an die Weissagung beizulegen. — 9, 15 sollen die Schleudersteine, auf welche die Israeliten treten, Bild der *Feinde* seyn. Ich möchte darin lieber einen Ausdruck der *Sicherheit in Gefahr* finden; denn die *Schleuder*-Steine können nicht ein so allgemeines Bild geben, wie der Strafsenkoth 10, 5. — Die Worte 11, 3: „wirf die Silberlinge in den Tempel אֶל יוֹצֵר" werden gedeutet: „damit *sie von dort zum Töpfer* gebracht werden." Allein dies geschieht nur dem Neuen Test. zu Gefallen; und doch, wie weit liegt diese Deutung noch entfernt von dem Ausdrucke des Evangelisten: um einen Töpfers-Acker zu kaufen! Richtiger finden wir die Bemerkung (S. 259), dafs Matth. dieses Doppel-Citat absichtlich von *Jeremia* ableite, weil die Beziehung auf Zacharia an sich klar war. — In der berühmten Stelle 12, 10 finden wir mit Hn. *H.* die Andeutung einer *Tödtung des Messias* durch die Schuld des Volkes, woran 13, 7 nicht zweifeln läfst; aber seine Erklärung der Worte können wir nicht billigen. Er übersetzt: „sie blicken auf mich, den sie durchbohrt haben und sie wehklagen über ihn u. s. w." Allein da אֵת nur vor *bestimmten* Sätzen und *Wörtern* stehn kann, so wäre es vor einem ganz unbestimmt angefügten Relativum durchaus unzulässig: אֵת אֲשֶׁר heifst *denjenigen, welchen* und kann also nie nach einem schon bestimmten Nomen (אֵלַי) stehn: wozu noch kommt, dafs dann das folgende עָלָיו unnatürlich für עָלַי stände. Alle Schwierigkeiten dieser Stelle verschwinden, wenn man אֲשֶׁר דָּקָרוּ אֹתוֹ als Accusativ auf וְהִבִּיטוּ bezieht, אֵלַי aber als Complement zu letzterem Verbo betrachtet. „Sie *blicken*, zu mir gewandt, auf denjenigen, welchen sie durchbohrt haben und klagen über ihn." וְהִבִּיטוּ, anblicken, wird nämlich nicht blofs mit אֶל, sondern auch mit dem blofsen Accusat. construirt; vgl. Amos 5, 22. Das Hinblicken auf den Ermordeten ist treffender Ausdruck der *Reue*, welche sich dann durch Wehklagen äufsert; das eingefügte אֵלַי aber bezeichnet kurz eine *auf Gott gerichtete*, also religiöse Reue. Und hieraus erklärt sich auch der vorher erwähnte Geist *der Gnade und des Flehens*; nämlich der Gnade wegen der Richtung auf Gott, des Flehens wegen der Missethat. — Irrig heifst es zu 14, 10: in לְמִשְׁעֵר sey das לְ mit יֵשֶׁבָה zu verbinden, als Bezeichnung des Orts, *wohin* sie sich setzt, wie Ps. 5, 9. Was soll man dann mit תַּחְתִּיָּה anfangen, welches deutlich Accusativ ist? Vielmehr: „sie besitzt ihren Platz vom Thore an u. s. w." Das לְ steht ganz wie in לְמִיּוֹם. Warum 14, 21 nicht an leibliche Kananiter gedacht werden dürfe, sondern nur an Ungläubige überhaupt, sehn wir nicht ein. Klagt doch noch Nehem. 13, 16 über die am Sabbath in Jerusalem hausirenden Tyrier: könnten sie nicht zu Zacharia's Zeit bis in die Vorhöfe des Tempels gedrungen seyn?

Ueber die 70 *Wochen Daniels* können wir hier schweigen, da der Commentar des Hn. *v. Lengerke*, welchen wir unlängst in diesen Blättern anzeigten, eine ausführliche Censur der Hengstenbergischen Erklärung liefert. Wir wiederholen also nur, dafs auch nach unserer Ansicht der Vf. des Buchs Daniel seine absichtlich räthselhafte Berechnung bis auf die Tempelreinigung durch Judas Makkabäus herabführe; wobei es ihm weniger auf chronologische Genauigkeit, als auf die mystischen Zahlenverhältnisse ankommt. Der Hauptbeweis für diese einfachste Erklärung scheint uns in der Parallelstelle 8, 13 ff. zu liegen, wo Antiochus Epiphanes deutlich bezeichnet ist.

Theil III behandelt zuerst den *Hosea*. Wir stimmen Hn. *H.* gänzlich bei in der Behauptung: dafs Hosea wahrscheinlich aus dem Reiche Israel gebürtig gewesen, dafs er unter allen vier Königen, welche die Ueberschrift nennt, geweissagt habe, und dafs sein Buch, gleich dem des Amos und Micha, nicht nach der Zeitfolge eingetheilt werden könne, sondern eine Uebersicht und gleichsam Quintessenz aller seiner Weissagungen enthalte. Auch darin stimmen wir bey, dafs Kap. 1 — 3 nicht von einem äufserlichen Hergange die Rede seyn könne; aber warum besteht nun der Vf. so sehr darauf, dafs der

Her-

Hergang kein blofs erdichteter, sondern ein wirklicher *innerer* gewesen sey? Was würde die christliche Moral zu einem innerlichen Ehebruche sagen? Entweder man streitet blofs um Worte, oder es mufs zugegeben werden, dafs Hosea etwas Fingirtes, eine Parabel erzähle. Auch fehlt das „Gott hat mir aufgetragen, dafs ich euch erzählen soll" nicht so ganz wie der Vf. meint. Denn die Worte 1, 2: „*im Anfange der Rede Jehovas durch Hosea* (in seiner ersten Rede) da redete Jehova *zu* Hosea also" stehen sehr pleonastisch, wenn sie nicht sagen sollen, dafs dieser Auftrag Jehova's *blofs in der Rede* (als Redefigur), nicht in der Wirklichkeit geschehn sey. — Dafs die kleinen Propheten chronologisch geordnet seyen (S. 137), geben wir im Allgemeinen zu; doch mufs man wohl, besonders des Buchs Jona wegen, neben der chronologischen, auch eine symmetrische Sach-Ordnung statuiren.

Den *Joël* betreffend, so wird S. 139 ff. *Credner's* Behauptung, dafs derselbe schon unter Joas geweissagt, mit trifftigen Gründen widerlegt. Ref. fügt noch hinzu, dafs die *vier* Völker, auf deren Erwähnung sich *Credner* hauptsächlich beruft, wohl nur wegen der Parallele zu den vier Heuschrecken-Namen genannt seyn mögen. Eben so richtig finden wir den gegen *Credner* geführten Beweis, dafs Joël nicht von *zwei* Heuschrecken-Schwärmen rede (S. 150). Aber dafs die Heuschrecken nur Bild *der Feinde* seyen (S. 153 ff.), davon hat uns Hr. *H.* nicht überzeugt. Die Heuschrecken sollten nicht morgenländisch ein *Kriegsheer Gottes* genannt werden können? 2, 17 aber ist augenscheinlich nur von dem *Spotte* der Heiden über ein verwüstetes Land die Rede. Gegen den Hauptgrund, dafs 2, 4. 7. 25 die Heuschrecken mit Feinden *verglichen* werden, erinnert der Vf., dies geschehe, weil der Prophet einmal Heuschrecken vor der inneren Anschauung gehabt habe; allein eine Allegorie, welche sich so weit vergäfse, würde fehlerhaft seyn. — 2, 23 wird zu der älteren Auslegung zurückgekehrt, wornach hier die Rede sey von einem *Lehrer zur Gerechtigkeit*; und dies beziehe sich zunächst auf den Prophetenstand, dann aber im weiteren Sinne auf den Messias. Uns scheint dieses schon deshalb verfehlt, weil die Notiz gar zu isolirt stehn würde; indem vorher und nachher von nichts als Bäumen und Früchten die Rede ist: auch mufs der Vf. selbst zugeben, dafs noch in demselben Verse מוֹרֶה den Frühregen bedeute.

Die Behauptung zu *Amos* 9, 1 dafs hier der Engel des Herrn, also Christus angeredet werde, würde uns, wenn wir sie widerlegen wollten, viel zu weit führen. Da die Propheten so oft als Vollstrecker der göttlichen Befehle erscheinen, so hat es nicht das mindeste Bedenken, unter dem hier Angeredeten den Amos zu verstehn. — Das Citat Ap. Gesch. 15, 16. 17 aus Amos 9, 12 nach den LXX wird so erklärt: Der Apostel habe die Uebersetzung dem Urtexte vorgezogen, weil *jene* generalisirt, was *dieser* speciell ausdrückt. Gut! wie aber damit der Satz zusammenhänge: „also bedarf auch Luther's Uebersetzung in unsern Tagen eben keiner Verbesserung" vermögen wir nicht einzusehn.

Den *Obadja* und *Jona* hätte Hr. *H.* seinen Grundsätzen gemäfs nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehn sollen; jenen nicht, weil er V. 21 von מוֹשִׁיעִים redet; diesen nicht, weil er im Neuen Test. so deutlich als ein Typus von Christo bezeichnet wird.

Zu *Micha* 1, 2 finden wir die Bemerkung gegründet, dafs der Ausruf: hört es, alle Völker! wohl von dem älteren Micha 1 Kön. 22, 28 entlehnt sey. Auch wird gut bewiesen, dafs die Weissagung 4, 1 — 3 von Jesaia Kap. 2 als Text einer längeren Rede benutzt werde. — Aufmerksamkeit verdient die Erklärung der schwierigen Stelle 4, 8. Unter dem *Heerdenthurme* versteht nämlich Hr. *H.* den Thurm der Königsburg auf Zion, Nehem. 3, 25; und Ophel sey gar kein besonderer Ort, sondern nur der Fufs des Zionsberges, hier für den Zionsberg selbst, gewesen. Eben so werde Jes. 32, 13. 14 Hügel und Thurm erwähnt. Darnach lautet die Uebersetzung: „und du o Heerdenthurm, Hügel der Zionstochter, zu dir wird's kommen (unbestimmt, nämlich: etwas Herrliches)." — Zu 5, 1 wird die Verwandlung des צָעִיר in *οὐδαμῶς ἐλαχίστη* bei Matth. richtig als eine Erklärung *ad sensum* bezeichnet, und die Ewigkeit des Messias nicht (mit Calvin) von einer Ewigkeit des Beschlusses, sondern der Person verstanden. Aber für die Behauptung, dafs hier von dem historischen Jesus, nicht von dem idealen Messias die Rede sey, wird eben nichts Probehaltiges beigebracht; denn wer im Alten Test. einen idealen Messias findet, erklärt ja diese Idee keineswegs für ein „blofs menschliches Wähnen", sondern vielmehr für eine göttliche Mittheilung, welche unter Gottes Leitung in Jesu realisirt worden.

Dafs *Haggai* 2, 7 unter חֶמְדַּת הַגּוֹיִם nicht der *Messias* zu verstehn sey, konnte wohl kürzer abgemacht werden, da es in בָּאוּ allzu deutlich liegt. Eben so die Lehre: dafs die wahrhaft göttliche Accommodation nur eine *formale* sey.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Oehmigke: *Christologie des Alten Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten.* Von *E. W. Hengstenberg* etc.

(*Beschluss von Nr. 94.*)

Die ausführliche Nachweisung der hohen Wichtigkeit des *Malachia* für die gesammte neutestamentliche Christologie gehört zu den Verdiensten dieses Werkes. Namentlich wird aus Mal. 3, 1 das Auftreten des Täufers, Jesu Urtheil über ihn, die Erscheinung des Elia bei der Verklärung, Christi Tempelreinigung, und selbst das Maran Atha 1 Cor. 16, 22 sehr gut erläutert. Nebenbei berichtigt Hr. *H.* auch mancherlei Irrthümer, z. B. S. 462 von *Olshausen*: dass die μετάνοια, welche Christus forderte, etwas bloss Negatives gewesen sey, zu welchem daher die μετάνοια als das Positive habe kommen müssen. Oder S. 489 von *Lücke*: Joh. 1, 15 sey der Sinn: „er hat d. Vorrang vor mir, denn er praeexistirte vor mir". Vielmehr beziehe sich dies auf Mal. 3, 1: „mein Nachfolger ist mein Vorgänger, denn er war, laut der Weissagung, längst vor mir da." Hiebei die Anmerkung: „es wird eine Zeit kommen, wo man das in neuerer Zeit künstlich zusammen gezimmerte Gebäude der Lehre vom λόγος abbrechen und seine Materialien nur noch für brauchbar halten wird zu einem geringen Anbau an dem *ganz aus Bausteinen des A. T.* aufzuführenden Hauptbau." Wann diese Weissagung in Erfüllung gehen werde, wollen wir erwarten: das Beste wäre wohl, wenn der Vf. selbst ihre Erfüllung herbeiführte; doch zweifeln wir, dass es ihm gelingen werde, das ganze Gebäude bloss aus Bausteinen des A. T. aufzuführen. — Der Schluss Mal. 3, 24 wird nicht von Einigkeit zwischen Aeltern und Kindern verstanden, sondern von der Einigung der Vorfahren und Nachkommen in gemeinsamer Liebe zu Gott. Allerdings ist dies der ideale Sinn, nach Jes. 29, 22; und so werden die Worte auch Luc. 1, 17 gedeutet. Allein zunächst wird man doch durch den Context auf Einigung der Aeltern und Kinder in der *Treue gegen das Mosaische Gesetz* geführt; um so mehr, da man sonst dem *Mal.* einen ganz entwickelten Unsterblichkeits-Glauben zuschreiben müsste. — Wegen 3, 1 will Hr. *H.* den Namen *Maleachi* durchaus nur als Appellativ (mein Engel) genommen wissen. Allein da müsste es doch in der Ueberschrift 1, 1 wenigstens מַלְאָכִי heissen. Die Aussprache der LXX *Μαλαχίας* führt darauf, den Namen für abgekürzt zu halten aus מַלְאָכְיָה. Man darf auch nicht sagen, dass es für solche Abkürzung weiter keine Analogie gebe; denn die 1 Chron. 8 vorkommenden Sikri, Chiski, Simri u. s. w. sind wahrscheinlich ganz eben so zu deuten, und es scheint also jene Abkürzung nach dem Exil sehr gewöhnlich gewesen zu seyn.

Mit *Jeremia* und *Ezechiel* eilt der Vf. zu Ende, und hat daher hier weniger Bedeutendes beigebracht. Doch ist die Schilderung der drei Könige, des frommen Josia, des gottlosen Jojakim und des charakterlosen Zedekia wohl gelungen. Jerem. 31, 22 will er weder mit den Alten von der Geburt des Messias verstehn, noch mit den Neueren übersetzen: das Weib schützet den Mann. Allerdings sieht man nicht, wie darin ein Motiv der Bekehrung liegen könne; auch heisst סבב in der Stelle 5 Mos. 32, 10 nicht *schützen* (denn es folgt erst נָצַר). Aber die Erklärung: „das Starke (Gott) wird das Schwache (den Menschen) wieder in seine innige Gemeinschaft aufnehmen" ist nichts weniger als deutlich. Ref. meint, dass *H. Grotius* das Rechte gesehen habe. Sonst pflegt der Mann sich um das Weib zu *bewerben* (סבב ist überhaupt *versari circa aliquem, curam gerere alicuius*): nun aber wird das Weib sich um den Mann bewerben (d. h. Israel sich zu Jehova wenden); und dies ist das Neue im Lande. — Den *Ezechiel* betreffend, so hätte wohl der Umstand hervorgehoben zu werden verdient, dass derselbe wahrscheinlich in planmässiger Uebereinstimmung mit seinem Zeitgenossen *Jeremia* wirkte. Denn hieraus erklärt sich am besten die bei Beiden vorkommende Verkündigung eines neuen, geistigeren Gesetzes.

Fr. Köster.

KIRCHENGESCHICHTE.

Münster, b. Dinters: *Geschichte der Wiedertäufer von ihrem Entstehen zu Zwickau in Sachsen bis auf ihren Sturz zu Münster in Westphalen.* Von *J. Hast.* 1836. VIII u. 408 S. 8. (1 Rthl. 8 gGr.)

Die dritte Secularfeier der Vertreibung der Wiedertäufer aus Münster gab allerdings eine sehr passende Gelegenheit, eine Geschichte derselben zu schreiben, wiewohl das treffliche Werkchen von *Jochmus* schon längst das Bedürfniss der Meisten befriedigt hatte. In Betreff der Thatsachen hat Hr. *Hast* nichts Neues geliefert, und was er über dem Lehrbegriff der Wiedertäufer in weitläuftigen Erörterungen sagt, scheint wohl-

weniger zweckgemäfs, da Hr. *H.* sein Buch für das grofse Publicum bestimmt hat.

Der Vf. will (Vorrede I), so viel thunlich, in den Geist des Wiedertäufer-Lebens und Strebens eindringen und seine Leser in dasselbe einführen; „zu diesem Zwecke habe er gewissermafsen *lauschend* in das *Bewufstseyn* der Wiedertäufer *einzudringen*, und *dies in ihm selber zu* erfassen gesucht." Wie Herr *H.* dies psychologische Kunststück mit dem wiedertäuferischen Proteus angestellt habe, hat er uns nicht mitgetheilt. Er hätte sich aber seine Aufgabe sehr leicht machen können, und zwar auf einem ganz natürlichen Wege. Wenn er von dem entsetzlichen Wahnsinn und Gräuelleben der Wiedertäufer, namentlich derer zu Münster, um die es sich doch am meisten handelt, zurückgeschlossen hätte auf Lehre und Grundsätze, und das Reich der Gedanken und Gefühle dieser Menschen, so würde er, und zwar zur Ehrenrettung der Menschheit, eingesehen haben, dafs so Gräfsliches nicht aus einem im Bewufstseyn liegenden religiösem, tiefeingewurzeltem Principe, sondern nur aus der tiefsten sittlichen Verderbnifs, die sich in zügelloser Wohllust, in Hab- und Herrschgier ausspricht, hervorgehen konnte. Es hätte dazu keines Lauschens im Wiedertäufer-Bewufstseyn und keiner *Hegel*'schen Philosophie bedurft, in welche der Vf. (nach S. IV) bedauert, sich erst später eingeübt zu haben.

Ehe wir aber zum Inhalt des Werkes übergehen, haben wir an dem Vf. eine literarische Unart zu rügen; wir meinen die Persönlichkeiten gegen einen, mit ihm an gleichem Orte lebenden sehr achtbaren Schriftsteller, wozu er die Veranlassung rein aus der Luft gegriffen hat, um auf eine höchst arrogante Weise bei dieser Gelegenheit gewisse, von ihm früher herausgegebene Schriftchen dem Publicum, das sich vielleicht nicht genug für dieselben interessirte, in Erinnerung zu bringen. Unter andern will er seinen Patriotismus erhärten durch Hinweisung auf ein von ihm geschriebenes Büchlein, „Preufsen und Preufsens Jugend." Von diesem hätte Hr. *H.* lieber schweigen sollen, denn Declamationen können gründliche Psychologie und Pädagogik nicht ersetzen und jeder Vernünftige begreift, dafs der Patriotismus weder *eingeimpft* noch *eingelernt* werden könne.

Das vorliegende Werk, welches sich durch eine lebhafte und gewandte Sprache auszeichnet, zerfällt in *zwei Theile*, wovon der erste die *Geschichte der Wiedertäufer bis zu ihrem Auftreten in Münster* (S. 1—253), der zweite *die Schilderung ihres dortigen Unwesens* enthält (S. 273—408). In die Erzählung sind die Grundlehren und Ansichten der Wiedertäufer mit Herrn *H*'s Ansichten, Sentiments und Ergiefsungen über dieselben eingewebt.

Was die *Quellen* betrifft: so ist Hrn. *Hs.* Darstellung des Wiedertäuferlebens zu Münster ein ziemlich mattes *abregé* von *Kerssenbroeks* Werke; in Betreff der übrigen Wiedertäufer sind *Schröckh*, *Plank*, *Schlosser* u. s. w. benutzt; was über die Reformation gesagt worden, ist meist aus *Menzel* u. *Ignaz Schmitt* genommen, und das Meiste, was Hr. *H.* im Bewufstseyn der Wiedertäufer einsaugt haben will, ist in *Möller* und dessen Gegnern *Nitzsch*, *Baur* und *Heinecke* zu finden, nur ist es von Hrn. *H.* zum Zwecke der Rechtfertigung der wiedertäuferischen Ansichten benutzt und mit seinen Herzensergiefsungen beschüttet. Von eigner historischer Forschung, von umfassenden Quellenstudium haben wir nicht viel entdecken können.

In Betreff der Reformation, wovon Hr. *H.* eine gedrängte Uebersicht zu Anfange seines Buches giebt, und auf welche er auch im fernern Verlaufe mehrmals zurückkommt, hat er die löbliche Absicht gehabt, es weder mit den Katholiken noch mit den Protestanten zu verderben; er hat dies sehr gewandt mit zwei Worten ausgedrückt, indem er S. 1 die Reformation die *Fluch*- und *Seegenreiche* nennt, woraus sich beide Parteien das ihnen Gefällige herausnehmen können: nach dem Gedenk des warnenden: *medium Scyllam, qui vult vitare Charybdim.* Daher mufs Hr. *H.* sich oft sehr winden und krümmen, um ohne Anstofs durchzupassiren, und begegnet es ihm nicht selten, dafs eine Note, die den Text mildern soll, denselben aufhebt. Ein Beispiel genüge. Nachdem er nämlich S. 8—10 in sehr starken Ausdrücken von der Verderbtheit und Entartung der katholischen Clerus zur Zeit der Reformation gesprochen hat, leitet er in einer Note S. 7, welche protestantische aus *J. M. Schmidt*'s Geschichte der Deutschen genommen ist, aus Furcht, die katholische Geistlichkeit könne so etwas übelnehmen, wiederum ein: „Die Zusammenstellung aller mehr oder minder öffentlichen Unwürdigkeiten und Gesetzesübertretungen, welche im Umfange eines grofsen Staates einzelnen Mitgliedern des geistlichen Standes zur Last fallen, würde auch heute wie damals die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur bezeugen und Unkundige überraschen, ohne darum bei Verständigen die Folgerung zu begründen, dafs die Geistlichkeit überhaupt ihre Bestimmung aus den Augen gesetzt habe." Das heifst doch so viel als: dafs der katholische Clerus zur Zeit der Reformation nicht viel schlechter war, als der heutige, was Hrn. *H.* Niemand nachspricht, der die Geschichte und Gegenwart auch nur oberflächlich kennt. Wenn das Volk, wie es zur Zeit der Reformation war, wenn Fürstentage, wenn die gelehrtesten und frömmsten Männer, wie *Erasmus*, *Trithem*, *Lange* u. s. w. die Verderbtheit der Mönche und Weltgeistlichen, ihrer Mitbrüder öffentlich an den Pranger stellen (und wo geschieht dasselbe?), so kann doch fürwahr nicht mehr gesagt werden, dafs die Geistlichkeit überhaupt ihre Bestimmung nicht aus den Augen gesetzt habe? Wenn dies wahr wäre, wozu und woher dann die Reformation, die in den Augen des Hrn. *H.* doch *auch* Gnade findet? Und mit einer ähnlichen absichtlichen Doppeldeutigkeit sieht der Vf. S. 18, 19 von der Reformation. Der Schlufs: „dieses Alles macht es sehr problematisch, ob die Reformation der Seegen oder der Fluch ihres Jahrhunderts zu nennen sey", bewiesen wenigstens nichts

von

von Hrn. *H.*s grofsartiger Weltanschauung: denn jene Frage wird verdrängt durch eine andere: ob die Reformation der Seegen oder der Fluch nicht des 16. Jahrhunderts, sondern Europa's überhaupt geworden ist?

Herr *H.* hat, indem er die Idee des Anabaptismus aus der Entwickelung der Reformation ableiten will, sich eine Aufgabe gestellt, die, als rein dogmatisch, dem Zwecke seines Werkes fremd bleibt, welches doch nicht für gelehrte Theologen geschrieben ist, und der er nicht gewachsen war. Da der Raum nicht verstattet, das Buch im Einzelnen durchzugehen, wollen wir uns auf Darlegung der allgemeinen Ansicht desselben beschränken. Der Vf. nennt nämlich die Idee der Wiedertäufer die höchste Idee der menschlichen Gesellschaft (S. 20), ihr Lebensprinzip unschuldig, rein und erhaben, findet darin eine geniale Kindlichkeit in der Betrachtungsweise der Menschenwelt, und leitet den Widerstand gegen ihr Treiben aus geistiger und sittlicher Gesunkenheit der damaligen Menschen ab. „Nicht die blofse historische Anerkennung, heifst es S. 114 ff., die blos als solche nie Lebensfrüchte bringt, sondern das innere Zeugnifs ihrer Sündhaftigkeit und darin das Bewufstseyn der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur erregte in den Gemüthern der Wiedertäufer die Sehnsucht nach Befreiung des inneren Zwiespaltes. Die Befreiung davon trat als Prinzip ihres Lebens an die Spitze der Bestrebungen (freilich den Worten nach, aber in der That nicht, und am wenigsten in Münster, wo sie ja Zeit hatten, ihre Bestrebungen nach allen Seiten hin beliebig zu entfalten). Wenn sie sich hierin vor Tausend anderen die Achtung der vorurtheilsfreien Nachwelt gesichert haben, so erscheinen sie in der Wahl der Mittel eben so achtungswerth (?!). Nicht durch *Sinnen*genufs sollte die zarte Stimme des innern Geistes zum Schweigen gebracht (suchten sie vielleicht in der Vielweiberei und der Gemeinschaft der Weiber nur Geistesstärkung und christliche Erbauung), das Lebenslicht, das dem pilgernden Wanderer in heimatheloser Fremde leuchtet, ausgelöscht, und so der Zwiespalt aufgelöset werden: diesen Götterfunken, oder wie Du sonst das Namenlose nennst, das allein Dich hält, Mensch von Staub, wenn die Welt Dir nichts mehr giebt und nichts mehr nimmt, räsonnirten sie nicht weg. Auch vermieden sie glücklich das andere Extrem; denn sie gaben sich nicht leidend dem Leiden hin, vertrauend dem der das Erlösungswerk vollbracht auf Golgatha, verlangten sie entschieden die Thatkraft des Menschen, *Gott und sein heiliger Wille stand ihnen als Richtschnur*, Umschaffung des sündigen Menschen zur Einheit mit Gottes heiligen Willen als Aufgabe fest u. s. w. Solche Apologien des Anabaptismus, eben so stark und elegisch finden sich S. 25. 27. 28. 29. 34. 40. 58. 59. 97. 107. 109. 110. 111. 116. 117. 131. 166. 169 (wo der Vf. sich nicht scheut, die Gemeinschaft der Güter und Weiber bei den Wiedertäufern mit der Gütergemeinschaft der Christen in Jerusalem zusammenzustellen), S. 175: „In der Innerlichkeit und Geistigkeit, womit sie das religiöse Element auffafsten, lag es auch, dafs ihnen die Offenbarung des christlichen Geistes im Worte fast etwas zu Aeufserliches war." S. 181 (wo der Vf. zu glauben scheint, dafs von den Wiedertäufern einzig ein echt christlicher Cultus habe ausgehen können) und andern Stellen, wo wenig daran fehlt, dafs die Wiedertäufer als Märtyrer für die erhabenste Idee der Menschheit dargestellt, und Pilgerfahrten nach den Zangen und Körben am Rathhause und Lamberts-Thurme zu Münster empfohlen werden. Vergleichen wir nun dieses Ideal mit dem, was die Wiedertäufer wirklich gethan haben, so wird sich leicht ergeben, dafs dasselbe nicht aus dem Leben genommen, sondern mit verschlossenen Augen erspeculirt und grofsen Theils aus der Luft gegriffen ist. Den einfachen Grundsatz: wie die Wirkung so die Ursache, den auf die Moral angewandt, der Erlöser so treffend in den Worten: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", ausspricht, hat Hr. *H.* ganz und und gar aus der Acht gelassen. Daher der grelle Contrast, der furchtbar schneidende Widerspruch in Wort und That, in Ideal und Leben, wie beide von Hrn. *H.* dargestellt sind. Wenn das Ideal der Wiedertäufer und ihr inneres Lebensprinzip auf Wahrheit Anspruch machen will, dann mufs es wirklich frucht- und segensreich ins Leben getreten seyn, und was wirklich fromm, unschuldig, erhaben und heilig ist, mufs fromme, heilige und unschuldige und über die Gemeinheiten des Lebens erhabene Menschen gebildet haben. Diese aber wird man auch mit der Laterne des *Diogenes* unter den Wiedertäufern nicht finden, und auch Hr. *H.* hat sie nicht gefunden. Was soll nun dieses Spielen mit Luftgebilden? Wir sehen in Hrn. *H.*s Buche das Leben der Wiedertäufer von Anfang bis zu Ende geschildert; er hat uns ihre Koryphäen und Häupter in allen Epochen, *Storch*, *Münzer*, *Hutfmann*, *Rothmann*, *Johann von Leiden*, *Matthiesen* u. s. w. vorgeführt; sie alle erscheinen in mehr oder minder grofser Verderbtheit und sittlicher Entartung. Wir lernen aus ihm das Unwesen in Zwickau; uns begegnet jener *Thomas Münzer*, den sein Ehrgeiz nach allen vier Winden jagt, der trotz scheinheiliger Lehre (S. 59—63) ein verschmitzter Betrüger war, geleitet vom niedrigsten Egoismus, den er heuchelnd unter wiedertäuferischer Schwärmerei versteckte, der in wahnsinnigem Treiben der Cultur und aller socialen Ordnung den Krieg erklärte, und, um auf den Ruinen zu herrschen, die Elemente der menschlichen Gesellschaft zertrümmern wollte, Mord und Todtschlag predigend, der mit gotteslästerlicher Frechheit (die Hr. *H.* S. 166 aus dem Ideale erklärt) die Bibel, das göttliche Wort verhöhnte; wir sehen die Wiedertäufer in Schlesien, Mähren, Böhmen, Preufsen, der Schweitz, Schweden und überall denselben Unsinn in Lehre und That, dieselbe Wuth die Menschen zu empören, dieselbe Heuchelei, denselben schmachvollen Betrug (den Hr. *H.* S. 99 in

in einer Note auf Kosten der Protestanten abwälzen will); dieselbe grobe Unsittlichkeit aus der Bibel bewiesen S. 130 (auch hier will Hr. *H.* entschuldigen, uneingedenk, dafs er später noch Gräfslicheres zu berichten habe). Und zu allem dem sagt Hr. *H.* S. 107 von den Wiedertäufern zu Stockholm, dafs selbe so zahlreiche Anhänger *nicht blos aus dem Pöbel* gefunden haben (auch unter den gebildeten Ständen giebts in sittlicher Beziehung Pöbel genug), „weil ihre Lehre durchaus das Gemüth, den Brennpunkt des Lebens, ergriffen, und sich, wie jede andere Lehre, als reines apostolisches Christenthum für gläubige Seelen habe in der Bibel auffinden lassen." Und so etwas sagt Hr. *H.* von einer Lehre, die von Elenden, wie *Rink* und *Knipperdolling* waren, zu Stockholm verkündigt wurde, von Menschen die den Pöbel zu Empörung und Zerstörung der Kirchen und jeglichen Gräuel anfeuerten und anführten? Und nun endlich das Leben der Wiedertäufer zu Münster, welches nach Hrn. *H's.* eigenen Worten „ganz nach der Grundansicht der Sekte eingerichtet wurde und die vollendetste Entwickelung ihres Lebensprinzipes war: welch ein Wahnsinn, welche Gräuel? Als die Hefe des Menschengeschlechtes erscheinen die Wiedertäufer, alle gesellschaftliche Ordnung, alle Religion und Sittlichkeit mit Füfsen tretend, sich wälzend im Kothe der gemeinsten Sinnenlust, einen Wahnsinn äufsernd, vor dem die Vernunft zurückschaudert, dabei ihre Schändlichkeit in die schaamloseste Verstellung und Heuchelei einhüllend. Hat Hr. *H.*, als er das Wiedertäuferleben in solcher Zerrüttung zeichnete, auch seines Ideales gedacht, und Ideal und Leben verglichen?

In consequenter Entwickelung mufsten die Lehren der Wiedertäufer zur Auflösung aller bürgerlichen und sittlichen Ordnung, zur Zerstörung der Religion und Cultur führen, und nur in dieser Weise ist das Wiedertäuferthum aufgetreten; auch nicht nach einer einzigen Richtung hin hat es Aehnlichkeit mit dem von Hrn. *H.* ihnen untergelegten Ideale. Herr *H.* hat aber den Zusammenhang ihrer Prinzipien mit dem Leben nicht begriffen: sonst würde er bemerkt haben, dafs jene in ihrer idealen Gestaltung nur höchstens bei einigen auftauchten, niemals aber die Menge durchdrangen; dafs sie von den Führern als Maske gebraucht wurden, um zu Wahnsinn und Gräuel die zündbare Menge zu führen, dafs Ansichten und Grundsätze aber, die in strenger Consequenz Alles was unter den Menschen heilig und segensreich ist, vernichten, nie ein bewunderungswürdiges Ideal bilden können, weil der Mensch in seinem Urtheile die Schranken des menschlich Möglichen nicht übersteigen darf, und weil solches Experimentiren mit den Völkern Frevel an der Menschheit ist. Wohl sind einige Wiedertäufer redliche Menschen gewesen, aber was diese gethan und gesagt und geschrieben haben, kann allein nicht zum Mafsstab der Beurtheilung dienen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Auch *Robespierre* und seine Spiefsgesellen declamirten in den rührendsten Phrasen über die Rechte der Menschen, über die Freiheit, in deren Schatten Frankreich wohne, und wüteten wie Tieger: sie stellten ein Ideal der Revolution auf, welches auch vernünftige Männer beflog und anzog, aber ihr Leben sprach ihm Hohn, und darum lastet auf ihnen der Fluch der Menschheit. Hr. *H.* scheint zuweilen so etwas gefühlt zu haben: Er gesteht S. 220, dafs *Kautius*, einer der Koryphäen der Wiedertäufer, der nach dem unmittelbar Vorhergehenden „das Lebensprinzip der Sekte vollkommen in sich entwickelt hatte" Heuchler, Betrüger und Aufrührer war, er bezeichnet in eben der Weise die Helden *Rothmann*, *Knipperdolling*, *Bockelssohn* (S. 332). Aber es ist ihm dieses alles nicht klar zum Bewufstseyn gekommen, und hat darum seinem Werke keine Früchte getragen. Der Anabaptismus war die äufserste Extravaganz der Reformation, zu welcher aber nicht eine vernünftige, menschliche Consequenz in den Principien derselben hinleitete, sondern die Wuth der menschlichen Leidenschaft, die Göttliches und Menschliches zu ihrer Befriedigung mifsbraucht. Eben dafs die Wiedertäufer jede gesellschaftliche und sittliche Lebensordnung vernichteten, beweist unwidersprechlich, dafs ihr Prinzip eine Lüge war, nicht entsprossen in reinen lauteren Gemüthern, sondern im Schlamme der sittlichen Verworfenheit, die Befriedigung des Gelüstes suchte: denn das Wahre und Gute will durch die That erprobt seyn.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Pesth, b. Heckenast: *Theoretisch-practische Grammatik der ungarischen Sprache.* Von *Gottlieb Eduard Toepler.* 1835. VIII u. 599 S. gr. 8.

Der Vf., der sich auch schon im Fache der biblischen Philologie und Kritik durch eine kleine Schrift über das kritische Verhältnifs der LXX im Pentateuch (Halle 1830) rühmlich bekannt gemacht hat und gründliche Kenntnifs der alten und orientalischen Sprachen besitzt, eine Zeitlang auch, soviel Referent weifs, diese Wissenschaften *privatim* zu Wien gelehrt hat, wollte in obiger Grammatik den Deutschen, besonders den Deutschen seines Vaterlandes, ein Lehrbuch an die Hand geben, welches sie sowohl mit als ohne fremde Anleitung zu einer gründlichen Kenntnifs der ungarischen Sprache anleiten könnte. Er verband daher mit den möglichst klar und präcis gefafsten Regeln stets eine Anzahl von Beispielen nebst Aufgaben, und behandelte Formenlehre und Syntax nicht getrennt, sondern in steter Verbindung, fügte auch eine Sammlung ungarischer Idiotismen lexicalischer Art bei, die auch für den vergleichenden und allgemeinen Sprachbeobachter von Interesse ist. Wie im Hebr. und Lateinischen sagt auch der Ungar: *einen Grund werfen* für einen Grund legen, *fundamentomot vetni*: es sagt ferner: den Tisch werfen (aufschlagen) f. den Tisch decken, eigentlich aufstellen (vgl. das hebr. שלחן Tisch, von שלח senden, werfen); ein mahlerischer Ausdruck ist: schlafende Milch, schlafendes Blut (*Aludt téj*, *Aludt vér*) für geronnene Milch, geronnenes Blut, *Agyertya elaludt*, das Licht ist eingeschlafen f. ausgelöscht. Beigefügt ist eine Sammlung von Leseübungen. Vermifst hat Ref. eine Einleitung, die das Historische über die ungarische Sprache enthielte.

MONATSREGISTER

vom

MAI 1837.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

August, E. J., Bemerkungen gegen *Lorinser's* Beschuldigungen die Gymnasien betr. EB. 48, 379.

B.

Bäder, s. Schriften üb. dieselben.

Bauer, K. G., Predigt zur Feier seiner 50jähr. Amtsverwaltung 1836 zu Leipzig gehalten, nebst einer zum Gedächtnifs des verewigten Joh. Dav. *Goldhorn*. 91, 119.

Becker, J. H., Bemerkk. üb. den Einfluss der Witterung auf den menschl. Organismus, bes. auf die Anwendung der Seebäder in Doberan. 88, 89.

Beer, L., les bains sulfureux de Trenchin, proprement dits de Teplitz près de Trenchin en Hongrie. 89, 100.

Benary, A., A. *Seebeck* u. A. *Krech*, zur Vertheidigung der Gymnasien gegen *Lorinser's* Beschuldigungen u. Anträge. EB. 48, 378.

Bilder-ABC. Unterhaltungen für Jung u. Alt. EB. 46, 368.

Blumauer, K., Legenden zur religiösen u. sittl. Bildung der reifern Jugend; mit *Herder's* Vorw. üb. die Legenden — 87, 88.

Brant, F. W., üb. einige vermeintl. u. wirkliche Mängel der jetzigen Schuleinrichtungen; gutachtlich üb. *Lorinser's* Schrift — EB. 46, 364.

C.

de Carro, Dr., Effet des eaux de Carlsbad sur les derniers fragmens d'un Calcul, restés dans la Vessie, après la lithotripsie. Lettre du Dr. *Bigel* au Chevalier *de Carro*. 91, 114.

D.

Danz, J. Tr. L., Heinr. Aug. *Schott* nach seinem Leben, seinem Charakter u. seiner Wirksamkeit dargestellt. 93, 131.

E.

Eble, B., Versuch einer pragmat. Gesch. der Anatomie u. Physiologie vom J. 1800—1825. 83, 52.

Elsner, H., Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten — EB. 41, 321.

Engelmann, W., Bibliotheca machanico-technologica od. Verzeichnifs der üb. Mechanik u. Technik erschienenen Schriften — EB. 50, 399.

F.

Fenner v. Fenneberg, H., zur Geschichte Schwalbach's, od. Schwalbach sonst u. jetzt. 91, 113.

Fischer, J. G., prakt. Leitfaden für Lehrer beim Gesangunterricht in Schulen; ein Versuch die Gesanglehre nach Noten fest zu begründen. 91, 116.

Frank, Jos., Ragguaglio di alcune opere recenti sopra Carlsbad e le di lui acqua termali, con notizie autentiche intorno quaesto argomento. 91, 116.

Frankl, J. A., ärztliche Winke für Brunnen- u. Badegäste. 91, 114.

Fritzsche, K. Fr. A., Gedächtnifspredigt am 13. Febr. 1837, dem Beisetzungstage des Gr. Herzogs von Meklenburg *Friedr. Franz* — 93, 136.

Froriep, R., Bemerkk. üb. den Einfluss der Schulen auf die Gesundheit. EB. 45, 353.

G.

Gesenius, G., s. Monumenta scripturae Phoeniciae.

Gieseler, J. C. L., commentatio qua *Clementis Alexandrini* et *Origenis* doctrinae de corpore *Christi* exponuntur. 79, 24.

Grabe, G. R., *Lorinser* u. *Heinsius*, od. üb. Leben u. Lehren an den Preuss. Gymnasien — EB. 47, 369.

v. Graefe, C., u. M. *Kalisch*, Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen u. Seebäder. 1r Jahrg. 88, 92.

Grofsmann, Dr., Worte am Grabe J. D. *Goldhorn's* am 28. Octbr. 1836 gesprochen. 93, 120.

H.

Hast, J., Geschichte der Wiedertäufer von ihrem Entstehen zu Zwickau bis auf ihren Sturz zu Münster — 95, 146.

Heidler, C. J., üb. den Gebrauch mineral. Wasser am Abend; bes. mit Rücksicht auf Marienbad. 88, 92.

Hengstenberg, E. W., Christologie des Alt. Test. u. Commentar üb. die Messian. Weissagungen der Propheten. 2n Thls 1e u. 2e Abth. u. 3r u. letzter Th. 94, 137.

Hergt

Hergt, F. J., die Schwefelquellen u. Bäder zu Langenbrücken im Gr. Hrzgth. Baden — 90, 106.
Hermann, O., der wahre Kinderfreund. Zur Förderung häusl. Erziehung. 87, 88.
Heyne, F. Jul., Apollodor; griech. Lesebuch; mit grammat. Anmerkk. u. einem Lexicon. EB. 50, 397.
van der Hoeven, C. Pr., Initia disciplinae pathologicae, auditorum in usum edita. 83, 55.
v. Honstedt, W., Anleitung zur Aufstellung u. Beurtheilung landwirthschaftl. Schätzungen — 77, 7.

J.

Jakoby, Dr., der Streit der Aerzte u. Paedagogen; Erwiederung auf *Gotthold's* Schrift: *Lorinser's* Beschuldigung — — EB. 47, 373.

K.

Kalisch, M., s. C. *v. Graefe* —
Kaup, J. J., das Thierreich in seinen Hauptformen systemat. beschrieben; mit in den Text eingedruckten Abbildungen. — 1r Bd. Naturgesch. der Menschen u. der Säugethiere. EB. 49, 387.
Krech, A., s. A. *Benary*.
Kritz, Fr., zur Beleuchtung der *Lorinser*. Schrift: Zum Schutze der Gesundheit — — EB. 46, 364.

L.

Leuckart, Fr. S., üb. die Verbreitung der übriggebliebenen Reste einer vorweltl. organischen Schöpfung — EB. 50, 393.
Lewald, A., Bad-Almanach 1836. 2r Jahrg. 88, 96.
Lorinser, C. J., zum Schutze der Gesundheit in den Schulen — EB. 45, 353.

M.

Menke, K. Th., die Heilkräfte des Pyrmonter Stahlwassers, des versendeten, wie des an der Quelle getrunkenen — 89, 103.
Meyer, M., Vorträge üb. die Artillerie-Technik nach dem heutigen Standpunkte — 1r Th. Kriegsfeuerwerkerei — EB. 44, 347.
Moeller, C. Ph., Mittheilungen aus der Erfahrung üb. die Wirkung u. Anwendung der Soolbäder, bes. zu Salzhausen. 90, 111.
Monumenta scripturae linguaeque Phoeniciae quotquot supersunt — edidit additisque de scriptura et lingua Phoenicum commentariis illustr. G. *Gesenius*. Tom. I—III. 77, 1.
Mühry, C., üb. das Seebaden u. das Norderneyer Seebad. 89, 98.
Mutzl, Seb., üb. die accentuirende Rhythmik in neueren Sprachen. EB. 45, 360.

N.

Nebbien, C. H., wie vielmal wohlfeiler kann der Landwirth produciren? u. wie vielmal gröfser kann der Ertrag des Bodens werden? EB. 49, 390.
Niemeyer, H. A., Gedanken üb. die jetzige Gymnasial-Verfassung in Preufsen. EB. 46, 361.

O.

d'Oleire, H., u. F. *Woehler*, die Schwefelwasserquellen zu Neundorf, chemisch-physikal. u. medicinisch dargestellt. 90, 108.

P.

Plafs, H. G., Geschichte des alten Griechenlands. 1—3r Bd. EB. 42, 329.
Peschier, A., Histoire de la Litterature Allemande, depuis les temps les pluis reculés jusqu'à nos jours — — Tom. 1. 2. 92, 121.
Pidérit, K., die kohlensauren Gasquellen zu Meinberg, deren medicin. Benutzung u. Wirksamkeit. 90, 109.
Plitt, H. B., die Mineralquelle zu Tharand, nebst Anhang üb. die daselbst neu errichteten Moorschlammbäder. 89, 103.
Plüschke, J. Th., Lectiones Alexandrinae et Hebraicae, sive de emendando textu Vet. Test. Gr. Septuaginta interpretum — 87, 87.

R.

Reiner, F. X., der Bade- u. Brunnen-Arzt als Hausfreund. 89, 98.
Reinhold, Karoline, die Herbstabende der Familie Bernhold. 87, 88.
Richter, A., Anleitung zur Gewächskunde für Volksschullehrer. 86, 77.
— C. G., Aufsätze üb. verschied. Rechtsfragen, gezogen aus Civilrechtssprüchen der höhern Gerichtsstellen im Kgr. Würtemberg. 84, 57.

S.

Sachse, J. D. W., üb. die Wirkungen u. den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu Doberan. 88, 89.
Schinkel's Sammlung architektonischer Entwürfe; bearbeitet u. herausg. von *Schinkel*. 20s Heft. EB. 48, 383.
Schmidt, C. A., de successione fisci in bona vacantia ex iure Romano. 87, 81.
Schmitt, M., üb. die Nothwendigk. einer Reform im Gymnasialunterrichte, die *Lorinser*. Schrift betr. EB. 47, 370.
Schmitthenner, Fr., kurzes deutsch. Wörterbuch für Etymologie, Synonymik u. Orthographie. EB. 44, 351.
Schriften üb. Bäder. 88, 89—116.
v. Schroeter zu der Lehre von den bona vacantia, in der Zeitschr. für Civilrecht u. Procefs. Bd. 10. Hft. 1. 87, 81.
Schulz, J. H., Lehrbuch der Zoologie; für Lehrer an höhern Schulen u. zur Selbstbelehrung — EB. 49, 387.
Seebeck, A., s. A. *Benary*.

Seerig, A. W. H., Armamentarium chirurgicum od. Sammlung von Abbildd. u. Beschreibb. chirurg. Instrumente ält. u. neuerer Zeit — 81, 39.

Sigwart, G. C. L., Uebersicht der im Kgr. Würtemberg u. in den angrenzenden Gegenden befindl. Mineralwasser u. ihrer Verhältnisse. 89, 100.

Sobernheim, J. F., Deutschlands Heilquellen in physikal., chem. u. therapeut. Beziehung. 88, 91.

Spenner, F. C. L., Handbuch der angewandten Botanik — 1—3te Abth. 86, 76.

Streitfragen, die, üb. den Schulunterricht; neu angeregt von *Lorinser*, u. betrachtet nach der Seelenlehre u. Weltgesch. von einem alten Schulmanne. EB. 47, 374.

Suringar, G. C. B., Epitome therapiae generalis, in usum discipulorum. 93, 134.

T.

Tafel, Chr. Fr. A., auserlesene Civilrechtssprüche der höheren Gerichtsstellen in Würtemberg. 1n Bds 1s Hft. 85, 68.

Thiersch, B., Vervemung des Herzogs Heinrich des Reichen von Baiern durch die heimliche Acht in Westphalen. EB. 43, 337.

Toepler, G. E., theoret. prakt. Grammatik der Ungrischen Sprache. 95, 152.

U.

Ueber die Nothwendigkeit der Trennung von Gymnasien u. Realschulen u. einer Reform des Gymnasialunterrichts, durch *Lorinser's* Aufsatz veranlafst von *G.....r.* EB. 48, 379.

Uebersicht der paedagog. Schriften, welche durch *Lorinser's* Schrift veranlafst sind. EB. 45, 353.

V.

v. Vering, Jos., eigenthümliche Heilkraft verschiedener Mineralwasser. 2te Aufl, 89, 103.

Voigt, J., die Westphäl. Femgerichte in Beziehung auf Preufsen — EB. 48, 337.

W.

Werner, Jul., üb. die Organisation der preufs. Gymnasien mit Beziehung auf *Lorinser's* Aufsatz: zum Schutze — — EB. 47, 375.

Wetter, J., krit. Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch *Joh. Gutenberg* zu Mainz — 82, 41.

Winkler, J. M., Darstellung der Luhatschowitzer Mineralquellen in Mähren, als Trink- u. Bade-Heilanstalt — 89, 102.

Woehler, F., s. H. *d'Oleire.*

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 77.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte Mai 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Aller in Moskau 84, 286. *v. Ammon* in Dresden 84, 285. *Bachmann* in Jena 84, 285. *de Barante* in St. Petersburg 84, 288. *Boczek* in Olmütz 84, 287. *Carus* in Leipzig 84, 285. *de Chaudoir* in Petersburg 84, 288. *Choulant* in Dresden 84, 286. *Engelhardt* in Erlangen 84, 287. *Falkenstein*, Hofrath 84, 285. *Fischer* in Moskau 84, 288. *v. Freiberg* in München 84, 288. *Fritzsche* in Halle 84, 288. *Goetz* in Grätz 84, 288. *Goldhorn* in Leipzig 84, 288. *Grupen*, Baierscher Oberconsistorialrath 84, 286. *Güntner* in Wien 84, 287. *Gutsehneider* in Nürnberg 84, 287. *Haerlin* in Ulm 84, 286. *Hand* in Jena 84, 287. *Heideloff* in Nürnberg 84, 287. *Hesse* in Rudolstadt 84, 285. *Huschke* in Jena 84. 287. *Jagielsky* in Posen 84, 285. *Kawerau* in Bunzlau 84, 285. *Klemm* in Dresden 84, 283. *Klug* in Berlin 84, 288. *Krukenberg* in Halle 84, 285. *Kühn* in Gielsen 84, 283. *Lehmann* in Marienwerder 84, 288. *Lewitz* in Königsberg 84, 288. *Loehnis* in Aschaffenburg 84, 287. *Lindner* in Dessau 84, 288. *Lommel* in Nürnberg 84, 287. *v. Martius* in München 84, 287. *Melloni* in Paris 84, 288. *Michaud* in Paris 84, 287. *Nüfslein* in Dillingen 84, 288. *Peschier* in Genf 84, 286. *Pflanz* in Rotweil 84, 288. *Probst* in Grätz 84, 287. *Puchta* in Marburg 84, 286. *Purkinge* in Breslau 84, 288. *Remer* in Breslau 84, 287. *Reyscher* in Tübingen 84, 286. *Richter* in Schleusingen 84, 286. *Rückert* in Zittau 84, 287. *Rust* in Berlin 84, 286. *v. Schenk* in München 84, 286. *Schilling* in Bamberg 84, 288. *Schnetz* in Paris 84, 287. *Schnitzer* in Aarau 84, 286. *Schoen* in Breslau 84, 286. *Schwarz* in Jena 84, 287. *Sintenis* in Zerbst 84, 288. *Staudenmaier* in Gielsen 84, 288. *Sturm* in Paris 84, 288. *Wallin* in Upsala 84, 285. *v. Weigel* in Stockholm 84, 286. *Werner* in Zerbst 84, 288. *Whlie* in Petersburg 84, 286. *v. Wiebel* in Berlin 84, 286. *Zander* in Königsberg 84, 288.

Todesfälle.

Ancillon in Berlin (Nekrolog) 81, 257. *Bartels* in Dorpat 27, 229. *Boissard* in Paris 27, 228. *Bisego* in Vicenza 27, 227. *Brettschneider* in Potsdam 27, 230. *Brulliot* in München 27, 226. *Cusenier* in Chateaux-Farine 27, 225. *Daub* in Heidelberg 27, 226. *Debruck* in Potsdam 27, 228. *Delrieu* in Paris 27, 225. *Deneken* in Bremen 27, 230. *Drago* in Spalatro 27, 225. *Dufresne* in Genf 27, 229. *v. Ernsdorfer* in München 27, 228. *Farinelli* in Triest 27, 228. *Gaillard* in Rouen 27, 225. *Gerdessen* in Seidenberg 27, 229. *Gordon* in Bath 27, 225. *Hedenus* in Dresden 27, 230. *u. Hommer* in Trier 27, 226. *Haym s. v. Münchhausen*, Frhr. *Jacquemont* in Paris 27, 226. *Keferstein* in Thorn 27, 226. *Krause* in Weimar 27, 227. *Landvoigt* in Merseburg 27, 229. *Langton* in Warham 27, 225. *Luther* in Neudietendorf 27, 227. *Meilinger* in München 27, 227. *Morice* in Paris 27, 225. *Müller* in Wägeningen 27, 228. *Müller* in Wiesbaden 27, 228. *v. Münchhausen*, Frhr., auf Swedesdorp 27, 228. *Naegeli* in Zürich 27, 229. *Novelli* in Venedig 27, 228. *Persoon* in Paris 27, 226. *Poletti* in Pisa 27, 229. *Quaglio* in München (Nekrolog) 84, 281. *Robino* in Lewisham 27, 225. *Rosen auf Rosenstein* in Brunna 27, 227. *Sacco* in

Mai-

Mailand 27, 229. *Schenk* in Wien 27, 230. *Schultheſs* in Zürich 27, 226. *Seidel* in Marienwerder 27, 227. *Seltenreich* in Dresden 27, 226. *Steenbloch* in Christiania 27, 225. *Tiburtius* in Lübeck 27, 228. *Tobler* in Staefa 27, 230. *Vernet*, Charl., in Paris 27, 227. *Voelker* in Dornburg an der Saale 27, 228.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Paris, Akad. der Wissenschaften, Sitzungen am 13. 20 u. 27sten Febr., abgehandelte Gegenstände 32, 295. — — Sitzungen am 6. 14 u. 27 März und 3. 10. 17 u. 24sten Apr. Verhandlungen 33, 273.

Vermischte Nachrichten.

Archaeolog. Nachrichten Allgemeines 1. Ausgrabungen, 2. Denkmäler, 3. Litteratur 28, 233. 29, 241. — — Ausgrabungen. *Etruskisches* Museum des Vatikans 29, 243. — — Ausgrabungen, Römische 30, 249. — — Denkmälerkunde, *Apulische* 30, 250.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Autoren.

Agassis wird *Buckland's* Geologie u. Mineralogie übersetzt mit Anmerkk. u. Zusätzen herausg. 28, 239. *Hennicke* in Naumburg will von *Spener's* deutschen u. latein. theolog. Bedenken eine neue Ausgabe besorgen 27, 231.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Anhuth in Danzig 27, 229. *Anton* in Halle 27, 231. *Barth* in Leipzig 28, 238. *van Boekeren* in Gröningen 28, 238. *Brockhaus* in Leipzig 31, 263. *Dalp* in Bern 28, 239. *Diehl* in Darmstadt 28, 239. *Franke.* Verlags-Expedit. in Leipzig 33, 20. *Gebauer.* Buchh. in Halle 27, 231. *Gerold.* Buchh. in Wien 28, 237. 29, 248. 30, 255. (223.). *Hochhausen* u. *Fournes* (allgem. Niederländ. Buchh.) in Leipzig 33, 279. *Kirchner* u. *Schwetschke* in Leipzig 28, 240. *Kollmann.* Buchh. in Augsburg 32, 271. *Kümmel* in Halle 27, 231. *Leske* in Darmstadt 28, 240. *Mauke* in Jena 29, 247. *Schnuphase.* Buchh. in Altenburg 33, 279. *Schwetschke* u. Sohn in Halle 27, 231. 28, 238. 33, 280. *Tauchnitz* in Leipzig 31, 263. *Vandenhoeck-Ruprecht.* Buchh. in Göttingen 33, 279. Waisenhausbuchh. in Halle 27, 231.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Halle, *Stieglitz*'sche aus Leipzig u. m. a. 30, 256 (224). 32, 272. — von Büchern in Wernigerode 31, 264.

ANHANG ZUM APRIL-REGISTER.

Todesfälle.

Albrecht in Berlin 20, 172. *Allsop* in Woodhouse 22, 185. *Ariel* in Brescia 20, 169. *Bennet* in London 20, 174. *Bernatowicz* in Lomza 22, 185. *Boothroyd* in Juddersfield 22, 186. *Bowley* in Oxford 22, 188. *Bradby* in Portsea 20, 173. *v. Camerer* in Stuttgart 22, 187. *de Campigneulles* in Douay 20, 171. *Carrel* in Paris 20, 172. *Cave* in York 20, 172. *Chabrol de Crouzol* in Chabannes 22, 188. *Colman* in London 22, 191. *Cornette* in Amiens 22, 187. *Cramer* in Halberstadt 20, 173. *Dairaux* in Paris 22, 187. *Darmaing* in Paris 20, 172. *Demours* in Paris 22, 189. *vi Dresch* in München 22, 191. *Dreist* in Stettin 22, 186. *Dumery* in Brügge 22, 191. *Erbstein* in Dresden 20, 170. *Fain* in Paris 22, 187. *Fink* in Mainz 20, 273. *v. Frank* in Stuttgart 22, 188. *v. Freymann* in Mietau 22, 189. *Friedreich* in Würzburg 22, 185. *Gambart* in Marseille 20, 172. *Gesner* in Ansbach 22, 185. *Goldhorn* in Leipzig 22, 190. *Gomis* in Paris 20, 172. *Grabbe* in Detmold 22, 186. *Gregory* in Edinburg 22, 190. *Guérin* in Obernai 22, 192. *Helmschrott* in Markt Offingen 22, 185. *Henry* in Pendlebury 22, 185. *Herbst* in Tübingen 20, 172. *Héreau* in Paris 20, 171. *Hersberg* in Christiania 22, 187. *Hersleb* in Christiania 22, 185. *Holke* in Leipzig 20, 172. *Hufeland* in Berlin 20, 174. *Jussieu* in Paris 22, 187. *Küchler* in Auma 20, 172. *van der Koot* in Leeuwarden 20, 170. *v. Kurländer* in Wien 22, 186. *Lax* in St. Ibbs 22, 191. *Lechevalier* in Paris 20, 169. *Lemazurier* in Versailles 20, 174. *Lenz* in St. Petersburg 20, 173. *Lherbette* in Paris 22, 190. *Lorenz* in Zwickau 20, 170. *Lottner* in Berlin 20, 169. *Lundh* in Christiania 20, 170. *Mall* in Benedict-Beuern 22, 187. *Marsden* in Leyden 22, 192. *Marshall* jun. in London 22, 191. *Martin* in Paris 22, 189. *Merbeth* in Leipzig 20, 176. *Mérilhou* in Limoges 22, 188. *Mérimée* in Paris 22, 187. *Meyer* in Kalisz 20, 173. *Murphy* in Bussorah 20, 173. *Navier* in Paris 20, 174. *Nostiz u. Jänkendorf* 22, 189. *Ohmes* in Lötzen 22, 192. *Orymus* in Würzburg 22, 186. *Pagès* in Toulouse 22, 188. *v. Parrot* in Mömpelgard 20, 170. *Pencati* in Vicenza 20, 172. *Perowsky* in Warschau 20, 171. *Poelchau* in Berlin 20, 173. *Pond* in Greenwich 22, 186. *Prange* in Halle 22, 189. *Pugge* in Bonn 20, 172. *Rampoldi* in Mailand 20, 174. *Raymund* in Guttenstein 22, 186. *Raynouard* in Passy 22, 191. *Rehberg* in Göttingen 20, 173. *Rienenet* in Paris 20, 171. *Robiano* in Nieuw-Meulen 20, 170. *Roedl* in Wien 20, 170. *de Roujoux* in Paris 22, 188. *Ruperti* in Göttingen 20, 169. *Ryss* in Würzburg 20, 172. *Sacharow* in St. Petersburg 20, 173. *v. Schlegel* in Kopenhagen 20, 171. *Schmauss* in Ansbach 22, 185. *Schrader* in Göttingen 22, 190. *Seidel* in Berlin 20, 169. *Senestrey* in München 20, 174. *Sickler* in Hildburghausen 20, 173. *Sintzel* in Amberg 22, 187. *Smith* in Newton 20, 174. *Stieglitz* in Leipzig 20, 171. *Teotochi-Albrizzi*, Gräfin 22, 188. *Thierry* in Blois 20, 174. *Ticozzi* in Lecco 22, 188. *Watts* in Hampstead 20, 170. *de Wayra* in Altdorf 20, 173. *Weerth* in Detmold 22, 190. *Wendt* in Göttingen 22, 190. *Westendorp* in Losdorp 20, 169. *White* in London 22, 188. *White* in Philadelphia 20, 171. *Wiederspick* in Freysing 22, 191. *Wisnet* in Amberg 22, 190. *Wittmann* in Spainshart 20, 171. *Wolf* in München 22, 191. *Wormes* in Wittstock 20, 176. *Wüstefeld* in Nordheim 22, 188. *Wyld* in London 22, 189. *Zöllner* in Hamburg 20, 169.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

GESCHICHTE DER ALTEN PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Reimer: *Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie* von *Christ. Aug. Brandis.* — *Erster Theil.* 1835. XII u. 548 S. 8. (2 Rthlr. 14 gGr.)

Wer sich mit der Geschichte der alten Philosophie beschäftigt, weifs sich dem Vf. dieses Buches von früher her zu vielfachem Dank verpflichtet. Dieser Gedanke stimmt Ref. zu besonderer Schüchternheit, die noch gesteigert wird durch die Vorstellung, dafs bei der dem Vf. in seltenem Grade eigenen Bescheidenheit man fürchten mufs, selbst durch die Anerkennung und Lob ihm beschwerlich zu werden.

Die Einleitung erörtert den Begriff der Geschichte der Philosophie, den Umfang und die Eigenthümlichkeiten einer Geschichte der *alten* Philosophie und deren Quellen. Trefflich ist gezeigt, wie die Philosophie in steten Wechselbeziehungen zu den übrigen Wissenschaften sowohl als zu der politischen Geschichte stehe, dafs also ihre innere Geschichte, sofern sie die Gründe nachzuweisen habe, stets einer Ergänzung durch ihre äufsere Geschichte bedürfe. Scharf wird eine wahrhaft kritische Geschichte der Philosophie sowohl von der annalistischen Aufzählung der Systeme, als von einer spekulativen Konstruction unterschieden. Diese Kritik wird aber als eine historische bezeichnet, die auf den Beziehungen der Systeme zu einander beruhen müsse, nicht von einem bestimmten Systeme ausgehen dürfe. In diesen Betrachtungen hätte Ref. nur den Begriff der Hemmungen und Rückschritte genauer bestimmt gewünscht, da sie wenigstens häufig nur einseitige Richtungen sind, wie bei den Sophisten und Epikur, die trotz ihrer Einseitigkeit doch zuerst Momente auffafsten, die bis dahin vernachlässigt waren; wie denn die Sophisten zuerst die Forderung erhoben, die Objectivität des Wissens zu erweisen, und Epikur den ersten, wenn auch mifslungenen Versuch machte, gegen die Dialektiker und Pyrrhoniker die Uebereinstimmung des Objectiven und Subjectiven nachzuweisen.

Im Folgenden ist zuerst eine genügende Uebersicht von der Geschichte der Geschichte der Philosophie gegeben, worauf begreiflicher Weise die Kritik bei Benutzung der wenigen uns erhaltenen Werke immer zurückgehen mufs. Auch Ref. pflegt defshalb seinen Vorträgen über Geschichte der Philosophie eine solche Uebersicht voranzuschicken. Er gesteht gern, dafs er von Hn. Professor *Brandis* hie und da an Vollständigkeit übertroffen wurde; doch nimmt er Manches auf, was hier fehlt. Wenn er einige dieser Ergänzungen hier mittheilt, ist er weit entfernt von der Meinung, dem Vf. etwas Neues zu sagen, sondern will nur dem Leser vorlegen, was er bei dieser Gelegenheit mehr zu geben pflegt.

Zweifelhaft mufs freilich die Vermuthung bleiben, dafs sich die ersten historisch-polemischen Versuche, wie er glaubt, beim Diogenes von Apollonia gefunden haben, in dem Theil seiner Schrift, welcher *πρὸς τοὺς φυσιολόγους* bezeichnet wird. Gewifs aber wird es als zweckmäfsig anerkannt werden, bei dem vielgelesenen Cicero auf dessen Abhängigkeit von seinen Quellen aufmerksam zu machen, woraus sich so manche Widersprüche erklären. Wo er selbständig schreibt, ist wohl besonders Klitomachus seine Quelle für Geschichte der Philosophie gewesen. Für das erste Buch *de N. D.* ist jetzt *Phaedrus Epicureus* als seine Quelle anerkannt. Ob das ebenfalls in Herkulanum gefundene Werk des Philodemus *περὶ φιλοσόφων* von ihm benutzt sey, darüber mufs das Urtheil bis zur Herausgabe desselben aufgeschoben werden. Jedenfalls darf dieses jetzt aber einen Platz in solcher Uebersicht erhalten. Wir vermissen sonst noch: Diokles Magnus, dessen Werk *βίοι τῶν φιλοσόφων* mit der *ἐπιδρομὴ τῶν φιλοσόφων* wahrscheinlich einerlei war; Athenodorus von Tarsus, in dessen *περιπάτοι* Manches über Geschichte der Philosophie vorkam; Apollonius von Tyrus, Zeitgenosse des Strabo, dessen *πίναξ τῶν ἀπὸ Ζήνωνος φιλοσόφων καὶ βιβλίων* vielleicht ein früheres Werk fortsetzte, welches Buch nach *Jonsius* Vermuthung *de script. hist. phil. II.* 18. noch in Paris und Oxford handschriftlich vorhanden seyn soll; auch der Platoniker Taurus (*Gell.* XII. 5.) und Jamblichus verdienen vielleicht Erwähnung, wenn man auch den Lukianus nicht als Historiker aufführen darf; neben Stobaeus konnte auch Johannes Damascenus genannt werden, wie neben Hesychius auch Antonius Melissa.

In der Darlegung und Begründung der Perioden findet sich manches Eigenthümliche, und davon ist das Meiste gewifs vortrefflich; doch kann Ref. nicht allem beistimmen; und wenn er auch voraussetzen darf, dafs seine Einwendungen dem Vf. keineswegs neu sind, so kann er doch nicht umhin, einige derselben hier auszusprechen. Die alte Philosophie wird in drei Perioden getheilt: 1) von Thales bis zu den Sophisten, 2) von Sokrates bis Aristoteles, 3) von Zeno und Epikur bis zu den Neuplatonikern. Ob die

sten, wie bisher immer geschehen ist, an das der ersten Periode, oder wie K. Fr. Hermann schlagen hat, an den Anfang der zweiten Perio- stellen sind, wird von der schon berührten Fra- ber Rückschritte und Hemmungen abhängen. der dritte Zeitraum mit Zeno und Epikur be- , wird gewifs immer allgemeinern Beifall fin- je mehr man beachtet, dafs im ersten Zeitraum ik, im zweiten Dialektik, im dritten Ethik den angs- und Zielpunkt bildete. Wenn man nun auch den Unterschied zwischen den Stoikern und ureern einerseits und Plato und Aristoteles an- seits als trefflich bezeichnet anerkennen mufs, heint doch der dieser Unterscheidung eingefügte l, dafs die Ersteren Dialektik und Physik auf thik bezogen; auf einem über die historische k hinausgehenden Gesichtspunkte zu beruhen. es ist doch wohl ein Fortschritt, dafs sie das leln höher achteten als das Wissen, selbst wenn ystematische Einheit darunter gelitten hätte, ob- h, wenn man auch den vom Ref. in seiner Schrift sophiae Chrysippeae Fundamenta versuchten Be- über ihre systematische Anordnung in Bezie- auf die Stoiker, nicht gelten lassen will, der ust aller Schriften aus dieser Zeit wenigstens bestimmtes Urtheil darüber zuläfst. Wir kön- ber auch nicht einmal zugeben, dafs die Stoiker, ureer und neueren Akademiker der Frage nach Princip unserer Erkenntnifs eine untergeordnete e anwiesen, da sie vielmehr diese Frage nach m Dafürhalten tiefer fafsten, wahrscheinlich lafst durch die Einwendungen der Pyrrhoniker, ktiker und Eretriaker. Denn die Untersuchung ler Uebereinstimmung unserer Erkenntnifs mit Dingen, welche von Plato und Aristoteles in die- Sinne noch gar nicht beachtet ward, wurde von zum Ausgangspunkte der Philosophie gemacht, ben auf diese bezogen sich die Streitigkeiten r drei Schulen vorzüglich. Denn wenn selbst toiker nicht über sensualistische Ableitungsver- hinauskamen, so ist dabei nicht zu vernachläs- , dafs sie auch die Gottheit in das Gebiet des erlichen herabzogen; aber in den κοιναὶ ἔννοιαι en λόγοι σπερματικοὶ eine tiefere, den Platoni- Ideen analoge Begründung derselben auf- n.

och weniger aber ist Ref. überzeugt, dafs man dritten Periode die ganze Zeit bis zum Unter- der alten Philosophie als einer Richtung fol- usammenfassen dürfe. Denn wenn die Philo- nach Christi Geburt auch nie wieder die frü- ystematische Vollendung erreicht hat, so ist icht zu verkennen, dafs sie mit dem Erwachen igiösen Bewufstseyns in der Wissenschaft und a Bestreben, dieses als den höchsten Zielpunkt allen und zu begreifen, eine höhere Stufe er- Und so möchten wir gerade hierin das Eigen- he der vierten Periode erkennen, etwa von Philo an, wenn man nicht auf frühere Akademiker und Peripatetiker zurückgehen will, die im ersten Jahrhundert vor Christo schon ganz dieselbe Richtung einschlugen, welche namentlich in der Pseudo-Aristotelischen Schrift περὶ κόσμου vorliegt; oder, weil deren Zeit und Verfasser ungewifs ist, aus *Stobaeus Eclog. Ethic. ed. Heeren* p. 38 und p. 242 entnommen werden kann. Die Versuche, die älteren Systeme herzustellen, sind theils Reactionen, theils durch die neuere Richtung modificirt, die in der eigentlich Neuplatonischen Philosophie, so weit es dem Griechischen Geiste möglich war, ihre höchste Höhe und Vollendung erreichte, in der Philosophie der Kirchenväter ihr Complement hatte, die als Gegensatz zugleich der Anfang einer neuen Entwickelungsweise wurde.

Dafs die Römische Philosophie, als ein Ableger der Griechischen, dieser durchaus untergeordnet sey, wird Niemand in Abrede stellen, sowie die Ausschliefsung der Philosophie der Kirchenväter von der alten schwerlich Widerspruch finden wird.

Die erste Periode beginnt im ersten einleitenden Abschnitt von den theologisch-poetischen Anfängen, die, auf einer gediegenen Kritik neu begründet, die Stelle gewifs mit Recht wieder erhalten, welche ihnen eine Zeitlang wegen der früheren Unkritik genommen war. Das Alter der Orphischen Kosmogonieen ist überzeugend dargethan; ob sie aber in der Gestalt, wie sie hier als alt anerkannt werden, vor Hesiodus zu stellen sind, möchte noch etwas zweifelhaft bleiben. Dafs aber Hesiodus nur ältere Bruchstücke sammelte, macht die Vergleichung der theogonischen Spuren im Homer unzweifelhaft. Diese Vergleichung giebt zugleich das Recht, selbst über Homer hinauszugehen; macht es aber auch wahrscheinlich, dafs die Orphischen Theogonieen wegen der mehr phantastischen Poesie einem nicht Griechischen, wahrscheinlich orientalischen (wenn nicht vielleicht Thrakischen *) Element ihre Entstehung verdanken; also wohl in der ältesten Gestalt, in der wir sie kennen, einer nachhesiodeischen Zeit angehören. — Auf den Einflufs des Orients oder Thraciens hat sich der Vf. absichtlich nicht eingelassen, was ihm bei der grofsen Unsicherheit der Sache eben nicht zu verdenken ist. Doch konnten vielleicht auf diese Weise die alten Hellenischen Elemente ausgesondert und an den Anfang gestellt werden. Orientalisch scheint beim ersten Anblick die Vorstellung des Welt-Eies; allein der Mythos von der Leda, in dem auch eine Kosmogonie stecken möchte, die aber früh historisch umgedeutet ist, hat dieselbe Vorstellung. Für den Phanes aber und dessen Ausschmückung möchte sich schwerlich in der Griechischen Mythologie ein Analogon nachweisen lassen; wie denn auch sein dritter Name Erikageos nicht mit Gewifsheit ursprünglich Griechisch ist; aber der zweite Name Dionysus eher nach Thracien weiset, als nach Phöni-

*) Heller, Demeter und Persephone, Hamburg 1837, p. 44.

nicien oder Aegypten, wenn auch die wunderbare Mischung der Gestalten, sey es mittelbar oder unmittelbar, einen Orientalischen Einfluſs annehmen läſst. Für eine Zeit vor den Jonischen Physiologen aber wird schlagend der schon von Aristoteles hervorgehobene Unterschied zwischen diesen älteren Theologen und den mittleren: Pherecydes, Akusilaos und Epimenides geltend gemacht. So möchten diese Orphischen Kosmogonien derselben Zeit angehören und gleichen Ursprung haben mit den Orphischen Dogmen von der Unseligkeit des Erdenlebens und von den Schicksalen der Seele nach dem Tode, so wie mit der ernsten sittlich-religiösen Lebensansicht, Vorstellungen, die gewiſs nicht in die heroischen Zeiten hinaufreichen, wie auch Hr. Prof. *B.* ausdrücklich anerkennt. Dieser Abschnitt schlieſst nämlich mit der Geschichte der sich entwickelnden sittlichen Ideen von Homer bis Pindar. Hesiod aber bildet eine so nothwendige als deutliche Entwickelungsstufe zwischen beiden.

Wir wollen so fortfahren, und die kurze Angabe des Inhalts mit einigen Bemerkungen begleiten, und zum Schluſs über die Methode im Allgemeinen unsere Ansicht darlegen. — Der *zweite* Abschnitt handelt von der Physiologie der Jonier, die ganz nach Aristoteles in drei Gruppen gebracht werden: 1) die Jonier im engeren Sinne, 2) Anaxagoras, Archelaos, Empedokles und 3) die Atomiker. *Ritters* Unterscheidung in die dynamische und mechanische Erklärungsweise erkennt der Verf. zwar als richtig an, glaubt aber keinen Gebrauch davon machen zu dürfen, weil sie die historisch nachweislichen Wechselbeziehungen gefährden würde. Auch ist Hr. Prof. *B.*, trotz *Ritters* und des Ref. Einwendungen, seiner früheren Ansicht über die Stellung des Empedokles treu geblieben, den er, dem Aristoteles folgend, dem Anaxagoras zugesellte, da *Ritter* und Ref. ihn zu den Eleaten setzten. Allerdings ist die Auctorität eines Aristoteles ein bedeutendes Gewicht; aber derselbe *stellt* ihn auch dem Anaxagoras oft entgegen, und wenn Theophrast ihn mit Parmenides zusammenstellt, so hat er offenbar nicht blos die Form der Darstellung im Auge gehabt. Auf einige frühere, vielleicht nicht genug erwogene Gründe werden wir unten bei Darlegung des Systems kommen.

Sehr gelungen möchten wir die Darstellung des Thales nennen. Auch hier ist ein grundloser Skepticismus einer wohl begründeten Kritik gewichen. Das Wesentliche seiner Lehre ist auf sichere Ueberlieferungen bei Aristoteles, Theophrastus und Eudemus zurückgeführt; deren Gewährsmänner Xenophanes, Heraklitus und Demokritus waren. Ueber manche ihm beigelegte astronomische Ansichten wagt der Vf. sich nicht entscheidend auszusprechen, namentlich ob er das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, die Formel für Berechnung der Sonnenfinsternisse gefunden, und was sonst von seinen astronomischen Ansichten überliefert wird. Vergleichen wir freilich die unvollkommenen Vorstellungen des Anaximander, Anaximenes und Xenophanes und Anderer, so erscheint es kaum glaublich, daſs vor ihnen Thales so vernünftige Ansichten gehabt haben soll, als ihm beigelegt werden. Allein sind nicht noch viel später die Stoiker und andere zu den verkehrtesten Vorstellungen zurückgekehrt, obgleich eben zu ihrer Zeit das ganz Richtige gelehrt worden? Dazu kommt: die Vorhersagung der Sonnenfinsterniſs ist zu beglaubigt, als daſs sie könnte bezweifelt werden. Dazu gehörte aber weiter nichts als Kenntniſs des Cyklus, den er sehr wohl aus Babylon oder Aegypten haben konnte; stand doch Krösus mit Jonien sowohl als mit jenen beiden Ländern in naher Beziehung. Aus Babylon aber und Aegypten, nicht aus eignen Beobachtungen, hatten die Griechen Verzeichnisse der astronomischen Cykeln (*Arist. de coelo* II. 10.). Dazu kommt, daſs die Ueberlieferungen so mit einander übereinstimmen, daſs sie schon dadurch das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, und daſs die dem Thales beigelegte Ansicht auch den Aegyptern zugeschrieben wird. *Diog.* I, 10. Endlich aber spricht eine von den meisten Auslegern miſsverstandene Stelle für die Genauigkeit seiner Ansichten oder die Schärfe seiner Beobachtungen. Beim *Diogenes* I, 24. lesen die Handschriften *πρῶτος δὲ καὶ τὴν ἀπὸ τροπῆς ἐπὶ τροπὴν πάροδον εὗρε καὶ τὸ τοῦ Ἡλίου μέγεθος τοῦ Σεληναίου ἑπτακοσιοστὸν καὶ εἰκοστὸν μέρος ἀπεφήνατο κατά τινας.* Die meisten Herausgeber des Diogenes haben die unsinnige Verbesserung des Menage und Casaubonus aufgenommen *καὶ πρὸς τὸ τοῦ ἡλίου μέγεθος τὸ τοῦ σεληναίου*, und übersetzen *solisque magnitudinem lunarem orbem comparatum septingentesimam et vicesimam illius partem esse primus dixit.* Hier ist *De Canage* dem Sinne nach gewiſs richtige Verbesserung *τοῦ Ζωδιακοῦ* ganz unbeachtet geblieben. Wie leicht konnte *ΣΕΛΗΝΑΙΟΥ* und *ΣΕΛΗΝΙΑΚΟΥ* und *ΖΩΔΙΑΚΟΥ* verwechselt werden? Oder wie? wenn Thales den Zodiakus, den er schwerlich mit diesem Namen bezeichnen konnte, *Σεληναῖον κύκλον* (die Mondsbahn) genannt hatte? Sehr natürlich konnte er die Ekliptik Mondsbahn nennen. Nun nimmt aber bekanntlich die Sonne gerade einen halben Grad, also den 720sten Theil des ganzen Kreises ein. Daſs dieser Kreis gemeint sey, wird auch durch das Vorhergehende bestimmt, wo ihm eben die Entdeckung der *πάροδος ἀπὸ τροπῆς ἐπὶ τροπὴν* beigelegt wird. Hatte er aber solche Beobachtungen gemacht oder kennen gelernt, so ist das Uebrige auch glaublich.

Auf Thales läſst der Vf. den Hippo folgen, obgleich er nicht verkennt, daſs derselbe einer viel späteren Zeit angehöre. Obgleich Aristoteles Beide zusammenstellt, so erkennt auch er die Unzusammengehörigkeit der Zeit nach an. So dürftig die Nachrichten auch sind, so läſst sich doch ziemlich wahrscheinlich machen, daſs er jener Reihe von Naturphilosophen angehört, die wie Diagoras, Kritias, Antiphon recht eigentlich Materialisten waren. Dies hat der Vf. richtig erkannt, ohne ihn aber dahin zu versetzen. Hierin dem Aristoteles zu folgen, der doch

doch keine Geschichte schrieb, scheint uns zu weit gegangen. Gewifs nur wegen seines Atheismus ist er auch Melier genannt, ein Ausdruck, der ja bekanntlich mit ἄθεος gleichbedeutend war. Sonst war allerdings zweifelhaft, ob er Metapontiner oder Rheginer oder Samier war.

So trefflich die Darstellung des Anaximander in eigentlich philosophischer Hinsicht ist, so gesteht der Vf. selbst, dafs es ihm nicht gelungen, völlige Klarheit in sein Weltsystem zu bringen. Wir wollen es in der Kürze versuchen. Zuerst schied sich das Warme nach aufsen der Kugel, das Kalte nach innen. Das Kalte bildete sich zum Erdcylinder, der am Rande von Wasser umflossen ist; das Warme schied sich in Feuer, das nun wie eine Rinde das Ganze umgab. Diese Rinde aber zersprengte sich in einzelne Feuerkreise oder Räder, die von Luft umschlossen worden, und an einem Punkte durch eine Röhre nach innen das Feuer ausströmen, und dies ist das uns erscheinende Gestirn. Der Vf. läfst nach Achilles Tatius das Feuer durch die Nabe, d. h. doch aus dem Mittelpunkt der Räder ausströmen, obgleich sonst ausdrücklich das Feuer nur im Umkreise ἀψὶς angegeben wird, und von dem Kreise die Rede ist, an dem die Sonne sich umdreht.

Die Stelle des Achilles Tatius, die der Vf. zum Grunde legt, ist schwerlich mit den übrigen Berichten in Uebereinstimmung zu bringen; auch bietet sie in sich kein klares Bild, und macht daher alle Erklärung unmöglich. Beginnen wir daher die kurze Darstellung seines astronomischen Systems von den Sternen, so dachte er dieselben wie aufeinandergefitzte Luftkreise, die das in ihrem Umkreise strömende Feuer an einem Punkte desselben ausströmen. So müssen wir ihnen wohl eine gemeinsame Bewegung um ihre Axe, d. i. die Himmelsaxe, leihen. Auf sie folgt der Mond, dann die Planeten, zuletzt die Sonne, die ähnliche Räder bildete, wie oben bemerkt. Da er die Schiefe der Ekliptik zuerst bemerkt haben soll, so kann dies nichts anders heifsen, als dafs er diese Räder in der schiefen Richtung derselben dachte. So lassen sich die scheinbar widersprechenden Nachrichten von dem Lichte des Mondes und der Bewegung der Erde aus der Consequenz des Systems sehr wohl erklären. Der Mond hat bei Anaximander, nach einigen Berichten, eignes Licht, und wird, nach andern, von der Sonne beleuchtet. In der zweiten Beziehung hiefs er ψευδοφανὴς oder ψευδοειδὴς. Es kann daher wohl nur gemeint seyn, dafs das Ausströmen seines Lichtes von der Erleuchtung der Sonne abhängig gedacht wurde, so dafs er dieser Beleuchtung bedurfte, oder vielmehr die durch Verschliefsen erklärten Phasen von dieser Beleuchtung abhingen. So vermochte er denn auch die Finsternisse des Mondes und der Sonne schon ziemlich richtig zu erklären. Die Bewegung, welche er nach Eudemus der Erde beilegt, scheint dem Vf. mit dem Bericht des Aristoteles in Widerspruch; allein die Stelle des Aristoteles genau betrachtet, bestätigt sogar den Bericht des Eudemus, nur mufs man nicht an eine Axumdrehung denken. Aristoteles tadelt nämlich den Anaximander, dafs er nicht ohne Schein eine Bewegung oder vielmehr ein Schwanken des Erdcylinders nach oben und unten oder seitwärts angenommen habe, gewifs um die scheinbar wechselnde Stellung zum Himmels-Aequator und zur Ekliptik zu erklären. Diese Ansicht ausführlicher darzulegen und zu begründen, wird sich vielleicht bald Gelegenheit darbieten. Ist diese Darstellung richtig, so erklärt sich auch, wie Anaximenes bei manchen Abweichungen doch im Ganzen ihm nahe blieb. Die Weltkörper dachte er sich wie erdartige Scheiben, aber nur so grofs, als die Feuer ausströmenden Oeffnungen des Anaximander.

Mit Heraklitus läfst der Vf. eine neue Entwickelungsweise der Jonischen Physiologie beginnen, welcher Empedokles, Anaxagoras, Leukippus und Demokritus, Diogenes von Apollonia und Archelaos angehören, die „durch wissenschaftliche Versuche, aus dem Urgrund die Mannigfaltigkeit der Einzeldinge und Wesen abzuleiten, durch deutlicher bestimmte Anerkennung oder Aufhebung des Unterschiedes zwischen Geist und Stoff, so wie einer weltbildenden Gottheit, sich von den früheren Joniern unterschieden, und alle die Realität der Einzeldinge und ihrer Veränderungen gegen die gleichzeitig sich ausbildende Alleinslehre der Eleaten zu sichern bestrebt waren." Den Joniern ist Heraklit schon früher, gewifs mit Recht, eingereiht; an der Spitze einer neuen Entwickelungsweise im Gegensatz der Eleaten erscheint er hier zuerst, ohne dafs die Unterschiede innerhalb dieser Reihe verkannt werden. Diese Stellung als Uebergangspunkt wird gewifs allgemeine Anerkennung finden, und erklärt zugleich, weshalb man so lange über seine richtige Stellung zweifelhaft war und ihn gewöhnlich als vereinzelte Erscheinung fafste. Auch scheint uns die Stellung des Diogenes und Archelaos trefflich bezeichnet, die in derselben Richtung fortgingen, sich aber zugleich gegen den Dualismus erklärten, also noch einen neuen Gegensatz in sich aufnahmen. Unsre abweichende Ansicht über Empedokles haben wir schon oben bezeichnet; übrigens stimmen wir der neuen Anordnung der Verhältnisse ganz bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

GESCHICHTE DER ALTEN PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Reimer: *Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie* von *Christ. Aug. Brandis* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 96.)

Im Einzelnen bemerken wir über diese Reihe nur noch Folgendes: Trefflich ist gezeigt, wie bei Heraklit die Lehre von den steten Veränderungen der Dinge oder dem Werden die Grundlage bildet, und die scheinbar davon unterschiedene Lehre vom Feuer, als dem Urelemente, genau genommen nur eine andere Darstellung derselben ist, indem er das Feuer gar nicht als Princip der Materie, sondern als Princip der Bewegung, gleichsam als ein erscheinendes Werden selbst gefafst habe. Indem er das Sinnlich-Erscheinende durch Hemmung der Bewegung erklärte, mufste er sich dem Dualismus nähern, indem er in die Umgebung der Welt, den Aether, als reine Bewegung, als höchste Vernunft, als Gott selbst, in die Mitte aber die Erde, als das Starre, setzte; beide Gegensätze sich aber im Menschen vereinigen liefs. Doch ist er weit entfernt ein Dualist zu seyn, da die Gegensätze nur relativ, indem er keine absolute Hemmung, also auch kein absolut Starres annahm. Wenn nun unzweifelhaft das die Welt umgebende Göttliche als Bewufstes zu denken ist, da ja eben der gröfsere oder geringere Grad des Bewufstseins im Menschen von der Verbindung mit demselben abhängt, so müfste der Philosoph sich eine kaum glaubliche Inconsequenz haben zu Schulden kommen lassen, wenn ihm der letzte Grund der Erscheinungen nur „schlechthinnige" Vorherbestimmtheit gewesen wäre, die sich im ewigen Gegenlaufe der Dinge und seinen Verhältnissen oder Gesetzen zu erkennen gäbe. Zwar wird die Freiheit mit Recht von dieser Vorherbestimmung ausgeschlossen, aber nur sofern sie noch gar nicht in Frage gekommen war; dagegen war das Bewufstsein wohl ausdrücklich in diese Vorherbestimmtheit aufzunehmen, wenn dies auch in den uns aufbewahrten Definitionen nicht unmittelbar liegt; denn theils folgt es aus der ganzen Lehre, theils liegt es schon in der Personification der Hauptbegriffe *Ἀνάγκη* und *Εἱμαρμένη*. Vermissen läfst auch der Verf. diesen Begriff nicht ganz, da er zum Schlufs das ganze System „die Lehre vom ewigen stetigen Werden durch Voraussetzung eines „*Weltbewufstseins*" als dem Heraklit eigenthümlich bezeichnet.

Unsere Abweichung von der Auffassung des Empedokleischen Systems können wir im Allgemeinen so bezeichnen: Wenn Hrn. Prof. *Brandis* Darstellung richtig und vollständig ist, so mufs Empedokles die ihm angewiesene Stellung behaupten; lassen sich aber gegründete Einwendungen dagegen erheben, so ist mit dem wahren Gehalt des Systems auch die Stellung zu verändern. Es kommt dabei vorzüglich auf die Frage an, ob Empedokles, wie Hr. Prof. *B.* sich die Sache denkt, die *ganze* Welt bald in dem *Zustande* weilend, wie wir sie finden, so dafs Streit und Eintracht mit einander kämpfen, bald in den Sphairos, wo allein die Eintracht waltet, in der die vier Elemente in eine gleichartige Mischung aufgelös't sind, zurückkehrend vorgestellt habe, oder ob dieser Wechsel nur theilweise und zwar in der Mitte des Sphairos vor sich gehe, der übrige und zwar hauptsächlichste Theil desselben, der dann vorzugsweise Sphairos genannt wird, unveränderlich in sich ewig bleibe, aber nach eben so ewigen Gesetzen um jenen immer wechselnden Theil sich drehe. Dieses nun ist unsre Ansicht, die wir schon früher (in den historisch-philologischen Studien des Hamburgischen Gymnasiums) als Thesis aufgestellt haben, und nun so weit es im beschränkten Raume einer Beurtheilung möglich ist, zu beweisen haben.

Allerdings hat Hrn. Prof. *B.* Ansicht ausdrückliche Zeugnisse des Alterthums für sich, wie die p. 205 angeführten Stellen des Pseudo-Origenes und Clemens Alexandrinus; allein eben diesen Berichten konnte auch er nur eine relative Richtigkeit einräumen, da nach denselben Empedokles die Welt aus Feuer hervorgehen und in Feuer zurückgehen liefs, was jedenfalls unrichtig. Wir müssen unsern Beweis auf erhaltene Verse und die Berichte des Plato und Aristoteles zurückführen. Sollte uns dieser Beweis auch gelingen, so mufs im Voraus bemerkt werden, dafs die bekämpfte Ansicht dabei immer ihren Werth behält; aber auf die *Sinnenwelt* des Empedokles zu beschränken ist. Wir nennen den dem Wechsel unterworfenen Theil der Welt der Kürze halber Sinnenwelt, zum Unterschiede von dem Theil des Sphairos, der ewig und unveränderlich ist, den wir vorläufig die übersinnliche Welt nennen wollen. Es ist kaum nöthig, auf die kritischen und exegetischen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die besonders die Empedokleischen Bruchstücke darbieten; aber nicht unbemerkt lassen wir, dafs unser Versuch auf Kritik und einer davon abhängigen Erklärung einiger Verse, welche bisher nicht die ihnen zukommende Beachtung gefunden haben, begründet ist. Damit ist zugleich die Erklärung gegeben, warum die bisherigen Darstellungen der Empedokleischen

schen Philosophie alle, selbst die, welche das Richtige [illegible] ungetrübt ausfallen mussten. Gewifs dürfen wir bei der Schwierigkeit der Sache für den Fall, dafs unsere zum Theil neue Erklärung den Beifall der Sachkundigen nicht erlangen sollte, ihre Nachsicht in Anspruch nehmen. Die Verse, welche vorzüglich in Betracht kommen, stehen *Empedoclis et Parmenidis fragm. ex eod. Taur. rest. ab Amadeo Peyron. Lipsiae* 1810 p. 53 v. 1—15, von welchen v. 2—13 den Versen 136—148 bei *Sturz* entsprechen. Wir setzen sie nach dem Ergebnifs unserer Kritik her, fügen aber die wichtigsten Varianten hinzu, damit Jeder selbst urtheilen könne:

Αὖτὰρ ἐγὼ παλίνορσος ἐλεύσομαι ἐς πόρον ὕμνων,
τὸν πρόσθεν κατέλεξα, λόγῳ λόγον ἐποχετεύων
κεῖνον· Ἐπεὶ Νεῖκος μὲν ἐνέρτατον ἵκετο βένθος
δίνης, ἐν δὲ μέσῃ Φιλότης στροφαδὶ γεγένηται,
ἐν τῇ δὴ τάδε πάντα συνερχεται, ἓν μόνον εἶναι,
οὐκ ἄφαρ, ἀλλὰ θέλημα συνιστάμεν' ἄλλοθεν ἄλλα.
τῶν δέ τε μισγομένων χεῖτ' ἔθνεα μυρία θνητῶν.
πολλὰ δ' ἄμικτ' ἔστηκε κερασσομένοισιν ἐναλλάξ,
ὅσσ' ἔτι Νεῖκος ἔρυκε μετάρσιον· οὐ γὰρ ἀμεμφέως
πάμπαν ἐξέστηκεν ἐπ' ἔσχατα τέρματα κύκλου,
ἀλλὰ τὰ μὲν ἐνέμιμνε μελέων, τὰ δὲ τέξεβεβλήκει.
Ὅσσον δ' αἰὲν ὑπεκπροθέοι, τόσον αἰὲν ἐπήει
ἠπιόφρων Φιλότητος ἀμεμφέως ἄμβροτος ὁρμή.
Αἶψα δὲ θνήτ' ἔφυοντο, τὰ πρὶν μάθον ἀθάνατ' εἶναι,
ζωρά τε τὰ πρὶν ἄκρητα, διαλλάξαντα κελεύθους.

In der kritischen Begründung beschränken wir uns auf das, was von *Sturz* und *Peyron* abweicht.

v. 2. Die Handschriften bieten *ὑποχετεύων* und *ἐπιχετεύων*; da ersteres sonst nicht vorkommt, ergab sich aus dem zweiten, das gar kein Wort ist, leicht *ἐποχετεύων*.

v. 4. *στροφάλιγγι γένηται* ist durchaus gegen alle Grammatik; leicht ist die Verbesserung *στροφαδὶ γεγένηται*, denn *δ*, *λ* und *γ* werden oft verwechselt, *δὶ* ist durch die Arsis lang.

v. 6. *θέλιμνα*. Die Handschriften haben hier *θέλιμνα* und *ἐθέλημα*, dagegen v. 73 alle *θέλιμνα*. *Phavorinus* hat *ἐθέλυνα*, das er *πυκνὰ* erklärt.

v. 8. Könnte man auch *ἄμικτ'* lesen, (der *Cod. Taur.* hat *ἀματ'*) nach der Analogie von *ἔκμακτα* v. 133; doch ist der Sinn derselbe.

v. 10. *πάμπαν* für *πω πᾶν* oder *τὸ πᾶν*.

Die ganze Stelle nun übersetze ich:

Aber von Neuem beginn ich die Pfade der Lieder durchwandernd,
Welche ich früher gesungen, die Red' ableitend von jener
Früheren Rede: Wenn Hafs zur untersten Tiefe des Wirbels
Ist nun gekommen, verharrt inmitten des Kreisels die Liebe.
Und es verbinden in dieser die Dinge sich alle zu Einem,
Aber getrennt nicht, sondern vereinigt an anderen Orten
Aber vermischen sie sich, so entströmen vergängliche Schaaren:
Vieles jedoch dem Gemisch gegenüber verharrete mischlos,
Was abwehrte den Hafs, hoch schwebend; denn nimmer ist gänzlich
Vor er gedrungen durchaus bis zur äufsersten Grenze des Kreises;
Sondern es bleiben der Gliedar noch manche, doch andere stürzten.
Was ihm auf ewig entschlüpfet, zu dem tritt immer und ewig
Milde gesinnt fühllos unsterbliches Streben der Liebe.
Plötzlich jedoch ist sterblich geworden, was früher unsterblich,
Unrein wurde, was sonst ganz rein, sie vertauschten die Pfade.

In diesen Versen scheint unzweifelhaft ausgesprochen, dafs ein Theil des Sphairos nie vom Wandel ergriffen wird, und dafs, wo das Wandelbare sich berührt, ein Kreislauf von Wesen ist, denen es verstattet beim Wandellosen zu bleiben, wenn sie Kraft genug haben; die aber beim Mangel an Kraft in den Kreis des Wandels herabstürzen, wie es Plato im Phädrus weiter ausgeführt hat. Hier ist zuerst die Ansicht zu beseitigen, dafs der Hafs (*Νεῖκος*) von dem Umfang der Kugel ins Innere eingedrungen sey, wie Hr. Prof. *B.* p. 200 annimmt, für welche Ansicht besonders Met. B p. 54 zu sprechen scheint: *ὅταν γὰρ συνέλθῃ [πάντα] τότε ἔσχατον ἵστατο νεῖκος*, wo aber offenbar die Mitte der Kugel gemeint ist, wohin nach v. 3 und 4 der Hafs verbannt wird, wenn Alles in Liebe zusammenfliefst. Eben diese Stelle nöthigt, v. 3 auf Vereinigung aller Dinge zu einem Ganzen zu beziehen. Dann bildet v. 7 *τῶν δέ τε* einen Gegensatz davon, und beginnt die Darstellung, wenn der Streit zur Herrschaft kommt, die man gewöhnlich schon v. 3 beginnen läfst. Wenn v. 4 die Liebe *ἐν μέσῃ στροφαδὶ* seiend angegeben wird, so kann das nur die Grenze zwischen dem Wandelbaren und Unwandelbaren oder der nun entstehenden Sinnenwelt und der übersinnlichen bezeichnen. Diese Ansicht wird nun erstlich schon dadurch bestätigt, das es heifst *Aristot. de Anima* I, 5, 10: *συμβαίνει δ' Ἐμπεδοκλεῖ γε καὶ ἀφρονέστατον εἶναι τὸν θεόν· μόνος γὰρ τῶν στοιχείων ἓν οὐ γνωριεῖ τὸ νεῖκος τὰ δὲ θνητὰ πάντα.* cf. Met. II. 4. p. 53 Br. und die Commentatoren bei *Sturz* p. 238 und 287. Wird nämlich, wie auch Hr. Prof. *B.* annimmt, der ganze Sphairos, der hier unter Gott verstanden wird, verwandelt in die Welt, so würde Gott ja untergehen, also auch den Hafs kennen lernen, was Empedokles eben leugnete. Da nun der Streit bis in die unterste Tiefe drang, mufs Empedokles, wie die meisten griechischen Philosophen, das Umgebende für den wandellosen Sphairos oder Gott gehalten haben. Dies stellt Hr. Prof. *B.* keineswegs in Abrede, lehrt es vielmehr ausdrücklich s. 209 mit folgenden Worten: „Ein Umgebendes reiner Urstoffe nahm Empedokles in Uebereinstimmung mit den älteren Joniern an, wenn er lehrte, nur ein kleiner Theil des Alls sey die Welt, das Uebrige träger Stoff; und konnte ganz wohl auch diesem Umgebenden, gleichwie dem Sphairos, vorzügliche Reinheit beilegen." Dabei beruft er sich aufser unserer Stelle auf Plut. Plac. I. 5. *Ἐμπεδοκλῆς κόσμον μὲν ἕνα, οὐ μέντοι τὸ πᾶν εἶναι τὸν κόσμον, ἀλλὰ ὀλίγον τι τοῦ παντὸς μέρος, τὸ δὲ λοιπὸν ἀρχὴν εἶναι,*

γαι, wo Stobäus ἀργὴν εἶναι τὴν ὕλην. Wenn auch diese Stelle richtig hierauf bezogen, so läfst sie sich, wenigstens nach der Lesart des Stobäus, welcher Hr. Prof. *B.* folgt, nicht wohl mit den übrigen Ueberlieferungen vereinigen, die den Sphairos, zu dem doch diese Umgebung gehört, durchaus nicht als träge Materie, sondern als einen vollkommneren Zustand schildern. Dieser Bericht mufs also auf falscher Interpretation Empedokleischer Verse beruhen. Wie der Verf. diese Widersprüche *ganz wohl* vereinigen konnte, ist uns durchaus nicht klar. Es ist uns nicht recht begreiflich, wie hiemit nicht, was vom bleibenden Theil des Sphairos, von der ewigen Herrschaft der Liebe und Gott gemeldet wird, verbunden worden ist. Wir kommen auf jenen mittleren Ort an der Grenze der übersinnlichen und sinnlichen Welt, worauf v. 11, 14 und 15 gehen. Nur da kann der Ort der Dämonen seyn, von denen es v. 4—7 bei *Sturz* heifst:

εὖ τέ τις ἀμπλακίῃσι φόνῳ φίλα γυῖα μιήνῃ
δαίμων, ὅττε μακραίωνος λελάχασι βίοιο
τρὶς μιν μυρίας ὥρας ἀπὸ μακάρων ἀλάλησθαι.

und im Gegensatz davon v. 9, 19. 20

ἠλύθομεν τόδ' ὄπ' ἄντρον ὑπόστεγον
ἔνθα φόνος τε κότος τε καὶ ἄλλων ἔθνεα κηρῶν
Ἄτης ἂν λειμῶνα κατὰ σκότον ἠλάσκουσιν.

Schwerlich findet sich in Pythagorischen Fragmenten ein so klares Vorbild zu Plato's Phädros. Es ist uns unbegreiflich, wie Hr. Prof. *B.* diese Stellen ohne weitere Erklärung blofs p. 220 und 229 auf die Seelenwanderung beziehen konnte. Freilich kommt er p. 330 auf diese Verbindung zurück, ohne aber die Uebereinstimmung mit der früheren Darstellung auch nur anzudeuten. Man kann zwar sagen, und darauf beruht die bekämpfte Ansicht, alle Jonier haben ein solches περίεχον angenommen, ohne dafs sie deshalb den Eleaten ähnlich sind. Und allerdings haben auch viele der alten Berichterstatter die Sache so angesehen; allein Aristoteles stellt ihn nicht, wie er dann hätte thun müssen, neben Anaximander, Anaximenes und Heraklit, sondern neben Anaxagoras; aber nicht diese übersinnliche Welt, sondern Liebe und Hafs mit dessen νοῦς vergleichend. Wodurch weicht diese übersinnliche Welt aber dann ab von dem gewöhnlichen περίεχον der alten Jonier? Dieses Periechon ist ein Ueberbleibsel des einfachen Urstoffs, einfach an sich und mit göttlicher Kraft begabt, sich zu gestalten und seiner selbst bewufst zu werden. Beim Empedokles ist er an sich mannigfaltig, aber durch Liebe in sich ewig verbunden, seiner Seligkeit sich bewufst, und in sich selbst kreisend. Aber, wendet Hr. Prof. *B.* p. 227 ein: „den Begriff einer weltbildenden Intelligenz hat Empedokles eben so wenig wie Heraklit festgestellt;" das geben wir zu, es folgt schon aus dem Begriff der Ewigkeit der Welt, aber diese Welt in ihrer Ewigkeit ist Gott selbst, wie bei den Eleaten. „Aber," heifst es weiter, „es beschränkt sich die göttliche Wirksamkeit auf das Vergängliche, Wandelbare;" allerdings so weit vom Schaffen die Rede ist, dies bezieht sich seiner Natur nach nur auf die wandelbare Sinnenwelt. Wenn die göttliche Wirksamkeit auch auf diesem Gebiete der Nothwendigkeit unterworfen ist, so ist das doch immer nur relativ, wie bei der 30000jährigen Wanderung der gefallenen Dämonen. Wir können nun auch nicht zugeben, dafs die Verse von einem seligen Leben voller Heiligkeit auf einen vollkommenen weltlichen Zustand zu beziehen seyen, wie p. 208 angenommen wird; sondern auf den Sphairos; aber eben nur auf jene übersinnliche, ewige Welt, die nie den Wechsel unterworfen ist, im Gegensatz der Sinnenwelt, wo Zeus, Poseidon (als Elemente), Ares und Kydoimos (als besondere Gestaltungen des Hasses) ihren Sitz haben, gewifs auch in der Periode ihrer Einheit. Dort oben in der eigentlichen Götterwelt wird in diesen Versen (v. 305—314 *Sturz*) die Kypris als herrschend gedacht. Darauf bezieht sich die Schilderung der höheren Götter, unter denen er nach Pythagorischer Weise besonders Apollo ausgezeichnet zu haben scheint nach *Ammon. de interpretatione* c. 4. p. 549, alle Verse bei *Sturz* von 259—304. Dafs diese nicht auf das weltliche Leben bezogen werden können, wie Hr. Prof. *B.* meint, ergiebt sich schon aus dem Vorkommen dieser Verse im dritten Buche, das von den Göttern handelte. Dafür spricht auch die Stelle in den Katharmen, nach der die Frommen zuletzt in dieses selige Leben der Götter *auf ewig* versetzt werden. In der Sinnenwelt würde es ja vorübergehend seyn. cf. Clem. Alex. Strom. V. p. 607, V. p. 534; hier p. 230 angeführt. Auf eine ganz eigenthümliche Weise werden ganz andere Götter in die beharrliche und wechselnde Welt gesetzt. In diese Scheidung mufs nun auch die astronomische Ansicht passen. Leider sind die Bruchstücke dürftig und zerrissen: doch läfst sich mit einiger Wahrscheinlichkeit darthun, dafs er den Aufenthalt der ewigen Götter Olympus, und den Raum zwischen dem Olympus und der Welt des Wechsels (wahrscheinlich der sublunarischen) Uranus genannt habe. An der Grenze des Sphairos, und das kann nirgends anders seyn, als im Uranus, befinden sich (*Plut. de exil.* bei *Sturz* p. 448 u. f.) niedere Dämonen, die des Falles fähig sind. Dies Alles konnte wohl die Neuplatoniker, namentlich Simplicius, veranlassen, hierin den Gegensatz einer idealen und Sinnen-Welt zu finden, obgleich sie offenbar dieselbe nicht in diesem Gegensatz, sondern in dem Wechsel der Trennung und Wiedervereinigung der unteren Sinnenwelt finden, indem sie der Götterwelt ähnliche oder nahestehende Wiedervereinigung für das ideale Vorbild nahmen. Auch der Verf. kommt mit Recht auf eine ähnliche Ansicht p. 223. Jedenfalls steht Empedokles doch den Eleaten und Pythagoräern darin näher, dafs dieser *vollkommene Zustand der ursprüngliche und bleibende*, die Sinnenwelt ein Abfall, eine Unvollkommenheit, während den Joniern die ursprüngliche Einheit des Urstoffes ein Chaos, ein Anfang war, aus dem

dem sich die Welt als das Vollkommnere entwickelte, und eben darin steht Anaxagoras auf der Seite der Jonier, und unmöglich kann Empedokles ihm in dieser Hinsicht beigesellt werden. Schon dieser eine Punkt reicht hin, Empedokles auf die Seite der Eleaten zu setzen. Hr. Prof. *B.* meint freilich p. 214, dafs er offenbar einen Fortschritt vom Unvollkommnen zum Vollkommnen annähme; aber theils ist dies auf die Sinnenwelt zu beschränken, theils ist es, genau genommen, kein Fortschritt, sondern eine Rückkehr zur ursprünglichen Vollkommenheit. Wenn Aristoteles beide oft zusammen nennt, so hat dies seinen natürlichen Grund in der Unterscheidung der Principien für die Materie und für die Ordnung, und wenn er ihn hinter Anaxagoras zurücksetzt, so hat das darin seinen hinreichenden Grund, dafs Empedokles für die Ordnung zwei Principien hatte, Anaxagoras nur eins. Aber in Beziehung auf das Princip der Ordnung stellt er auch Parmenides in dieselbe Reihe Met. p. 13 ed. Br. Wo er aber ausführlicher den Empedokles kritisirt Met. II. p. 53. 54 macht er ihm eben den Vorwurf, dafs er den Gegensatz des Vergänglichen und Unvergänglichen nicht weiter begründet, als durch eine leere Nothwendigkeit, da beide aus denselben vier Elementen bestänben, welchen Gegensatz er übrigens p. 11 und 14 gar nicht zu berücksichtigen scheint. Dieser Gegensatz aber ist es, worauf wieder der Unterschied zwischen ihm und den Joniern zurückgeführt werden mufs. Die Jonier halten das *περίεχον* zwar für göttlich, ohne dasselbe nur als nothwendig ewig in bestimmten Gegensatz gegen die sich aus demselben Stoff bildende Welt zu fassen: meistens ward es in die Weltbildung eingehend und sich wiederum von den Ausdünstungen herstellend gedacht. Beim Empedokles ist diese Götterwelt bestimmt individualisirt, als ein ewig seliger Zustand der dort zwar auch kreisenden, aber zu einander in demselben Verhältnisse bleibenden Götter gedacht. Diese Vorstellungsweise erinnert zwar an manche Ueberlieferungen von den Pythagoräern, allein da von diesen nie ein ähnlicher Wechsel der sublunarischen Welt, sondern nur eine Unvollkommenheit angenommen ward, so ist Empedokles, bei dem ohnehin die Zahlenlehre zurücktritt, als eine Fortbildung der Eleatischen Philosophie anzusehen, obgleich er in anderer Rücksicht dem Anaxagoras näher steht. Nur würden wir dann nicht Empedokles und Anaxagoras vor Diogenes und Archelaos eingeschoben, sondern zuletzt vor die Sophisten gesetzt haben. Sie hätten dort vielleicht an ähnlichern Denkern, die vom Pythagoräismus ausgehend der Jonischen Schule sich näherten, wie ein Alkmäon, Hippasus, Hippokrates oder Oenopides von Chios, Genossen gefunden, welche alle zwischen den Joniern und Atomisten einerseits und den Pythagoräern und Eleaten andererseits verschiedene Vermittelungsversuche machten. Wie sehr übrigens Empedokles gerade in die Entwickelung der Eleatischen Philosophie eingriff, zeigt sich auch darin, dafs Zeno und Melissos seine Physik fast unverändert annahmen. Auch in der Annahme einer doppelten und in der Verwerfung der sinnlichen Erkenntnifs steht Empedokles den Eleaten gleich.

Wie überall, so mufs auch beim Anaxagoras lobend anerkannt werden, wie seine Lehre von dem Einflufs der verschiedenen bis dahin hervorgetretenen Systeme modificirt worden sey, so namentlich, dafs Anaxagoras durch Eleatische Beweisführung veranlafst sey, die Undenkbarkeit des Werdens und Vergehens anzuerkennen. Wenn der Verf. aber das uranfängliche Chaos, die Homöomerien des Anaxagoras „von unendlichen Aether oder der Luft eingeschlossen" sein läfst p. 239, so scheint uns das in dem p. 243 angeführten Fragment nicht zu liegen, vielmehr mit dem System in Widerspruch zu seyn, sofern dieser Aether etwas anderes seyn soll als die Homöomerien selbst, weil dadurch die Gleichartigkeit der Mischung aufgehoben seyn würde. Es heifst *καὶ πάντων ὁμοῦ ἐόντων οὐδὲν ἔνδηλον ἦν ὑπὸ σμικροτῆτος· πάντα γὰρ ἀὴρ τε καὶ αἰθὴρ κατεῖχεν, ἀμφότερα ἄπειρα ἐόντα· ταῦτα γὰρ μέγιστα ἐνεστιν ἐν τοῖσι σύμπασι καὶ πλήθει καὶ μεγάθεϊ.* Alle drei Sätze erklären einander und sagen dasselbe aus: 1) da alles zusammen und durch einander war, war nichts sichtbar wegen der Kleinheit; denn 2) Luft und Aether, die beide unendlich sind, nahmen alles ein, d. h. dieses Zusammen oder Durcheinander nahm sich aus wie Luft und Aether, war ebenso unbegrenzt wie diese; denn 3) diese sind noch jetzt, nachdem die Welt sich gebildet, unter allem an Menge und Gröfse die gröfsesten, darum verlor sich das Uebrige gleichmäfsig in diese unendliche Luft und den unendlichen Aether aufgelös't, so dafs alles nur das Ansehen von Luft und Aether, d. h. wie von einem Luftnebel, hatte. Doch dieses Mifsverständnifs hat auf die treffliche Darstellung des Systems weiter keinen Einflufs gehabt.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

GESCHICHTE DER ALTEN PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Reimer: *Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie* von *Christ. Aug. Brandis* u. s. w.

(Beschluss von Nr. 97.)

Wenn der Verf. S. 261 zu dem Satze: „Ueber den Unterschied von Planeten und Fixsternen scheint er wenig Eigenthümliches gelehrt zu haben," die Anmerkung (ee) macht: „Auch der spätere Demokrit hatte Zahl und Namen der Planeten noch nicht festgestellt *Senec. N. Q. VII*, 3," worin er *Schaubach* folgt, auf den er sich auch beruft, so können wir das nicht als richtig anerkennen. Denn, um von Thales und Pythagoras nicht zu reden, von denen wir nur höchst unsichere Ueberlieferungen haben, hat der Vf. selbst doch das Zeugniss des Eudemos S. 136 gelten lassen, dass schon Anaximander die Entfernung der Gestirne zu bestimmen suchte, was doch nicht blos auf Sonne und Mond, sondern auch auf die Planeten bezogen werden muss. Denn ausdrücklich heisst *Simpl. ad Arist. de Coelo II. f.* 115, *d.* ἐκεῖ γὰρ περὶ τῆς τάξεως τῶν πλανητῶν καὶ περὶ τῶν μεγεθῶν καὶ ἀποστημάτων ἀποδίδωται τῷ Ἀναξιμάνδρῳ, πρώτῳ λόγον περὶ μεγεθῶν καὶ διαστημάτων εὑρόντι, ὡς Εὔδημος ἐξηγεῖται, τὴν τῆς θέσεως τάξιν· εἰς τοὺς Πυθαγορείους ἀναφέρων πρώτους. Damit stimmt Plutarchs Bericht, dass er die Planeten der Erde zunächst gestellt habe *Plac. II.* 15, 3. Hatten doch schon Parmenides oder nach Andern Pythagoras den Morgenstern und Abendstern für denselben erkannt *Simon. Karsten Parmen. Reliqq.* p. 249. Noch sicherer ist ja die Lehre von den zehn Sphären der Pythagoreer, welche die Unterscheidung der fünf Planeten unzweifelhaft voraussetzten, wie beim Philolaos sich gewiss fünf Planeten anerkannt finden. *Boeckh* S. 94 und 100. Was ist aber mit der Stelle des *Seneca* anzufangen, die zu diesem Missverständniss Veranlassung gegeben hat, wo es heisst: *Democritus quoque, subtilissimus antiquorum omnium, suspicari ait se, plures stellas esse, quae currant; sed nec numerum illarum posuit nec nomina, nondum comprehensis quinque siderum cursibus. Eudoxus primus ab Aegypto hos motus in Graeciam transtulit.* Mir scheint, unter den *plures stellas* sind die unsichtbaren brennenden Körper zu verstehen, die mehr als die fünf d. h. ausser den fünf Planeten, um die Erde fliegend gedacht wurden, weil mitunter solche herabfallen gesehen wurden (die Sternschnuppen oder gar die Meteorsteine). Ja es wird dem Anaxagoras sowohl als dem Demokritus ausdrücklich die Kenntniss der fünf Planeten zugeschrieben. *Olymp. in Arist. Meteor.* p. 129. *Ἀναξαγόρας μὲν ὁ Κλαζομένιος καὶ Δημόκριτος ὁ Ἀβδηρίτης τὸν κομήτην ἔφασαν εἶναι σύνοδον τῶν πέντε πλανωμένων*, wo man vergeblich versuchen wird die Zahl wegzuinterpretiren. Was soll denn nun heissen *nondum comprehensis quinque siderum cursibus*, offenbar nichts als: da noch nicht einmal die Bewegungen (d. h. nach ihrem Gesetz) der fünf Planeten begriffen waren. So stimmt alles trefflich überein; denn die Zeitbestimmungen der Planetenbahnen brachte zuerst Eudoxus. Wie genau übrigens Anaxagoras beobachtet hat, davon liefert ein Bruchstück den Beweis, das von allen Sammlern übersehen ist. Es findet sich in dem nur Arabisch erhaltenen Commentar des Galen zu Hippokrates Schrift *de aëre, locis et aquis*, und lautet nach der Lateinischen Uebersetzung des *Moses Alatenus* in der Lat. Ausgabe des Hippokrates *Venet. ap. Iuntam* 1609. *Fol. I. sec. class.* p. 6: *De hoc autem (adscensu et descensu astrorum) multa retulit Anaxagoras inquiens, Cane adscendente messem, descendente vero terrae cultum homines exordiri; subditque Canem quadraginta diebus totidemque noctibus occultari. Verum autem est, Canem his quadraginta diebus duntaxat abscondi. Dein vero vespere nonnunquam circa solis occasum, quandoque vero per duas vel tres horas post eius occasum manifestius efficitur. Apparebit autem post aequinoctium memoratum. Si autem Sol occidat, obscuriorque nox extiterit, perspicua visione apparebit totoque die ab occidentali horizonte occultabitur. Transacto autem aequinoctio debili visione apparebit: dein occidet nec ullo modo videbitur, quandoquidem occidit cum solis occasu, antequam ad perfectam obscuritatem accedat ob exilem quandam stellam, quae inter ipsum ac visus radios interponitur, cuius occasione in multis ex quadraginta noctibus (quemadmodum doctissimus retulit Anaxagoras) non apparet, nec delegitur.* Was auch in diesem Bruchstücke bei der Uebertragung ins Arabische und durch Vermittelung des Ebräischen in's Lateinische entstellt seyn mag, so unbestimmt es bleiben muss, was dem Anaxagoras und was dem Galen gehört, so ersehen wir doch daraus, dass Anaxagoras sehr in's Einzelne eingegangen ist. Ein anderes Fragment über die Salzigkeit des Meeres hat bereits *Simon Karsten ad Xenoph. Reliq. p.* 160 aus *Alex. Aphrod. in meteor. Arist. Ald.* 1527 *f.* 91 b nachgetragen; es beweis't ebenfalls die Genauigkeit seiner Untersuchungen.

Im folgenden werden die Systeme des Diogenes und Archelaos, welche auf die Annahme eines Geist und Stoff in sich vereinigenden Urwesens zurückkehr-

ten, und die Atomistik des Leukippos und Demokritus, welche die Thätigkeiten des Geistes auf Bewegungen des Stoffes zurückführten, aus dem Bestreben erklärt, den Widersprüchen des Dualismus auszuweichen. Mit Recht, wie Ref. scheint, hat der Vf. den Atomistikern eine gröfsere Bedeutung beigelegt, und diesen auch gröfsere Aufmerksamkeit geschenkt als Ritter, dessen grofse Verdienste um die Wissenschaft übrigens der Verf. überall sowohl als Ref. gebührend anerkennt.

Auch in der Darstellung der eleatischen Philosophie hat der Vf. seine eben hierin schon früher bekannte Meisterschaft bewährt. In Rücksicht auf Parmenides ist zu bedauern, dafs nicht die neueste Bearbeitung seiner Ueberbleibsel durch Simon Karsten benutzt werden konnte. Wenigstens würden manche Bruchstücke dann in einer mehr kritischen Gestalt mitgetheilt worden seyn, wie viel auch *der* zu wünschen übrig läfst, wie z. B.

v. 95. εὑρήσεις τὸ νοεῖν· οὐδὲν γὰρ ἐστιν ἢ ἔσται
ἄλλο πάρεξ τοῦ ἐόντος· ἐπεὶ τό γε μοῖρ' ἐπέδησεν
οἷον ἀκίνητον τελέθειν τῷ πάντ' ὄνομ' εἶναι
ὅσσα βροτοὶ κατέθεντο πεποιθότες εἶναι.

wo v. 95 wohl zu lesen οὐδὲν γὰρ ὃν ἔστιν ἢ ἔσται, und v. 97 für οἷον – τῷ παντὶ etc. zu lesen ὀλοιπόντων μόνον εἶναι. Doch so ins Einzelne gehende Kritik würde zu weit führen, und Ref. begnügt sich, über Melissus einige Bemerkungen hinzuzufügen. Wir sind nämlich der Ansicht, dafs der Vf. ganz das Richtige gesehen hat, wenn er S. 494 bemerkt:

„Wie entschieden auch Melissus die Undenkbarkeit des Werdens und eines mannigfaltigen veränderlichen Seyenden ausspricht, einen Erklärungsgrund für die Erscheinungen mochte er sich vorbehalten wollen, indem er das Seyn an sich (ἁπλῶς ἐὸν) oder wahrhafte Seyn (ἐὸν ἀληθινόν) vom blofsen Sein unterschied, als habe er nicht gewagt, letzteres von der Welt der Erscheinungen schlechthin auszuschliefsen." Nicht aber beistimmen können wir ihm, wenn er dies theilweise zurücknimmt, da er hinzufügt: „Wie er aber darin eingehen könne, darüber ist er sich schwerlich klar geworden, und jene Unterscheidung mehr für einen Mangel an deutlicher Auffassung des Begriffes und an kühner Durchführung als für die Spur eines besonnenen Vermittelungsversuchs zwischen den Begriffen des Seyns und Werdens zu halten." Dafs nämlich Melissus wirklich einen solchen Vermittelungsversuch wagte, möchten wir schon aus dem nachher angeführten Worten des Aristoteles schliefsen *Met.* I, 5. p. 98 b 18. *Παρμενίδης μὲν γὰρ ἔοικε τοῦ κατὰ τὸν λόγον ἑνὸς ἅπτεσθαι, Μέλισσος δὲ τοῦ κατὰ τὴν ὕλην· διὸ καὶ ὁ μὲν πεπερασμένον, ὁ δ' ἄπειρόν φησιν εἶναι αὐτό.* Denn dafs er aus seinem ἓν die Elemente und die durch sie vermittelte Erscheinungen ableitete, scheint aus den vom Vf. in seinem *Comm. Eleat.* p. 206 u. 207 mitgetheilten Stellen des Hippokrates und Galenus hervorzugehen. Nachdem jener *de N. H.* p. 224 *F.* diejenigen getadelt hat, welche eins der vier Elemente für den Urgrund der Dinge halten, setzt er ihnen die Ansicht des Melissos als die richtige gegenüber, ohne dieselbe aber näher zu bezeichnen. Er geht dann zu den Ansichten der damaligen Aerzte über, die ebenso eine der drei Hauptflüssigkeiten für den Grundbestandtheil des ganzen menschlichen Körpers hielten, und stellt ihnen seine Ansicht gegenüber, dafs schon die Krankheit eine ursprüngliche Verschiedenheit der Grundbestandtheile nachweise, und dafs nach den Gegensätzen des Warmen und Kalten, des Feuchten und Trocknen vier Grundbestandtheile angenommen werden müfsten: Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle. Den Beweis liefere die Zeugung, zu der neben der Gleichartigkeit Gegensätze, die sich verbänden, erforderlich seyen. So sey es auch mit der Natur im Ganzen, die wie der Mensch aus dem Warmen und Kalten, Trocknen und Feuchten bestehe. Aehnliches mufste sich auch beim Melissus finden; darauf deuten auch die scheinbar widersprechenden Ueberlieferungen des *Philoponus*, dafs er zwei Elemente, Feuer und Wasser, und des Stobäus, dafs er vier angenommen, woraus der Vf. richtig geschlossen, dafs er die vier in eine gegensätzliche Zweiheit aufgelöst habe; im Feuer mochten ihm Trockenheit und Wärme, im Wasser Feuchtigkeit und Kälte vereinigt scheinen. Es bleibt so nur die Frage über, wie er aus seiner Einheit den Gegensatz abgeleitet? Erinnern wir uns daran, dafs er, wie Empedokles und Zeno, zwei bewegende Kräfte angenommen, Feindschaft und Freundschaft, so liegt es sehr nahe, ja folgt fast mit Nothwendigkeit, dafs, wie wenigstens vom Empedokles gewifs ist, auch er durch die Feindschaft den Ursprung der Welt des Werdens erklärt habe, die den Schein des Seyns erhielt durch die Freundschaft. So war nach ihm in den Erscheinungen kein Seyn, d. h. kein Beharren, sondern nur Werden, indem selbst die Gegensätze, durch welche alles wird, nicht real, und doch konnte er eine bestimmte Theorie der Erscheinungen aufstellen. Dasselbe gilt von Zeno. Hier ergiebt sich, dafs Empedokles eine nothwendige Zwischenstufe zwischen Xenophanes und Parmenides einerseits und Melissus und Zeno andrerseits selbst in der Verbindung des Sinnlichen und Uebersinnlichen gewesen sey. Den Einfluss giebt auch der Vf. zu, nur nicht auf so bestimmte und bedeutungsvolle Weise.

Der vierte Abschnitt ist der Zahlenlehre des Pythagoreer gewidmet. Von fast allen früheren Anordnungen weicht diese Stellung der Pythagoreer ab; denn so verschieden auch die Anordnungen der Geschichtschreiber der Philosophie sind, darin stimmten fast alle überein, dafs sie die Pythagoreer vor die Eleaten stellten. Der Vf. stellt auch keineswegs in Abrede, dafs Pythagoras schon dem Xenophanes bekannt, und etwas, wenn auch nicht viel, älter gewesen sey; allein er bezweifelt seine Bekanntschaft mit dessen Zahlenlehre, so wie, dafs dieselbe von den übrigen Eleaten und von irgend einem Ionier aufser Empedokles berücksichtigt worden sey. Defshalb, und weil sie erst im Sokratischen Zeitalter

An-

Anerkennung gefunden, ist ihr dieser Platz eingeräumt. Wenn wir das erste auch nicht in seinem ganzen Umfange zugeben können, da doch wenigstens Demokritus manches von der Zahlenlehre der Pythagoraeer angenommen haben möchte, und überhaupt auch die Entwickelung des Gegensatzes, wie bei Heraklit, Anerkennung, wenigstens Einfluss, voraussetzen, so sind wir doch weit entfernt, die Sache an sich und die daraus gezogene Folgerung in Abrede zu stellen. Denn dass die Pythagorische Lehre in dem eigentlichen Griechenland schon vor Sokrates und Plato, doch nicht ganz unbekannt gewesen sey, wie man gewöhnlich glaubt, zeigt der leider von allen Geschichtschreibern der Philosophie nicht gehörig beachtete Oenopides oder Hippokrates von Chios, der ein Zeitgenosse des Demetrius war, wenn man nicht annehmen will, dass er in Italien gelebt habe. Doch können wir noch einige andere Gründe für einen früheren realen Einfluss der Pythagorischen Philosophie sowohl auf Eleaten als Ionier hier nicht übergehen. Die Unterscheidung des denkenden und sinnlichen Erkennens ist doch von ihnen früher als von jenen beiden ausgesprochen und schon bekannt geworden durch Alkmäon und Epicharmus. Eigentliche Anerkennung aber, sofern sie von einer bedeutenden Verbreitung und Aufnahme in andere Systeme verstanden wird, fand das System allerdings erst später. Hr. Prof. Br. stellt die Pythagoreer neben die Eleaten, sofern beide ein und dasselbe Problem, das Seyn als nothwendige Bedingung des Werdens, obwohl von verschiedenen Seiten behandelten, indem die Eleaten das Bedingte, das Werden ganz aufhoben; die Pythagoraeer aber nach der schlechthin sichern Erkenntniss forschend und in ihr d. h. in der Zahl zugleich den Grund der Dinge und ihrer Veränderungen gefunden zu haben glaubten, jene also die Frage mehr objectiv, diese mehr subjectiv fassten. Vergleichen wir nun die Pythagorische Philosophie mit der Eleatischen, so spricht für die vom Vf. geltend gemachte Stellung jener nach dieser, wie uns scheint, besonders noch, dass die Pythagoraeer zwei Hauptprobleme, die Vermittelung des Werdens und Seyns einer Seits, der (subjectiven) Erkenntniss und der (objectiven) Dinge anderer Seits versuchten, und auf eine für den damaligen Stand der Philosophie genügende Weise lös'ten.

In den einleitenden Bemerkungen vermissen wir bei der Darstellung der Verhältnisse zwischen dem Pythagorischen System, dem Bunde und den Orgien die nöthige Schärfe und Klarheit, wodurch die bedeutendsten Widersprüche in der Ueberlieferung durchaus beseitigt werden. Der Name Pythagoreer und Pythagorisch nämlich scheint uns in dieser Rücksicht drei ganz verschiedene Bedeutungen gehabt zu haben. Alle drei Institute mögen zu verschiedenen Zwecken von Pythagoras eingesetzt seyn. Es sind nämlich die Philosophen, die Mitglieder des Bundes und die Theilnehmer der Orgien durchaus zu unterscheiden. Die Orgien, welche auch früh in Althellas verbreitet waren, beabsichtigten wohl nur den sinkenden religiösen Sinn im Volke wieder zu heben. Der Bund, der auf Italien beschränkt war, hatte nur politische Zwecke; beiden war die Geheimhaltung, vielleicht auch die strenge Lebensweise gemein, diese erhielten sich aber nur in den Orgien. Die Philosophie entwickelte sich durchaus frei, wie nicht nur die Fortschritte und Unterschiede innerhalb des Systems selbst, sondern auch die abweichenden Systeme von Männern, wie Alkmäon, Empedokles und Oenopides zeigen, die Pythagoraeer hiefsen, weil sie entweder den Orgien oder dem Bunde angehörten, oder manche Lehren von den eigentlichen Pythagorischen Philosophen entlehnten. Wenn dies Verhältnifs dem späteren Alterthum selbst auch nicht mehr klar war, so sind die früheren Berichte doch hinreichend, diese drei Richtungen des Pythagoreismus zu unterscheiden. Auf diesen Unterschied sind auch die Namen der Physiker (d. h. der Philosophen), der Politiker (die zum Bunde gehörten) und der Sebastiker (die den Orgien vorstanden) wahrscheinlich zurückzuführen.

Von der Darstellung des Systems bemerken wir nur, dass die gröfste Vorsicht angewandt ist, nichts irgend Verdächtiges zu gebrauchen, und in der Erläuterung nicht über die Nachrichten der Alten hinauszugehen. Was die Wissenschaft aber auf diesem Gebiet den Forschungen des Vfs. zu verdanken hat, ist aus dessen früheren Arbeiten bekannt genug. Da zum Schluss von denjenigen Männern gehandelt wird, welche die Uebergangsstufen zur Ionischen Physiologie bilden, Ekphantos und Hippasos, so vermissen wir hier den Oenopides, zumal da wir schon eine ausführliche Monographie von *Heinius* über ihn besitzen: *Memoires de l'Academie Royal des Sciences et belles Lettres de Prusse t. III.* p. 401. Allerdings gehört Oenopides mehr der Mathematik an; allein er verbreitete sich nicht nur über Astronomie, sondern auch über Naturphilosophie und namentlich in ausdrücklicher Beziehung auf Pythagoras. Er selbst war nach *Diog. L. IX.* 37 und 41 Zeitgenosse des Anaxagoras, wird in den Anterasten des Plato (?) in der Unterredung mit Sokrates aufgeführt, und ward in den Schriften des Demokrit genannt. Er nahm, nach *Sextus Emp. Pyrrh. Hypot. III.* 4. 30. Feuer und Luft als die Principien der Dinge an, und hielt nach *Stob. Ecl. Phys. I.* 3. 28. Gott für die Weltseele. Zwar wird er nirgends ausdrücklich Pythagoraeer genannt, soll aber mit Pythagoras selbst in den meisten astronomischen Bestimmungen übereingestimmt haben, und die von ihm angeführten Sätze nähern sich sehr der Pythagorischen Ansicht.

Der fünfte und letzte Abschnitt dieses Bandes handelt „Von den Sophisten." Es werden die verschiedenen Richtungen derselben bestimmt und scharf unterschieden: erst der Gegensatz der Eleatischen und heraklitischen Sophistik in Gorgias und Protagoras, wir möchten, um die Beziehung auf Empedokles und Demokrit nicht auszuschliefsen, eine Sicilisch-Italische und Thrakisch-Ionische Sophistik unterscheiden; demgemäfs könnte man die Vermischung beider

beider die Athenische nennen. Von allen drei werden richtig unterschieden, 1) die moralisch-religiöse Sophistik des Kallikles, Thrasymachos, Diagoras und Kritias, 2) die Vielwisserei des Hippias und 3) die sprachlich-praktische Richtung des Prodikus. Bei aller Kürze ist nichts Wesentliches übergangen, wenn nicht der moralisch-religiösen Sophistik noch ein Mann zuzuzählen, den mit keinem Worte erwähnt zu finden uns Wunder nimmt, da Aristoteles seiner eigenthümlichen Ansicht öfter erwähnt, und weder die Kommentatoren, noch Stobäus und ähnliche Epitomatoren ihn übergehen. Es ist Antiphon, der Sophist. Freilich ist die Persönlichkeit dieses Mannes schwer festzuhalten, da schon die Alten ihn gewöhnlich mit dem Rhamnusier Antiphon, von dem wir Reden besitzen, verwechselten. Aber schon Didymus und nach ihm Hermogenes *de Formis Orat. l. II.* unterscheiden den Rhamnusier als den Redner im engern Sinn und den Sophisten, der auch Teratoskopos und Oneirokrites heifst. Dieser Teratoskopos war nach Aristoteles bei *Diog. Laërt II.* 46. ein besonderer Gegner des Sokrates, der nach den hinzugefügten Vergleichungen sogar gegen ihn geschrieben haben mufs. Ebenso erscheint er in *Xenoph. Memor. I.* 6 unter dem Namen Sophist, und ist wahrscheinlich derjenige, der nach der *Vita X. Rhetorr.* von den 30 Tyrannen getödtet ward. Die Sage, dafs er von dem Tyrannen Dionysus getödtet sey, mag auf einen dritten Antiphon, den Tragiker gehen. Was für die Geschichte der Philosophie von Wichtigkeit ist, scheint sicher genug begründet, dafs ein Sophist Antiphon ein eigenthümlich naturphilosophisches System aufgestellt habe; nach welchem eine bewufstlose Naturkraft (φύσις), welche zugleich die Materie sey, vermittelst der Fäulnifs alles hervorbringe. Natürlich läugnete er die Götter, wie Kritias. Aus seinen Schriften περὶ ἀληθείας und περὶ ὁμονοίας sind ziemlich viele Fragmente erhalten, welche die Erklärung der Natur auf materialistischem Wege in's Einzelne und zum Theil mit grofsem Geschick verfolgten.

Nachdem wir so den Gang des Vf. von Anfang bis zum Ende mit eignen Bemerkungen begleitet haben, ist nur noch übrig, über die Methode der Behandlung Einiges zu sagen. Die Hauptsätze sind immer vorangestellt und durch grofse Wahl ausgezeichnet; dann die Hauptgedanken weiter ausgeführt in Beziehung auf die unterm Text nicht nur angeführten, sondern weil sie hieher gehörten, abgedruckten Quellen, was sehr dankenswerth, da dieselben meistens schwer zugänglich. Rechten möchte vielleicht mancher mit dem Vf. über die Theilung der Darstellung in die Paragraphen und deren Ausführung in einzelnen Nummern: weil so nicht nur manches doppelt gesagt wird, sondern auch die Darstellung den Zusammenhang verliert. Allein diese Weise gewährt auch wieder eigenthümliche Vortheile bei einem Stoff, der ein gespanntes Nachdenken und Wiederholung des noch nicht gehörig verstandenen erfordert. Und der Vf. hat sein Werk, obgleich es durchaus eigne Forschung giebt, nur als Handbuch zum Gebrauch Studirender bestimmt. Dieser Zweck gebot jede Erleichterung des Verständnisses. Die Abweichungen von andern Forschungen sind nur bei den wichtigsten Punkten angegeben, so wie von der Literatur nur die neuesten Monographien angeführt. Die schwächste Seite des Buchs ist wohl die philologische Kritik, aber ein bewundernswerther Takt hat den von diesem Mangel sonst zu fürchtenden Nachtheil meist abgewehrt.

Wenn es überhaupt das traurige Loos der Kritik ist, länger mit den abweichenden Ansichten als mit den einstimmigen sich zu beschäftigen, so wird für den Kundigen das kritisirte Werk dadurch nicht verlieren: für den Vf. aber mufs eine solche Mittheilung, wenn sie auf dem Grunde wahrer Humanität beruht, den Werth einer Unterhaltung mit einem gleichstrebenden Freunde haben: sollte es Ref. gelungen seyn, einen solchen Eindruck auf den so hoch geschätzten Verf. hervorzubringen, so legen wir befriedigt die Feder nieder. Freilich fehlt es nicht an Stoff zu längerer Unterhaltung; denn wie viel Ungewisses enthält die Wissenschaft! Allein die Aufgabe der Kritik kann nur in vielen Monographien erschöpft werden. Auch haben wir uns über einzelne Fragen sonst ausgesprochen, namentlich in Beziehung auf die Pythagoreer in einer Kritik der Hartensteinischen Arbeit über Archytas, in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1836, welche zum Theil auch auf die hier gegebenene Darstellung ihre Anwendung findet, soweit es nämlich gelungen ist, die Aechtheit der wichtigsten Ueberbleibsels jenes Pythagoreers darzuthun.

Hamburg. *Chr. Petersen.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke: *Zachäus der Christ am Sonntagsmorgen.* Mit einem *Vorwort* von *Chr. Ludw. Couard*, zw. Pred. an d. St. Georgenkirche zu Berlin. 1836. VI u. 255 S. 12. (20 gGr.)

Nach Art von *Bogatzky's* Schatzkästlein hat der ungenannte Vf., der, wie das Vorwort besagt, kein Geistlicher ist, für jeden Sonntag des Jahres eine kurze, oft in Gebet übergehende und mit einem Liederverse schliefsende Betrachtung über einen Spruch der evangelischen und einen der apostolischen Perikope hingegeben, die aus einem frommen Gemüth entsprungen ist. Wenn wir davon absehen, dafs diese Betrachtungen nicht den Hauptgedanken der Perikopen darlegen, noch viel weniger erschöpfen, zuweilen sehr einseitig gefafst sind, so mag das Büchlein immerhin Einzelne befriedigen, welche ihre häusliche Erbauung gern an ein fremdes Wort anknüpfen. Das Aeufsere desselben ist anständig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

GESCHICHTE DER ALTEN PHILOSOPHIE.

TÜBINGEN, b. Fues: *De Hellenicae philosophiae principiis atque decursu a Thalete usque ad Platonem dissertatio*, scr. Dr. *Car. Phil. Fischer.* 54 S. 4.

Vielfach ist schon behauptet worden, dafs der ebenso tiefe, als bewegliche Geist der Hellenen gleich im ersten Anlaufe seines philosophischen Forschens das gesammte Gebiet der Spekulation erobert und umwandert habe, auf dem auch wir uns noch bewegen; dafs die ganze innere Geschichte der Philosophie nach ihren sämmtlichen Hauptrichtungen dort schon im Keime niedergelegt sey, während uns nur übrig bleibe, dieselben weiter auszubilden, zur Reife und Vollendung zu bringen. Diese Gründe ohne Zweifel sind Veranlassung geworden, dafs man selbst im unmittelbaren Interesse der Spekulation jetzt so wiederholte Forschungen jenen ersten Anfängen der griechischen Philosophie zuwendet; und sicherlich dies nicht mit Unrecht. Wenn bei dem Anblicke der vielen Zersplitterungen und bedeutungslosen Nüancen, in welche sich die äufserlich reiche Produktivität unserer spekulativen Gegenwart immer mehr aus einander arbeitet, uns Auge und Uebersicht zu versagen droht; dann kehren wir fast nothgedrungen zu jenen einfach charakteristischen Grundanschauungen zurück, die in ihrer naiven Ursprünglichkeit frisch und scharf ausgeprägt vor uns stehen, wie die Natur selbst, und irgend eine berechtigte Auffassung derselben uns darbieten.

An die Reihe dieser Forschungen schliefst sich auch die vorliegende Abhandlung, in welcher der Vf., so viel wir wissen, zum ersten Male sein philosophisches Talent der Geschichte der älteren Philosophie zuwendet, nachdem er bisher den Systemen der gegenwärtigen Epoche gründliche Studien gewidmet hatte. Die philosophische Richtung des Vfs. ist bekannt, ebenso seine Stellung zu den gegenwärtigen Systemen, welche ihm von manchen Seiten Anfechtung zugezogen hat. Und doch erachten wir, dafs die Wurzel seiner Polemik mit dem tüchtigsten zusammenhängt, das wir von ihm selbst erwarten dürfen; es ist eine unveräufserliche Geistesnothwendigkeit, die ihn treibt, wie in dieser Schrift Platon über Aristoteles, so Leibnitz über Spinosa, Schelling, wenigstens nach seiner spätern Richtung, über Hegel zu stellen, überhaupt die Ausbildung und Vollendung des Formellen vor der innern Befriedigung der Lehre in den Hintergrund treten zu lassen. Er scheint uns nämlich zu der, in der jüngern philosophischen Generation nicht gerade zahlreichen, Gattung von Individualitäten zu gehören, welche die Wahrheit nicht schon fertig in irgend einem System überkommen haben, ehe ihnen selbst noch das Bedürfnifs derselben aufgegangen, sondern die mit tiefem, von jeder äufsern Systemgestaltung unabhängigen Drange ihr zustreben, und denen diese ahnungsvolle Voraussahme ein unbestechlicher Richter wird, um das Wahre und Falsche in dem historisch Vorhandenen sich abzuscheiden. Jene dünken sich satt und voll bei der adoptirten Lehre, weil sie noch niemals gründliche Sehnsucht empfunden, und so können sie nur erstaunen über die Hartnäckigkeit der Andern, welche sie gleiche Labung zurückweisen sehen. Aber diese Fertigen schon am Anfang bleiben es auch für immer; durch sie ist noch keine Wissenschaft über sich hinausgebracht worden, während die Andern, auf welchen der Geist der Fortentwicklung ruht, freilich erst durch mancherlei mifsglückte Versuche sich emporzuringen haben, ehe sie den innern Lebensfragen Genüge gethan. Deshalb kann es nur unser Wunsch und unsere Bitte an den Vf. seyn, dafs er, wie bisher, jedes fremde Bildungselement in sich aufnehmend und ihm zugänglich bleibend, doch nur die eigene Individualität daran erstarken lasse und in seiner fernern Entwicklung vor Allem sich selbst getreu bleibe.

Um nun die gegenwärtige Abhandlung noch kürzlich zu besprechen, so behandelt sie dieselbe Aufgabe, welche seit *Schleiermacher* so vielfach in Frage gekommen: wie man sich nach Zusammenhang und innerm Verhältnifs die Entwicklung der griechischen Philosophie von ihrem Anfange bis zu *Platon* und *Aristoteles* zu denken habe.

Hier nun scheint uns Hr. *Fischer* in manchen Punkten noch zu entschieden an seine beiden Hauptvorgänger, *Hegel* und *H. Ritter*, sich anzuschliefsen, während ein Quellenstudium, unabhängig von bisher gewonnenen Resultaten angestellt, ihn wahrscheinlich Manches hätte Anders erblicken lassen. So folgt er *Rittern* zu unbedingt in der Sonderung der römischen Philosophen nach ihrer dynamischen oder mechanischen Richtung, wobei Gegensätze und Begriffsbestimmungen in jene einfachen und nahverwandten Naturauffassungen hineingetragen seyn möchten, von welchen in ihnen selbst nur sehr schwache Spuren vorhanden sind, und deren Ausbildung und eigentliches Bewufstseyn einer spätern

Epoche angehören. Ebenso können wir uns nicht völlig damit einverstanden erklären, wenn der Vf. nach der jetzt herrschenden Auffassungsweise es sich angelegen seyn läfst, der griechischen Spekulation einen einzigen gemeinsamen Ausgangspunkt und eine ununterbrochene Aneinanderreihung der Systeme zu vindiciren, indem unseres Erachtens die Philosophie nicht wieder, wie die übrigen Wissenschaften, — nach der ganzen Breite ihrer historischen Ausbildung betrachtet, — innerhalb ihres, dennoch gesicherten, secularischen Vorwärtsschreitens, mancherlei unabhängige Anfänge und Fortführungen, wie Hemmungen und Rückschritte aufzuweisen hat, welche von ihrer Geschichte eben auch zu verzeichnen sind.

Aus diesem Grunde möchte die von *Hegel* durchgeführte, und ihren Hauptzügen nach auch vom Vf. aufgenommene Ansicht in den ionischen Philosophen den einzigen und gemeinschaftlichen Anfang aller griechischen Spekulation zu sehen, welche sodann aus der sinnlichen Unmittelbarkeit des Ionismus durch die Pythogoreer in ihrem zweiten Moment, durch den Begriff der Zahl zum sinnlich Unsinnlichen erhoben worden sey, während endlich im dritten Momente, den Eleaten, das philosophische Bewufstseyn sich von der sinnlichen Unmittelbarkeit sowohl, wie von dem bloßen Symbole des Begriffes, der Zahl, zum reinen Gedanken erhoben habe: — diese Ansicht eines begriffsmäfsigen Auseinanderhervortretens möchte sich kaum bestätigen, wenn man, was als erste Grundlage nie umgangen werden darf, den äufserlichen Zusammenhang und die faktischen Bedingungen der bezeichneten drei Hauptschulen rein historisch erwägt. Hier dürfte sich kaum eine unmittelbare Anknüpfung, und ein bewufster Fortschritt der Eleaten aus der Lehre der Pythogoreer, ebenso wenig der Letztern aus der ionischen Philosophie mit hinreichender Sicherheit erweisen lassen. Die dürftige Notiz bei dem spätern *Iamblichos*, dafs Pythagoras in seiner Jugend mit Thales verkehrt habe, kann in solchen Fragen von keinem Gewichte seyn, und von einer historischen Entstehung eleatischer Lehren aus Pythagoreischer Philosophie ist vollends keine Spur vorhanden. — Vielmehr scheint sich, nach äufsern und innern Gründen, die Sache am Wahrscheinlichsten also denken zu lassen, dafs in der ionischen wie in der eleatischen Philosophie zwei von einander unabhängige Anfänge rein hellenischer Spekulation gegeben sind. In Thales erscheint als erster Ausgangspunkt der Versuch eines im Sinnlichen bleibenden Begründens; in den Eleaten, chronologisch freilich um hundert Jahr später, die ebenso unabhängige Erhebung in den reinen spekulativen Gedanken, indem sich höchstens eine polemische Beziehung gegen den Ionismus in der Läugnung der Realität des Sinnenscheins bei ihnen findet. Ueber beide scheint uns die Pythagoreische Philosophie, an spekulativem Umfang ihrer Lehren, wie in einzelnen nichthellenischen Elementen, hinausgegangen zu seyn, indem nicht nur die Vorstellung einer Harmonie des Universums, und ihre ausgebildeten kosmologischen und theologischen Lehren, sondern auch ihre ethische Lebens- und Staatskunst die Breite der damaligen hellenischen Bildung und Denkweise weit überschreiten, welche in jenen Anfängen eigener Philosophie nirgends verleugnet ist.

Eigenthümlich und, so viel wir wissen, neu ist die Stellung, welche der Vf. dem Empedokles giebt, indem er ihn, im Uebergange von Herakleitos zu Platon, unmittelbar vor diesen stellt. Ueber die einzelnen Gründe, welche dafür angeführt werden (S. 27. 28.), liefse sich vielleicht noch streiten; aber im Allgemeinen müssen wir uns mit dem Princip ganz einverstanden erklären, das hier wie in andern Fällen zum Maafsstabe der Beurtheilung gemacht wird, und worin sich die charakteristische Richtung der eigenen Philosophie des Vfs. wiederspiegelt. Es ist, was uns mit Einem Worte als das Interesse für spekulativen Theismus und für alle ihm sich annähernde oder verwandte Ideen zu bezeichnen erlaubt sey. Dies ist der Grund, warum er den Empedokles unter allen Physikern vor Platon am höchsten stellt, selbst über Herakleitos, weil dieser nur beim Begriffe des Gegensatzes, der reinen Veränderung und des Werdens stehen bleibt, während jener zum Begriffe der Ergänzung, der φιλία, sich erhoben habe. Gleiche Gründe oder dieselbe Neigung lassen ihn den Platon vor dem Aristoteles den Vorzug geben, ebenso in der Atomistik des Leukippos und Demokritos, wie in allen verwandten Lehren nur den Verfall der Spekulation erblicken; während sich unseres Erachtens in der Idee der Atomistik, wenn sie als Princip unendlicher Individuation gefafst wird, doch noch ein haltbarer und wirklich spekulativer Gesichtspunkt ergeben könnte. So sehr wir nun überhaupt, wie es wohl kaum der Versicherung bedarf, in jener Richtung mit ihm übereinstimmen, sind wir doch genöthigt, auch in der Auffassung der Platonischen Götteslehre von ihm abzuweichen. Mag er auch volles Recht haben, die Tiefe und Erhabenheit derselben mit Begeisterung zu rühmen, so können wir dennoch die eigentliche Höhe des Theismus in ihm nur noch auf sehr entfernte Weise vergebildet finden. Wir zweifeln geradezu, dafs das Absolute, welches Platon, wenn er es spekulativ zu bestimmen sucht, überall als das Eine, das Gute, die Urideen, kurz auf mehr oder minder abstrakte Weise bezeichnet, irgendwo bei ihm auch nur approximativ als das absolute, im Unendlichen *sich* wissende *Subjekt*, als absolute *Persönlichkeit* begriffen worden sey, wie der Vf. es behauptet (S. 35 mit Not. 79. 80.), indem er in die bekannte Stelle aus *Philebos* (S. 30 *D.* vgl. mit S. 22 *A.*) von der königlichen Seele und der königlichen Vernunft des *Zeus* mehr hineingelegt zu haben scheint, als ihr füglich dem dortigen Zusammenhange und dem Geiste des ganzen Systemes nach zukommen kann. Im Gegentheil ist es das Interesse Platons, das Absolute zunächst nur im reinen Denken und somit eher nach seinen negativen, als positiven Bestimmungen zu fas-

fassen, ja der mehr geläuterte, d. h. abstraktere Begriff von Gott bei Platon ist, im Zusammenhange seiner Zeit und besonders im Gegensatze mit der Auffassung der Volksreligion und der Dichter, die er daher zu bekämpfen nicht abläßt, vielmehr der höhere und berechtigtere. Es galt damals in der Philosophie den Begriff der *substantiellen Einheit in* der Unendlichkeit zu fassen, welcher daher von da an in der ganzen hellenischen Philosophie bis zu den Neuplatonikern hinauf, und zuletzt noch besonders in ihnen, mit ganzem Gewicht und überwiegender Schärfe festgehalten wird. Aus dem Begriffe der Einheit dann ferner die Idee absoluter Persönlichkeit spekulativ herauszuwickeln, scheint uns, wie in dieser Anschauung der Mittelpunkt der ganzen modernen Welt liegt, so auch die Grundaufgabe der modernen oder christlichen Philosophie. — Indem wir aber hierin dem vollen Einverständnifs des Vfs. zu begegnen hoffen, indem er auch hier überall dies Bewufstseyn so kräftig und ungeirrt ausspricht; wurde uns eben dies Veranlassung, seiner Abhandlung, als eines indirekten Zeugnisses für die Wahrheit, an gegenwärtigem Orte umständlicher Erwähnung zu thun, als es in der Regel bei akademischen Gelegenheitsschriften zu geschehen pflegt.

J. G. Fichte.

NATURKUNDE.

STUTTGART, in d. Hoffmann. Verl.-Buchh.: *Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde.* Von Dr. *Fr. Arago.* Aus dem Französischen übersetzt von *Karl v. Remy.* — *Erster* Theil. VI u. 273 S. 8. (1 Rthlr.)

Seit dem Jahre 1827 erscheinen in den Jahrbüchern des Längenbureau's zu Paris unter dem Titel: „*Notices scientifiques*" als Anhang zu jedem Jahrgange, einige Aufsätze von *Arago*, welche sich mit der Beantwortung naturhistorischer Fragen, mit der Lösung astronomischer und geologischer Probleme so wie mit der Erörterung der praktischen Anwendung physischer Kräfte beschäftigen. Und diese, also seit einem Decennium in den erwähnten Jahrbüchern mitgetheilten Aufsätze zu sammeln und in einer Uebersetzung dem deutschen Publicum vorzulegen, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, eines Werkes, dessen Erscheinen Jedem um so angenehmer seyn mufs, als sie in der That höchst interessante Gegenstände betreffen, und überdiefs die meisten Jahrgänge des Originals bereits vergriffen sind. Wir theilen eine Anzeige des Inhalts mit, an die wir hie und da einige Bemerkungen anknüpfen werden.

I. *Ueber Dampfmaschinen* (S. 1 — 118). Nach der Darstellung der verschiedenen, seit Hero von Alexandrien bis auf Watt bereits in Vorschlag gebrachten, mehr oder weniger vortheilhaften Arten, die bewegende Kraft des Dampfes zu benutzen, geht der Vf. zur Beschreibung der einzelnen Theile der Dampfmaschine und der verschiedenen Einrichtungen und Verbesserungen derselben über. Die Umstände, welche dem Zerplatzen vieler Dampfkessel zum Grunde liegen, die Vorsichtsmaafsregeln gegen solcherlei Ereignisse werden genau erörtert. Das anscheinend Paradoxe, welches in denjenigen Explosionen liegt, denen das Oeffnen des Sicherheitsventils oder ein Nachlassen in der Elasticität des Dampfes vorausgeht, wird berücksichtigt und durch die Bemerkung entfernt, dafs in solchen Fällen den aus einer geringen Wassermenge entwickelten Dämpfen und bei übrigens zunehmender Hitze das geöffnete Ventil nicht den erforderlichen Abzug bieten konnte.

II. *Ueber die gebohrten oder s. g. artesischen Brunnen; — über die artesischen oder Spring-Quellen* (S. 119 — 176). Zum gehörigen Verständnisse aller hier in Frage kommenden Verhältnisse beginnt die Untersuchung mit einer kurzen Erklärung dessen, was man unter artesischen Brunnen versteht und ob dergleichen auch schon im Alterthume bekannt waren, welches letztere unter Anderem durch Nachweisungen aus den Berichten des *Olympiodorus* bestätigt wird, in denen von mehreren Brunnen die Rede ist, welche in der *Oasis* in einer Tiefe von 200 bis 500 Ellen gebohrt wurden und aus deren Mündung dicke, von den Landleuten zur Bewässerung der Felder verwendeten Wasserströme hervordrangen. Demnächst wird die Frage, woher das Wasser der artesischen Brunnen kommt, dahin ganz richtig beantwortet, dafs dasselbe aus der Feuchtigkeit der Atmosphäre zufliefst. Die einzelnen Gebirgsarten des verschiedenen Alters werden genannt, welche sich auch rücksichtlich ihres Wasser-Vorrathes und zwar in der Art von einander unterscheiden, dafs sich in den Gründen der stratificirten Gebirgsarten unermefsliche unterirdische Wasservorräthe finden, welche den nicht stratificirten Formationen abgehen. Ferner wird die Kraft bestimmt, welche das Wasser der artesischen Brunnen in die Höhe treibt; in allen Fällen ist sie das Resultat des Druckes von näher oder ferner liegenden Wassersäulen; alle Einwürfe gegen andere Ansichten sind im höchsten Grade beachtenswerth. Andere Verhältnisse, wie die der Ebbe und Fluth, welche jenen Druck modificiren können, findet man hier gleichfalls erwähnt. Und diesen Untersuchungen folgt eine Angabe der verschiedenen Temperatur des Wassers der artesischen Brunnen, eine Liste der namhaftesten Tiefen artes. Brunnen, so wie die Bestimmung der verschiedenen Verwendungsarten des artesischen Brunnenwassers. Auch einige beim Bohren eintretende Anomalieen und gasleitende Brunnen hat der Vf. nicht übergangen. — So findet man hier also fast jeden Umstand, der auf artes. Brunnen Bezug hat, vollständig erörtert; nur über die das allgemeine Interesse nicht minder betreffende Construction der Bohrer scheint uns zu wenig gesagt zu seyn.

Der

Der III. Abschnitt *über den Wärmestand unserer Erdkugel* (S. 177 — 228) enthält eine sorgfältige Bestimmung dessen, was aus den bisher über diesen Gegenstand bekannten Beobachtungen hervorgeht. Die mitgetheilten Vergleichungen führen zunächst zu der Entscheidung, dafs innerhalb 2000 Jahren sich die Temperatur des Erdkörpers im Allgemeinen noch nicht um $\frac{1}{10}°$ geändert hat. Der Beweis dafür ist aus der Bewegung des Mondes entlehnt. Es ist nicht nöthig, die Deduction hier vollständig aus einander zu setzen, da es ziemlich bekannt ist, wie die Identität des Bogens, welchen unser Satellit während eines Sternenjahres zurücklegt, zur Basis dieser Rechnungen dienen kann; aber die Klarheit und Sorgfalt, mit welcher dies Alles erklärt wird, ist sehr angenehm befriedigend.

IV. *Ueber den frostbringenden Mond* (S. 229 bis 231). Das Irrige der bekannten Meinung Vieler, der aufgehende Mond errege bei heiterem Himmel Kälte, wird klar nachgewiesen. Mit diesen Notizen sehr verwandt sind die Bemerkungen, welche der Verfasser

V. *über den Thau* (S. 231 — 255) ausspricht. Nachdem nämlich die Umstände, welche die Entstehung des Thaues begünstigen oder auch verhindern, genau bezeichnet worden, spricht der Vf. über die Kälte, welche während der Thaubildung wahrgenommen wird, wofür er den Erfahrungssatz oben an stellt, dafs die Temperatur des thauenden Grases immer niedriger ist, als jene der Luft, indem an Orten, welche von den Sonnenstrahlen nicht bestrichen worden, bei heiterem Himmel (also auch bei hellem Mondscheine) eine Temperatur-Differenz gegen die umgebende Luft sehr merklich werden mufs. Aufserdem kommt hier noch das Theoretische über den Thau so wie Manches geschichtliche Detail zur Sprache.

VI. Die *Temperatur der verschiedenen Thiergattungen* (S. 255 — 262). Es verdient sehr vielen Dank, dafs der Vf. durch diese Abhandlung die Aufmerksamkeit des Lesers auf *John Davy's* umsichtsvolle Untersuchung hinzulenken suchte, wodurch die Differenzen der wärmeleitenden Kraft der verschiedenen Thiergattungen in Beziehung auf die Temperatur der Luft deutlich in die Augen springen.

VII. *Ueber die aegyptischen Hieroglyphen.* Zum grofsen Theil ein Beitrag zur Geschichte der ersten erfolgreichen Auslegung, welche über dieselben gegeben wurde. Die mannichfaltigen Resultate gestatten keine kurze Darstellung.

Die Uebersetzung erinnert sehr an das Französische Original, indem der Uebersetzer die französische Sprache besser zu verstehen scheint, als die deutsche. Druck und Papier sind gut.

DRAMATISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Drei Trauerspiele.* Von *S. Wiese.* I) Die Wilden und die Ansiedler. II) Die Märtyrer. III) Clothar und Sulamith. 1835. 306 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Diese drei Trauerspiele eines bis daher unbekannten Dichters sind keine Bereicherung unsrer tragischen Bühne; sie sind zu augenscheinlich Anfänger-Versuche, die jedoch nicht hoffnungsleer sind. Ihre gemeinschaftlichen Fehler sind: Mangel an dramatischem Interesse, an einer eigentlichen Handlung, an Charakterzeichnung, an Gewalt des Ausdrucks, an Gewandtheit des Versbaues — fast lauter Knittelverse; ihre Vorzüge sind: Streben nach Neuheit im Stoffe, nach einer Weltanschauung mit zwar nicht directer, aber doch sehr hervorspringender Beziehung auf gegenwärtige Interessen, oft mit glücklicher Ironie, so wie zuweilen mit Humor und jugendlicher Frische. — Das erste Trauerspiel: *Die Wilden und die Ansiedler*, führt uns zu dem die Menschheit empörenden Kampfe der Industrie, die man gern für Kämpfe der Cultur ausgeben möchte. Ihr würdiger Schauplatz war seit den Jahrhunderten, dafs Europa den Welttheil jenseits des atlantischen Meeres entdeckte, und ist noch Amerika, und besonders das freie, Sklavenfesseln schmiedende, Indianer hetzende Nord-Amerika. Diefs Trauerspiel ist das schwächste, ohne alle dramatische Haltung. — Das zweite: *Die Märtyrer*, zeigt uns die christliche Religion im Kampfe gegen Fanatismus, Priesterherrschaft und Indifferentismus des sich überhebenden Verstandes, dem die Macht des religiösen und überhaupt des Gefühls unfafslich ist. Die Fabel ist die Bekehrungsgeschichte eines der Lehre des Epikur anhängenden römischen Jünglings durch den Märtyrertod einer jungen schönen Isis-Priesterin, einer heimlichen Christin — alles unmotivirt, mehr durch Zufall als innere Nothwendigkeit gebildet und unklar. — Das dritte: *Clothar und Sulamith* — ist der Kampf des in sich wankenden indifferenten Christenthums gegen das nach Emancipation strebende fanatische und gleichfalls in sich wankende Judenthum, dem jenes die Arme öffnet, wenn es aufhören will Judenthum zu seyn: eine Mischung von Shylok und Spindler'schem *Juden*; aber wie steht *Sulamith* gegen die *Rebecken* Walter Scott's und Spindler's zurück. — Es werden den Christen und den Juden bittere Wahrheiten gesagt; allein das giebt noch kein dramatisches Interesse. Der Vf. hat weder die Verhältnisse noch seine Personen recht ins Spiel zu setzen gewufst, und in der Charakteristik ist diefs Trauerspiel beinahe das schwächste. — Druck und Papier sind gut, wie man's von dieser Verlagshandlung gewohnt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin: *Die Aleaden des Sophokles.* Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte dieses Dichters, von *Friedrich Vater.* 1835. 32 S. 8.

Diese Untersuchung liefert wieder ein Beispiel, wie ein Irrthum (deren noch so viele auf dem Gebiete des klassischen Alterthums zu berichtigen sind), wenn er einmal die Stelle des Wahren eingenommen hat und besonders wenn er von gewichtiger Hand mit unbedingter Zuversicht aufgestellt worden ist, sich Decennien, oft Jahrhunderte hindurch fortschleppen kann, und wie das mit grofsem Schein der Wahrheit einmal Ausgesprochene von den Meisten ohne Zweifel und ohne Prüfung nachgesprochen wird. Es sind nämlich mehrere Fragmente aus einem Drama des Sophokles erhalten, das an verschiedenen Stellen ἀλεάδαι, ἀλεάδες, ἀλεάδαι und ἀλωάδαι genannt wird, welches nun zuerst *Hemsterhuis ad Luciani Charonem* (ed. Bip. V. III. p. 379) als *drama satyricum*: ἀλωάδαι, ganz zuversichtlich festgestellt hat und nach ihm *Valckenaer* u. A. unbezweifelt angenommen haben. In diesem Satyrdrama (warum nicht Tragödie?) sollte dann enthalten seyn die Geschichte der beiden Riesen *Otos* und *Ephialtes* (Söhne des *Aloeus* und der *Iphimedeia*), die nach der gewöhnlichen Sage (Hom. Od. XI. 304. ss.) durch die Geschosse des Apollo, nach einer andern Sage durch die List der Diana umgekommen sind: Apollod. I. 7. 4. §. 6. ἀνεῖλε δὲ τοὺς Ἀλωεῖδας ἐν Νάξῳ Ἄρτεμις δι' ἀπάτης· ἀλλάξασα γὰρ τὴν ἰδέαν εἰς ἔλαφον διὰ μέσου αὐτῶν ἐπήδησεν· οἱ δὲ βουλόμενοι εὐστοχῆσαι τὸ θηρίον, ἐφ' ἑαυτοὺς ἠκόντισαν. Cfr. Schol. ad Pind. P. IV. 156. Schol. ad Hom. Od. XI. 318. Die meisten der erhaltenen Fragmente sind nun allgemeine Sentenzen der Art, dafs sie wohl in jedem beliebigem Drama einen Platz finden könnten, und die Entscheidung über den Titel und den Inhalt des Drama hängt hauptsächlich ab von 2 Frgg. bei Aelian, H. A. l. VII. c. 39, und 2 andern bei Stobaeus, floril. LXXVI. 9. u. LXXVII. 9. Die Fragmente bei Aelian heifsen: ὅσοι λέγουσι θῆλυν ἔλαφον τὰ κέρατα οὐ φύειν, οὐκ αἰδοῦνται τοὺς τοῦ ἐναντίου μάρτυρας· Σοφοκλέα μὲν εἰπόντα,

νομὰς δέ τις κεροῦσα' ἀπ' ὀρθίων πάγων | καθεῖρπεν ἔλαφος· — καὶ πάλιν·

ἄρασα μύξας * καὶ κερασφόρους | στόρθυγγας εἶρφ' ἕκηλος. —

und diejenigen, welchen das Drama *die Aloaden* heifst, glauben, dafs die hier genannte Hirschkuh dieselbe sey, welche bei Apollodor l. l. genannt wird als die Verderberin der Aloaden, und die angeführten Fragmente aus Stobaeus

LXXVI. 9. παῦσαι· καταρκεῖ τοῦδε κεκλῆσθαι πατρός, εἴπερ πέφυκά γ'· εἰ δὲ μή, μείων βλάβη· τό τοι νομισθὲν τῆς ἀληθείας κρατεῖ.

LXXVII. 9. ὁ δὴ νόθος τοῖς γνησίοις ἴσον σθένει· ἅπαν τὸ χρηστὸν γνησίαν ἔχει φύσιν.

Diese also hat man auf die angebliche Abstammung der beiden Aloaden nicht von *Aloeus*, sondern von Poseidon (cfr. Hom. Od. u. Apollod. l. l.) bezogen. Hr. *Vater* hat dagegen auf eine gründliche und völlig überzeugende Weise dargethan, dafs besonders die beiden Fragmente bei Aelian in direktem Widerspruch mit der Angabe bei Apollodor stehen, indem es hier von der Hirschkuh (Artemis) heifst ἐπήδησεν, bei Aelian dagegen καθεῖρπεν ἔλαφος und εἶρφ' ἕκηλος, und vorzüglich durch Vergleichung der Frgg. bei Aelian mit folgender Stelle aus Polluc. Onom. V. 76. καὶ Ἀναχρέων μὲν σφάλλεται κερόεσσαν ἔλαφον προσειπών, καὶ Σοφοκλῆς κερουῦσαν τὴν Τηλέφου τρόφον, und durch Festhaltung des Namens Ἀλεάδαι, der sich an den angeführten Stellen bei Aelian und Stobaeus und an vielen andern Stellen ohne Variante findet, und an fast allen übrigen Stellen wenigstens als Variante vorkommt, scheint Hr. *V.* auf das Richtige gekommen zu seyn. Denn offenbar haben Aelian und Pollux dieselbe Stelle des Sophocles, wo die Hirschkuh κεροῦσσα genannt wird, vor Augen gehabt, und die sophokleische Hirschkuh bei Aelian ist also auch die Ernährerin des Aleaden *Telephus*, des Sohnes der *Auge*, der Tochter des *Aleos*, der selbst Sohn des *Arkas*, des Stammvaters der arkadischen Könige war, und es bleibt kein Zweifel, dafs das fragliche Stück des Sophokles *die Aleaden* heifst und nichts mit den *Aloaden* zu thun hat, und wir haben also nicht mehr ein auf Naxos spielendes *drama satyricum*, sondern eine in Arkadien spielende Tragödie. Die Geschichte des *Aleos* und der *Aleaden* ist leicht bei Apollodor und Pausanias zu finden. Die übrigen Quellen siehe bei *Vater*. *Aleos* hatte 3 in der Mythe berühmte Söhne, und eine durch ihr und ihres Sohnes Schicksal noch berühmtere Tochter *Auge*, die von Herakles den *Telephos* gebar, welcher auf dem Berge Parthenius in Arkadien ausgesetzt, von einer Hirschkuh ernährt wurde, und des *Telephos* Schicksal bietet gewifs reichlichen Tragödienstoff. Wenn nun das fragliche Stück, in welchem nach den Fragmenten zu schliefsen nicht die Schicksale der *Auge* und die Geburt des *Telephus*, sondern die Jugendgeschichte des Letztern behandelt war,

war, *die Aleaden* genannt wird, so scheint es sich vorzüglich auf seine arkadischen Verhältnisse zu seinen Oheimen zu beziehen; für seine fernern Schicksale, seine Ankunft in Mysien und seine Unternehmungen bei dem Könige Teuthras, die Verwundung und Heilung desselben durch den Speer des Achilles, giebt es noch 2 sophokleische Stücke, *Μυσοί* und *Τήλεφος*. Die muthmaafsliche, aber nichts weniger als zuverlässige, Beziehung der Fragmente aus den Aleaden siehe bei *Vater* selbst. So können wir also in der Hauptsache der gründlichen und bedächtigen Untersuchung des Herrn *Vater* nur völlig beistimmen und das ganze Werkchen als einen schätzbaren Beitrag zur sophokleischen Litteratur empfehlen. Aber in einigen Vermuthungen scheint uns Hr. *V.* zu weit gegangen zu seyn, und zwar nicht sowohl in den *quasi* schaffenden und kombinirenden, die auch nur Vermuthungen seyn sollen, als in den negirenden, wovon wir Einiges genauer betrachten wollen. Hr. *V.* behauptet von den 2 aus Stobaeus angeführten Fragmenten, *worin ein Vorwurf einer unedeln, unehelichen Geburt und ein Streit zwischen in und aufser der Ehe gebornen Kindern um ihre Rechte angedeutet zu werden scheine, solche Scenen könnten in der Fabel der Aloaden gar keinen Platz haben.* Es ist eine sehr mifsliche Sache, von einem Drama (hier einmal angenommen, dafs es *Aloaden* heifse), von dem beinahe nur der Name bekannt ist, vermuthen zu wollen, dafs Dieses oder Jenes keinen Platz darin gehabt haben könne; der Dichter kann ja eine Sache von allen möglichen Gesichtspunkten aus aufgefafst und daher auch allerlei durch den Mythos mögliche Scenen, sogar absichtlich eine Ungereimtheit hineingebracht haben, um nachher mit Widerlegung derselben das Gegentheil desto entschiedener hervortreten zu lassen. Hr. *V.* hat das 2te Fragm. bei Stob. LXXVII. 9. wohl vorzüglich des 1. Verses wegen, *ὁ δὴ νόθος τοῖς γνησίοις ἴσον σθένει*, der Fabel der *Aloaden* unangemessen gefunden, weil ja diesen Bastarden gegenüber keine ehelichen Kinder vorhanden waren; aber in diesem Verse liegt ja auch keine Andeutung, dafs eheliche Sprölslinge Bastarden gegenüber wirklich vorhanden gewesen seyen, und so könnten von dieser Seite die beiden Verse eben so gut in der Fabel der *Aloaden*, wie in der der *Aleaden* vorkommen. Eben so ungegründet scheint mir die Annahme des Hn. *V.*, dafs das Fragment bei Stobaeus (flor. XCI. 27) aus den *Aleaden*, in welchem die möglichen Wirkungen des Reichthums aufgeführt werden, der Fabel der *Aloaden* völlig unangemessen sey, *weil das Geld bei diesem Mythos gar keine Rolle spiele, sondern zuletzt Klugheit über rohe Stärke siege.* Hr. *V.* bezeichnet den Inhalt dieses Fragments also: *Reichthum verschafft Freunde, Ehrenstellen und Herrschaft. Er kann Alles bewirken. Er macht den Häfslichen schön, und den Einfältigen klug. Er allein kann selbst Krankheit und Elend verleugnen.* Aber konnte ein solches Lob des Reichthums nicht irgend einer Neben- oder Mittelsperson in den Mund gelegt werden, die, wohl in heuchlerischer Absicht, das Geld als einen schönen Ersatz der mangelnden Klugheit und anderer Vorzüge pries? Hundert Möglichkeiten liefsen sich da denken, und Jeder könnte sich eine besondere nach seinen besondern Vorstellungen konstruiren. Hr. *V.* konnte die *Möglichkeit* solcher Stellen in der Fabel der *Aloaden* zugeben, ohne damit die *wirkliche* Beziehung auf die *Aloaden* einzuräumen, die durch die Stellen selbst keineswegs nothwendig wird, um so weniger, weil gerade an diesen 3 Stellen bei Stob. ohne Variante der Name *Ἀλεάδαι* sich findet, den wir natürlich auch festhalten. Aber wenn solche ungegründete Behauptungen, wie die bezeichneten des Herrn *V.*, dem Resultate der ganzen Untersuchung an sich auch nicht nachtheilig sind, so fallen sie doch im Fortgange der Kritik störend auf. Wenn nun Herr *Vater* dieses letzte Fragment aus den *Aleaden* über den Reichthum dem *Telephos* in den Mund legt, *welcher, weil er seine Zwecke nicht erreichen könne und vielleicht durch Bestechungen von Seiten der Oheime abgewiesen werde, in jene Worte über den Reichthum ausbreche* (p. 21), so scheint es mir vielmehr gesprochen zu seyn von Einem, der es, wirklich oder scheinbar, mit dem Reichthume hält und einem Andern, dem *Telephos*, den Reichthum, durch den man Alles erreichen könne, preist, weil *Telephos*, wenn ihm der Reichthum Anderer hinderlich gewesen wäre, selbst entschiedener tadelnd sich darüber würde geäufsert haben. Was die Kritik dieses Frgm. betrifft, so weicht V. 3. Hn. *V's.* Conjektur *θάκησιν* gar zu sehr ab von der vulg. *ἥκουσιν* und von der Lesart der codd. *ἄγουσιν* und *ἄκουσιν*, und ist dazu, nicht wie Hr. *V.* sagt, ein seltnes Wort, sondern ein Wort, welches vor *Seidler's* Conjektur zu Soph. O. C. v. 9. gar nicht existirte und also auch da noch sehr unsicher ist. Die Lesart *αἰσχίστην ἕδραν* hat nur *ein* Codex, wenn auch ein sehr guter Codex, aber dadurch und durch den Zusammenhang ist dieselbe doch sehr zweifelhaft; am passendsten scheint *ἡδίστην* aus cod. B., weil in der ganzen Stelle auch sonst nur Lob des Reichthums enthalten ist; der in *αἰσχίστην* liegende Tadel der durch Reichthum erworbenen Tyrannis würde zu der einfachen Verbindung so vieler Belobungen des Reichthums durch *αὖθις, εἶτα* und *ἔπειτα*, nicht passen; wohl aber liegt eine passende Steigerung in *φίλους, τιμάς* und *ὑπερτάτης τυραννίδος — ἡδίστην ἕδραν*. Dafs die Tyrannis häufig eine verhafste war, würde hier Gewicht haben, wenn es in den Zusammenhang pafste. In V. 10. meint Hr. *V.*, der Nominativ (*Heath* nämlich wollte statt *γλώσσῃ* lesen *γλώσση* als Nominativ) lasse sich dem Sinne nach sehr gut vertheidigen, müsse aber aus grammatischen Gründen abgewiesen werden. Ich meine, dafs der Nomin. noch viel weniger dem Sinne nach vertheidigt werden könne, da ja hier der *Reichthum* Weisheit und Schönheit verleihen (oder ersetzen) soll, und nicht *die Zunge*. In V. 11. wäre *χαίρειν καὶ νοσεῖν* statt *νοσοῦντι χαίρειν* ein merkwürdiges *ἓν διὰ δυοῖν*, wofür Hr. *V.* Beispiele hätte anführen müssen; statt *καὶ νοσεῖν* möchte wohl zu lesen seyn *κοὐ νοσεῖν*; solche Gegensätze sind ja sehr gewöhnlich. Die Vermuthung

des

Herrn *Vater*, dafs der Chor in den *Aleaden* aus arkadischen Hirten bestanden (pag. 13), und dieser befreundete Chor den Helden (*Telephos*) vielleicht nach Mysien begleitet habe, empfiehlt sich sehr, besonders da nach Paus. I. 4. 6. die Pergamener vorgaben Arkader zu seyn, die mit dem *Telephos* nach Asien gegangen wären. Wenn aber Hr. *V.* (p. 18) sagt, *dafs die Scene* (der Heilung des verwundeten Telephos) *in Griechenland sey*, bestätige der Vers bei Aristophanes Ritter 810. ὦ πόλις Ἄργους κλύεθ' οἷα λέγει, so gestehe ich, dafs ich auch nicht die geringste Beziehung dieses Verses auf die Geschichte des *Telephos* einsehe, und dafs ich nicht begreife, wie Hr. *V.* die genannte Bestätigung darin findet. — Zum Schlusse mufs ich noch die zwar kühne, aber gewifs beachtenswerthe Conjektur des Hn. *V.* erwähnen, wodurch er vier Stücke des Sophokles, in welchen die ganze Fabel von *Telephos* enthalten seyn sollte, zu einer Tetralogie verbindet. Zu den 3 nämlich, Ἀλεάδαι, Μυσοί und Τήλεφος, nimmt Hr. *V.* als 1stes Stück der Trilogie den Ναύπλιος καταπλέων, und betrachtet diesen Nauplios als den Sohn des Poseidon und der Amymone und als denjenigen, welchem *Aleos* seine Tochter *Auge* mit dem Knäblein gegeben habe, um sie in das Meer zu versenken; in diesem Stücke sollte denn das Schicksal der *Auge* und die Geburt des *Telephos* enthalten gewesen seyn, und es möchte wohl mit der Abfahrt des *Nauplios* geschlossen haben. Das Stück *Telephos*, worin die Verwundung und Heilung des *Telephos* nach dem Orakel enthalten war, nimmt Hr. *V.* wegen des Komischen und der Naivität des Achilles in diesem Theile der Fabel für das *drama satyricum*. Aber sollte wohl, um dieses Eine nur gegen eine Kette von Vermuthungen einzuwenden, das Drama, worin das Schicksal der *Auge* und die Geburt ihres Kindes behandelt wird, seinen Namen von einem dabei als Werkzeug gebrauchten Schiffer entnommen haben?

D. *A. C.*

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Meissen, b. Klinkicht u. S.: *C. Velleji Paterculi* quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum coniecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit *Jo. Theoph. Kreyfsig*. 1836. LXXII u. 124 S. 8. (12 gGr.)

2) Altona, b. Hammerich: *Loci Vellejani*. Tractavit *J. C. M. Laurent* Dr. Joannei Hamburgensis Collaborator. Inest censura editionis Orellianae. 1836. XXIV u. 160 S. 8. (1 Rthlr.)

3) München, in d. Königl. Schulbuchh.: Solemnia anniversaria in novo Gymnasio Regio Monacensi IX. Calend. Septembres MDCCCXXXVI rite celebranda collegii professorum nomine indicit *Carolus Felix Halm*, Gymnasii Professor. Insunt emendationes Vellejanae. 23 S. 4.

Da seit *Ruhnken* nichts Erhebliches für die Texteskritik des *Vellejus* geleistet ist, so scheint sich in dieser langen Zeit ein zwar stilles, aber doch weit verbreitetes Interesse für diesen Autor gesammelt zu haben, das nun auf einmal zum Ausbruch kommt, nachdem *Orelli's* Ausgabe das Signal dazu gegeben. Als ich in diesen Blättern auch meinerseits dies Interesse beurkundete durch die Recension der Orellischen Ausgabe (März 1836. Nr. 55 — 57.), kündigte ich zwei neue Herausgeber an, von denen der Eine schon im Jahre 1833 sich selbst als solchen öffentlich bezeichnet hatte, und der Andere wird meine Privat-Nachricht nicht Lügen strafen. Beiden ist nun Herr *Kreyfsig* zuvorgekommen, und nur erwünscht werden ihnen die zwei anderen Vorarbeiten von Hn. *Laurent* und Hn. *Halm* seyn. Denn dafs sie die vorliegende Ausgabe als einen Grund ansehen sollten, ihren eignen Plan aufzugeben, ist nicht zu erwarten.

Hr. *Kreyfsig* beginnt seine *epistola* an *Jo. Casp. Orelli* mit: *miraberis*. Diese Prophezeiung ist gewifs eingetroffen, und zwar nicht nur bei dem, dem sie eigentlich galt, sondern bei allen, welche von dem unerwartet schnellen Erscheinen der neuen Ausgabe hörten oder sie gar sahen, nur nicht so sehr aus dem Grunde, den Hr. *Kr.* anführt, dafs man wisse, er sey aufs eifrigste mit *sive emendatio sive explicatio* des Livius beschäftigt, als vielmehr defshalb, weil zu erwarten war, dafs eine längere Zeit darüber hingehen würde, ehe Jemand auf die Orellische Kritik eine neue gründen könnte, selbst wenn er schon längere Zeit mit dem *Vellejus* beschäftigt gewesen wäre. Hr. *Kr.* aber hat sich gar zu sehr beeilt, und er wird es jetzt gewifs selbst bedauern, dafs er die beiden oben genannten Schriften nicht hat benutzen können. Wäre nun *periculum in mora* gewesen, wäre *Vellejus* ein vielgebrauchter Schul-Schriftsteller, dem man möglichst bald zu einem mit gröfserer Bequemlichkeit zu lesenden Text verhelfen müfste, als der Orellische ist, so hätte Hr. *Kr.* ohne Zweifel Recht gethan und hätte sich sogar ein pädagogisches Verdienst erworben. Indefs einen solchen Grund hatte er nicht; er gesteht sehr naiv, die Neuheit der Sache habe ihn so angezogen, (ja *ita percussit*), dafs er gehofft habe, er werde jetzt mittels der reineren Abschrift des Murbacher Codex *pro virili parte* eben so dem *Vellejus* zu Hülfe kommen, wie er früher sehr viele Stellen des Livius mit Hülfe zweier ausgezeichneter Handschriften, der Bamberger und Wiener, restituirt habe. Diese Hoffnung habe er mit dem fröhlichsten Herzen gefafst, und der Erfolg sey auch insofern entsprechend gewesen, als er, bei dem sehr reichlichen Stoff zu Conjecturen, wenigstens einige Stellen des Vellejus *si non certa, probabili tamen emendatione* verbessert habe, wobei er sogleich drei Emendationen anführt, die wahrscheinlich die *palmares* seyn sollen; ob sie diese Anerkennung verdienen, wird sich nachher zeigen.

Li-

Läse nun Jemand diese Vorrede, und hätte sich Hr. *Kr.* nicht als deren Verfasser genannt, so würde man ohne Zweifel als solchen sich einen jungen, leichtfertigen Philologen denken, der im Vertrauen auf seinen Scharfsinn schnell zu einer Arbeit übergeht, bei der er nichts zu thun hat, als einige Conjecturen zu machen. Leider hat sich Hr. *Kr.* nicht die Zeit genommen mehr zu thun; nur das müssen wir noch hinzurechnen, dafs er die Druckfehler der Krauseschen Ausgabe, in der ziemlich viele verwerfliche Lesarten der Zweibrücker Ausgabe durch Versehen stehen geblieben waren, weggeschafft, und dafs er den Text des *Vellejus* orthographisch einigermafsen ausgeputzt hat.

Es thut mir leid, über einen so wohl verdienten Philologen ein solches Urtheil aussprechen zu müssen; ich habe vor seinen früheren Leistungen alle mögliche Achtung, und bin überzeugt, er hätte sich auch um den *Vellejus* namhafte Verdienste erwerben können. Ich stimme ganz mit ihm überein, wenn er den Leser mit diesem Distichon begrüfst:

Est aliquid, quum tot scateat membrana lituris,
Velleji mutilos restituisse libros.

Dafs er dieses *aliquid* aber ausgeführt hat, soll doch hoffentlich nicht hiermit gesagt seyn; wenigstens wäre es eine grofse Selbsttäuschung; ja ich glaube, es ist nur eben so weit ausgeführt, dafs das Geleistete, etwa in einem kleinen Programm oder sonst wo untergebracht, sich recht gut ausnehmen würde; aber an eine neue Ausgabe mufs sowohl der Verfasser als das Publikum gröfsere Ansprüche machen, die sich nicht so *raptim* befriedigen lassen, wie der Vf. am Ende der *epistola* geschrieben zu haben gesteht; und wenn er pag. LXX. sagt, er habe diese Ausgabe *intra brevissimum temporis spatium, dum res integra erat*, adornirt, so will Rec. nur wünschen, dafs die Leser hierin wo möglich einen respectableren Beweggrund angedeutet finden mögen, als die ganz vulgäre Buchmacherei, die leider auch in der Philologie immer mehr um sich greift.

Ueber die Grundsätze seiner Kritik äufsert sich Hr. *Kr.* pag. VI fg. also: *quo maiore interpretum et editorum licentia et negligentia orationis Vellejanae integritas corrupta est ac depravata, eo enixiore studio id agendum esse apparet, ut singulorum scriptura locorum ad normam codicis Amerbachiani, de cuius virtutibus ipse perquam accurate ac dilucide exposuisti, usquequaque exigatur; ita tamen, ut Velleji editio princeps, quam a Rhenano ex vitioso codicis Murbacensis exemplo derivatam, a Burerio autem, quem nonnulla praetermisisse, nemini, qui codices versaverit, mirum videbitur, ex ipso codice unico diligenter emendatam esse constat, in auxilium vocetur, atque in locis nec codicis Amerbachiani, nec editionis Rhenanianae ope restituendis ad coniecturae probabilitatem deducatur.* Man sieht, dafs hier nur versprochen wird, was sich von selber versteht; die Frage nach dem Werth des *Cod. Amerb.* und seinem Verhältnifs zum *Cod. Murbac.* und zu der *ed. princ.* wird gar nicht aufgeworfen, sondern es werden ihm nur wiederholt starke Lobsprüche gemacht, z. B. pag. LXXII. *praeclara virtus*, womit sich die *temere omissa* p. LXX. *Amerbachii negligentia* pag. LXI. nicht recht vereinigen. Viel gründlicher hat sich auf diese sehr wichtige Frage Hr. *Laurent* eingelassen. Hierauf werden die Lesarten des Dresdner Exemplars der *ed. princ.* an den Stellen angegeben, wo *Orelli* in vier anderen Exemplaren Abweichungen bemerkt hatte. Dankenswerth sind auch die aus demselben Exemplar gegebenen Nachträge und Berichtigungen zur Orellischen Collation pag. VIII fg. Sodann äufsert sich der Vf. über den Inhalt der voraufgeschickten *epistola* pag. IX. folgendermafsen: *Jam vero, missis his quisquiliis, ad huius epistolae caput progrediar et de singulis Velleji locis, quos vel codicis Amerbachiani et editionis Rhenanianae auctoritatem, vel meas aliorumve coniecturas secutus ita immutavi, ut iudicio tuo, saepius tacite probato, aliquoties magis etiam confirmato, non obtemperarem, in adnotationibus subiectis harum mutationum omnium rationem bona fide redditurus, simulque, quum non turpe sit errorem fateri, alia additurus, alia retractaturus breviter exponam.* Ich habe diese und die obige Stelle zugleich deshalb ausgehoben, um sie als Belege aufzustellen, dafs der Vf. sich auch nicht einmal die Zeit genommen hat, einigermafsen gefällige und lesbare Perioden zu bauen; das ist um so mehr zu bedauern, da er übrigens als ein taktfester Lateiner bekannt ist, dessen Stil sonst, wenn er auch zuweilen eine etwas zu schulmäfsige und pedantische Farbe trägt, doch sehr vielen unsrer jetzigen Philologen als ein gutes Beispiel vorgehalten werden kann.

Wie wenig Zeit nun auch Hr. *Kr.* aufgewendet hat, um die vorliegende neue Ausgabe zu extemporiren, so ist es doch des Rec. Schuldigkeit, das, was als ein eigenthümliches Verdienst derselben angesehen werden könnte, hervorzuheben. Natürlich ist hierbei die leichte Operation abzurechnen, mittels deren Orelli's *exemplar correctum*, wie er es seinem diplomatischen Abdruck des *Cod. Amerb.* untergesetzt hat, dem Texte einverleibt ist; dafs Hr. *Kr.* diese Operation allzu sorgsam betrieben hat, kommt ihm selber wenigstens Ein Mal beinahe zum Bewufstseyn, wenn er p. XXXVII. von einem *nimium fortasse obsequium* spricht; freilich war es, wenn er einmal nicht selbständig seinen Weg suchen wollte, am rathsamsten, sich an Orelli's Hand zu halten; dafs ihn aber auch diese zuweilen irre geführt hat, ist nicht hier nachzuweisen, wo es sich blos um Hn. *Kr.* handelt. Eben so wenig verdient es Erwähnung, wenn er zuweilen doch auch einem anderen Vorgänger als Orelli gefolgt ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Meissen, b. Klinkicht u. S.: *C. Velleji Paterculi — — edidit Jo. Theoph. Kreyssig* etc.

2) Altona, b. Hammerich: *Loci Vellejani. Tractavit J. C. M. Laurent* etc.

3) München, in d. königl. Hofbuchh.: *Lectiones Velleianae — — edidit Carolus Felix Halm* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 100.)

Hr. *Kr.* wird es nicht als ein grofses Verdienst angesehen wissen wollen, dafs er eine beträchtliche Anzahl von Parallelen aus seinen früheren Schriften, ähnliche Varianten besonders aus den zwei Handschriften des Livius, die er verglichen hat, ziemlich viele Citate über die Rechtschreibung von Eigennamen u. dgl. beigebracht hat. Da er nur in der Eil aufraffte, was sich gerade fand, so ist es nicht zu verwundern, dafs er eben nichts von den zerstreuten Beiträgen für die Kritik des Vellejus nachgewiesen hat, die Orelli entgangen waren, dafs er dagegen auch manches ganz überflüssige, für die Kritik durchaus gleichgültige Citat, das ihm gerade zur Hand war, nicht für sich behalten mochte. Rechnen wir endlich noch ab die Berichtigungen von Druckfehlern, die sich selbst bis auf die Verwechselung von *n* und *u* erstrecken, und die häufige Bemerkung, dafs diese oder jene Sylbe, welche aus Conjectur in den Text gekommen ist, hätte in Klammern eingeschlossen werden sollen, so bleibt aufser diesen unerquicklichen Bestandtheilen der *epistola* nur sehr Weniges übrig, was als wirklich neue Production des Hn. *Kr.* anzusehen ist, dies sind nämlich seine Conjecturen.

Wer diese der Reihe nach durchmustert, dem drängt sich ganz von selbst die Bemerkung auf, dafs sie alle dieselbe Physiognomie tragen; es herrscht darin eine Kleinigkeitskrämerei, wie sie heutzutage selten noch bei Philologen angetroffen wird. Wo wirklich eine bedeutende Schwierigkeit im Texte ist, da wird fast jedes mal geschwiegen, oder es heifst: *alii ingenii acumen experiantur*, oder *quid in eo lateat, exputare non possum* u. s. w. Bei Kleinigkeiten dagegen, wo der Sinn an sich klar ist, wo es sich nur um ein bischen Correctheit mehr oder weniger handelt, da entzieht Hr. *Kr.* dem *Vellejus* seinen Beistand nicht leicht, sondern er ist stets bereit, ihm „die Morgenröthe korrecteren Styls aufgehen zu lassen," wie neulich ein als Uebersetzer bekannter Schulmann das Korrigiren der Schüler-Exercitien zierlich umschrieben hat. Nun hat sich zwar Vellejus oft und rührend wegen seiner schülerhaften Flüchtigkeit entschuldigt, wie II, 41, 1. 55, 1. 86, 1. 99, 4. 124, 1. ja er vergleicht sich in seiner kopfüberstürzenden Eile mit einem Rade und einem jähen Wasserfall (I, 16, 1); indefs trotz dem findet er vor der strengen Censur des Hn. *Kr.* keine Gnade; es wird ihm nicht verziehen, dafs er I, 4, 4 geschrieben hat: *Aeolii — claras urbes condiderunt Smyrnam, Cymen, Larissam, Myrinam, Mytilenenque et alias urbes, quae sunt in Lesbo insula.* Das zweite *urbes* mufs gestrichen werden, zumal da schon *Gruter* und *Ruhnken* es weggewünscht hatten. Ebenso hatte *Jani* I, 9, 4. *Is Persam — coegit e Macedonia profugere. Quam ille linquens in insulam Samothraciam profugit*, Anstofs genommen und *perfugit* geschrieben, *quoniam*, wie er zu sagen beliebte, *modo adfuit profugere*; Hr. *Kr.* schreibt darum auch gleich *perfugit*, wogegen schon Wopkens lectt. Tull. II. c. 11. p. 188 protestirt hat. Demnach glauben wir es Hn. *Kr.* sehr gern, dafs nur sehr wenig gefehlt hat, so hätte er es sich selbst übel genommen (*haud multum abest, quin mihimet ipsi succenseam*), was wir ihm keineswegs übel nehmen, dafs er nicht II, 92, 1 in den Worten: *Caesar circumferens terrarum orbi praesentia sua pacis suae bona* auf Ruhnken's Geheifs das *sua* getilgt hat. Warum? der Grund ist ja klar; der Abschreiber hatte *pacis* übersehen und wollte eigentlich *suae* schreiben als er *sua* schrieb; er hat es aber, setzen wir hinzu, noch bei Zeiten gemerkt, und hat nun zwar das *e* nicht hinzugesetzt aber doch vergessen das Uebrige zu tilgen. Solche Demonstrationen sind sehr nutzbar und können oft in wichtigeren Fällen das Unerklärliche erklären. Hierher gehört es auch, dafs Hr. *Kr.* II, 16, 3 in dem Satze: *cuius de virtutibus cum alii, tum maxime dilucide Q. Hortensius in annalibus suis rettulit. Cuius illi pietati plenam P. R. gratiam rettulit* u. s. w. *reddidit* statt *rettulit* mit Ruhnken schreibt, weil *rettulit* kurz vorher, wenn gleich in andrer Bedeutung, gebraucht ist, wogegen wiederum Wopkens a. a. O. und neuerlich *Halm* Belege von ähnlichen Nachlässigkeiten beigebracht haben, die sich noch vermehren liefsen, wenn es nöthig wäre. Auf die eigentliche Schwierigkeit dieser Stelle läfst sich übrigens Hr. *Kr.* nicht ein, sondern er setzt unbedenklich Orelli's Conjectur in den Text, gegen die ich mich schon früher erklärt habe. Hr. *Halm*, um das gleich hier zu erwähnen, tilgt das zweite *cuius*, dessen Entstehung jedoch nicht leicht zu erklären ist,

wenn man nicht etwa nach obiger Analogie sagt, der Abschreiber habe in Gedanken den vorigen Satz noch einmal schreiben wollen, sey aber nur bis *cuius* gekommen. Hr. *Laurent* vermuthet S. 135 *quin illius pietati*; ich habe in der angef. Rec. *cuius ille pietati plenam laudem, P. R. gratiam rettulit* vorgeschlagen, wobei der bei Vellejus beliebte Gebrauch des *ille* nach dem Relativum bewahrt wird; *laudem* konnte nach *plenam* leicht übersehen werden; überhaupt ist es nicht selten, dafs in dem Text etwas fehlt. Das kleine Zeugma, was in dem *laudem* und *gratiam rettulit* liegt, ist nicht anstöfsig; gerade das entgegengesetzte hat in ganz ähnlicher Weise Sueton Tit. c. 11 *tantas mortuo gratias egit laudesque, quantas congessit ne vivo quidem unquam atque praesenti.*

Kehren wir zu Hn. *Kr.* zurück, so zeigt sich die Pedanterie, mit der er in den angeführten Stellen auf den Wohlklang hält, eben so sehr in einigen anderen grammatischen Kleinigkeiten, wie wenn er sich z. B. II, 100, 1. *sensit terrarum orbis digressum a custodia Neronem urbis*, und cap. 111, 3 *partem exercitus ab urbe traditi ab Augusto perduxi ad filium eius* die Wortstellung nicht gefallen lassen und dort *digr. a cust. urbis Neronem*, hier *p. exerc. trad. ab Aug. ab urbe perd.* lesen will. Dafs dem *Vellejus* eben kein zierlicher Periodenbau eigen ist, weifs jeder; auch Hr. *Kr.* läfst das, da es einmal nicht anders ist, hingehen; nur II, 18, 1 schreibt er *occupat Asiam necatis* statt *occupata Asia necatisque*. Warum nun gerade hier die Parenthese weggeschafft werden soll, dafür ist kein Grund angegeben, auch möchte sich schwerlich einer finden, da die Parenthese hier zwar etwas lang aber keineswegs störend ist und nicht einmal eine Undeutlichkeit oder eine Anakoluthie veranlafst. Die Periode ist zu lang, um sie hierher zu setzen; aber jeder wird fühlen, dafs, abgesehen von den drei Aenderungen, die Hr. *Kr.* machen mufs, die dadurch gewonnene Construction weder Vellejanisch noch überhaupt besser ist; das kurz einschlagende *occupat Asiam* tritt dadurch viel zu sehr hervor, und besonders kommt nun der neue Satz: *Cum terribilis Italiae q. videretur imminere, sorte obvenit Sullae Asia prov.* sehr lahm wie ein hinkender Bote, und abgerissen hinterher; da aber gerade dieser Satz im genauesten Zusammenhange mit c. 17 steht, so war es ganz natürlich, dafs *Vellejus* nicht eher als hier das erste Hauptverbum setzte, und alles andere so gut es gehen wollte, zwischenschob. Ebenso grundlos und nur von einem ganz individuellen Gefühl für Eleganz ausgegangen ist es, dafs Hr. *Kr.* ebendas. §. 4 mit Rhenanus *is egressus urbe* schreibt, da doch leicht genug *Sulla* zu ergänzen ist. Warum hat nicht Hr. *Kr.* auch I, 1, 4 *is* vor *pervectus* hinzugefügt, was *Muncker* wenigstens mit eben so viel Grund verlangte und *Krause* vertheidigte?

In der Stelle II, 9, 6 wäre es freilich accurater, wenn *Vellejus* geschrieben hätte *aequales* statt *aequalis*, da mehrere Subjecte darauf folgen; aber sagt nicht auch Cicero de Orat. I, 62 *dubitare cuius est Sulpicius et Cotta*? Aber c. 128, 3 wo es heifst: *Mi-*

Tullio tantum tribuere, ut paene adsentatione sua quibus vellet principatus conciliaret, verkennt Hr. *Kr.* den Sinn des Plurals ganz, wenn er *principatum* schreiben will; freilich die Reflexion liegt auf der Hand, dafs in Wahrheit nur immer Einer der Erste seyn kann; aber das drückt gerade die Macht des Cicero besonders gut aus, dafs er als ein Mann erscheint, der für Jeden einen Principat in der Tasche hat; und kann hier nicht wirklich wenigtens an zwei gedacht werden? Wenn übrigens Hr. *Kr.* recht consequent seyn wollte, so mufste er auch *cui* statt *quibus* schreiben. Auf einseitigen Ansichten vom Sprachgebrauch beruht es ferner, wenn Hr. *Kr.* II, 26, 1 *multa fortiterque molitus* und II, 12, 4 *cum Teutonis conflixit amplius CL hostium-trucidatis* nicht ertragen kann und an jener Stelle *strenue* nach *multa* einschieben, an dieser *trucidata* schreiben will. Ueber beide Arten des Ausdrucks ist oft genug, namentlich von den Interpreten des Tacitus gehandelt, so dafs es unnütz wäre, hier Belege beizubringen. Aber ein wirklich merkwürdiger Eigensinn ist es, den wir cap. 116, 3 bemerken. Hr. *Kr.* zeigt selbst, dafs Tacitus, Plinius und Sueton *triumphalia* sagen, ohne *ornamenta* hinzuzusetzen; nun hat *Vellejus* dies allerdings an fünf anderen Stellen hinzugesetzt, wenn es aber an der sechsten fehlt, haben wir dann ein Recht, es in den Text zu tragen? Hr. *Kr.* thut dies unbedenklich; aber es wird ihm gewifs kein liberaler Kritiker beistimmen, der unter Umständen auch etwas für richtig hält, wofür es nicht noch ein zweites Beispiel bei demselben Schriftsteller giebt. Aber Hr. *Kr.* schlägt gern alles über einen Leisten; I, 9, 6 lesen wir *hoc colligi potest*, wo *hoc* Ablativ ist; dagegen II, 86 *ex qua lenitate ducis colligi potuit*; ob nun etwa hierbei eine kleine Verschiedenheit des Sinnes statt findet, was allerdings der Fall ist, danach fragt Hr. *Kr.* nicht, sondern da es II, 7, 5 von dem *vinum Opimianum* heifst: *quod iam nullum esse, spatio annorum colligi potest*, und da ein *e* vor *spatio* steht, so conjicirt er sogleich, dafs die Präposition *e* wohl ausgefallen seyn möchte. Aehnlich ist es, wie er nach sehr schwankender Majorität der Stellen die Orthographie zuweilen bestimmt, wie in *iisdem*, zu I, 7. *duos* zu I, 8. Solche Fragen, wofern man sie durch die handschriftliche Ueberlieferung zur Entscheidung bringen will, kann man doch füglich bei einer so traurigen kritischen Grundlage, wie die des Vellejus ist, kaum anregen.

Die bisher erwähnten Emendationen, die Hr. *Kr.* theils selbst erdacht theils von Andern angenommen hat, zeigen hinlänglich, wie kleinlich seine Kritik ist; er würde damit, auch wenn er überall Recht hätte, doch seinem Schriftsteller nur wenig genützt haben. Aber dieselbe Kleinlichkeit zeigt sich auch noch in andrer Weise. Hr. *Kr.* giebt es uns oft genug anzuhören, dafs er *Codices* tractirt hat; das ist allerdings sehr schön; nicht jeder Philologe kann sich dessen rühmen; aber wer es kann, ist darum noch kein Kritiker. Was hilft es, wenn man Orelli berichten kann, dafs, wo vielleicht im Codex *medicat*

statt *medicatur* stand, das *ur* nicht etwa wegen eines folgenden *r* weggefallen ist, sondern vielmehr wegen der Abkürzung *medicat*'? oder dafs *qn* nicht *quoniam* (*qñ*) sondern *quando* heifst? Ich bin sehr weit entfernt, dies Hülfsmittel der Kritik gering zu schätzen; es ist vielmehr unentbehrlich; aber wer einen ungebührlich grofsen Werth darauf legt, verirrt sich leicht dahin, mittels seiner paläographischen Kenntnifs alles Mögliche leisten zu wollen, und Hn. *Kr.* ist es meines Erachtens begegnet, dafs er der Paläographie zu Liebe nach Sinn und Zusammenhang zu fragen versäumt. Er hat entweder zu wenig Codices gelesen, um von der übertriebenen Verehrung derselben zurückzukommen, oder zu viel, als dafs er sich der vorzugsweise auf die Formen der Buchstaben und Abkürzungen gerichteten Aufmerksamkeit entschlagen könnte; und bei alle dem wagt er dennoch zuweilen Vorschläge zu machen, die ziemlich weit von der urkundlichen Ueberlieferung abgehen.

Alles dies wird sich an den folgenden Beispielen hinlänglich zeigen. II, c. 25, 4. *Post victoriam, qua descendens montem Tifata cum C. Norbano concurrerat Sulla.* — In der Handschrift stand *qua demendes montem.* Die übrigen Schwierigkeiten der Stelle berührt Hr. *Kr.* nicht; sondern da ihm das, was bisher zur Vertheidigung des Accusativs bei *descendere* beigebracht ist, nicht genügt, so ist es ihm nachträglich noch eingefallen, (*id quod nunc demum succurrit* in der Epist. p. XXIV.) dafs man lesen müsse: *quia ad eminentem montem* oder *eminentes montes Tifata - concurrerat.* Was soll nun hier in aller Welt das nüchterne Epitheton *eminens*? bedeutend waren jene Höhen nicht; denn Livius VII, 29 nannte sie *colles*; dafs sie überhaupt hervorragten, bedurfte keiner Versicherung; man hätte also eher erwarten sollen, dafs Vellejus den Berg *exiguus* nannte, wenn es hier überhaupt seine Absicht wäre, das Schlachtfeld zu beschreiben. So unglücklich aber auch diese Conjectur ist, so ist doch das, was Hr. *Kr.* zu ihrer Bestätigung beibringt, noch bei weitem unglücklicher. Er will den Gebrauch des *eminens* belegen; wer wird daran zweifeln, dafs *eminens* gebraucht wird? wem kann auch nur die Bedeutung zweifelhaft seyn? Aber Hr. *Kr.* mufs doch irgend etwas citiren, sollte es auch passen, wie die Faust aufs Auge; also zunächst zwei Stellen des Livius VII, 29 und XXVI, 5 der Tifata *imminentes Capuae colles* und *montem imminentem Capuae* nennt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, dafs hier *imminens* mit seinem Dativ etwas für jenes unnütze *eminens* beweisen soll. Nun fährt Hr. *Kr.* fort: *Similiter Florus, ut mittam, quod Vellejus vocabulo eminens saepissime usus fuerit,* (!) I, 9 *Valerii Poplicolae domum eminentes aedes — appellavit.* Also ist dies wirklich dem Ausdruck des Livius ähnlich? Dafs *Florus* von einem Hause spricht, bei dem der relative Sinn des *emittens* von selbst einleuchtet, übersieht Hr. *Kr.* in seinem Eifer, und wir müssen daher fast seine Mäfsigung bewundern, dafs er nicht auch die noch viel unähnlicheren Stellen des Vellejus anführen will; aber er verspart, wie sich's gebührt, das Hauptargument, *quod magis ex re nostra est*, bis zuletzt; nämlich — *Florus* IV, 12 hat einen Berg *montem eminentissimum* genannt, *quem*, (es sey uns erlaubt, die folgenden Worte noch hinzuzusetzen, was Hr. *Kr.* nicht thut,) *maria prius Oceani quam arma Romana adscensura esse crediderant.* Dafs für einen so ungeheuren Berg jener Superlativ angewendet wird, ist kein Wunder; aber für das *eminens* beim Vellejus ist davon auch nicht der Schatten eines Beweises zu entnehmen.

II, 41, 1 *Hic nobilissima Julierum genitus familia, et, quod inter omnis constat, antiquissima, ab Anchise ac Venere deducens genus.* So haben seit Acidalius alle Herausgeber geschrieben, während in der Handschrift stand: *inter omnis antiquissimos constabat*; die Aenderung gehört allerdings nicht zu den leichtesten, indefs läfst sie sich in allen ihren Theilen mit vielen paläographischen Parallelen belegen; und die feststehende Formel *constat inter omnes* führt fast mit Nothwendigkeit darauf; das erkennt auch Orelli an und seine eigene Conjectur weicht wenigstens hierin nicht ab, wenn er schreiben möchte: *quod inter omnis antiquitatis peritos constabat*; dagegen ist jedoch einzuwenden, dafs auch diese Aenderung des *antiquissimos* nicht leicht zu nennen ist, und dafs durch den Gebrauch des Imperfecti Vellejus seinen Glauben an die Göttlichkeit der Julier zweifelhaft machen würde, was nicht in seinem Sinne ist. Doch darüber könnte man sich allenfalls hinwegsetzen; aber was thut Hr. *Kr.*? Er weifs und belegt es, dafs *omnes* und *homines* oft in den Handschriften verwechselt werden; daraus folgt sogleich eine Conjectur: *quod inter homines antiquissimos constabat.* Er überläfst es uns nun stillschweigend, ob wir damit etwas anzufangen wissen; nur eine kleine Andeutung giebt er zur Lösung des Räthsels; er citirt nämlich die *vetustissimi mortalium* bei Tacit. Ann. III, 26. Dort wird gerade wie bei Ovid. Metam. I, 89 das goldne Zeitalter der Menschheit geschildert, wo es noch keine Gesetze und Strafen gab. Sagt also Vellejus, dafs es schon im goldnen Zeitalter bekannt gewesen sey, aus welcher Familie Cäsar stamme? Wir wollen nicht hoffen. Hr. *Kr.* hat das *quod* wohl auf das folgende *genus* bezogen, so dafs der Sinn seyn müfste: Cäsar leitete von Anchises und Venus sein Geschlecht her, das schon im goldnen Zeitalter bestand. Das geht aber auch nicht, da, wenn auch nicht die goldene Venus, doch der alte Anchises und vollends Aeneas und Julus gegen jene *vetustissimi* nur Spätlinge sind. Wir müssen also das taciteische Citat wohl ganz fallen lassen und annehmen, Hr. *Kr.* habe mit den Worten *inter homines antiquissimos constabat* nur ausdrücken wollen, dafs Cäsar's Geschlecht schon *in sehr alter Zeit bestand.* Für diesen Fall hätte aber Hr. *Kr.* den Sprachgebrauch belegen müssen; und auch wenn ihm das nach Wunsch gelänge, würde immer der Satzbau etwas Anstöfsiges behalten; namentlich würden wir auch dafür einen Beweis verlangen, dafs in der Redensart *genus ducere ab aliquo*, ein ähnlicher

mit

Zusatz wie hier zu *genus* gemacht und voraufgestellt werden kann.

Cap. 51, 3. In der verzweifelten Stelle *non Hispaniae Asiae natus sed Hispanus* hat Hr. *Kr.* auf paläographischem Wege eine Lesart herausgebracht, von der es denn nacher heifsen mufs: reime dich oder —. Er macht: *non Hispaniae adsignatus*, und hält es für gewifs, dafs man so einen Menschen nennen könne, der in eine spanische Colonie geschickt oder aus irgend einem anderen Grunde in Spanien sich niederzulassen angewiesen (*jussus*) sey. Offenbar ist dabei doch ein römischer Bürger zu denken; bei was für einer Art von Kolonie nun, oder aus welchem anderen Grunde ein solcher assignirt werden konnte, und ob es überhaupt ein auch sonst erhörter lateinischer Ausdruck aus guter Zeit ist, *Römische Bürger einer Provinz assigniren*, und welchen Sinn er hatte, das Alles sind Fragen, die Hr. *Kr.* zu beantworten auch nicht einmal einen Versuch macht; so lange er das nicht thut, wird er es uns schwerlich verdenken, wenn wir die Conjecturen etwas kühl empfangen, die er so stiefväterlich in die Welt stöfst. Ich bemerke hierbei zugleich, dafs die neueste Conjectur von Hn. Laurent: *non in Hispania a cive natus sed Hispanus*, die auch Morgenstern gemacht hat, der nur *ex* statt *a* setzt, ebenso wie die alte von Hottinger, die beiden zum Grunde liegt, eine ich möchte sagen allzu steife und amtsmäfsige Bezeichnung enthalten, Lipsius hatte den ganz richtigen Tact, hier irgend eine *argutia* im Ausdruck zu suchen, und sein *Hispaniensis natus* ist in dieser Beziehung nicht uneben, doch ist es schwerlich das rechte.

Cap. 90, 1. Die sinnlosen Worte *et coram aliero*, welche schon sehr viele Conjecturen veranlafst haben, sind auch von Hn. *Kr.* und in den beiden anderen angezeigten Schriften behandelt. Hr. *Kr.* vermuthet *habita est cura alienorum*; er würde dies, urtheilt Hr. *Halm*, wohl für sich behalten haben, wenn er die Vermuthung von Th. Bergk gekannt hätte: *et coaluerunt* oder *coaluere*, welche indefs Hr. *Halm* auch verwirft, der überhaupt keinen der bisherigen Vorschläge billigt, sondern, um es mit Orelli's verzweifelter Conjectur auszudrücken *cura mali, ferro* die Stelle heilt, indem er die verdorbenen Worte als ein Glossem verwirft. Dazu ist jedoch so lange kein Grund vorhanden, als sich nicht nachweisen läfst, dafs es überhaupt ein Glossem ist; denn auch dies mufs doch irgend einen Sinn in sich schliefsen, und um ein Recht zu haben, es zu tilgen, mufs man sogar nachweisen können, wie es in den Text kam *). Hr. Laurent vermuthet: *cura meliore*, wovon Hr. *Halm* mit Recht bemerkt, dafs dies keine neue Erfindung war. Gegen Hn. *Kr.* ist zunächst die Gewaltsamkeit bemerklich zu machen, mit der er *habita est* einschiebt; anstöfsig ist auch der Gebrauch von *alienorum*, womit die Provinzen bezeichnet seyn sollen. Einen andern Grund hat Hr. *Halm* angeführt, der sowohl diese Conjectur als auch die von Th. Bergk trifft, die ich, nach seiner Meinung, obgleich sie sehr scheinbar sey, doch allzu *cupide arripirt* habe in der Rec. der Orelli'schen Ausgabe, dafs nämlich der folgende Satz *quae tam longa armorum series laceraverat* nicht von den Provinzen verstanden werden dürfe, sondern auf die *coalescentia reip. membra* zu beziehen sey. Wenn Hr. *Halm* seiner Sache so sehr gewifs ist, so wird er wenigstens, wenn er den Zusammenhang der Stelle erwägt, gestehen müssen, dafs der Irrthum sehr verzeihlich war, da Vellejus im Folgenden eben von den rebellischen Provinzen spricht, und da man nicht wissen kann, was in dem *coram aliero* steckt, um eine solche Beziehung noch mehr zu motiviren. Ob mir Hr. *Kr.* und *Bergk* beistimmen, weifs ich nicht; aber ich meinerseits erkenne den Irrthum als solchen an, wenn ich ihn auch für weit geringer halte, als Hr. *Halm*, der darüber in Eifer geräth und uns einen harten Vorwurf macht, welcher ihm nur in der Hitze nicht recht hat gerathen wollen; er versichert nämlich, wir hätten *mentis aciem quasi perstrinctam*; er wollte sagen *praestrictam*. Doch, abgesehen von dieser Kleinigkeit, kann ich Hn. *Halms* Verzweiflung nicht theilen; er will lieber *ulcerosa orationis membra resecare atque ea pro glossemate habere, quae nullo sensus detrimento eiiciuntur, quam inania captando dubiam laudem promereri*. Auf die Gefahr hin, dafs ich *inania capto*, will ich doch unverzagt einen neuen Versuch machen, das Wahre zu finden, da ich allerdings den des Hn. *Bergk* keineswegs so hartnäckig festhalte, als ich ihn *cupide* aufgriff; er leidet aufser dem, was schon angeführt ist, auch an der diplomatischen Schwierigkeit. Diese möchte nun leicht noch viel gröfser erscheinen, wenn ich den Satz folgendermafsen zu lesen vorschlage: *Sepultis, ut praediximus, bellis civilibus coalescentibusque reip. membris, ut concordiâ invaluere, quae tam longa armorum series laceraverat, Dalmatia, annos XX et CC rebellis, ad certam confessionem pacata est imperii. Alpes — Hispaniae* u. s. w.

*) Dieser Forderung habe ich z. B. zu cap. 87, 5. 121, 1 und 123, 2 genügt, als ich in der Recension über die Orellische Ausgabe an diesen Stellen Glosseme nachwies. Was jedoch die letztere Stelle anbetrifft, so habe ich zwar noch nicht allen Verdacht aufgegeben, jedoch kann ich jetzt wenigstens den ersten Beitrag zur Vertheidigung des *carissimus sibi spiritus* liefern. Eine kleine Annäherung an den hier vorliegenden Gebrauch kann man schon bei Cic. Phil. XII, c. 8. finden: *vobis tamen et populo Romano vilis esse spiritus meus non debet*. Doch ist hier *spiritus meus* noch im eigentlichen Sinne für *vita mea* gesetzt, nicht im Allgemeinen für *ego*; aber gerade das mufs bei *Vellejus* angenommen werden, dafs *spiritus*, wie sonst *vita, animus* u. s. w. als schmeichelnder Ausdruck für eine Person gebraucht ist. So aber findet es sich eben in einem Brief des *M. Aurel* an den *Fronto*: *Vale, spiritus meus* pag. 21. ed. Rom.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Meissen, b. Klinkicht u. S.: *C. Velleji Paterculi — — edidit Jo. Theoph. Kreyssig* etc.

2) Altona, b. Hammerich: *Loci Vellejani. Tractavit J. C. M. Laurent* etc.

3) München, in d. Königl. Schulbuchh.: *Lectiones Vellejanae — — edidit Carolus Felix Halm* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 101.)

Indefs liegt es in der That nicht sehr fern, jene Emendation aus dem corrupten *et coramaliero* zu entnehmen; *et* und *it* werden sehr häufig verwechselt, wofür ich, wenn es noth thäte, aus guten Handschriften des *Vegetius* Dutzende von neuen Beispielen beibringen könnte; doch reichen die aus *Vellejus* hin: I, 9, 6. 25, 3. 29, 5. 45, 3. aus *cora* mache ich *concordia*; mir ist zwar diese Abkürzung aus eigener Lectüre nicht erinnerlich, und ich habe kein diplomatisches Buch zur Hand, um nachzusehen; jedoch entspricht sie ganz den häufig genug vorkommenden $\overline{na}$ oder $\overline{n}$ für *natura*; $\overline{sb'a}$ für *substantia*; $\overline{gra}$ für *gratia*; $\overline{mia}$ für *miseria*, ja selbst für *misericordia*; $\overline{ca}$ für *causa*; $\overline{scia}$ für *scientia*; $\overline{ena}$ für *sententia*, $\overline{ma}$ für *materia*; $\overline{phia}$ für *philosophia*, um nicht solche zu erwähnen wie $\overline{ipr}$ für *imperator*; $\overline{p}$ für *praeterea* u. s. w. Nach diesen Analogien wird es nicht zu gewagt erscheinen, wenn ich in $\overline{cora}$ *concordia* finde, das ja auch in gewöhnlicher Schreibart $\overline{ocordia}$ oder $\overline{ccordia}$ nicht zu weit davon abgeht. Nun ist nur noch *maliero* zu verbessern, worin *ualuere* sehr deutlich liegt. Was den Sinn anbetrifft, so glaube ich, dafs hier kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Da Vellejus auf die Kriege übergehen will, durch welche nach Beendigung der Bürgerkriege die rebellischen Provinzen gebändigt wurden, so war es höchst angemessen vorher zu bemerken, dafs erst durch die wiederhergestellte Eintracht zu einem so energischen Verfahren, wie er es nachher rühmt, die Kraft gewonnen sey. So ist auch Hn. *Halm*'s Einwand beseitigt; denn geht nun auch das folgende *quae* nicht gerade auf *membra* zurück, so bildet es doch einen abgesonderten, allgemeinen Subjectausdruck, der ungefähr dieselbe Bedeutung hat. Sollte endlich Jemand den Gebrauch von *concordia* im Gegensatz gegen Bürgerkriege bestätigt sehen wollen, so verweise ich auf die im *index* bei *Krause* angeführten Stellen.

Cap. 127, 2 *Etenim magna negotia magnis adjutoribus egent neque in parvo paucitas ministeria defecit, interestque reip., quod usu necessarium et dignitate eminere utilitatemque auctoritate muniri.* Hier hatte Orelli emendirt: *atque etiam parva paucitas ministerii deficit*; bei dem darin liegenden Gedanken hat sich Hr. *Kr.* sogleich beruhigt, und er sucht ihn nur ein bischen anders auszudrücken, um den Worten der Handschrift näher zu kommen; so findet er denn: *neque in parva paucitas ministerii sufficit.* Bei dieser gänzlichen Vernachlässigung des Sinnes wird denn zwar für die Diplomatik ziemlich gesorgt, aber der arme Vellejus wird darüber zu einem bejammernswerthen Tropf. Also zu kleinen Geschäften reichen wenige Diener nicht hin! Sollte der sonst doch nicht so unverständige Vellejus gar nicht gemerkt haben, dafs im Grofsen und Kleinen viele Köche den Brei verderben und dafs man am schlechtesten bedient wird, wenn man sehr viele Diener hat? Auch mufs Jeder, der nur etwas länger als Hr. *Kr.* mit dem Vellejus vertraut ist, auf den ersten Blick sehen, dafs wir hier eins von den häufigen Beispielen vor uns haben, aus denen wir die überhaupt im silbernen Zeitalter beliebte Manier erkennen, eine Reflexion in sententiöser Manier mehrere Male zu wiederholen, wenn man ungefähr dasselbe in verschiedenen Formen mit einer immer neuen *argutia* ausdrücken konnte. Diese Manier hat schon *Seneca* am *Montanus* und *Ovid* gerügt; s. Controv. XXVIII. *Habet hoc Montanus vitium: sententias suas repetendo corrumpit; dum non est contentus unam rem semel bene dicere, efficit ne bene dixerit. Et propter hoc et alia, quibus orator potest poetae similis videri, solebat Scaurus Montanum inter oratores Ovidium vocare; nam et Ovidius nescit, quod bene cessit relinquere.* Man kann diese Manier nicht treffender bezeichnen, die übrigens *Seneca* selbst auch hat und die sich in einzelnen Fällen sogar bei Tacitus findet. Bei Vellejus vergleiche man nur I, 12 a. E. 13 a. E. 16, 2. 17, 6. 7. II, 3, 3. 4. 7, 6. 22, 5. 28, 3. 92, 5. 95, 3. 98, 3. 115, 3. 118, 4., um manche weniger hervorstechende Stellen zu übergehen. Schon die einfache Beobachtung dieser Eigenthümlichkeit mufste es an die Hand geben, dafs in dem obigen dreigliedrigen Satze das mittlere Glied synonym ist mit dem ersten und dritten; ebenein wäre eine Betrachtung über die Zahl der Diener so sehr gegen den Zusammenhang, dafs

man kaum begreift, wie nur überhaupt daran gedacht werden konnte. *Krause* ist das nicht entgangen; er will daher *paucitas* in dem Sinne nehmen wie *mediocritas* cap. 104, 3; das ist aber unmöglich. Etwas Glaubhaftes zu finden ist schwer, so sehr auch durch das, was ich eben entwickelt habe, der Kreis der Möglichkeit für den zu findenden Inhalt des verdorbenen Satzes beschränkt ist. Der Versuch, den ich dazu mache, kann wenigstens, wenn er nicht in jeder Beziehung gelingen sollte, eine neue Betrachtung der Stelle anregen und vielleicht eine glücklichere Emendation vorbereiten. Ich lese: *nam quae impar operi auctoritas, ministeria deficit*, was in Handschriften so geschrieben wird: *nūque inpar o paucitas min. etc.* für *aucitas* möchte noch häufiger *auctas* in den Handschriften gefunden werden. War nun einmal durch ein Versehen das Wort *paucitas* entstanden, so machte sich *in parvo* aus *inparo* ganz von selbst. Will man das *neque* gern festhalten, so könnte man annehmen, dafs es gebraucht sey wie I, 16, 3. II, 88, 2 und dafs daher das *in*, wo nicht aus blofsem Versehen, in der Absicht hineingesetzt sey, die Negation zu *par* zu fügen, die aus *neque* zu entnehmen dem Abschreiber nicht einfiel; dann wäre also zu lesen: *neque par operi auctoritas ministeria deficit*, d. h. *et impar op.* u. s. w. Welche Verbesserung man nun auch wählen möge, so ist der Sinn derselbe, und zwar ist es so allein derjenige, welcher in den vorliegenden Zusammenhang paßt; auch in dem Ausdruck ist nichts, was einer besonderen Rechtfertigung bedürfte. Dafs das Wort *auctoritas* am Schlufs der ganzen Reflexion noch einmal vorkommt, wird bei Vellejus nicht auffällig seyn.

Doch ich mufs mich nun zu den drei Conjecturen wenden, auf welche, wie ich schon oben erwähnt habe, Hr. *Kr.* einen ganz besonderen Werth legt; man wird jedoch seine Erwartung sehr getäuscht finden, wenn man etwa eine von den bedeutenderen Schwierigkeiten gelöst zu finden hofft, deren es im Vellejus noch so viele giebt. Man urtheile! II, cap. 2 ist die Rede von dem schmählichen Friedensschlufs, den Mancinus mit den Numantinern geschlossen hatte, und in Folge dessen er jenen ausgeliefert werden sollte, da die Ratification des Friedens verweigert wurde. Tiberius Gracchus, der daran besonders Theil genommen hatte, konnte bei diesem Verfahren nicht gleichgültig bleiben, das eben so sehr seinen Stolz aufregte als die Furcht vor einer ähnlichen Behandlung; der erstere wird hinlänglich dadurch motivirt, dafs *Ti. Gracchus* als *Ti. Gracchi clarissimi atque eminentissimi viri filius, P. Africani ex filia nepos* vorgeführt wird; als solcher mufste er sich sehr gekränkt fühlen, dafs eine seiner Handlungen öffentlich gemifsbilligt wurde; dies konnte nicht besser ausgedrückt werden als mit den Worten: *graviter ferens aliquid a se factum infirmari*. Hier nun will Hr. *Kr. pactum* statt *factum*, was handgreiflich falsch ist; schon das *aliquid* konnte darauf führen, dafs hier nicht von dem einzelnen, besonderen Friedensschlufs die Rede seyn kann; dem Stolze des Gracchus ist es weit angemessener, ungehalten zu werden, wenn auch nur irgend eine seiner Handlungen, welche es auch sey, angefochten wurde; der allgemeinere Ausdruck ist also hier äufserst passend. Dafs vorzugsweise von Amtshandlungen die Rede ist, sieht jeder; doch nennt auch solche Vellejus selbst *facta* II, 13, 3 und nicht *pacta* oder etwa *acta*. Aufserdem wäre es theils unrecht, theils sehr unpolitisch gewesen, wenn *Ti. Gracchus*, wo einmal von dem *pactum* die Rede war, dies für *aliquid a se pactum* erklärt hätte, da er zwar dazu gerathen hatte, aber doch nur als Quästor. Nun führt Hr. *Kr.* noch *pactum infirmare* aus Cic. p. Caec. c. 18 an, eine Parallele, die gewaltig divergirt; dennoch behauptet er, man sehe daraus, dafs auch hier *pactum* richtiger sey. Ich begreife in der That nicht, wie Hr. *Kr.* so ganz an den nackten Worten kleben konnte, ohne dem Sinn derselben die geringste Aufmerksamkeit zu schenken; bei Cicero handelt es sich um ein *pactum* zwischen Privatleuten, das der Eine durch dolose Wortdeuteleien zu entkräften sucht. Wie kann man das hieher ziehen? Aber es ist klar, die ganze Bemerkung hat nur darin ihren Grund, dafs Hr. *Kr.* zufällig hier gerade ein Citat über die Verwechslung von *pactum* und *factum* fand: besser hätte er gethan, dies unten II, 65, 2 anzubringen, wo *Heinsius* nicht übel *pacta affinitas* statt *facta* vorschlug; s. Graev. zu Flor. I, 15, 1; aber da fiel es ihm nicht ein. — Die zweite Hauptconjectur bezieht sich auf II. c. 59, 6, wo das wunderbare Himmelszeichen beschrieben wird, das den Einzug Octavians in Rom verherrlichte. In der Handschrift steht: *Cui adventanti Romam immane amicorum ecturii frequentia, et cum intraret urbem solis orbis super caput ejus curvatus aequaliter rotundatusque in colorem arcus velut coronam tanti mox viri capiti imponens conspectus est.* Obgleich nun Hn. *Kr.* seine *correctio ubi facillima ita certissima* scheint, so möchte sie sich doch bei genauerer Erwägung mindestens als sehr überflüssig ausweisen. Er wirft uns sein *in coloreum arcum* wiederum wie ein Räthsel hin, und begleitet es auch wieder mit ein paar ganz unpassenden Citaten. Ich für meine Person habe nun bisher die Sonnenscheibe für rund, für gleichmäfsig rund gehalten; aber *Vellejus* belehrt uns jetzt, dafs sie das erst durch ein Wunder wird, und dafs sie sich auch krümmt; wie sie das macht, weifs ich nicht. Aber das Wunder ist noch nicht vollständig; es heifst: sie krümmt und rundet sich *in coloreum arcum*. Soll das nun heifsen: in einen Regenbogen hinein? da hätte sie aber Platz genug gehabt, auch ohne sich zu krümmen; oder heifst es: nach Art eines Regenbogens? aber der bildet doch nur höchstens einen Halbkreis; und wie sich die Sonne in einen solchen verwandeln soll, begreife ich auch nicht. Eine Möglichkeit bleibt noch übrig, auf die wir rathen können, dafs nämlich *orbis solis* gar nicht die Sonnenscheibe bedeuten soll, sondern einen *Kreis um die Sonne*, wie schon vor Hn. *Kr.* angenommen wurde.

wurde. Ist das der Fall, so hätte doch vor allen Dingen auf diesen Sprachgebrauch aufmerksam gemacht werden sollen, der ganz unerhört ist, und der sich durch analogen Gebrauch des Genitivs schwerlich vertheidigen läfst, da *solis orbis* so ungemein häufig vorkommt in feststehender Bedeutung. Davon sagt nun Hr. *Kr.* gar nichts; sondern — er beweist durch zwei Stellen, dafs der Regenbogen wirklich auch im Alterthum verschiedene Farben gehabt hat, Virgil. Aen. V, 89 *mille iacit varios adverso sole colores*, und Cic. de N. D. III, 20. *Arcus enim ipse ex nubibus efficitur quodam modo coloratis*, wobei er erwähnt, dafs die *codices vitiose coloratus offerunt*. Diesen Beweis hätten wir ihm sehr gern erlassen, so wie auch seine Conjectur, wenn er die erwähnte Schwierigkeit weggeräumt hätte. *In colorem arcum* ist zwar ein mehr planer und nüchterner Ausdruck als *in colorem arcus*; aber warum sollte man nicht dies sagen können, mit Verwandlung des adj. in ein subst.? dann ist *in colorem* nicht anders gesagt als *in morem*, *in speciem*, *in formam*, *in similitudinem* u. s. w. wobei man noch Tac. Germ. 46 *in Sarmatarum habitum foedantur* oder Ann. VI, 42 *civitas in barbarum corrupta*, hist. V, 2 *aucto in barbarum cognomento* und Aehnliches vergleichen könnte. Obenein weifs Hr. *Kr.* (d. h. *Forcellini*) das Wort *coloreus* nur aus dem *Vopiscus* und aus dem Testament des *Augustus* bei *Charisius* nachzuweisen. So lange nun nicht bewiesen wird, dafs *solis orbis* für einen *Kreis um die Sonne* genommen werden kann, ist die Palme für die richtige Emendation der Stelle noch aufzuheben. Ich mache darauf keinen Anspruch, doch mag folgende Conjectur immerhin sich den übrigen einstweilen anschliefsen, bis etwas Besseres gefunden wird: *cum intraret, circa orbem solis orbis super c. eius curvatus aequaliter* etc. Wurde einmal *urbem* statt *orbem* gelesen, so konnte es leicht mit *intraret* verbunden und *circa* (i in / cca oder cc) ausgelassen werden. Uebrigens sind hierbei die von *Krause* u. A. angeführten Stellen über das Wunderzeichen zu vergleichen, besonders die Worte des Plinius: *cernuntur et circa solis orbem versicolores circuli*. Die Conjectur von Hn. *Laurent cum colore arcus* läfst sich ebenfalls auf die Hauptschwierigkeit nicht ein; doch ist er auch nicht abgeneigt, die handschriftliche Lesart zu vertheidigen; ob ihm das mit dem *solis orbis* gelingen würde, bezweifle ich; will er aber *in colorem arcus* vertheidigen, so stimme ich ihm gern bei.

Mit schwerem Herzen komme ich zu der letzten von den drei Conjecturen, denen Hr. *Kr.* die Palme zuerkannt hat. Es handelt sich um II, 83, 6, wo erzählt wird, dafs *C. Coponius* über die Schimpfreden des *Plancus* auf den eben von ihm verlassenen *Antonius* einen Witz gemacht hat, der nun wie ein kostbarer Schatz tief in der corrupten Stelle vergraben zu liegen schien: *Haud absurde Coponius — cum recens transfuga multa ac nefanda Plancus absenti Antonio in senatu obiiceret, multa, inquit, mehercules fecit Antonius pridie quam tu illum relinqueres.* Auch Hr. *Kr.* hat nach vielen Anderen seine Wünschelruthe hingehalten; sie scheint aber nicht der frische Zweig vom Haselbusch gewesen zu seyn, sondern ein dürrer Abfall von der Palāographie, womit er wahrscheinlich die dastehenden Worte der Reihe nach angetippt und versucht hat, was sich daraus machen läfst.

Warum auch nicht? denn
wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So werden's Gedanken!

Und siehe da! schon bei *multa* schlug es an; *Drakenborch* zu Liv. III, 38, 3 hat gezeigt, dafs *multus* und *inultus* leicht verwechselt werden; folglich ist hier *inulta* zu lesen *). Nun entsteht nur die beiläufige Frage, ob auch wirklich ein Gedanke dabei herausgekommen ist; jedermann harrt begierig auf den erlösten Witz; man rüstet sich, um ihn sogleich freundlich und lachend zu begrüfsen; man ist vor Neugierde in der höchsten Spannung und freut sich auf die Freude, welche die philologische Handarbeit unterbrechen und versüfsen soll — aber ich mufs die schreckliche Nachricht verkünden, dafs Hr. *Kr.* gerade auf diesem kritischen Punkte ganz still schweigt; unser Schmachten ist umsonst; wir müsseu uns in seine schalkhafte Laune fügen; wir müssen den Witz erst durch mühsames Rathen verdienen; ἔοικε γὰρ, möchten wir von ihm und seinem Leser sagen, wie einst Sokrates vom Meletos, ὥςπερ αἴνιγμα ξυντιθέντι διαπεφωμένῳ· ἆρα γνώσεται, ὁ σοφὸς δὴ ἐμοῦ χαριεντιζομένου καὶ ἐναντί' ἐμαυτῷ λέγοντος. Wie übel ist hierbei ein armer Recensent daran, der nicht mit gleicher Münze zahlen darf, sondern durch seinen pedantischen Ernst den Spafs verderben mufs! Doch bin ich nicht so ἀποκέφαλος, dafs ich dies im vollsten Mafse thun sollte; vielmehr werde ich mich bemühen, den Spafs fortzusetzen und den Witz nicht zu verrathen, um so mehr da ich in dem Falle bin, nicht anders zu können. Doch mufs ich den Wegweiser, den uns

*) Hr. *Kr.* beruft sich hierbei auch auf die Stelle II, 90, 1. *Alpes feris multisque nationibus celebres*, wo seit *Heinsius inultisque* aufgenommen ist. Ich mache dagegen bemerklich, dafs gerade in diesem Kriege die grofse Zahl der besiegten Völker besonderen Anlafs zum Prunk gab; sie wurden nämlich auf dem Tropäum alle aufgezählt und es waren ihrer über 40, wie wir aus Plin. N. H. III, 20 sehen. Diesen Umstand konnte Vellejus schwerlich ganz übersehen. Nur den Gebrauch des *multus* fand man hier und an andern Stellen unerträglich, selbst wenn es voran steht, wie cap. 115 wo es Hr. *Kr.* mit gutem Grunde vertheidigt; jedoch möchte wohl auch bei jener Stellung gröfsere Vorsicht anzuwenden seyn; denn wie wollte man z. B. die Stelle verbessern bei Plin. Nat. Hist. XI, 37. *tenuibus multisque membranis oculos natura composuit*? Wir Deutsche haben uns gewöhnt das *multus*, wie unser *viel*, nicht recht für voll anzusehen, um es andern Adjectiven zu coordiniren; man übersetze es durch *zahlreich*, so geht es schon eher.

aus Hr. *Kr.* gegeben hat, auch hierher setzen, damit sich Niemand beklagen kann, dafs ich das Rathen noch erschwert hätte; er besteht aus folgenden Citaten, die ohne weitere Erklärung hingestellt werden: Terent. Andr. III, 5, 4 *sed inultum nunquam id auferet*; d. h. das soll ihm nicht ungestraft hingehen. So auch Ovid. Met. VIII, 494. *Ergo impune feret*, II, 474. *Haud impune feres*, XI, 207. XII, 265 et XIV, 383. *Non impune feres, quae*, setzt Hr. *Kr.* hinzu, *eodem redeunt*. Man geräth hierbei auf die Vermuthung, dafs der Gebrauch des *ferre* bewiesen werden soll; das kommt aber im Vellejus gar nicht vor; *impune* auch nicht, sondern blofs *inulta fecit*; Hr. Kr. hat also blofs ein paar Redensarten für das Straflosbleiben anführen wollen; wobei denn noch manche andere komische und tragische hätte erwähnt werden können. Hieraus wird nun wohl einem Jeden ein kleiner ferner Schimmer wenn auch nicht von Witz, so doch von Verständnifs aufdämmern; der würdige *Coponius* gab vielleicht zu verstehen, dafs die Strafe aufser dem *Antonius* auch den *Plancus* treffen würde, und dafs dieser ihr zur rechten Zeit entgangen sey. Damit will ich jedoch keineswegs gesagt haben, dafs dies etwa Hr. *Kr.* meint; denn damit verträgt sich *mehercules* und *pridie* nicht. Darum müssen wir uns schon darein ergeben, den neuentdeckten Witz vorläufig nicht zu verstehen. Hr. *Laurent* will an der Stelle nichts ändern und erklärt *pridie quam* für *antequam*, indem er sich dafür auf die einzige von *Forcellini* angeführte Stelle aus den Digesten beruft, was Niemand billigen wird, da ein solcher Gebrauch weder dem *Vellejus* noch dem *Coponius* auf eine solche Auctorität beigelegt werden kann; er übersetzt: „*Ja wahrhaftig, Antonius hat viele Streiche gemacht, eh' (bis auf den heutigen [?] Tag da) du ihn verlassen hast!*" Wobei es ein offenbarer Irrthum ist, dafs die Sache in die Gegenwart gezogen wird. Auch sieht es mit dem Witz nicht sonderlich aus, da er blofs darauf hinauslaufen soll, dafs *Plancus* in schlechter Gesellschaft gelebt habe. — Auf eine andere Weise wollte Hr. *Halm* helfen, indem er in den Jahrbb. f. wissensch. Krit. 1836. Nr. 43. S. 340 fg. vorschlug, die vorhergehenden Worte *ac nefanda* in dem Ausspruch des *Coponius* nach *multa* zu wiederholen. So bekommen wir, setzt er hinzu, ein eben so beifsendes als witziges Wortspiel: „*Ja wahrhaftig viel Heilloses hat Antonius bis auf den Tag gethan, wo du ihn verliefsest.*" Ich bin auch hier wieder so unglücklich, den Witz nicht finden zu können, und Hr. *Halm* hat ihn vielleicht auch wieder aufgegeben; denn er hat in der angezeigten Schrift diese Conjectur nicht wiederholt. Da das vorhergehende *multa ac nefanda* des Vellejus, nicht des Plancus Worte sind, so ist damit auch kein Wortspiel möglich. Aufserdem nimmt Hr. *Halm* das *pridie* in dem Sinne, den ich oben verworfen habe.

Nach diesen und anderen unglücklichen Versuchen, den alten Witz zu entdecken, weifs ich keinen anderen Rath, als die Worte unverändert stehen zu lassen; der Sinn, den sie haben, ist zwar kein überraschend scharfer Witz; wenn man aber genügsam ist, so kann man immer das *haud absurde* darin bestätigt finden. Denken wir, dafs Plancus, während er den Antonius mit Schmähungen überhäufte, ohne Zweifel über die Grundsätze seines eigenen Lebens sich in einem sehr tugendsamen Tone vernehmen liefs, so folgte daraus ganz von selbst der Schlufs, dafs er bei solchen Grundsätzen unmöglich habe dem Antonius anhangen können zu einer Zeit, welche jene Schmähungen trafen; alle die *nefanda*, welche Plancus aufzählte, konnten folglich nur in der Zeit liegen, wo er als ein dadurch tief indignirter Mann sogleich den Entschlufs faste und ausführte, den seiner unwürdigen Antonius zu verlassen; dies war also der letzte Tag vor seinem Abgange; auf diesen mufsten sich konsequenter Weise alle die Schandthaten des Antonius zusammendrängen; nur dann erschien der sittliche Unwille des Plancus und die Reinheit seines Lebens in dem schönen Lichte, welches er darum verbreiten wollte. Waren nun auch alle von der Unverschämtheit solcher Anmafsung überzeugt, so konnte sie doch Niemand als Augenzeuge Lügen strafen; und den neuen Ankömmling mit Injurien zu bewillkommnen, die man obenein nicht beweisen konnte, mufste als sehr unangemessen erscheinen. Darum war in der That die Bemerkung des *Coponius* sehr hübsch; er liefs sich nämlich alle die moralischen Prahlereien des Plancus gefallen; er that als glaubte er daran und nur darüber äufserte er sein gläubiges Erstaunen, dafs es so *viel* wäre, was Antonius alles *an jenem einen Tage* vor dem Uebergehen des Plancus gethan haben sollte.

Wollte ich nun die noch übrigen Conjecturen des Hn. *Kr.* in gleicher Weise durchgehen, so würde das von geringem Nutzen seyn; sie sind alle in demselben Geiste, wie die bisher erwähnten; auch habe ich über mehrere von den Stellen, welche sie betreffen, meine Meinung schon in der Recension über die Orellische Ausgabe vorgetragen; daher füge ich nur noch ein paar andere Bemerkungen hinzu. Zunächst mufs darauf aufmerksam gemacht werden, dafs es ein Steckenpferd des Hn. *Kr.* ist, überall die römischen Vornamen einzuschieben, wo es irgend angeht; läfst sich nämlich aus palläographischen Gründen nur einigermafsen das Ausfallen eines *c* oder *q* vor einem Eigennamen wahrscheinlich machen, so verfehlt Hr. *Kr.* nie einen *Caius* oder *Quintus* daraus zu entnehmen. Nur einmal hat er es doch versäumt, worüber sich Hr. *Halm* mit Recht wundert, der den Fall S. 5 behandelt. Ferner mufs ich es noch erwähnen, dafs Hr. *Kr.* mit den unechten Einschiebseln im Vellejus etwas zu barsch verfahren ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Meissen, b. Klinkicht u. S.: *C. Velleji Paterculi — — edidit Jo. Theoph. Kreyfsig* etc.

2) Altona, b. Hammerich: *Loci Vellejani. Tractavit J. C. M. Laurent* etc.

3) München, in d. Königl. Schulbuchh.: *Lectiones Vellejanae — — edidit Carolus Felix Halm* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 102.)

Abgesehen davon, dafs es bei mehreren noch zweifelhaft ist, ob sie wirklich von fremder Hand herrühren, hätten sie wenigstens nicht in die *Epistola ad Orellium* verwiesen werden sollen, den sie doch noch weniger angehen als den Vellejus. Mit gehörigen Klammern versehen wären sie selbst im Texte unschädlich gewesen, aber vollends unter demselben hätte ihnen gewifs Jeder ein bescheidenes Plätzchen gegönnt. Ueber eine von diesen Stellen, nämlich II, 15, 1, bemerke ich nur noch, dafs sie, was mir sehr evident scheint, nicht getilgt sondern transponirt werden mufs und zwar nach II, 8, 1; erst dadurch leuchtet es ein, wie an dieser Stelle die vereinzelte Notiz über *Narbo Martius* ihren Platz finden konnte; sie schliefst sich unmittelbar an das über *C. Gracchus* c. 15, 1 Gesagte an, und dies wieder gehört nothwendig an den Schlufs des cap. 7, wo die Erzählung der Gracchischen Unruhen beendigt ist. Eben so nothwendig ist es, alles hinwegzuräumen, was zwischen dem Schlufs von cap. 14 u. cap. 15. §. 2. eingeschoben ist, denn auch diese Stellen hängen genau zusammen. Da also auf beiden Seiten, von wo und wohin transponirt werden soll, die Gründe dazu so klar sind, so dünkt mich darf man kein Bedenken mehr tragen; zumal da ich schon früher auf einen ganz entsprechenden Fall in cap. 120. §. 1 — 3 aufmerksam gemacht habe. Wie solche Transpositionen zu erklären sind und mehreres Andre dahin gehörige habe ich in den *Prolegomenis* zu *Xenoph. de Rep. Lac.* besprochen. Ganz abgesondert davon ist noch die Frage, ob jene Stellen echt sind oder nicht; denn auch in dem letzteren Falle gehören sie zusammen. Aber ich finde nichts darin, was Krause's Annahme unterstützte, dafs sie unecht seyen.

Endlich bemerke ich noch eine kleine Ungenauigkeit in II, 52, §. 4, wo Hr. *Kr.* doch jedenfalls das Zeichen einer Lücke hätte setzen müssen; er äufsert zwar keine Meinung über diese Stelle; aber mochte er nun den früheren Herausgebern oder Orelli folgen, so ist doch nicht abzusehen, wie die Worte ohne weiteren Zusatz einen vollständigen Sinn geben sollen; sie lauten: *Illud notandum est: ut primum C. Caesar inclinatam vidit Pompejanorum aciem, neque prius neque antiquius quicquam habuit, quam* [*ut*] *in omnes partes, ut militari et verbo et consuetudine utar, dimitteret. Proh dii immortales* u. s. w. Das eingeschobene *ut* ist ganz überflüssig und bringt nur einen Uebelklang hervor; Hr. *Kr.* hätte darin nicht dem *Vascosanus* und *Ruhnken* beistimmen sollen, zumal ja eine lückenhafte oder sonst in einem Stück unheilbar verderbte Stelle auch im Uebrigen nicht leicht eine sichere Emendation zuläfst; aus demselben Grunde ist cap. 65, 2 die Hinzufügung von *annos* nach *ante* zu verwerfen, und noch mehr I, 9 die Aenderung, welche auf *Lipsius* muthmafslicher Ergänzung beruht; wäre denn keine andere Ergänzung möglich? ich will eine versuchen, die keine Aenderung erfordert, und die, denke ich, eben so zweckmäfsig ist als jene. Wenn nämlich *Vellejus* etwa vorher die Gründe zum Kriege zwischen den Römern und Perseus auseinandergesetzt und diesem die Schuld beigemessen hatte, konnte er füglich so fortfahren: [*quarum iniuriarum Populus Rom. poenam tardius*], *quam timuerat hostis, expetit* oder besser *expetiit*. In der obigen Stelle aber braucht man ja nur *dimittere* zu lesen, um *ut* entbehrlich zu machen. Nur fragt sich, was die Hauptsache ist, wie wäre etwa die Lücke zu ergänzen. Die Worte: *ut militari et verbo et consuetudine utar* halte ich für richtig, obgleich dieser Ausdruck sein Anstöfsiges hat; er ist ungenau und von Vellejus in der Eile flüchtig hingeworfen; man kann es für ein Zeugma nehmen, da zu *consuetudo* nicht *uti* pafst, sondern etwa *observare* oder auch *exprimere* u. s. w.; offenbar jedoch wollte *Vellejus* genauer sich ungefähr so ausdrücken: *ut, sicut consuetudo militaris est, ita etiam verbo militari utar*; oder *ut in militari consuetudine verbo etiam utar militari*. Demnach mufs, wie schon früher richtig geahndet ist, ein militärisches *imperium* ausgefallen seyn, nur konnte dies nimmermehr *parce civibus* heifsen; denn das wäre ja nur einem einzelnen Falle angemessen gewesen, und keine *militaris consuetudo*. Ich glaube, das hier gebrauchte Commando hiefs: *parce inermi*. Dies wurde von den Römern sehr häufig angewendet, nicht blofs um die wirklich wehrlosen zu schonen, son-

dern auch um die besiegten Krieger, falls man ihnen gar keine Aussicht zur Rettung ihres Lebens liefse, nicht zu einer verzweifelten Gegenwehr zu zwingen, wovor die alten Kriegskundigen sehr oft warnen. Beispiele s. bei Liv. IV, 59, 7. V, 21, 13. VI, 3, 8. 10, 5. Ohne Zweifel wollte also auch hier *Caesar* dem Morden möglichst bald Einhalt thun und zugleich seine Gegner zum Wegwerfen der Waffen bewegen. Möglich wäre es indefs auch, dafs ein allgemeineres Commandowort angewendet wurde, nämlich *parce ferro*, was sich bei Florus II, 6 findet. Wie nun der Satz übrigens auszufüllen ist, und welche Worte Vellejus gerade gebraucht hat, läfst sich freilich auf sehr verschiedene Weise muthmafsen; mit Rücksicht auf die Livianischen Stellen, wo auch VI, 3, 8 *praecones dimissi* gerade bei dieser Gelegenheit genannt werden, und zufolge des oben über *ut* bemerkten möchte ich den Satz etwa folgendermafsen vervollständigen: *neque prius neque antiquius quicquam habuit, quam in omnes partes, ut militari et verbo et consuetudine utar, dimittere praecones parci inermi iubentes.*

Mehrere Punkte in Hn. *K's.* Bearbeitung des Vellejus berühre ich deshalb nicht, weil es schon von anderen Seiten her geschehen ist oder noch geschehen wird; nur die einzelne Bemerkung von *H. Meyer* erwähne ich hier in der Zeitschr. f. d. Alterthumsw. 1836. Nr. 38. S. 310, durch welche das *paene*, was Hr. *Kr.* II, 36, 3 zwischen *nostri aevi* einschieben will, beseitigt wird.

Gern möchte ich noch einige Einzelnheiten hinzufügen, in denen ich im Stande wäre, den Leistungen des Hrn. *Kr.* ein gebührendes Lob zu ertheilen; indessen sind deren theils nur sehr wenige, wie z. B. dafs er II, 14. 1 *area* statt *atrio* in Schutz nimmt, II, 20, 1. *conflaverat* nicht unpassend statt *creaverat* und *excitaverat* vorschlägt; theils würde ich doch, auch wenn es mehrere wären, das im Obigen begründete Urtheil dadurch nicht umstofsen können oder wollen. Auch bedarf Hr. *Kr.* dessen nicht; er hat sich anderweitig genug schätzenswerthe Verdienste in der Philologie erworben, die ich selbst mit Freuden anerkenne; aber ich durfte mich dadurch nicht abhalten lassen, unverholen und ehrlich ein Urtheil auszusprechen, das mir selbst eben so unerwartet als unerwünscht gekommen ist. Andrerseits kann und wird es dem wohlerworbenen Namen des Hrn. *Kr.* keinen Eintrag thun, wenn ihm zwischen den wackeren Arbeiten, die wir von ihm schon besitzen und die wir für die Zukunft zu hoffen haben, eine geringere und übereilte entschlüpft ist.

Was das Aeufsere der Ausgabe anbetrifft, so ist Papier und Druck sehr gut, und besonders die Correctheit des letzteren ganz ausgezeichnet.

Nr. 2. Eine grofse Anerkennung verdient die Sorgsamkeit und der Fleifs, mit dem Hr. *Laurent* eine bedeutende Zahl von Stellen im Vellejus zu verbessern bemüht gewesen ist. Er wufste es, welchen schlüpfrigen Pfad er betrat, und daher hat er sich fern gehalten von einem zu grofsen Vertrauen auf seine Conjecturen; es ist löblich, dafs er sich durch sie nicht hat verleiten lassen, den Vellejus selbst herauszugeben, sondern dafs er nur einem künftigen Herausgeber vorarbeiten wollte. Uebrigens hat er so ziemlich alle Fragen verhandelt, welche bei der Kritik eines so schlimm zugerichteten Buches aufzuwerfen sind; namentlich ist es wichtig zu wissen, in welcher Zeit etwa der verlorene *Codex Murbacensis* geschrieben war; Hr. *L.* meint, *librum illum fortasse seculum XIV. non excessisse*; vielleicht war er aus dem 13ten Jahrhundert; jedoch ist es sehr schwer hierüber etwas zu bestimmen, da theils die Nachlässigkeit des Abschreibers aufserordentlich grofs gewesen ist, theils auch nicht bestimmt werden kann, ob das ihm vorliegende Exemplar ebenfalls schon sehr verdorben war und in welche Zeit es gehörte; nur so viel scheint klar zu seyn, dafs auch dies viele Abkürzungen enthielt, deren man sich bis ins 12te Jahrhundert nicht bediente. Von noch gröfserer Wichtigkeit ist die Frage, in welchem Verhältnifs die *Editio princeps*, die zweite Collation des *Burerius* und die von *Orelli* gefundene Abschrift des *Amerbach* zu einander stehen. Hier läfst sich schon eher zu einem sicheren Resultat kommen, wenn man eine genaue und umfassende Vergleichung anstellt; ist nun auch die Erörterung des Hrn. *L.* nicht so klar und bündig ausgefallen, als man wünschen möchte, so ist doch sein Fleifs und seine Aufmerksamkeit sehr löblich, und er würde gewifs die Untersuchung noch weiter geführt haben, wenn ihm die Orellische Ausgabe gleich beim Anfange seiner Vellejanischen Studien zur Hand gewesen wäre. Nichts desto weniger scheint ihm der in der Vorrede geführte Beweis, dafs der *Cod. Amerb.* das von *Rhenanus* erwähnte *exemplar ab amico quodam properanter ac infeliciter descriptum* sey, und dafs dieser neue Fund, so schätzenswerth er auch ist, doch nicht ein so grofses Vertrauen verdiene, als *Orelli* und auch *Kreyssig* darauf gesetzt haben, recht gut gelungen zu seyn, wiewohl ein neuer Herausgeber diese weitläufige Untersuchung noch einmal wieder aufzunehmen nicht umhin können wird.

Auch um die Vergleichung verschiedener Exemplare der *Ed. princ.* hat sich Hr. *L.* verdient gemacht, indem er ein Hamburger und ein Berliner zu diesem Zweck benutzte.

Diese sorgsame Umsicht legt nun Hr. *L.* auch in seinen zahlreichen Conjecturen an den Tag, jedoch mufs über sie im Allgemeinen geurtheilt werden, dafs das Richtige sich nicht sowohl ihm aufgedrängt hat, als von ihm gesucht ist, und auf diesem Wege wird in diesem Fach verhältnifsmäfsig wenig gefunden. Die Quelle einer guten Conjectur liegt in inniger Vertrautheit mit dem Geist und der Sprache des zu emendirenden Schriftstellers; erst mit dieser

Ver-

Vertrautheit kann man hoffen, *zuweilen* den richtigen Blick zu thun und den in einem schlechten Text verdunkelten Gedankengang nebst dem angemessenen Ausdrucke wieder zu erkennen. Daher übernimmt man auch etwas Unmögliches, wenn man einen zumal sehr stark corrumpirten Text von Anfang bis zu Ende durchemendiren will; auch den gröfsten und scharfsinnigsten Kritikern ist dies immer nur an einzelnen Stellen gelungen. Mufs nun auch nach meiner Ueberzeugung die Conjecturalkritik immer vom Geist, nicht vom Buchstaben ausgehen, oder letzteres wenigstens nur da, wo über den Sinn einer Stelle kein Zweifel mehr obwaltet, so ist es doch eben so nothwendig, dafs sie mit der Paläographie nicht in Zwiespalt geräth, und das wird sie auch nicht, wo sie glücklich ist. Geht man dagegen den umgekehrten Weg, und fängt mit der paläographischen Betrachtung an, so ist eine gelungene Conjectur ein eben so seltener Glücksfall, als ein gelungenes Gedicht, das ein prosaischer Mensch mit Hülfe eines Reimlexicons zu Stande bringt; in der Regel ist das Höchste, was auf diese Weise geleistet wird, eine erträgliche Verständlichkeit, bei der man sich um so leichter beruhigt, je mühsamer man dazu gelangt ist. Auch Hr. *L.* scheint zwar nicht durchweg, aber doch vorzugsweise mit Hülfe der Diplomatik seine Conjecturen gemacht zu haben; davon ist es eine nothwendige Folge, dafs sein Urtheil schwankend und unsicher wird; er findet mehrere Möglichkeiten, die paläographisch gleich begründet sind und einen gleich leidlichen Sinn geben; dann weifs er sich nicht zu entscheiden und überläfst die Wahl Andern, die denn in der Regel Alles verwerfen werden. Uebrigens geht Hrn. *L.* auch, wie es scheint, die eigene Anschauung und die Uebung im Lesen der Handschriften ab; der Ersatz, den er sich dafür aus diplomatischen Schriften verschafft hat, macht zwar seinem Fleifs alle Ehre, ist aber keinesweges genügend, und bewahrt ihn nicht vor Irrthümern. Dies zeigt schon ein Blick auf die angehängte lithographirte Tafel von Abkürzungen und Schriftzügen, welche er alle in das 14te Jahrhundert setzt p. XIX. Inwiefern ihn zu dieser unrichtigen Annahme *Waltheri Lexicon diplomaticum*, dem er besonders folgt, verleitet hat, kann ich in Ermangelung dieses Buches nicht untersuchen; aber der Augenschein lehrt, dafs hier sehr verschiedene Zeiten vermischt sind. Irrthümer, die nur aus dem Mangel an Uebung hervorgegangen sind, finden sich z. B. auch p. 79, wo Hr. *L.* in einer Tafel Beispiele zusammenstellt, in denen durch Ueberschreiben einzelner Buchstaben ein Fehler entstanden ist, indem diese an der unrechten Stelle eingerückt wurden; hätte z. B. I, 2, 2. in der Handschrift ursprünglich *rixam cies* gestanden, so würde nicht *cies* daraus gemacht seyn, sondern *cirs*; daraus läfst sich also das *neies* der Handschrift nicht erklären, sondern die einzige paläographisch richtige Erklärung ist, das *n* für *u* zu nehmen, so dafs in der Handschrift stand *iicits*, d. h. *iniciens*, wie ich schon früher behauptet habe; zugleich habe ich erinnert, dafs gegen *cient* auch ein sprachlicher Grund ist, während *rixam inïcere*, so gesagt wie *sermonem, mentionem inïcere*, und ähnliches nicht anstöfsig seyn kann. An derselben Stelle erklärt Hr. *L. eripuit* aus *apuit*; aber dies wäre *apuit* geschrieben; und eben so wenig würde, wenigstens gewifs nicht in einer Handschrift des 14ten Jahrhunderts, *obtinetur* geschrieben seyn, sondern *obtine'tur*.

Da nun die Methode, welche Hr. *L.* bei seiner Kritik angewendet hat, nicht die richtige war, so ist auch der Erfolg nicht sehr glücklich gewesen. Seine Conjecturen sind grofsentheils von der Art, dafs sie kein Mensch recht schlagend widerlegen kann, dafs sie aber auch kein Mensch billigt. Die einzige wirksame Widerlegung würde in vielen Fällen nur die seyn, dafs man ihnen evident richtige Conjecturen entgegenstellte. In andern Fällen freilich werden sich augenscheinliche Einwendungen genug darbieten, namentlich in Betreff des Sprachgebrauchs, mit dem Hr. *L.* etwas leichtfertig umgeht; wenn er z. B. II, 60, 4. vermuthet: *actorum eiusdem insertis falsis pravitatibusque corruptis commentariis*, und ein Freund Anstofs nimmt an dem Plural *pravitatibus*, so ist er zufrieden *Cic. Parad.* III. (c. 1.) citirt zu haben, wo es heifst: *pravitates animi recte vitia dicuntur*. Damit ist freilich der Plural vertheidigt, aber nur in dem Sinne, in dem ihn Cicero gebraucht hat. Welcher Sterbliche aber konnte je sagen: *actorum commentarios pravitatibus corrumpere* statt *depravare*? Aehnliche Irrthümer anzuführen ist nicht nöthig, da der lateinische Styl des Hrn. *L.* einen hinlänglichen Beweis ablegt, dafs er sich in dieser Beziehung etwas versäumt hat; er verräth durchaus keinen Sinn für reinere Latinität; er setzt das erste, beste Wort, das seinen Gedanken ausdrückt; und vollends von elegantem Satzbau ist gar nicht die Rede. Nun ist zwar allerdings bei einem so dürren Stoffe, wie die Conjecturalkritik ihn bietet, kein sonderlicher Aufwand von Zierrath möglich; aber Sätze wie z. B. dieser: *verisimile est, Vellejum res paullo et ante et post gestas seditionis illius chronologice definiendae pro terminis posuisse* pag. 69 erinnern sehr stark an das Latein einiger Numismatiker und andrer grober Techniker, denen man so etwas, da sie nicht Philologen sind, nicht übel nimmt; eine Wortstellung wie pag. 10 im Anfange eines Capitels: *optime, quem quanti faciam vix dicere possum, Heinsius Cl. — notavit* scheint es allerdings zu bestätigen, wenn sich Hr. *L.* einmal mit lobenswerther Bescheidenheit *vixdum Musarum templum ingressum* nennt; und wenn er sich ein ander Mal einer Endsylbe erbarmt, die *Krause* getilgt hatte, und sie als *nihili noxia* darstellt, so weifs man freilich nicht, ob man die arme Sylbe oder das Latein mehr bedauern soll. Wenn nun hiernach vielleicht nicht ohne Grund zu urtheilen wäre, dafs Hr.

L.

L. sich in der Wahl seines Gegenstandes etwas vergriffen habe, was bei seiner Ausgabe der *Fasti Capitolini* nicht der Fall war, so zeigt er doch eine solche Regsamkeit und einen so unverdrossenen Fleifs, dafs wir für die Zukunft wohl Besseres von ihm zu erwarten haben.

Das Aeufsere des Buches macht einen guten Eindruck, weil das Papier schön weifs und der Druck scharf ist; indefs bei näherer Ansicht findet sich, dafs das erstere wie von Kalk zerfressen einem unter der Hand zerbricht, etwa wie in den letzten Lieferungen des zu Frankfurt bei Brönner erschienenen, auch anderweitig verunglückten Thucydides. Der Druck aber ist durch ziemlich viele Fehler aufser den angezeigten verunstaltet, wie z. B. p. XI. Z. 8 steht *quum* statt *quam*. p. XIV, Z. 5 v. u. *ea* st. *ex*. p. XXIII. Z. 18 *eadem* st. *easdem*. p. 63. Z. 11 *reste* st. *recte* u. s. w.

Nr. 3. Hr. Prof. *Halm* zu München hat schon zu der Orellischen Ausgabe des Vellejus einige Beiträge geliefert; bedeutender aber sind diejenigen, welche er in der Recension jener Ausgabe in den Jahrbb. f. wissensch. Krit. 1836. Nr. 41—45 niedergelegt hat. Diese nun sind es, welche er in der angezeigten Schrift mit manchen Zusätzen und Auslassungen wiederum vorträgt, da die Krankheit eines Collegen ihn nöthigte, in sehr kurzer Frist das Programm zu liefern. Nach dem griechischen Sprichwort δὶς καὶ τρὶς τὸ καλὸν kann man sich dieser Wiederholung nur freuen, da die Arbeit wirklich eine schöne zu nennen ist; obenein war inzwischen neuer Stoff hinzugekommen, *quum*, wie Hr. *H.* sagt, *novam editionem Kreyssigii et Laurentii locos Vellejanos qua par erat diligentia perlegerem, et quae ab iis aut praetermissa aut temere proposita videbantur, mihi accurate notarem*. Jedoch sind diese Worte ohne Zweifel nicht so zu verstehen als hätte Hr. *H.* die Absicht gehabt, die beiden genannten Schriften genau zu prüfen und ausführlich zu beurtheilen; sondern nur in sofern sie mit seinen eigenen Leistungen collidirten, hat er sie berücksichtigt. So gering nun auch der Umfang des vorliegenden Programms ist, so trage ich doch kein Bedenken zu versichern, dafs der Inhalt desselben viel bedeutender ist, als das was Hr. *Kreyssig* und Hr. *Laurent* geleistet haben. Hr. *H.* zeigt sich als einen Mann, der sowohl mit der Latinität überhaupt als auch mit dem *Vellejus* insbesondere sehr vertraut ist; daher zeigen seine Conjecturen überall eine gewisse Sicherheit, und auch wo man nicht mit ihnen einverstanden seyn kann, mufs man doch ihre solide Grundlage anerkennen; aber mehrere sind unter ihnen, die durch ihre treffende Wahrheit eben so sehr überraschen als erfreuen, andre werden wenigstens immer unter den übrigen Versuchen das Rechte zu finden einen ehrenvollen Platz behaupten. Sie der Reihe nach durchzugehen, wäre wenig angemessen; auch habe ich mich über einige Punkte schon oben gegen Hn. *H.* erklärt; über ein paar Stellen habe ich früher in der Recension über die Orellische Ausgabe andre Ansichten aufgestellt, als es hier Hr. *H.* thut; diese könnte ich hier nur wiederholen, was ebenfalls überflüssig wäre, da ich keinen Grund finde, daran etwas zu ändern. Ueberlassen wir daher die Entscheidung dem Hn. Prof. *Kritz*, dessen neue kritische Bearbeitung des Vellejus hoffentlich bald ans Licht treten und gewifs viele von den Schwierigkeiten aufs glücklichste überwinden wird, deren Lösung bisher noch nicht versucht oder noch nicht gelungen ist.

Ich erlaube mir nur noch einige wenige Bemerkungen. In der Stelle II, 28, 3. *Primus ille, et utinam ultimus, exemplum proscriptionis invenit. — Nec tamen in eos, qui arma contra tulerant, sed in multos insontis saevitum* bemerkt Hr. *H.* ganz richtig, dafs *tantum* eben so wenig nöthig ist als in der ganz ähnlichen Stelle II, 22, 1. Dennoch aber stimme ich dem *Gelenius* und *Ursinus* mit *Orelli* und *Kreyssig* bei, welche *tantum* für *tamen* setzten; *tamen* nämlich ist nicht passend, da die Sätze gar nichts Adversatives haben; auch durch das, was zwischen beide eingeschoben ist, wird es keinesweges motivirt. Uebrigens wird zwar für *tamen* gewöhnlich *tn̄* und für *tantum tm̄* in den MSS. gefunden; indefs schreiben doch manche auch konsequent *tm̄* für *tamen*; andre *tam̄*.

Wenig Beifall wird es finden, dafs Hr. *H.* II, 89, 4 *ad ordinandam urbem* statt *ornandam* lesen will, was selbst, wenn etwa *remp.* dastände, nicht erforderlich wäre. Eben so wenig ist der Zweifel zu billigen, ob nicht II, 105, 1 statt des corrupten *et inamminus* lieber *et inmani* als das von *Vossius* (nicht von *Heinsius*) gefundene *et utinam minus mox nostra clade nobilis - Visurgis* zu lesen sey. Das letztre ist schon palaeographisch weit leichter, da *ut* nach *et* leicht ausfallen konnte; auch hat Vellejus *utinam* ähnlich gebraucht II, 28, 3. 116, 3 und *inmanis* möchte doch für den römischen Patriotismus ein etwas starker Ausdruck seyn, da es sich um eine Niederlage der Römer handelt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Meissen, b. Klinkicht u. S.: *C. Velleji Paterculi — — edidit Jo. Theoph. Kreyssig* etc.

2) Altona, b. Hammerich: *Loci Vellejani.* Tractavit *J. C. M. Laurent* etc.

3) München, in d. Königl. Schulbuchh.: *Lectiones Vellejanae — — edidit Carolus Felix Halm* etc.

(*Beschluſs von Nr.* 103.)

Die einzige Stelle, an der Hr. *H.* die Latinität etwas zu mifshandeln scheint, ist II, 112, 3. *Ita placebat barbaris numerus suus, ita fiducia virium, ut, ubicumque Caesar esset, nihil in se reponerent.* So wie die beiden ersten Sätze gestellt sind mit dem wiederholten *ita*, ist es ungemein hart, bei dem zweiten nicht *placebat*, sondern *erat* zu ergänzen. Bedenkt man nun obenein noch, dafs dieses nicht vorhandene *erat* gleichwohl mit *fiducia* aufs engste verbunden werden soll, um einen Verbalbegriff, *fidebant*, zu bilden, da sonst auch das Adverbium *ita* anstöfsig wäre und in *tanta* verwandelt werden müfste, so wird man gewifs diese Erklärung der Stelle für unmöglich halten. Uebrigens sehe ich nicht ein, warum man nicht *placebat* ergänzen will. Die Barbaren freuen sich nicht nur über ihre Masse, sondern auch darüber, dafs diese Masse von stolzem Selbstvertrauen erfüllt ist, dafs sich in ihr Muth und Verachtung der Römer ausspricht. Aber nur so weit geht ihre Zuversicht zu ihrer Masse und zu ihrem Selbstvertrauen, dafs sie u. s. w.

Eine gute und fruchtbare Bemerkung ist besonders die, welche Hr. *H.* zu II, 35, 1 macht, dafs öfter zwei Wörter in eins zusammengezogen sind; nur möchte ich zweifeln, ob sie auf alle von ihm danach emendirte Stellen anzuwenden ist; gleich jenes *in altissimo illuminavit* in *altissimo lumine illuminavit* zu verwandeln, wird immer sein Bedenken haben, so sehr sich auch Hr. *H.* bemüht, theils den Gebrauch von *illuminare*, theils eine solche Zusammenstellung *lumine illuminare* als echt vellejanisch nachzuweisen; ich habe gegen beides nichts einzuwenden; wohl aber ist mir das *altissimum* als Prädikat von *lumen* verdächtig, und aufserdem die Auslassung des handschriftlichen *in*. Ich würde gern, wäre jener Anstofs nicht, die Conjectur Burmanns: *in altissimo lumine locavit* in Schutz nehmen; aber es kommt noch dazu, dafs dieser Ausdruck bei den Römern wohl nur in Bezug auf die Beleuchtung der Gemälde gesagt wurde, wie bei Cic. Brut. cap. 75 *tabulas bene pictas collocare in bono lumine.* Wenn es nun auch dem Character und dem Zeitalter des Vellejus nicht unangemessen ist, sich mit der Kunstkennermiene und mit ästhetischen Redensarten dieser Art zu schmücken, so wäre es doch allzu geschmacklos, gerade an einer solchen Stelle, wie die hier vorliegende, von der hohen Beleuchtung zu sprechen, die *Cato* seiner Tugend gab. Aber derselbe Vorwurf möchte wohl auch die Conjectur des Hn. *H.* treffen; da sich der Ausdruck *altissimo lumine illuminare* wahrscheinlich auch nur als ein technischer von der obigen Art würde halten lassen. Indefs da der Sprachgebrauch hier unklar ist, mag ich nichts entscheiden; doch stehe hier noch eine andre Conjectur, auf die ich vor langer Zeit gekommen bin, und die ich früher nur deshalb nicht mittheilte, weil ich ihr selbst nicht recht vertraute: *in altissimo culmine locavit.* Vellejus hat *in altissimum fastigium evehi* II, 116, 4, Valer. Max. III, 4, 1 *senectus — in altissimo maiestatis fastigio fulsit.* VII, 1, 1 *ad summum beatae vitae culmen perducere.* Dafs an einen hohen Ort zu denken ist, darauf deutet nicht nur das *in altissimo*, sondern auch das vorhergehende *conspicuus*, was vorzugsweise in dieser Beziehung gesagt wird. Ferner möchte ich die erwähnte Bemerkung des Hn. *H.* auch nicht auf die Stelle II, 111, 3 ausdehnen, wo er *missum* in *missus sum* verwandelt; durch Aufhebung der Partizipialconstruction nämlich reiht sich der folgende Satz gar zu schroff an; daher möchte ich lieber *missus* beibehalten; dafs an diesem Singular kein Anstofs zu nehmen ist, da Vellejus nachher auf den Plural übergeht, bedarf doch wohl keines Beweises, und die Verwandlung läfst sich sehr leicht erklären; da nämlich die Abschreiber sehr häufig eine vorhergehende Construction gedankenlos fortsetzen, so konnte nach *eundem* leicht *missum* aus *missus* werden; auch sind die Buchstaben leicht zu verwechseln, zumal wenn man das erstere geschrieben denkt *missuꝝ*.

Die Latinität des Hn. *H.* ist anständig. Das Aeufsere des Programms ist sehr gefällig; nur einige Druckfehler habe ich bemerkt, S. 15, Z. 15 *deberat* statt *debeat*. S. 18, Z. 2 v. u. *ad* st. *an*. S. 20, Z. 10 v. u. *placabat* st. *placebat*. S. 21. Z. 8 *verbam* st. *verbum*. Z. 9. *ea* st. *eo*.

F. Haase.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weber: *Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder.* Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet, herausgegeben von *Fr. Leonard von Soltau.* 1836. 8. LXXXIV u. 616 S. (3 Rthl.)

Die historischen Volkslieder dieser Sammlung umfassen einen Zeitraum von fast tausend Jahren, indem das erste aus dem Jahre 880 (881), das letzte aus dem Jahre 1815 herstammt. Es leuchtet demnach ein, dafs das Werk des Hn. *v. S.* für die Geschichte des deutschen historischen Volksliedes von grofser Wichtigkeit ist.

In der LXXXIV Seiten einnehmenden Vorrede giebt Hr. *v. S.* aufser reichhaltigen Notizen zur Litterärgeschichte des Volksliedes eine für die betreffenden Herausgeber mehr und minder unerfreuliche Beurtheilung der von *Wolff*, *v. Erlach* und *Rochholz* veranstalteten Volksliedersammlungen. Wichtiger und eine Besprechung fordernd sind diejenigen Regeln und Grundsätze, die Hr. *v. S.* bei seiner eignen Sammlung befolgen zu müssen glaubte. Doch es scheint uns schicklich, bevor wir das *Wie* besprechen, an das *Was* zu denken; wir wollen daher zunächst den realen Inhalt der Sammlung betrachten und darauf unsere Meinung über das Formale desselben aussprechen.

Dem Titel zufolge erhalten wir *historische Volkslieder.* Es kann vielleicht manchem sonderbar erscheinen, wenn Rec. die Frage aufwirft, was denn eigentlich ein Volkslied sey? Da jedoch dieser Begriff noch keineswegs immer richtig aufgefafst worden ist, wie unter andern auch zu unserer Verwunderung die eben zu besprechende Sammlung beweiset, so dürfte es wohl nicht so ganz überflüssig seyn, die aufgeworfene Frage zu beantworten und so etwas zum besseren Verständnifs des Begriffes Volkslied beizutragen. Rec. versteht nur unter Volkslied ein zum Gesang eingerichtetes Gedicht, welches irgend einmal wirklich im Munde des Volkes war, gleichviel ob dasselbe gleichsam von selbst im Volke entstanden oder ob es von irgend einem Dichter selbstständig gedichtet worden und nur nach und nach zum Eigenthum des Volkes geworden ist. Ist diese Begriffsbestimmung richtig, und Rec. ist dieser Meinung, so gehören offenbar eine ziemlich bedeutende Anzahl der in diese Sammlung aufgenommenen Gedichte nicht in dieselbe. Fassen wir das eine der angegebenen Merkmale, nämlich *den Zweck oder die Fähigkeit gesungen zu werden*, ins Auge, so können wir nun und nimmer die Gedichte No. 3 *Enthauptung der Herzogin Maria von Bayern*, 1256, *von Meister Stolle*; No. 5 *König Adolf in Thüringen*, 1294; No. 6 *Der Judenmord in Deggendorf*, 1337; No 10a *Ein Spruch vom Sempachstrit*, 1386; No. 12 *Von dem Concilio zu Costenz*, 1415; No. 13 *die Allinger Schlacht*, 1422; No. 14 *Der Frankfurter Verrath an den Mainzern*, 1429; No 17 *Albrechts II. Kampf um die Krone Böhmens*, 1438; No. 27 *Burgermeister Hollands Umtriebe in Braunschweig*, 1488; No. 32 *Ein hübscher Spruch von hertzog Albrecht vonn Bayren und hertzog Rupprechts vom rhein etc.*, 1504; No. 33 *Zerstörung des Klosters Waldsassen*, 1504; No. 34 *Die Behemsch slacht*, 1504; No. 35 *Ain gedicht von ungehorsame der Venediger*, 1509; No. 40 *Wyrtenbergscher spruch wider die stedt des bundts vnd antwort von wegen des Adels*, 1519; — als Volks*lieder* gelten lassen. Nie und nirgend sind sie gesungen worden, noch sind sie auch nur zum Singen eingerichtet. Die meisten dieser Gedichte, nämlich No. 6, 10a, 12, 13, 14, 27, 32, 34, 35, 40 sind nicht einmal strophisch abgefafst, sondern in der herkömmlichen epischen Weise, den kurzen Reimpaaren, No. 5 in gereimten lateinischen Hexametern. Die wenigen, die noch übrig sind, No. 3 (und auch das S. 45 in der Anmerkung mitgetheilte Gedicht von *meister Rumelant*), No. 17, No. 33 sind zwar strophisch, aber dennoch nicht *Lieder*, sondern *Sprüche.* Ueber den wesentlichen Unterschied zwischen Lied und Spruch vergleiche man aber, „Walters von der Vogelweide Gedichte, übersetzt von *K. Simrock* und erläutert von *W. Wackernagel*," I. S. 175. Will man nun auch zugeben, dafs die strophisch gedichteten Sprüche gesungen werden *können*, ja dafs sie vielleicht *gesungen worden sind*, so folgt doch hieraus keineswegs, dafs sie *Volkslieder* gewesen sind. Wollte oder dürfte man die Sprüche der mittelhochdeutschen Dichter über geschichtliche, politische oder religiöse, Gegenstände zu den historischen Volks*liedern* zählen, so würde das 13te Jahrh. dem 16ten hinsichtlich des Reichthums an Gedichten dieser Gattung kaum nachstehn, da es in Wahrheit doch nur äufserst wenig eigentlich historische Volkslieder aufzuweisen hat, wie auch diese Sammlung wieder beweiset.

Das zweite, was wir von einem Liede verlangten, wenn es auf den Namen eines *Volks*liedes Anspruch machen will, war, dafs es irgend einmal im *Munde des Volkes* gewesen seyn müsse. Rec. will nun zwar ohne langes Sträuben das bekannte Ludwigslied aus dem 9. Jahrh., womit Hr. *v. S.* seine Sammlung eröffnet, als ein Volkslied gelten lassen, obwohl sein ganzer Ton wenig Volksliedartiges hat — statt weltlicher, kräftiger Siegesfreude athmet es nur mönchische Demuth, statt in frohlockender Erwähnung einzelner Ereignisse der Schlacht ergeht es sich nur im frommen Danke gegen Gott, der den Sieg verliehen — mag dieses Lied dessen ungeachtet immerhin als ein Volkslied gelten: so kann doch Rec. unmöglich weder die lateinisch-deutschen Gedichte: Kaiser Otto I. und Herzog Heinrich, S. 16, auf den Clerus, S. 41, noch die ganz lateinischen: *Modus Ottini*, S. 22, Ueber den Tod *Conrads des Saliers*, S. 29, Ueber die Krönung Kaiser Heinrichs III., S. 31, *Saladins Eroberung des heiligen Landes*, S. 33, als *Volkslieder* betrachten. Oder glaubt Hr. *v. S.* wirklich, dafs das *deutsche Volk* jemals *lateinische* Lieder gesungen habe? Selbst die lateinischen Kirchenlieder der früheren Jahrhunderte waren unstreitig nur für die *Convente* der Klöster, keineswegs aber für das Volk bestimmt, und wenn sie von diesem je gesungen wurden,

so geschah es sicher in Uebersetzungen. Und so müssen auch die bekannten lateinischen Heldenlieder der Franken — *Chlotars II. Kampf mit den Sachsen*, Anfang des 7ten Jahrh., Auf die berühmte Dreibrüderschlacht, 841, Auf Kaiser *Ludwigs II.* Gefangenhaltung zu *Benevent*, 871. (*Grimms altdeut. Wälder, II*, 31 ff.) als Erzeugnisse des Clerus angesehen und gewürdigt werden. Allen diesen Liedern dürfte demnach das von Hn. *v. S.* denselben beigelegte Prädikat *volksthümlich* (Einleitung S. XLVIII) abzusprechen seyn. Soviel über den Inhalt der Sammlung. Was nun die chronologische Ordnung, die Hr. *v. S.* streng durchführen zu müssen glaubte, angeht, so hat diese in jeder Beziehung des Rec. Billigung. In der That werden dadurch am besten alle die Inconvenienzen vermieden, die sich bei jeder anderen Anordnung nur allzuleicht einschleichen.

Nach diesen Bemerkungen über den realen Inhalt und die Anordnung dieser Sammlung kann Rec. füglich zu der Betrachtung des Formellen der gegebenen Lieder übergehen. Darüber sagt Hr. *v. S.* S. XLVIII. „Die Lieder sind überall nach den ältesten, zu Gebote stehenden Texten, und so weit diese es zuliefsen, immer in der *Sprache* und *Schreibweise ihrer Zeit* und völlig urkundlich ohne alle Neuerung geliefert. Eben das gilt von der Interpunktion, die wir, demselben Grundsatze der Urkundlichkeit gemäfs, überall, wo sie gleichzeitig, in der vorgefundenen Einfachheit beibehielten, wo sie von späterer Hand erneut war (ein paar Stücke, z. B. aus *Suchenwirt* ausgenommen), dem Zeitgebrauche doch einigermafsen annäherten (wie auch für spätere Zeit eine einfachere Oekonomie der Interpunktion mit Vermeidung aller Declamationszeichen und künstlicher Satztrennung ihr herkömmliches Recht üben mufste), wo sie endlich ganz fehlte, als ebenfalls zeitgemäfs und den Kenner der Sprache so wenig als den gleichzeitigen Leser störend (wer hat z. B. je Anstofs an dem Mangel der Interpunktion in asiat. Sprachen genommen?), auch von uns nicht hinzugefügt ward." Dieses Verfahren ist bei einer Sammlung von Volksliedern, bis auf das, was die Interpunktion angeht, unstreitig zu billigen. Da nämlich in einer solchen Lieder aus so verschiedenen Jahrhunderten und aus so verschiedenen Gegenden enthalten sind, so hätten bei dem entgegengesetzten Verfahren für jedes Jahrhundert und für jede Gegend, ja für jeden Dichter, besondere Regeln der Schreibweise aufgesucht und angewandt werden müssen, was, da manche Gegend in dem einen oder dem andern Jahrhunderte nur wenige Lieder bietet, allzuschwierig gewesen und allzuleicht zu Irrthümern geführt hätte. Dasselbe gilt aber keineswegs von der Interpunktion. Denn da der Herausgeber einer Volksliedersammlung nicht einzig und allein die Kenner der Sprache im Auge haben darf, so ist es seine Pflicht, auch von dieser Seite so viel als möglich für das allgemeine Verständnifs der Lieder zu sorgen. Es versteht sich von selbst, dafs nicht von unser heutigen complicirten Interpunktion die Rede ist; aber eine einfache Satzzeichnung ist nach des Rec. Ansicht auch bei Volksliedern nothwendig, wenn sie allgemein verstanden werden sollen; und alle Berufungen auf asiatische Sprachen können den Mangel derselben nicht entschuldigen. So weit braucht die Urkundlichkeit bei einer Volksliedersammlung nicht zu gehen, dafs ihr zu Gefallen die Verständlichkeit des Gegebenen wo nicht ganz aufgeopfert, doch sehr erschwert werde; und auch mit Interpunktion hätte diese Sammlung recht wohl eine *Quelle* der Spracherkenntnifs für den Forscher bleiben können. Denn wenn der Herausg. erklärte, die Interpunktion rühre von ihm her, so war dieis für die Sprachforscher hinreichend. Wenn aber Hr. *v. S.* bei dieser Gelegenheit gar gegen die Einführung der wohlbegründeten mittelhochdeutschen Wortschreibung bei der Herausgabe mittelhochdeutscher Gedichte eifert, behauptet, *Grimm* habe diese Orthographie nur erläuterungsweise in seiner Grammatik eingeführt, und demgemäfs verlangt, die Herausgeber mittelhochdeutscher Gedichte sollen unter keiner Bedingung *und* für *vnd*, *ûf* für *uf*, *dô dô* für *da do*, *daz* für *daz* u. s. w. setzen, vielmehr die Handschriften buchstäblich abdrucken lassen; so ist er theils im Irrthume, theils verlangt er Unverständiges. Er ist im Irrthume, weil Grimm durch seine Ausgaben mittelhochdeutscher Gedichte bewiesen, dafs er die mittelhochdeutsche Orthographie nicht blofs zu reingrammatikalischen Zwecken aufgestellt habe; er verlangt Unverständiges, weil nicht das Werk des *Abschreibers*, sondern das Werk des *Dichters* herausgegeben werden soll. Das Werk des Dichters aber ist häufig ganz anders beschaffen gewesen, als es durch Abschreiber uns überliefert worden, worüber, um unter vielen Werken nur eines zu nennen, Lachmanns anerkannt musterhafte Ausgabe der Werke *Wolframs v. Eschenbach* Hrn. *v. S.* den besten Beweis geben kann. Ein fernerer Grund, die Anfänger dieses Sprachstudiums würden dadurch verführt zu glauben, dafs die Handschriften wirklich so geschrieben seyen, wie sie die Drucke sehen, ist noch weniger haltbar; denn auch nur ein Blick auf die jeder kritischen Ausgabe beigefügten *Varianten* wird ihnen darüber den genügendsten Aufschlufs geben. Warum behauptet Hr. *v. S.* nicht auch das Gleiche in Hinsicht der Ausgaben lat. oder griech. Autoren? Oder glaubt er etwa, unsere Ausgaben seyen buchstäbliche Abdrücke der Handschriften? Aber dieis sind Dinge, die schon längst keinem Streite mehr unterliegen, und es ist allgemein angenommen, dafs jeder, der einen mitthd. Dichter kritisch herauszugeben gedenkt, sich mit der eigenthümlichen Sprache dieses Dichters bekannt zu machen und so viel immer möglich nur diese, nicht aber die offenbaren Willkürlichkeiten der Abschreiber wiederzugeben habe. Da jedoch die Sprache eines Dichters nie aus einer einzigen, sondern nur aus allen Handschriften zusammen, und zumal aus den Reimen erkannt werden kann, so folgt hieraus auch, dafs die Orthographie keiner Handschrift die alleinherrschende seyn dürfe. Dieis nur zur Erwiederung des S. L u. LI ausgesprochnen

nen Tadels aller kritischen Ausgaben mitthd. Gedichte; dafs wir an einen Herausgeber einer Sammlung von Volksliedern dergleichen Anforderungen nicht stellen, haben wir schon oben ausgesprochen.

Ob wir nun aber gleich diese Urkundlichkeit des Hn. *v. S.* höchlich billigen, so können wir dennoch keineswegs gutheifsen, dafs er so manche einzelne Verse völlig sinnlos abdrucken liefs, und gar nichts, nicht einmal in einer Anmerkung, zur Berichtigung anführte. In den wenigen einzelnen Fällen, wo sich dergleichen Winke vorfinden, scheinen sie demnach von Hrn. *v. S.* schon vorgefunden worden zu seyn. Wenn er auch nicht überall durch Worterklärung das Verständnifs der Lieder erleichtern wollte, so war es doch seine Pflicht als Herausgeber, auf das Verderbnifs wenigstens aufmerksam zu machen. Rec. wird gleich bei der Beurtheilung der einzelnen Lieder die Belege zu dieser Rüge geben.

Wie schon gedacht, beginnt Hr. *v. S.* sein Buch mit dem *Ludwigsliede*, von welchem er den urkundlichen Text und gegenüber Hoffmanns Herstellung, begleitet von den Abweichungen der Bearbeitungen Lachmanns und Docens (letztere nach Kunisch). Eine kleine Vorrede enthält das Litterarhistorische des Liedes und schliefst also: „Die wahrzunehmende Abweichung, selbst in Feststellung der Sprachformen, würde, wenn es einem der kritischen Bearbeiter des Liedes gefallen hätte, seine Lesarten zu belegen, in dem Maafse nicht stattfinden können." Rec. wünschte, dafs es Hn. *v. S.* gefallen hätte, anzugeben, was er unter dem „Belegen der Lesarten" verstehe. Wenn von einem Gedichte nur eine einzige Handschrift oder ein einziger alter Druck vorhanden ist, so kann von keinen anderen Belegen der für nöthig erachteten Besserungen die Rede seyn, als dafs man zeigt, dafs die Besserung dem Sprachgebrauch des Gedichtes nicht entgegen sey, dafs sie nicht gegen grammatikalische Regeln verstofse, und dafs man allenfalls ähnliche Stellen aus anderen Gedichten anführt. Wenn demnach Hoffmann so verwegen war, ein *wart er* in *uuarth her*, oder ein *Gott dienet* in *gote thionôt* zu ändern, so müfste er nach des Hn. *v. S.* Meinung diese Aenderung belegen; Andere werden jedoch mit dem Rec. der Meinung seyn, Hoffmann habe mit Recht diefs unnöthig befunden. — Hr. *v. S.* nimmt mit *F. Wachter* den ostfränkischen *Ludwig II.* als den im Liede gefeierten Sieger über die Normannen an; aber *F. Wachter* hat das Lied völlig mifsverstanden, wenn er behauptet, der westfränkische *Ludwig III.* werde im Eingange des Liedes genannt und v. 45 (nach Schilter) redend eingeführt, v. 49 dagegen antworte der ostfränkische Ludwig der jüngere. Wenn von beiden Ludwigen die Rede wäre, so wäre diefs gewifs bestimmt angegeben, wie es in andern Liedern geschieht, die von zwei gleichnamigen Männern handeln. Der im Eingang erwähnte Ludwig ist der durch das ganze Gedicht hindurch gefeierte, und v. 45 (nach Schilter) fordert Gott selbst „*seinen*" König Ludwig auf, „*seinem*" Volke zu helfen; v. 49 aber erklärt der Eingangs erwähnte Ludwig gegen Gott seine Bereitwilligkeit, diesen Auftrag auszuführen. Der Sinn ist völlig klar; um so mehr wundert es uns, dafs der sonst so vorsichtige Hr. Prof. *Wachter* so gänzlich fehlgreifen konnte. Rec. hielt diese Berichtigung für nöthig, damit nicht diese falsche Ansicht sich weiter verbreite, Hr. *v. S.* künftig aber etwas vorsichtiger werde, wenn er einer allgemein angenommenen Ansicht die besondere Ansicht eines Einzelnen vorziehen zu müssen glaubt; denn ein böswilliger könnte leicht daraus schliefsen, Hr. *v. S.* verstehe nichts vom Althochdeutschen, von welcher Meinung Rec. aber weit entfernt ist, weil er ja sonst den gegen *Lachmann*, *Docen* und *Hoffmann* ausgesprochenen, oben erwähnten Tadel nicht zu begreifen gestehen müfste.

Den latein. *Modus Ottini*, S. 22 ff. hat Hr. *v. S.* gleichfalls urkundlich abdrucken lassen, und diesem als Prosa gedruckten Texte eine dreizeilig strophische Darstellung gegenüber gestellt, welche von Hn. *Herm. Leyser* herrührt. Str. 5 und 6 enthalten aber jede 4 Zeilen; dieser Umstand, noch mehr aber die Benennung des Gedichtes „*Modus Ottini*" bestimmt uns, Lachmanns Ansicht, der das Gedicht für einen *Leich* nimmt, den Vorzug zu geben. Die übrigen lat. Gedichte übergeht Rec., da sie zu besondern Bemerkungen keinen Anlafs geben, und wendet sich zu den späteren deutschen Volksliedern und Sprüchen. Hier ist es, wie schon gesagt, sehr zu bedauern, dafs gar nichts für das Verständnifs dieser Erzeugnisse gethan worden ist; nicht einmal Lücken der Lieder oder Verschmelzungen mehrer Strophen zu einer sind von dem Herausgeber verzeichnet worden (anderer, oft arger Verderbnifs der Texte gar nicht zu gedenken), mit Ausnahme weniger Fälle, wo ihm neuere Abdrücke der alten Lieder vorlagen, so dafs man vermuthen mufs, dafs auch diese wenigen Andeutungen nicht von ihm herrühren, sondern nur mit abgeschrieben wurden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weber: *Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder* — — herausg. von *Fr. Leonard v. Soltau* u. s. w.

(*Beschluſs von Nr.* 104.)

Zum Beleg dieses Urtheils führt Rec. einige Stellen an und bemerkt zugleich, daſs das in Klammern stehende von ihm herrühre.

S. 54. *Zw dem siebenten mal ward gestifft*
der iuden keczerliches gifft
(das) legten sy al in dy brunnen
(von dem) in wendig (l. inwend.) gifft wort gewunden
(l. wart gewonnen)
der vil (viel) und starb des (den) jachen todez (tot)
er ist hab (es ist halt) klägliche (klägeliche) not etc.

S. 55. *Zu dem ainleften thue ich bekant*
ain briester iung an alle sundt (schant)
der was erst zw priester worden
zw nydern altaich (Nydern-Altaich) in benedicten orden
der pat (pot) über sich sein hent
dar ein liefs sich das sacrament
(— — — — — — — — — — — —)
Er noch in seinen dreissig messen was
. . stückt als ich es las
sunst auch (sunst sint auch) zaichen vil geschehen etc.

Die nach der — nicht angedeuteten — groſsen Lücke folgenden zwei Verse sind eben der Lücke halber nicht verständlich, wären übrigens an sich leicht herzustellen: „*In seinen dreissig messen was Er nach erstückt, als ich es las*" wenn diese Herstellung hier etwas nützen könnte.

S. 63. Str. 15 ist zwar angezeigt, daſs ein Vers mangele; allein das Reimwort wenigstens ist erhalten, ungeschickt aber dem folgenden Verse angefügt worden. Nach Str. 17 ist unzweifelhaft der fehlende Vers also herzustellen: *Von Freiburg da der Vendrich sprach: Ein friden* etc. Aber auch der vorletzte Vers der Strophe ist mangelhaft, was nicht angezeigt ist; wahrscheinlich zu ergänzen „*vom Beren*"

S. 93 lieſt man einen Vers: *Doch zez wolgt er im zu lest.* Zwischen *im* und *zu* steht ein *nu*? in Klammern. Rührt dieses *nu*? von Hn. *v. S.* her, oder ist es *Hormayrs* Vermuthung? Wir erfahren darüber nichts; das *zez* blieb aber unangefochten.

S. 121 stöſst man auf ein: *Er gönner sich uf Rathes Gnad. In Banden muſs er liegen.* Es soll heiſsen: *Er gener sich* (er erhalte sich denn).

Aber Rec. würde des Raumes zu viel bedürfen, wollte er in gleicher Weise fortfahren, die einzelnen Lieder durchzugehen. Doch will er den Freunden des Volksgesanges zu Gefallen die auffälligsten, Sinn störenden Fehler, so weit er sich sie angemerkt, hier verzeichnen. Kleinere Dinge, wie Reime *sayt: cristenhait; frist: gebricht* etc. übergeht er. Man lese:

S. 51 *schawet an das groſse mordt.* — S. 52 *Am Sacrament ist worden getan.* — S. 54 *Ich wil euch gehilfe sein.* — *Doch sigt man den juden an.* — S. 56 *In alle landt ich das verschreib.* — S. 87 *An im keinerley missetat.* — S. 89 *So sal ich zwar nicht sawmen mich.* — S. 90 *Ei nu der well der chom hernach.* — *Vnd hielten frischleich vor invest.* — S. 91 *Die alten und die jungen.* — S. 92 *Als pald da hub er auf und swur.* — S. 122 *So endert sich die zyt.* — S. 123 *Da von sie sich entwennen.* — S. 124 *Das sie der tumme ratt allein.* — S. 125 *Ir sond* (*d. i. sult*) *es zum geringsten gwegen.* — S. 134 *Der klagt got das lewt und landt.* — S. 135 *manigen den der gwalt verdrofs.* — S. 153 *Also nent er sich mit.* — S. 154 *Sy gedenkt es sey nit ir geleich.* — *Ob sy nun tragen märdrin gewandt.* — S. 156 *Es ist nit:* „*Sebalt, rath den tisch — — — ersten.*" — S. 175 *So möcht wir uns haben gewert.* — S. 178 Die Worte: *In all seins vaters landt er hat auffgeboten* waren als *Variante* nicht in die Strophe aufzunehmen, sondern in einer Anmerkung zu geben. — Besteht dieses Lied (No. 30) aus Strophen von *vier*, *acht* oder *zwölf* Zeilen? Dieses wird hinreichen, um auch Andre mit dem Rec. beklagen zu lassen, daſs Hr. *v. S.* es verschmähte, etwas für das Verständniſs der Lieder zu thun. Wenn er auch nicht lange Wort- und Sacherklärende Anmerkungen geben wollte, so hätte er doch wenigstens den ersten Pflichten der Kritik in kurzen Anmerkungen Rechnung tragen können, zumal da sehr oft eine Parenthese in den Zeilen hingereicht hätte, das Rechte anzudeuten, wie dieſs Andere zu thun nicht verschmäht haben, die eben so strengurkundliche Texte zu liefern beabsichtigten. Das Verdienst des Sammlers, daſs sich Hr. *v. S.* durch seine Arbeit erworben, ist Rec. in seinem vollen Werthe anzuerkennen gern bereit; sollte Hr. *v. S.* jedoch seinen Entschluſs ausführen, und seine „deutschen Seeräuberlieder" herausgeben (*Vorrede S. XXXI*), so ist sehr zu wünschen, daſs er alsdann, so viel nur möglich, sein Augenmerk auf sprachlich richtige Texte lenke: dann wird die verheiſsene Sammlung doppelt willkommen seyn.

Papier und Druck verdienen rühmliche Erwähnung.

Ludwig Ettmüller.

MEDICIN.

BERLIN, b. Rücker: *Anleitung zur Anlegung der Bandagen und zur zweckmäfsigen Behandlung der am häufigsten vorkommenden Luxationen und Fracturen.* Von *Eduard Lehmann*, Dr. med. et chirurg. Mit 8 lithogr. Tafeln. 1836. 116 Seiten. (18 gGr.)

Die Bandagenlehre gehört zum gröfsten Theile nur noch der Geschichte der Chirurgie an, die meisten ihrer Vorschriften werden jetzt kaum von Jemandem mehr befolgt, da man auch in diesem Gebiete der ärztlichen Kunst zum Einfachen zurückgekehrt ist. Hierdurch wird eine möglichst kurze Behandlung dieses Gegenstandes gerechtfertigt, und eine solche eben hat der Verf. in vorliegendem Werkchen zu liefern beabsichtigt; dasselbe ist demnach als eine Anleitung zum Selbstunterrichte im Anlegen der Bandagen, oder als ein Leitfaden bei dem Repetiren derselben anzusehn, und es empfiehlt sich als solches namentlich durch klare und verständliche Darstellung. Nachdem über Verbandstücke im Allgemeinen das Hauptsächlichste vorgebracht, handelt der zweite Abschnitt von den Verbänden an den einzelnen Theilen des Körpers, er umfafst alle jene gebräuchlichen und veralteten, nöthigen und entbehrlichen Verbände am Kopfe, dem Rumpfe und den Extremitäten. Die Dürftigkeit dessen, was der Verf. im dritten Abschnitte von den Verrenkungen und Knochenbrüchen sagt, mag dadurch entschuldigt werden, dafs es eigentlich aufser dem Bereiche der Aufgabe liegt, auch sind wenigstens die bei der Behandlung dieser pathologischen Zustände gebräuchlichen Verbände vollständig angegeben, und deutlich und verständlich beschrieben. Auffallend jedoch ist es, dafs manche neuere Entdeckung in diesem Gebiete hier ganz unerwähnt geblieben, so der Gypskasten und die Versuche der Franzosen, Beinbrüche durch eine zweckmäfsige Lagerung ohne allen weiteren Verband zu heilen. Diese Lagerung ist zwar als Mittel zur Reposition obenhin (S. 76.) angeführt worden, als Retentions-Mittel jedoch geschieht ihrer gar keine Erwähnung. Die lithographirten Tafeln erreichen, ohne die Ansprüche der Kunst auch nur im geringsten zu befriedigen, ihren Zweck vollkommen, sie erhöhen die Deutlichkeit der Darstellung, tragen zu einer klaren Veranschaulichung des Gegenstandes bei, und sind um so mehr eine gute Zugabe, als man bei Werken von so geringem Umfange dergleichen anzutreffen nicht gewöhnt ist.

BERLIN, b. Rücker: *Kurzes Handbuch der Akiurgie.* Eine gedrängte Darstellung der chirurgischen Operationen mit Rücksicht auf die Leistungen, welche bei den Promotions- und Staatsprüfungen verlangt werden. Von *M. Eulenburg*, Dr. der Med. u. Chirurgie, praktischem Arzte, Operateur und Geburtshelfer. 1834. 412 Seiten. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Der Titel dieses Werkes, namentlich die Rücksicht, welche der Verf. genommen zu haben selbst angiebt, berechtigen von Hause aus nicht zu grofsen Anforderungen an dasselbe, und bezeichnen es als eines von denen, die man gewöhnlich mit einem eigenen, leicht zu errathenden Namen zu belegen pflegt. Ein Handbuch braucht die Wissenschaft, die es behandelt, nicht mit neuen Ideen zu bereichern, es soll treu, klar und umfassend das Wissenswerthe aus dem Bereiche derselben zusammenstellen, um es dem Lernenden leichter zugänglich zu machen, und ihm das Studium der Quellen zu ersparen; von dem Vf. des Handbuches selbst aber ist es zu verlangen, dafs er aus den Quellen schöpfe, und dafs er dann die Früchte eines solchen Quellenstudiums kritisch ordne. Ein solcher Ursprung ist jedoch vorliegendem Werke nicht anzusehen, es scheint vielmehr der Einrichtung und dem Inhalte nach ein für Examinanden angefertigter Auszug aus *einem* gröfseren Werke, und zwar aus *Blasius* Handbuch der Akiurgie in 3 Bänden zu seyn. Der Vf. dieses, der später selbst einen Auszug aus seinem Werke in einem Bande herausgab, hat in der Vorrede zu demselben das Eulenburgsche Handbuch gleichfalls als einen solchen angesehen.

Die Eintheilung des Materials ist die gewöhnliche, d. h. die Operationen werden nach dem Orte, an dem sie verrichtet werden, abgehandelt, und bei einer jeden wird auf historische Momente, Indikationen u. s. w. Rücksicht genommen; ein Abschnitt, der von den chirurgischen Operationen im Allgemeinen handelte, wird vermifst. In Hinsicht auf die Ausführlichkeit in der Beschreibung der einzelnen Operationen ist relativ zum Umfange des ganzen Werkes das rechte Maafs gehalten worden. Ueberall ist zur Verrichtung der Operation selbst eine Normalmethode angegeben, dagegen sind selten Varianten angeführt, welches um so mehr hätte geschehen sollen, als auch die historischen Momente meistens, ohne irgend ältere Methoden anzugeben, auf die Aufzählung einiger Namen sich beschränken. Trotz der angeführten einzelnen Mängel kann das Buch jedoch seine Bestimmung noch immer erfüllen, da es in der That eine Zusammenstellung der namentlich für die Prüfungen nothwendigsten akiurgischen Kenntnisse ist. Dem Studirenden zur Erleichterung hätte der Verf., da eigene Abbildungen, die bei einem solchen Werke auch durchaus nicht zu verlangen, fehlen, auf fremde, namentlich auf die sehr verbreiteten *akiurgischen Abbildungen* von *Blasius* dreist verweisen sollen.

WIEN, in d. Beck. Universitätsbuchh.: *Die Brüche und Vorfälle beschrieben und durch Beispiele erläutert* von *Michael Hager*, Dr. med. et chir., K. K. Rathe u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln. 1834. 404 S. (2 Rthlr.)

Der Verf. hat in diesem Werke ein recht brauchbares Lehrbuch eines Theils der Chirurgie geliefert, der wegen der Wichtigkeit der ihm angehörenden Krankheiten die ihm hier angedeihene Ausführlichkeit wohl verdient. Die Art der Behandlung ist weder die

die gewöhnliche der Lehrbücher, noch auch überhaupt eine in den wissenschaftlichen Werken der Deutschen häufig vorkommende, es ist vielmehr die Methode, deren sich die Englischen Aerzte in ihren Schriften meistens zu bedienen pflegen. Alles nämlich, was die Aetiologie, Diagnose, Prognose und Kur dieser Krankheiten betrifft, ist ohne weiteres theoretisches Raisonnement in kurzen, bestimmt ausgesprochenen Sätzen vorgetragen, und dann durch mannigfache, genau detaillirte Beispiele noch bedeutend anschaulicher gemacht. Lehrsätze sowohl als Beispiele sind übrigens mit sorgfältiger Kritik aus den besten Quellen zusammengetragen, für jene benutzte der Verf. vorzüglich die Schriften von *Richter*, *Scarpa*, *Hesselbach*, *Seiler*, für diese boten ihm aufser der eigenen Praxis die in- und ausländischen Journale reichhaltigen Stoff dar. Der Nutzen, den diese als Beispiele angeführten kurzen Krankheitsgeschichten, die den gröfseren Theil des Werkes ausmachen, gewähren, ist ein mehrfacher, denn sie führen nicht nur eine richtige Anwendung theoretischer Lehren auf die Praxis herbei, sondern sie ersetzen zum Theil auch die hier nicht leicht in hohem Grade zu machende Erfahrung, und bringen durch ihre mannigfachen Eigenthümlichkeiten in speziellen Fällen ein klareres Orientiren zu Wege. Zu grofsem Vortheile gereicht es dem Buche aufserdem, dafs bei der grofsen Anzahl angeführter Beispiele für die häufigeren Fälle nur relativ wenige, hingegen die meisten für die seltneren beigebracht sind.

Die Eintheilung des Buches ist die gewöhnliche; die Brüche werden nach dem Orte, wo sie vorkommen, und nach den Organen, die den Bruch bilden, abgehandelt, und das geschieht bei den Brüchen am Kopfe, an der Brust, am Zwerchfelle u. s. w. auf die gewöhnliche Weise; nur bei den Mittelfleischbrüchen gibt der Verf. eine eigene Eintheilung, indem er einen vorderen und einen hinteren unterscheidet. Jenem weist er den Raum zwischen den *m. transversis perinaei*, dem *m. ischiocavernosus* (oder dem *m. sustentator clitoridis* bei dem Weibe) und dem *m. bulbocavernosus* (der Scheide bei dem Weibe) an; dieser soll rings um den After herum vorkommen, in dem Raume zwischen dem *m. transversis perinaei*, dem *tub. ossis ischii*, den *ligamentis tuberososacris* und dem *os coccygis*. Als eine Einzelheit erwähnen wir ferner, dafs (Seite 73) die *Symptome* der *hernia scrotalis congenita* und der *hydrocele*, und (Seite 74) die des Netzbruches im Hodensacke und der *varicocele* sehr genau *neben einander* aufgeführt sind, um die Diagnose, die in beiden Fällen bekanntlich oft höchst schwierig, zu erleichtern. Seite 78 deducirt der Vf. nach einer Anzahl von Bruchbändern, welche die Londoner Bruchbandgesellschaft in 9 Jahren ausgetheilt hat, die Frequenz der Schenkel- und Leistenbrüche, und das Verhältnifs ihres Vorkommens bei Männern und bei Frauen; die von ihm herausgebrachten Angaben sind indefs keineswegs die gewöhnlich angenommenen, auch ist es sehr erklärlich, dafs das Resultat nach dieser Berechnung höchst günstig für die Frauen ausfällt, da diese gewifs viel seltener als die Männer die Hülfe jener Gesellschaft in Anspruch zu nehmen sich verstanden.

Auf den letzten 80 Seiten ungefähr behandelt der Verf. die Lageveränderung der Gebärmutter und der Hoden, die Vorfälle, Umstülpungen, z. B. des *uterus*, der Harnblase, des Mastdarms, und die Ineinanderschiebung der Gedärme, und erläutert auch hier seine Lehren durch zahlreiche Beispiele. Der in neueren Zeiten von *Dieffenbach* und andern gemachten Vorschläge zur radicalen Heilung des *prolapsus uteri* erwähnt der Verf. gar nicht, auch läfst er den Mutterkränzen die frühere, ihnen jetzt längst bestrittene, Anwendbarkeit (S. 346).

Die beiden dem Werke zugefügten Kupfertafeln und viele Citate hinlänglich verbreiteter Abbildungen erhöhen die Deutlichkeit des Vortrags, die nur stellweise dadurch leidet, dafs der Vf. sich zuweilen statt der in der Anatomie gebräuchlichen Lateinischen Benennungen, umschreibender und zusammengesetzter Deutscher bedient, so z. B. auf S. 200, 201 und auf andern. Sicherlich jedoch wird jedem, der sich in diesem Theile der Chirurgie gründlich unterrichten will, vorliegendes Werk sehr gute Dienste leisten, auch wird es dem, der die Brüche in einer mehr wissenschaftlichen Tendenz, als die eines Lehrbuches ist, zu behandeln beabsichtigt, in seinen Beispielen und Citaten einen guten Vorrath brauchbarer Materialien gewähren. — Druck und Papier befriedigen jede billige Anforderung.

SCHÖNE LITERATUR.

Breslau, im Verl. bei Max u. Comp.: *Godwie-Castle*. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 1836. 3 Thle. 8. I, 364 u. VI; II, 376; III, 340 S. (3 Rthl. 12 gGr.)

Aus der kurzen Vorrede des *Verlegers* zu dem in Rede stehenden Buche erfährt der Leser, dafs auf nicht gewöhnliche Weise die Handschrift des Romans aus der Ferne in die Hände des Verlegers gekommen sey und der Name des Vfs. (richtiger wohl, wie der Stil unverkennbar verräth, der Verfasserin) unbekannt geblieben sey. Was den Inhalt anlange, so würden Leser, welche mit Geist und Beobachtungsgabe (?) zu lesen gewohnt wären, die Bedeutsamkeit desselben bald erkennen und dem Urtheile solcher schärfer und tiefer Blickenden müsse es anheim gestellt bleiben, ob sie die Mittheilungen des Romans als eigentliche Denkwürdigkeiten oder als Dichtung auffassen und betrachten wollten. Der aufmerksame Leser kann aber darüber nicht lange in Zweifel seyn, denn so wie er bei den historischen Romanen Walter Scott's nicht Alles als Dichtung, aber auch nicht Alles als Wahrheit nehmen kann und darf, so wird er auch in dem vorliegenden Buche, dessen historischer Inhalt die letzten Tage König Jacobs des Ersten und die geheime Geschichte seines Sohnes Karls des Ersten zur Zeit seiner Thronbesteigung behandelt, nur die

die Wahrheit eines historischen Romans, welche die *Aufnahme* wirklicher Erlebnisse, die *Einwebung* eigentlicher Denkwürdigkeiten doch keineswegs ausschliefst, also Wahrheit und Dichtung vereinigt finden, denn die Hauptperson, von welcher in Darlegung des Inhalts sogleich weiter zu reden, ist in der Art, wenigstens wie sie erscheint, gänzlich unhistorisch, da Karl der Erste, geb. 1600 und auf den Thron gelangt 1625 (sein Vater Jakob starb im April) unmöglich eine mannbare Tochter haben konnte. Auf Madagaskar wäre so etwas nicht blos denkbar, sondern in der Ordnung. Der Herzog von Buckingham, mit dessen Schwester Karl in heimlicher Ehe diese Tochter erzeugt haben soll, war erst sieben Jahr vor der Thronbesteigung Karl's an den Hof gekommen; also was diesen Theil des Romans anlangt, wird es wohl erlaubt seyn, als denkender Leser, ihm keine Bedeutsamkeit zuzuschreiben. Hiervon abgesehen ist der Verlauf des Romanes, welcher Vieles über die Grafen und Herzöge von Nottingham und ihr Stammschlofs *Godwie-Castle*, wovon der Roman den Namen führt, folgender: Karl der Erste ist heimlich, schon eher als er Prinz von Wales wurde, mit der Schwester des Herzogs Buckingham vermählt, welche auf einem abgelegenen Schlosse wohnt, wo sie ihre und Karl's Tochter, *Maria*, die Heldin des Romans, mit Hülfe eines reformirten Predigers erzieht, und als Tante des jungen Mädchens gilt. Karl, als Graf von Merr und Onkel gekannt, besucht hier in Begleitung des Herzogs von Nottingham Gemahlin und Tochter. Nach dem Tode der Mutter erscheint deren Bruder Buckingham, welchem das Daseyn der Tochter, wie überhaupt die heimliche Ehe unbekannt war, um Besitz vom Schlosse zu ergreifen. Er erblickt das schöne Mädchen, will sich ihrer bemächtigen, sie entflieht aber und gelangt nach verschiedenen Gefahren bis zum Schlosse der Herzogin von Nottingham, wo sie, zuerst von einem bekannten Jagdhunde entdeckt, von der Herzogin aufgefunden und aufgenommen wird. Eine Aehnlichkeit in den Gesichtszügen mit ihrem verstorbenen Gemahl und einzelne andere Umstände, welche dergleichen Vermuthungen rechtfertigen, veranlassen diese edelmüthige, aber stolze und äufserst reizbare Dame, die Unglückliche für eine natürliche Tochter ihres Gemahls zu halten und wecken in ihrer Brust einen Streit von Liebe und Hafs, welcher sie schmerzhaft ergreift. Dagegen empfindet ihr zweiter Sohn, Richmond, um so innigere Liebe zu *Maria* und läfst sein Vertrauen auf ihre Reinheit und Wahrheit nicht wanken, soviel Dunkeles und Räthselhaftes auch ihre Erscheinung an sich trägt. Endlich gelingt es Buckingham durch Täuschungen, seine Nichte, welche er zum Werkzeug ehrgeiziger Pläne machen will, aus ihrem sichern Aufenthalte zu entführen; allein er wird von den Jesuiten, welche grofse und weit ausgedehnte Verbindungen haben, — selbst Karl's Kammerdiener ist eins ihrer Werkzeuge — getäuscht, und diese bringen die junge Dame auf ein einsames Schlefs am Meere, wo die verbrecherische, wahnsinnige Herzogin von Sommerset, Franziska Howard, heimlich ein jesuitischer Leitung untergebenes Erbauungshaus, hauptsächlich für Ursulinerinnen, unterhält. Hier soll Maria für den Katholicismus gewonnen werden, um dann durch sie auf ihren Vater einzuwirken; da sie aber sich auf das Hartnäckigste weigert, so beabsichtigt man sie unschädlich zu machen. In dieser Zeit wird sie vom Grafen Richmond befreit und wieder zu seiner Mutter nach Godwie-Castle geführt, wo sie mit eigener Lebensgefahr der Herzogin das Leben rettet und die volle Liebe derselben gewinnt. Wenige Tage darnach kommt Karl als König, der von seinem sterbenden Kammerdiener die nöthigen Nachrichten über seine Tochter erhalten hat, nach Godwie-Castle, erklärt Maria als seine Tochter und vermählt sie darauf mit dem zum Herzog von Glanford erhobenen Richmond. — Es ist Schade dafs das Ganze zu sehr in das Breite geht und die Schilderungen der weiblichen Charaktere, auf welche die meiste Sorgfalt verwendet ist, nicht selten mit Empfindsamkeit, süfsen und leeren Redensarten allzu reichlich ausgestattet sind. Besonders schleppend und langweilig ist der erste Band, und eben so widerwärtig wird die stets wiederkehrende und breit wiederholte allzu vornehme Reizbarkeit der jüngern herzoglichen Wittwe, wogegen der würdevolle Charakter der ältern Herzogin sehr glücklich und mit Anmuth gezeichnet ist. Dafs die Vfin. den höheren Kreisen angehört ist unverkennbar und zeigt sich ganz besonders in der Darstellung des Familienlebens der Herzoginnen von Nottingham. Der Plan des Romans ist gut angelegt und durchgeführt; gelungene Charaktere und eine reiche Scenerie, wie die Sicherheit in der Behandlung der höhern gesellschaftlichen Verhältnisse machen ihn gleich anziehend. Die Sprache ist — nicht sowohl edel als — vornehm gefällig, aber wie der Stil nicht immer correct; der Anfang etwas unbehülflich, indem mit einer Abendschilderung begonnen wird, woran S. 2—37 sich Nachrichten über die Familie Nottingham und Beschreibung von Godwie-Castle anschliefsen und S. 38 die Abendschilderung wieder aufgenommen wird. Eben so unbehülflich ist die oft wiederkehrende Einführung einer Scene mit den Worten: „Wir befinden uns jetzt in einem Zimmer" u. s. w. Wäre der Roman, ohne etwas Wesentliches zu entbehren, um ein Drittel kürzer, so würde er unstreitig viel gröfsere Vorzüge haben, und wenn in Stil und Sprache eine gröfsere Correctheit herrschte, so könnte er wirklich darauf Anspruch machen, eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Literatur zu seyn. — Die Ausstattung des Buches ist sehr gefällig und einem empfehlenswerthen Buche für die Leser der höheren Stände, und namentlich der gebildeten Damenwelt, entsprechend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

ALTE GESCHICHTE.

Breslau, b. Grafs: *Die Spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle*, von Dr. *K. H. Lachmann*. 1836. VIII u. 324 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

In der Geschichtschreibung des Spartanischen Staates und seiner politischen Elemente hat man eine doppelte Methode befolgt, deren die eine und ältere *Manso*, die andere *Müller* repräsentirt. Jene stimmt darin mit der früher üblichen Praxis, dafs sie den Stoff durch alle Strecken der mythischen, der blühenden und der zum Verfall gewandten Zeiträume periodisirt, den Flufs der Entwickelung zum Nachtheil der breiteren Statistik ausdehnt, und gewissermafsen zurückschauend und sich besinnend in Digressionen oder eingelegten Kapiteln alles das einschaltet, was die Blüthezeit von ausgebildeten Formen der Politik und Lebensweise besitzt. Dafs nun *Manso* in seinem *Sparta*, trotz des gründlichen und noch jetzt unverächtlichen Fleifses, keinen Ueberblick der politischen Momente und ihres Zusammenhanges mit der äufseren Geschichte gewährt, ergiebt sich schon aus dem von ihm gewählten Verfahren, wodurch der Kern und Grund des Spartanischen Wirkens als ein zufälliges Episodium hereintrat; nirgend aber war die Methode des Einschachtelns übler angebracht als bei den Spartanern, deren Wesen und geistige Bildung nicht durch ein Heraustreten in die Aeufserlichkeit bedingt oder gefördert wurde, sondern im Gegensatz zur fremden Welt nur Anlässe fand, um die Stärke der einheimischen Ordnung darzuthun. Weiterhin als gröfsere Sicherheit und Umsicht in den Forschungen über alterthümliche Staaten gewonnen war, erkannte man das Bedürfnifs sowohl die Individualität als die Differenz des Spartanischen Staates geschieden von der blofs erläuternden Geschichtenfolge, lieber darstellend und combinirend als erzählend, aufzufassen. *Müller* hat sich hier ein besonderes Verdienst erworben, indem er alles was die Gesellschaft der Spartaner charakterisirt und zur Anschauung bringt, unter den vorzüglichsten Gesichtspunkten der Religion, Verfassung, Kunst und Sitte verknüpfte und im Mittelpunkte des Dorischen Stammes sammelte. Vermöge dieser Durchdringung des Allgemeinen und Particularen erhielt das, was zufällig schien, was in der Zersplitterung sich verbarg oder mechanisch angeschichtet wurde, seine Deutung und seinen Platz; was von der lichtvollen Analogie des Dorismus abwich, trat in den Rang der Spartanischen Individualität zurück; bei der Betrachtung der Dorischen Lebenskraft konnte man einen Glauben an die bestimmteste Form ihrer Produktivität, an ihre Geschichte fassen und die Nothwendigkeit ihres Ablaufs wahrnehmen; nur eben diese Geschichte, welche bei Manso das Uebergewicht hatte, blieb im Rückstand und anderen überlassen, die sich in der Anwendung jener sämmtlichen Principien auf die historischen Erscheinungen Sparta's versuchen würden. Eine solche Ausgleichung zweier gleich weitschichtiger Aufgaben durfte man vermissen, nicht aber mit dem Vf. S. IV die Einwendung machen dafs dort „die Form der allgemeinen Beschreibung gewählt sey, welche eine tiefere Forschung und Kritik vielfach erschwere." Auch *C. F. Hermann* begnügt sich in seinen Staatsalterthümern, vermöge des dort befolgten Planes, die Antiquitäten zum geschichtlichen Stoff so zu gesellen, dafs die ersteren in die Mitte zwischen die Anfänge Sparta's und dessen politische Historie genommen werden; übrigens ist er der letzte Forscher in unserer Zeit, welcher einzelne dunkle Probleme der Spartanischen Verfassung mit besonderer Sorgfalt monographisch behandelt hat.

Hr. *Lachmann* geht von einem anderen Gesichtspunkt aus, als man nach den genannten Vorgängern leicht erwarten würde. Nicht abgeschlossene Studien dieser Staatsverfassung sucht er fortzuführen, sondern die Grundlagen dieser gleichsam unfertigen Studien zu prüfen, und aus den vollendeten Zuständen auf ihre Bildungsstufen zurückzugehen. Ob eine solche Rückkehr zu den Anfängen bisher unbekannt gewesen, ob eine wiederholte Analyse der politischen Elemente wirklich noth that, möchte man bezweifeln; auch wenn die paradoxe Behauptung sich hielte, dafs Sparta „unter allem übrigen Staaten Griechenlands die meisten und *besten* Sagen über seine früheren Zustände bewahrt hat." Wenn nun das Vorwort nicht hinlänglich das Verhältnifs des Buches zu den Vorarbeiten und seine Eigenthümlichkeit ausspricht, so läfst der Inhalt hierüber besser urtheilen. Den Beginn macht ein *mythologischer* Vorgrund (bis zu S. 67), der die Fragen über Griechenlands älteste Kulte und deren Verwandtschaft, dann die Uebergänge zu Ioniern, Minyern, Achäern mittelst der Pelopidenfabel, weiter die vordorischen Thatsachen durch den Trojanischen Krieg und Homer vermittelt in sich begreift. Dies die Einleitung zum Stamm des Ganzen, zur *Spartanischen Staatsverfassung* (S. 71 — 239): Wanderung der Dorier und Besitznahme von Lakonien, politische Eintheilungen,

Königthum, Lykurgische Gesetzgebung, Verwaltung, zuletzt die Homöen. Hierauf ein *vergleichender Blick* auf die Römische und, etwas umständlicher, auf die Athenische Verfassung, S. 240—283. Zuletzt ein historisches Summarium der Geschichte Sparta's von den Perserkriegen bis auf Kleomenes. Als Beilage endlich von S. 309 ein Exkurs über die Epochen des Eratosthenes und Apollodor, von Zerstörung Troja's bis zur ersten Olympiade. Dieser Zusammensetzung würde vermuthlich eher der Titel „Studien über die Verfassungen der alten Völker" gebührt haben; wodurch die Zumuthung der Vollständigkeit, die jetzt nicht erreicht ist, beseitigt wäre. Denn nicht blofs fehlt manches, was zur Bildung Sparta's beitrug, wie die versöhnende Wirksamkeit von Terpander, Thaletas und anderen Dichtern, sondern überhaupt alles aufser dem engen politischen Kreise liegende, die Erziehung, die Musik, die Verbindung der Künste mit der Religion und andere geistige Momente, die sich für das Verständnifs eines so völlig geschlossenen und innerlich durchdrungenen Staatslebens nicht entbehren lassen. Auch verräth die Methode nach vielen Seiten hin, dafs der Vf. eben die Erstlinge seiner Mufse mit jugendlicher Liebe dargeboten hat. Und wenn gleich auf diesem Standpunkte nicht durchaus neues, gelehrtes und fruchtbares begehrt werden darf, so müssen wir doch urtheilen dafs der Vf. noch nicht das Feld gefunden hat, auf dem er seine Kraft entwickeln und mit Freiheit zum Gewinn der Wissenschaft gestalten könnte. Auf jeden Fall werden Anlagen, welche sichtbar die Vorzüge des Werkes bilden, formale Sicherheit, Deutlichkeit und die Gabe der Kombination, künftig auf dem rechten positiven Grunde zu bleibenderen Resultaten führen.

Bei der ziemlich ausgebreiteten Popularität, welche für die wichtigsten historischen Objekte dieses Buches vorauszusetzen ist, läfst sich unser Bericht auf engere Grenzen einschränken. Am kürzesten aber mufs er über die *mythologischen* Hypothesen ausfallen, welche den Beginn unter dem Namen einer *Einleitung* bilden; einer Einleitung, die zum geringsten Theile und selbst dann aus weiter Ferne das wahrhafte Werk einleitet, und unstreitig zurückgeblieben wäre, wenn nicht der Vf., wie vorhin angedeutet worden, eine Folge von Parerga, die vielleicht für ihn selber als Erinnerung an manche literarische Beschäftigungen einen Werth hatten, verstreuen wollte. Doch was diesen Abschnitt betrifft, so wünschte man er hätte seine heterodoxen Gedanken, kein *τηλαυγὲς πρόσωπον*, vor der Hand niemandem verrathen und nicht in solchem Mafse den Neuling gezeigt: denn wie nebulistisch immer das Helldunkel der Griechischen Mythologie und wie formlos ihre Gruppirung unter den Händen vieler ihrer Verehrer erscheint, dennoch mögen selten in unserer Zeit so jugendliche Sprünge zumal der Theokrasie sich hervorgewagt und der Kritik in solcher Gemächlichkeit gespottet haben. Die ältesten, die glaubhaftesten Zeugnisse sollen noch jetzt mit den späten und zweifelhaften Gewährsmännern, etwa mit einem Diodor, Lydus, Tzetzes, sich auf *eine* Linie stellen lassen, und es bedarf keiner sorgfältigen Auslegung der Citationen und der Mythen, und es macht keinen Unterschied, ob Pausanias die Erzählung früherer Autoren oder seine eigenen Muthmafsungen oder die Grillen der Tempelexegeten vorträgt? Diese Mifsgriffe hätte freilich der Vf. ebenso leicht wahrgenommen als vermieden, wenn ihn nicht überwiegend wie es bei jungen Studien geschieht der Sinn und die Aufmerksamkeit für allgemeine Gesichtspunkte der Mythen leitete; das aber weifs jeder aus eigener Erfahrung oder aus den Schicksalen der Mythologen, dafs auf keinem Felde lieber was man wünscht einem entgegenzukommen pflegt, und wo das Aehnliche, das Phantastische oder nach Plato's Ausdruck ein Schwarm von Gorgonen und ähnlichen Abenteuern zuströmt, auch das Kombiniren sorglos von Statten geht, das Sichten und nüchterne Scheiden weder schnell gelingt noch vermöge seiner zerstörenden Gewalt erfreut. Dennoch ist es gewifs dafs einerseits das mythologische Wissen nur durch trennende Kritik und Sonderung des Verschiedenen sich fördern läfst, das Aehnliche wird alsdann von selber und zuverlässiger sich vergleichen; auf der anderen Seite dürften wir in der Griechischen Mythologie, einem Aggregat partikularer Sagen und Kultbegriffe, kaum anders sicher fortschreiten als durch monographische Betrachtung einzelner Mythenkreise. Für letzteres kann das eben erschienene Buch von *Preller*, die behutsame und zugleich fruchtbare Kritik der Dichtungen und Religionen von Demeter und Persephone, ein gültiges Zeugnifs geben. Unser Vf. aber fehlt aufserdem darin, dafs er seine Citate, von denen er wol eine Anzahl gelegentlich der Notiz wegen angemerkt hatte, mehrmals auf gut Glück und ohne strenge Revision hinstellt; auch Beziehungen (wie S. 5. „In Lebadeia in Böotien wurde Demeter, *die älteste Griechische Göttin*, als Europa verehrt", wofür *Pausan. IX*, 39, 3 zeugt, der natürlich blofs erwähnt *Δήμητρος ἐπίκλησιν Εὐρώπης*) hineinträgt, welche dem klaren Wortsinne fremd sind. Unter anderem S. 8. „Zeus nach der Ansicht der *alten* Theologen Gott des Himmels *und der Sonne*"; die Gewährsmänner sind aber weder alt noch sprechen sie jenen Einfall anders als unter der Form einer Allegorie aus, gleich dem angeführten *Servius in Aen. I*, 51. *Physici Iovem aetherem, id est ignem, volunt intelligi.* S. 9. „Bei den Makedonern führte Ares den Namen *Ξανθικός*, *Lydus de mens.* p. 45": dies zum Beleg für folgenden Text „auch in Ares wurde der befruchtende Zeus nur in besonderer Gestalt dargestellt." Bei Lydus (*ed. Röth.* p. 184) heifst es: *ὄνομα δὲ αὐτῷ κατ' Αἰγυπτίους Πυρόεις, ὅθεν καὶ Ξανθικὸς παρὰ Μακεδόσιν*, welches doch wol bedeutet, *worauf die Benennung des Macedonischen Namens Xanthikos beruht.* S. 10. „Hephästos als oberster demiurgischer Sonnengott", dieses Wunder begründet durch *Plat. Phileb.* p. 611. c. d. h. 61. c.

Nun

Nun steht im Philebus: *mag Dionysos oder Hephästos oder wer sonst der Götter das Ehrenamt der Mischung haben.* Nach S. 12 wurde Athene zu Athen als *Erde* verehrt, dazu *Bekk. Anecd.* p. 292: und dies soll in der Aeufserung stecken „den vaterländischen Apollon habe man in Athen verehrt, weil die ältesten Athener γονέας ᾤοντο εἶναι γῆν καὶ ἥλιον"? Von der Ursprünglichkeit der Rhea in Böotien S. 20: „wo ebenfalls Rhea Zeus sollte geboren haben." Darunter *Schol. Tzetz. in Lycophr.* 1194. *Suidas* in *Μάκαρες* (so, für *Μακάρων*) *νῆσοι*. Im Scholium steht allerdings ein anonymes Epigramm von schlechter Fabrik, wonach Rhea dort gebar; aber Suidas, dessen Worte Müller's Note vollständig giebt, erzählt blofs dafs Theben's Burg ehemals geheifsen *Μακάρων νῆσοι*. Nach S. 23 findet sich auch *Eros* unter den Kabiren, zum Beweise *Schol. Apollon. I*, 915: dort steht aber *Ἵμερος*, ein ganz verschiedener Begriff. Dies reiche hin; denn Ref. gesteht offen, dafs ihm die im Texte gegebene Darstellung mehrmals die Lust benommen hat den Werth jeder Citation zu prüfen; zumal da bisweilen schon der flüchtige Blick genügte. Z. B. S. 21. „In den Orphischen Mysterien sind Kuras und Kyrbas Brüder"; die vorgebliche Lehre der *Orphischen Mysterien* wagt Hr. L. welcher Lobeck's Aglaophamus nicht obenhin kennt, auf *Orpheus Hymn.* 39 zu gründen.

Allein es ist Zeit sein mythologisches System in der Kürze zu zeichnen. Indem er davon ausgeht dafs die Griechische Religion zu keiner unmittelbaren Ableitung aus dem Orient (S. 12) berechtige, ferner das Princip als evident (S. 5) betrachtet, dafs die einzelen männlichen und weiblichen Personen der theologischen (?) Mythologie an sich denselben Begriff ausdrücken, während sie in der konkreten Formenbildung aus einander gehen: läfst er nicht nur die Verzweigung der Griechischen Kulte von Dodona her sich ausbreiten, von dessen Amphiktionie wenigstens ein Theil der jüngeren Hellenischen Bevölkerung (S. 15) abstammen möge, sondern auch die *Institute* von Italien mit jener Dodonäischen Religion in Zusammenhang treten. Die Beweisführung lehnt sich wie an einen Halt an den Namen *Hellotia*, der mehreren Gottheiten zukomme, wie Europa und Athene; Demeter gilt überdies gleich Europa; weifs man aber wie vieles Demeter in ihrem mystischen Schofse verbirgt, so bietet sich ein reicher Stoff zu Parallelen und Identifikation dar, Kadmus und Europa, Iasion und Harmonia, Ares und Aphrodite nebst deren Gemal Hephästos, welcher zum Sonnengott nicht minder als der Dodonäische Zeus wird, das dortige Becken des Orakels nicht zu vergessen, hinter dem „eine Beziehung zur Metallurgie und *deshalb* zum Sonnendienste" (S. 11) liegt. Man könnte sich wundern dafs der Vf., je weiter er in jenen vermeinten Analogieen vorrückte, desto weniger auf Bedenken und kritische Dornen gerieth; seine Zuversicht ruht aber auf dem Satz (S. 6): „Uranos und Zeus, Hephästos und Apollon, Demeter, Hera, Persephone und Artemis lassen sich ursprünglich nur als dieselben Wesenheiten betrachten, und ohne Befremden sieht man jetzt als Gemalin des Sohnes angeführt, welche sonst dessen Mutter heifst, dann auch den Vater der vermählt, welche andere seine Tochter nennen." Mit anderen Worten: überall herrschte diesseit der Kambunischen Berge die gleiche Verehrung der zeugenden Naturkraft, der eine Götterdienst wie bei einem und demselben Volke, bevor mit der Umwandlung des alten Priesteradels in den heroischen auch die heitere Olympische Religion entstand (S. 15); welches an die neueste Hypothese (*Preller* im erwähnten Buche S. 19 ff.) erinnert, dafs Demeter der Mittelpunkt des Pelasgischen, von Homer nicht durchgebildeten Glaubens war; dann aber ist kein Grund vorhanden, weshalb man eine orientalische Quelle und die übrigen Voraussetzungen der symbolischen Methode verwerfen wollte. Dies um so weniger, da Rhea, deren Dienst und Mythen in die nachhomerische Zeit fallen, im weiteren (S. 18 ff.) nicht minder für Phrygien als für Griechenland im Range einer uralten Göttin dargestellt wird. Auch Italien bekommt seinen Antheil an diesem orgiastischen Götterdienste der Pelasger, nämlich (S. 21) durch Kures „den Namen einer weitverbreiteten kosmogonischen Potenz", mit dem Kadmos einerlei sey. Zuletzt der Schlufs (S. 24), der auf Diodor's Euhemerismus ganz unbefangen begründet ist: Kreta wo die höchsten Götter geboren werden, herrschen und allenfalls sterben, mufs das Ziel der alten mystischen Religion seyn, und die Verbindung zwischen Hellenischer Mythologie und Pelasgischem Glauben bilden. Mit Uebergehung der Einzelheiten treten wir zu den lichteren Verhältnissen der Ionier (denen die Minyer, im Widerspruch mit *Herodotus I*, 146, als Verwandte beigegeben sind S. 37) und der Achäer, namentlich zu den religiösen Umwandlungen des Poseidon und anderer Götter aus dem Pelasgischen Sonnenkultus; es versteht sich dafs auch hier kein Mangel an Sprüngen sey: wie wenn S. 44 die Auffassung der Athene als Poseidon's Tochter, die *Herod. IV*, 180 als eine *Libysche* bezeichnet, für *gewifs echt Ionisch* ausgegeben wird. Umständlich ist dann als ein Theil Ionischer Dichtung die Sage vom Pelops (S. 49 ff.) behandelt, die von Thessalien und Epirus nach Elis wie nach Kleinasien sich verbreitet habe; ferner der Einfluss Sparta's, den es auf die Geschichte der Pelopiden ausübte, der allerdings mittelbar durch die verworrenen Successionen der alten Beherrscher von Lakonika und Argos durchschimmert; aber die pragmatisirenden Versuche S. 63 ff. führen zu keinem überzeugenden Resultat.

Mit der Dorischen Wanderung hat der Vf. festen Boden gewonnen. Doch liefs sich hier nicht eher verweilen, als nachdem die voraufgegangenen Verhältnisse der Lakonischen Landschaft erörtert waren. Hauptsächlich beziehen diese sich neben den Achäern auf *Minyer*, welche vielfach in Berührung mit Tyrrhenischen Pelasgern kommen, ohne dafs

man beide (nach S. 75) für dieselben erklären dürfte. Da nun die Leleger als älteste Bewohner des Landes genannt sind, so hat es den Anschein dafs die Minyer ihnen einen Theil desselben entrissen, und zugleich die Städte gründeten, die Achäer aber wenige Menschenalter vor den Doriern einrückten; weil die Pelopiden ihre ersten (das soll doch heifsen, die ersten in Mythendichtung verflochtenen) Herrscher waren. Auch ist die Annahme (S. 83) glaublich, dafs Apollon bereits Minyeischer Gott gewesen: nur nicht blofs darum, weil sein Hauptort Amyklä, sein vorzüglichstes Prädikat ὁ Ἀμυκλαῖος war; denn die Aegiden übernahmen dort den Apolldienst als ihr besonderes Amt; der Vf. selber gesteht S. 84 dafs der Gott unter seinem späteren Namen weder Minyern noch Ioniern angehörte. Wichtiger mufs die Bestimmung seyn, welchen Antheil die drei *Dorischen Stämme* an der frühesten Begründung ihres Gemeinwesens hatten. Aber die hier versuchten Analysen fallen in Künstelei: nur Hylleer und Dymanen seyen die ursprünglichen Stämme, denn die Pamphylen kündigten sich (nach gewöhnlicher, doch durch die Namen Πάμφως und Παμφίδες leicht zu beseitigender Etymologie) als Gemisch an; die Hylleer aber, wegen der Abstammung des Hyllus vom Herakles, unter ihnen der vornehmere; die Stammväter der Dorier ferner die Hylleer im Norden von Epirus, und dieses durch *Müller* herbeigezogene, aber längst bestrittene Trugbild verlockt den Vf. S. 89 ff. zum Paralogismus, dafs er Herodot's bekannte Erzählung von den Stammsitzen und Wanderungen der Dorier an der Thessalischen Küste niederschlägt, weil sie unmöglich von den Akrokeraunischen Bergen an den Peneus ziehen konnten. Sogar läfst er den Herodot IV, 161 sagen, dafs zu Kyrene die Inselbewohner in die Pamphylen-Tribus gesetzt worden; die Pamphylen nennt er aber mit keinem Wort, und welche Exegese darf sich erlauben, auf sie den allgemeinen Ausdruck τρίτην μοίρην zu deuten, oder die Benennung *Μακεδνὸν I*, 56 allein von den Dymanen zu verstehen? Wer letztere Stelle mit VIII, 43 vergleicht, wird nicht einräumen dafs Makedner von Doriern *unterschieden* wurden (S. 95), denn der Partikelgebrauch in Δωρικόν τε καὶ Μακεδνὸν ἔθνος widerspricht, sondern dieselben Stammgenossen erhielten die Namen *Δωριεῖς* und *Μακεδνοί*. Wenn übrigens die Pamphylen der zuletzt und neu errichtete Stamm waren, so hätte die Muthmafsung (S. 103), dafs die Aegiden in diesen aufgenommen wurden, einen leidlichen Halt. Noch viel weniger aber läfst sich der Uebergang von der vordorischen Gesellschaft zu der privilegirten Unterordnung bei den Doriern ermitteln, und es dünkt rathsamer sofort auszusprechen, dafs diese vermöge ihrer symmetrischen Individualität ein neues Leben mitbrachten und organisirten, als um heterogene Vergleichungspunkte von der Homerischen und altattischen Zeit (S. 104 ff.) sich zu bemühen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERDKUNDE.

Berlin, b. Oehmigke in Comm.: *Anleitung die physischen Erdräume mittelst einfacher Constructionen aus freier Hand zu entwerfen*, von *Philipp* Baron *von Canstein*, Premier-Lieutenant und Lehrer an der königl. Cadettenanstalt zu Berlin. Mit 20 metallographirten Entwürfen. 1835. VI u. 111 S. 4. (1 Rthlr. 14 gGr.)

Vorliegende gehaltreiche Schrift ist besonders Lehrern bestens zu empfehlen, die ihren Schülern nicht von der Erdkunde ein blofses Auffassen von Namen und ein Erkennen von Merkwürdigkeiten der Länder und Völker gewähren, sondern die auf einen bleibenden Eindruck der plastischen Formation unseres Erdkörpers und Theilen desselben Bedacht nehmen wollen. Nur zu leicht verlieren sich die geographischen Beschreibungen aus dem Gedächtnisse, nicht selten findet sich auch in ihnen so viel monotones, dafs es dem Lehrer schwer wird die Aufmerksamkeit des Schülers stets rege zu erhalten und der letztere durch so viele vorkommende Zahlen und Namen ermüdet und ohne fest und sicher orientiret zu seyn, allen Geschmack daran verlieret. Durch das eigne Schaffen — nicht Nachzeichnen — von Karten mufs die Verstellung die sich der Schüler von einem Lande und ihren Terrainverschiedenheiten macht, aussprechen, sie mufs, möchte man sagen, lebend werden und solche Leistungen sind dann gewifs bleibend im Gedächtnisse.

In der Einleitung giebt der Vf. den Begriff eines physischen Erdraums, er spricht dann von den Grenzen der physischen Erdräume und von der Darstellung der Grenzen und Oberflächenpunkte derselben und gehet hierauf zu den freien Entwürfen der physischen Erdräume selbst über. Als Muster der Nachbildung sind nun folgende Globus- und Länderabschnitte ausgewählt: das nördliche Eismeer, das südliche Eismeer, das atlantische Meer, das indische Meer, Amerika, Afrika, Asien, Europa, die sarmatische Ebene, die skandinavische Halbinsel, die jütländische Halbinsel und der dänische Archipel, die britischen Inseln, die hesperische Halbinsel, die italische Halbinsel, die Alpen- und die Poebene, Frankreichs Mittelgebirge und Tiefland, das ungarische Gebirgs- und Tiefland, das deutsche Mittelgebirgsland und die norddeutsche und niederrheinische Tiefebene. Die metallographirten Entwürfe reichen für den beabsichtigten Zweck vollkommen aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

ALTE GESCHICHTE.

BRESLAU, b. Grafs: *Die Spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle*, von Dr. *K. H. Lachmann* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 106.)

Nichts erscheint dunkler und schwieriger als die Normen und Portionen der Lakonischen Eroberung zu beurtheilen; man nahm Besitz wie der Zufall und das Waffenglück es wollten, man nahm in die verödeten Städte (nach *Ephorus Fragm.* 18) fremde Ankömmlinge auf, und gewann andere Vesten ziemlich spät; der Umfang der Spartiatenmark, den Hr. *L.* sich S. 112 erlaubt aus dem Projekte des Königs Agis bei *Plutarch. Ag.* 8 zu folgern, ist unbekannt. Anfangs mufste daher das Periökenland mäfsig seyn; auch wäre an sich nicht undenkbar dafs die späteren Heloten, deren Namen der Vf. S. 114 von den Bewohnern der Sumpfgegend des Eurotas oder dem Ἕλος ableitet, zuerst in unabhängigeren Verhältnissen standen, wie etwa nach der ersten Unterwerfung die Messenier; allein die Leibeigenschaft gehörte, besonders in Zeiten, die noch keinen Sclavenkauf hatten, zu sehr unter die wesentlichen Dorischen Institute, um sie nicht mit den Alten als unmittelbare Folge der Eroberung anzusehen. Ein weit bedeutenderes Problem ist die Stellung des Adels, welcher durch Herkommen und Anmafsungen überwog und offenbar mehrere der anarchischen Zustände hervorrief, denen Lykurg, Terpander und Thaletas wehren sollten. Was zunächst das Antiquarische betrifft, so fafst der Vf. S. 117 ff., im Widerspruch mit anderen, Λακεδαιμόνιοι als den weiteren, Σπαρτιᾶται als den engeren, die regierende Klasse bezeichnenden Ausdruck, gestützt auf Zeugnisse, die wie es in der Geschichte der Völkernamen liegt, zweideutigen Werth haben, und auf gezwungene Interpretationen, namentlich *Xenoph. Hell. VI*, 4, 15, wo συμπάντων Λακεδαιμονίων keineswegs das ganze Heer seyn kann; ferner sind ihm Spartiaten die Bewohner der Altstadt oder Akropolis, Lakedämonier die der Vorstädte, wogegen doch einzuwenden, dafs Λακεδαίμων kein ursprünglicher oder politischer Namen der städtischen Oertlichkeit war, während es als landschaftlicher und mythologischer Begriff die Kommune umfafste; drittens scheidet er die Gemeinde, den δῆμος, in höheren oder echt Dorischen und niederen, d. h. Lakedämonischen Adel, gebildet aus dem Zuwachs der Νεοδαμώδεις: eine Scheidung, die vielleicht für die Zeit des Kinadon gelten mag, worüber man die Kombinationen vergleiche S. 128 ff. Aehnlich ist auch die Ansicht von den beiden, durch Politik stets getrennten Königshäusern, deren Einsetzung nicht auf ein Zwillingspaar (freilich ein blefs naives Motiv, aber was beweist, abgesehen von einem späterhin S. 174 vorgetragenen Einwurfe die Argumentation S. 138 „auf diese Weise konnte jede Zwillingsgeburt die Ursache zu neuen Theilungen in den königlichen Familien werden"?), sondern wegen Analogie der Attischen φυλοβασιλεῖς (die nicht viel mehr als Syndici der Patrizier waren) auf Repräsentation zweier Stämme, der Hylleer und der Dymanen zurückgehen solle; selbst die Dioskuren dienen aufser ganz schwachen Anzeichen zur Bestätigung. Indefs sind die älteren Zeiten des Königthums zu leer, um sich lange mit den Lückenbüfsern der Hypothesen zu beschäftigen; im Vorübergehen sey deshalb nur bemerkt, dafs der Vf. S. 149 nochmals das alte Märchen der Kryptia geltend macht, von der nächst anderen *Köchly* (*diss. de Cryptia*, Lips. 1835) darthut dafs ihr Zweck ein pädagogischer, nicht die Vernichtung der Heloten gewesen. Nach diesen Umwegen kommen wir denn zu der vorhin aufgestellten Frage zurück, welche Stellung im Ganzen der Adel besafs oder, was ziemlich gleich bedeuten kann, durch Lykurg erhielt. Von der Lykurgischen Gesetzgebung hat unser Vf. S. 155 ff. besonders folgende Vorstellungen entwickelt. Adel und Demos seyen hierin zum genauen Verein gelangt, den die Gerusie befestigte; die Könige gleichfalls in diesen Kreis gezogen, das heifst, durch die Gewalt der Gerusie beschränkt (nicht wie *Plut. Cleom.* 10 ὑπὸ τοῦ Λυκούργου τοῖς βασιλεῦσι συμμιχθῆναι τοὺς γέροντας gedeutet wird, die Könige seyen selber Geronten geworden); neben der Geschlechtseintheilung ging eine örtliche (blefs auf die fünf Quartiere der Stadt bezogene) her; zugleich wurden die Ephoren, anfangs Gehülfen der Könige im Richteramt und zwar fünf für die gleichen Komen, durch Lykurg zu einem öffentlichen Magistrat erhoben, ohne politische Wichtigkeit zu besitzen. Ferner trat *keine Aeckervertheilung* ein, wie die gewöhnliche Sage damals eine völlige Gleichstellung des gesammten Grundbesitzes in neuntausend oder weniger Loosen geschehen liefs (diese sey vielleicht erst aus den Unternehmungen von Agis und Kleomenes hervorgegangen); denn Isokrates und Plato leugnen dafs jemals in Sparta Landvertheilung, γῆς ἀναδασμός, stattgefunden, und höchstens sey ein mittelmäfsiger Theil des Gemeindeackers an die neuen Bürger übergegangen; da aber der Landbesitz unveräufserlich

und untheilbar seyn sollte, indem die Verwaltung unmittelbar vom Haupte jedes Hauses abhing, so mufste er nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden, woraus die Nothwendigkeit eines Majorats in Sparta entspringt; die Integrität des Kleros gab eine Schranke für die Fortpflanzung und für die Vererbung durch Heirath, namentlich der Epikleren. Allerdings ist der Vf. nicht der erste welcher jenes bestreitet und dieses behauptet; aber die grofsen Schwierigkeiten der besprochenen Verhältnisse werden darum nicht besser gehoben. Gab es keine Veränderung im Güterbesitz und blieben die Mächtigen in allen überlieferten oder angemafsten Rechten, so möchte man wissen ob Lykurg, der allmälig zum dürren Symbol Dorischer Pädagogik sich verflüchtigt, nichts als etliche politische und moralische Neuerungen ohne feste Grundlagen betrieb, und ob die Bestimmung von κλῆροι, die man doch unter irgend einer Form zugeben mufs, worin die Stärke der Spartanischen Verfassung ruht, eher in jungen Zeiten als in den alterthümlichen einer Revision der Gesetze möglich war. Da nun vernünftiger Weise das Privateigenthum des Adels nicht angetastet werden durfte, so läuft alles auf Sonderung desselben von den Staatsländereien hinaus; ein solcher ἀναδασμός, der an die häufigen Streitigkeiten zu Rom wegen Nutzung des *ager publicus* erinnert, wurde auf Verlangen der Aermeren ὑπὸ τὸν Μεσσηνιακὸν πόλεμον nach *Aristot. Politt. V*, 6 vorgenommen, und *Plato Legg. III.* p. 684. *D.* spricht, wie die Auffassung der vollständigen Worte im Zusammenhange lehrt (zumal γῆν ἀναμφιςβητήτως διανέμεσθαι „bei den Doriern habe man ohne Zwiespalt eine Vertheilung der Aecker geschehen lassen", was nach S. 170 gar auf die erste Besitznahme des Landes gehen soll), deutlich von einer alten Einrichtung dieser Art. Darin also wird man *Hermann* (*de causis turbatae apud Laced. agrorum aequalitatis* p. 21. 26 sqq., der auch im neuesten Programm über Plato's Gesetze sich gegen unseren Vf. erklärt) ebenso sehr beistimmen als im Streit gegen ein Spartanisches Majorat; die Alten (wiewohl Hr. *L.* S. 173 einwendet dafs wir nicht genug Nachrichten besäfsen) kennen kein solches Institut, dessen Zweck, eine feste Tradition hoher und unabhängiger Adelsgeschlechter in der Mitte zwischen Volk und Königthum zu sichern, ihnen fern blieb; während sie die Festsetzung eines Maximum von Vermögen zu Gunsten des aristokratischen Elementes nicht verschmähten. Eine gewisse Gleichmäfsigkeit der Güter förderte zu Sparta theils die durch ein eigenthümliches Eherecht erhaltene Fortpflanzung der Familien, theils die fortwährend geübte Aufnahme neuer Bürger.

Die beiden nächsten Abschnitte betreffen vorzüglich die Volksversammlung, die erweiterte Macht der Ephoren und die Homöen; zugleich die Harmosten, von welchen angenommen wird dafs sie nicht blofs in den auswärts unterworfenen Städten regierten, sondern auch das Lakonische Periökenland, das in zehn Bezirke, jeden unter zwei Harmosten (S. 184), muthmafslich zerfiel, verwalteten. Letzteres mit den Bemerkungen über die Kriegsverfassung und die Eroberung von Messenien, lassen wir bei Seite. Dieser Anwachs des Spartanischen Gebietes und Volkes veranlafste die Beschränkung der Volksversammlung, welche weder selbständige Berathung noch Beschlüsse fassen durfte; sie sollte sich billigend über die Vorschläge der Gerusie äufsern, und war die letztere einstimmig, so trat der Beschlufs derselben auch ohne weiteres und sicher vor Debatten in Kraft. Hatte nun die Ekklesia blofs formale Bedeutung, so scheint dem Vf. S. 200 fg. hiermit wenig vereinbar, dafs in ihr die wichtigsten Fragen der Politik zur Verhandlung kamen und sie sich eines gröfseren Wirkungskreises als die Römischen *Comitia* selber erfreute, dafs sogar die Glieder derselben (Citate wie *Thuc. I*, 79. *Xenoph. Hell. V*, 2, 33 passen nicht) unter einander frei berathschlagen, fast wie in einer Demokratie. Da jedoch eine oligarchische Behörde unter dem Namen τὰ τέλη überall eigenmächtig entscheidet, und wiederum zwei Behörden nicht mit gleicher Gewalt bestehen konnten, so folgert er S. 202 dafs τέλη und ἐκκλησία Bezeichnungen desselben Amtes waren. Ein scheinbarer Gedanke, der nicht mehr als jene Schlufsfolge für sich hat; die τέλη sind eben Behörden, und zwar wie die Stellen zeigen die Ephoren selbst; und wenn in der Darstellung des Thucydides im ersten Buche manches vorkommt, das über die Macht der Ekklesie hinausreicht, so erwäge man dafs der ξύλλογος c. 67 ein ganz anderer Kreis sey als die später berufene Volksversammlung, welcher der Ephor eine Entscheidung vorlegt c. 87; ebenso dafs die Verbindung der beiden Begriffe bei Thucydides und Xenophon ihren natürlichen Grund in der Gewalt habe, welche die Ephoren in Bezug auf alle der Ekklesie angehörigen Objekte sich angeeignet hatten. Die zwischen ihnen bestandene Wechselbeziehung machen die weiteren Darlegungen der Ephorie S. 209 ff. klar, gegen welche nichts einzuwenden ist; nur dafs zu grofses Gewicht auf ihr demokratisches Princip gelegt wird, vermöge dessen sie den niederen Demos vertrat. Desto wunderlicher erscheint das Phantasma, welches die Homöen für echten Spartiatischen Adel ausgiebt und ihn mit dem Rechte ausstattet, zu allen Aemtern gewählt zu werden; denn es sey widersinnig zu meinen dafs in einem Staate von so tiefem sittlichen Charakter, in einer nur auf persönliche Auszeichnung gegründeten Verfassung gerade die Schlechteren wegen ihres Reichthums alle Macht hätten behaupten dürfen. Nicht widersinnig, wohl aber beklagenswerth war die Entartung der Spartiaten seit dem Peloponnesischen Kriege, welche einer kleinen Kaste Reicher und Ehrgeiziger die Regierung in die Hände gab; und da erst Xenophon unzweideutig diese Homöen charakterisirt, so wäre es verkehrt das Institut verdorbener Zeiten, wie Hermann (den der Vf. völlig umgeht) in seiner Dissertation *de conditione et origine eorum qui Homoei appellati*

lati sunt richtig davon urtheilt, als ein kurzes und wesentliches zu fassen. Endlich beschliefst der Vf. seine Analysen später mit einer gedrängten Erzählung der historischen Entwickelungen, welche Sparta von den Perserkriegen bis auf Kleomenes durchlief; wir denken dafs ein solches Summarium zur raschen Uebersicht dienen möge, dem Zwecke des Werkes aber fremd war und als blofs rhetorisches Parergon fortbleiben mufste.

Die weitläuftige Digression (S. 240 — 283) die den Spartanischen Staat mit dem Römischen kurz und obenhin, mit dem Attischen sorgfältiger parallelisirt, wird man billig wie oben bemerkt nur als politische Studien betrachten. Eigentlichen Nutzen können solche Vergleichungen wol allein dadurch erlangen, dafs nach dem Vorgange des Aristoteles zuerst die Momente vorausgesetzt und zergliedert werden, ohne welche keine Aristokratie besteht, dann die positiven Institute auf Seiten jedes Staates zu messen sind, in wiefern sie die jedesmaligen Organismen einer Verfassung verwirklichen oder nicht. Ueber die *Origines* von Athen ist aber in neuester Zeit so viel geschrieben worden, dafs man zur Einsicht in die Mängel des Materiales und die geringe Fruchtbarkeit der Hypothesen immer mehr gelangt.

Zum Schlufs eine Beilage: *über die Epochen des Eratosthenes und Apollodor*, von der Zerstörung Troja's bis zu der ersten Olympiade; so weit sie die Zeiten vor Lykurg und von ihm bis zur ersten Olympiade betreffen. Mit vielem Scheine der Kombination, welche die Künstlichkeit, Lücken und Widersprüche der Berechnung geltend macht, sucht der Vf. darzuthun, dafs jenen Zeittafeln nicht überlieferte Zahlen der Lakedämonischen Könige und ihrer Regierungsjahre zum Grunde liegen und sie des Anspruchs auf Glaubwürdigkeit ermangeln. Doch wie sehr die bisherigen Versuche zur Vermittelung (s. *Hermann's* Lehrbuch §. 23, 9) aus einander gehen, und wie man immer gestehen mag dafs in einer so langen Kette geringfügiger Namen nicht wenige Löcher verstopft seyen: das Allgemeine jener Behauptung läfst sich nicht unbedingt einräumen, da Sparta sicher officielle Listen seiner Könige hielt, s. *Müller* Dor. I. 131. *B.*

MATHEMATIK.

Leipzig u. Stuttgart, b. Scheible: *Die Zahlenrechnung* in ihren reinen Elementen dargestellt und auf die verschiedenen Forderungen der practischen Geometrie und des commerciellen Lebens angewendet. Ein arithmetisches Handbuch für Schule und Haus, entworfen und bearbeitet von *Fr. Hausch*, Kön. Würtembergischen Oberlieutenant a. D., vormaligem Trigonometer der Würtemb. Landesvermessung. 1835. XXIV u. 374 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die verschiedenen Gelegenheiten, welche sich dem Vf. durch Berufung zu geodätischen Arbeiten darboten, über das Gebäude der Gröfsenlehre nachzuforschen und dessen Fundament zu ergründen, haben ihn zu der merkwürdigen Entdeckung geführt, dafs die ungeheure Wissenschaft der Mathematik noch der klaren Entwickelung ihrer Elemente entbehre. So beginnt ungefähr der Vf. seine Vorrede. Anfangs glaubten wir, diese Vorrede sey eine Satyre auf diejenigen Mathematiker, welche ihre Wissenschaft für die unerlafsliche Bedingung aller menschlichen Bildung halten; aber wir haben uns geirrt, es ist dem Vf. mit seinen Behauptungen bitterer Ernst. Und so gestehn wir denn gern, dafs diese Vorrede Alles übertrifft, was wir je in dieser Art gelesen haben. Der Vf. sagt: „unstreitig beruhen die Postulate der grofsen Logik (!) auf Zahlen (!), welches sind die Namensausdrücke für die verschiedenartigen Vermehrungen eines Begriffs (Rec. ist in *philosophicis* nicht so weit gekommen, um zu verstehn, was man unter „„Vermehrung eines Begriffes"" sich eigentlich zu denken habe); ebenso gewifs sind die Zahlen das *abc* der Sprache für unsere politischen, materiellen und *moralischen* Interessen (!!) Nur durch Zahlen erfahren wir Wahrheit (!!), nur in der Zahl erhebt sich die Brust des Mannes zum edlen Selbstgefühl und schöpft aus ihr Zuversicht, dafs der erhabene Zweck der Menschheit seinem Ziele immer näher gerückt werde." Das ist denn doch ein Bombast, der seines Gleichen sucht. Wie der Zweck dem Ziele näher gerückt werde, wird Niemand verstehn, der nicht des Vfs. grofse Logik studirt hat. Doch so weit mag die Sache noch angehn, und man kann über den Eifer des Vfs. lächeln. Das Folgende aber verdient eine ernste Rüge. Der Vf. fährt nämlich fort: „so zahlreich auch die Werke sind, welche sich mit der Erklärung von Gröfsen und den Gesetzen ihrer nützlichen Veränderungen befassen, so sind dieselben gewöhnlich nicht im Stande, *volksthümlich* (!) zu werden und den allgemeinen Nutzen zu verbreiten, den sie haben sollen, denn (man höre!) entweder sind sie von Männern entworfen, die in abstracten Regionen speculiren und denen die Gegenstände des gesellschaftlichen Verbandes fremd geworden sind, oder sie wurden von mathematischen Gauklern (!) gemacht, welche die erhabene Wissenschaft in den geheimnifsvollen Mantel der Wunder einhüllen, und ihren geduldigen Lesern mechanisch erlernte Experimente auftischen." O ihr gefeierten Mathematiker von Euklid an bis auf unsere Zeiten, um euren Ruhm ist's auf immer geschehn! Wollt ihr nicht von euch sagen lassen, dafs ihr in abstracten Regionen speculirtet, so müfst ihr euch den Namen mathematischer Gaukler gefallen lassen, und könnt es nun gar, gar nicht ändern! In dem Tone geht es fort. Doch können sich die Mathematiker trösten, da die Staatsregierungen nicht viel besser wegkommen. Der Vf. nennt sie zwar „Regieen"; da er aber von ihnen sagt, dafs sie Gewerb- und Realschulen einrichteten, unseres Wissens aber dies die Sache der Regieen nicht ist, so müssen wohl die Regierungen gemeint seyn. Den Wunsch des Vfs.,

von dessen Erfüllung er allein Heil erwartet, dafs nämlich in den ersten Classen der Gewerb- und Realschulen die Zahlenprobleme ausschliefslich den Vortrag bilden möchten (den Ausdruck mögen wir weiter nicht rügen, da der Vf. selbst sagt, dafs er keinen Anspruch auf zierlichen Stil mache), wollen wir allen Behörden hiermit bestens an's Herz gelegt haben. Wissenschaftlichen Werth hat das Buch durchaus nicht, aber mit Vergnügen bezeugen wir dem Vf., dafs er es an der erforderlichen Deutlichkeit im Vortrage nicht hat fehlen lassen. Für den Schulgebrauch ist das Buch nicht geeignet, zum Selbststudium der Anfänger aber können wir es unbedenklich empfehlen. Es begreift die gewöhnlichen Elemente in folgender Ordnung: Uebersicht der Rechnungsarten; unbenannte Zahlen zu addiren, zu multipliciren, zu subtrahiren und zu dividiren; von den Merkmalen der Divisoren; Rechnungsproben; von den Theilern der Zahlen; die durch andere kleinste ausmefsbare Zahl; von den Brüchen; gewöhnliche Brüche zu addiren, zu multipliciren, zu subtrahiren und zu dividiren; die Gleichungen (nur die allerersten Anfangsgründe); von den arithmetischen Verhältnissen und Proportionen; von den geometrischen Verhältnissen und Proportionen; von den Decimalbrüchen; Decimalbrüche zu addiren, zu multipliciren, zu subtrahiren und zu dividiren; von den benannten Zahlen; benannte Zahlen zu addiren; Beispiele über Addition von Flächenmafsen; benannte Zahlen zu multipliciren, zu subtrahiren und zu dividiren; weitere Ausführung in benannten Zahlen; Anwendung der arithmetischen und geometrischen Verhältnisse und Proportionen. Wenn der Vf. die Multiplication eine vermehrende Rechnungsart nennt, so ist das ein längst gerügter Fehler, da z. B. $\frac{1}{4} \cdot \frac{1}{4}$ gewifs kleiner als jeder der beiden Factoren ist. Der Deutlichkeit zu Gefallen dividirt der Vf. 13,4086 durch 9 auf folgende Weise:

	9,0000 | 13,4086 |	
d. h.	90000 | 134086 |	1,489....
	90000	
	440860	
	360000	
	808600	
	720000	
	886000	
	810000	
	76000	

So rechnet Niemand. Wie leicht war es, hier deutlich zu seyn, und doch zweckmäfsig zu verfahren! Um zu zeigen, wie man einen gewöhnlichen Bruch in einen Decimalbruch verwandele, braucht der Vf. geometrische Proportionen. Doch genug, um zu zeigen, wie weit das Buch den Forderungen der Wissenschaft entspricht. Druck und Papier sind gut. *M.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Vom Tode.* Drei Predigten, im Jahre 1836 gehalten von Dr. *Franz Theremin*, K. Pr. Hof- und Domprediger und wirkl. Ober-Consistorialr. 1837. 75 S. gr. 8. (12 gGr.)

Wer sich mit der theologischen Richtung des Vfs., besonders mit seiner Christologie, befreunden kann, wird sich durch diese Vorträge, welche in Beziehung auf die bevorstehende Gedächtnifsfeier der Verstorbenen gehalten und in der Hoffnung herausgegeben wurden, dafs sie vielleicht hier und da als Vorbereitung auf dieselbe dienen könnten, leicht erbaut und befriedigt fühlen. Allein auch wo in der gedachten Hinsicht weniger Uebereinstimmung obwaltet, werden manche Stellen Anklang finden und einzelne Partien scharfe Schlaglichter auf den besprochenen Gegenstand werfen, der bekanntlich zu den Lieblings-Themen des Hn. *Th.* gehört. Der Homilet mufs jedenfalls die Kunst anerkennen, mit welcher er bei aller Einfachheit der Hauptsätze die Gesichtspunkte für die Betrachtung auswählt, die Gedanken gruppirt und mit einander zu einem lebensvollen Ganzen verbindet. Die Darstellung ist nicht selten, besonders bei der Schilderung des unseligen Todes (S. 66 ff.) tief ergreifend. Nur das fällt auch bei diesen Predigten auf, dafs der Vf. die unter uns fast ganz veraltete und nur noch unter den französischen Geistlichen gewöhnliche Manier, den Redner, aber nicht im communikativen Sinne, durch „Wir" einzuführen, fortwährend festhält und z. B. sagt: „Wir haben das, was wir zu Anfang versprachen, nach unsern Kräften erfüllt; wir haben Euch an die Bedingung eines seligen Todes erinnert; wir haben Euch den selig und den unselig Sterbenden geschildert" u. s. w. Dieses steife, docirende Wesen klingt doppelt auffallend bei einem Manne, der vor Kurzem den Vortrag auf den Universitäten in den Dialog verwandeln wollte. — Die erste Predigt hat Röm. 6, 23; die zweite Jes. 38, 1; die dritte Offenbar. 14, 13 zum Text, und wenn wir auch bei den beiden ersten ein tieferes Eingehn auf denselben erwartet hätten, so bilden doch die Hauptsätze: „der Todesgedanke", „Vorbereitung zum Tode" und „das selige Sterben" durch die Behandlung und Ausführung ein Ganzes, welches sich würdig an die besten unter den früheren Leistungen des Vfs. anschliefst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

RÖMISCHE GESCHICHTE.

Bonn, b. Marcus: *Ius Pontificium* der Römer. Von *Karl Dietrich Hüllmann*. 169 S. 1837. 8. (20 gGr.)

Das pontificische Recht der Römer gehört zu den Gegenständen des Römischen Alterthums, welche trotz ihrer Wichtigkeit bisher ein geringes Interesse gefunden haben. Man wird geneigt seyn unter den verschiedenen Gründen dieser Thatsache vorzüglich die Gleichgültigkeit, mit der man vor anderen Kapiteln der Antiquitäten überhaupt die Römische Religion zu betrachten pflegte, hervorzuheben; doch liegt es weit näher von der Natur des römischen Kirchenrechtes auszugehen. In seinen äufseren vielverzweigten Erscheinungen, in den Formen von Priesterkollegien und Riten, ist es überall zugänglich und in gewissem Sinne popular, aber auch von geringer geistiger Bedeutsamkeit; in seinem inneren Zusammenhange, fafst man es wie billig als ein nationales, fortwährend entwickeltes System von Regeln und Ueberlieferungen, wodurch dem *ius civile* des bürgerlichen Verkehres gegenüber der Staat als eine religiose Genossenschaft, als objektive Gemeinde wie als Verband geheiligter Familienkreise, regiert und mit göttlichem Gesetz in Einklang erhalten wurde, in solcher Kunstmäfsigkeit und sittlicher Begründung angesehen ist es dunkel, fragmentarisch und bei seiner grofsen Ausdehnung schwierig abzugrenzen. Dafür mag als Beleg dienen die einzige umfassende Darstellung, von der wohl wenige Gebrauch machen, die vier Bücher des *Iac. Gutherius de veteri iure pontificio Urbis Romae*, im fünften Theile des Grävischen Thesaurus: eine fleifsige Sammlung der mannichfachsten Einzelheiten im Römischen Kultus, bis in Opferhandlungen und Geräthschaften hinein, in deren Gewühl der Begriff und selbst der Name der *Pontifices* sich verliert. Und sogar die beiden forsch- und schreiblustigen Jahrhunderte, welche hinter der Schrift des *Gutherius* (1612) liegen, haben weder die pontificische Wissenschaft noch ihre Technik, ein Gewebe der alterthümlichsten und schon in sprachlicher Hinsicht merkwürdigsten Formeln, zur deutlichen Erkenntnifs geführt; die historischen Epochen dieser Wissenschaft, welche besonders seit dem siebenten Jahrhunderte systematisirt und verwickelt wurde, als gelehrte *Pontifices* mittelst des *ius civile* (worin sie bei *Cicero* keine Billigung finden *Legg.* II, 20 sq.) sich ihrer Zeit zu nähern suchten, sind ebenso wenig unterschieden; auch besitzt man keine Monographie über die vielen Grammatiker, welche den Sprachgebrauch der Pontifices und zugleich die darin enthaltenen Gebräuche verhandelten.

Bei diesem Stande der Dinge darf jeder Beitrag willkommen seyn, welcher irgend einen Gesichtspunkt des *ius pontificium* uns näher rückt und seinen Einfluss auf das Römische Leben erörtert. Einen solchen Beitrag gewährt auch die vorliegende Schrift, welche wir vonseiten der Klarheit und Verarbeitung unter die besten Untersuchungen des Vfs. zählen, dessen Geist und Gelehrsamkeit jedem Forscher alterthümlicher Verhältnisse genügend bekannt sind. Wenn wir zugleich bemerken dafs er hierin ein Supplement zu den beiden früheren Werken über die Römische Verfassung gegeben habe, so wollen wir dadurch nicht die Uebereinstimmung in der Methode bezeichnen, welche sich eines gewissen Vorurtheils nicht erwehren kann. Allerdings ist, wenn man auf die Gewährsmänner und die Wahl der Citationen hinblickt, das Verfahren sich gleich geblieben; der Verfasser geht nun einmal nicht über einen festen Kreis alter Autoritäten hinaus, unter welchen die in der *res sacra* wichtigen Inschriften keinen Platz haben, und noch weniger ist er gesonnen die neueren, streitenden oder ergänzenden Ansichten, selbst wo seine Darstellung gegen eine derselben kämpft, zu erwähnen und mit der eigenen Meinung zu vergleichen: freiwillig scheint er auf die sonst erwünschte Vollständigkeit und fast auf Verständigung mit der Mehrzahl zu verzichten, weshalb es überflüssig wäre mit einem so verdienstvollen Manne zu rechten, während man einen Particularismus der Art bei Jüngeren, welche hie und da in einem gewissen Sinne *nach den Quellen* zu schreiben unternehmen, schwerlich gut heifsen würde. Doch hiervon abgesehen, ist der Standpunkt des pontificischen Rechtes, welches hier einzig als politisches Institut gefafst wird, völlig begründet und für einen Gewinn zu achten, dafs die *historische* Bedeutsamkeit desselben statt des ehemals überwiegenden *antiquarischen* Prinzips eine so lichte Schilderung gefunden hat.

Ref. will hiernächst in gedrängter Kürze den Inhalt bezeichnen. Es zerfällt aber die Schrift in zwei Theile: deren erster die Pontifices in Beziehung auf die Curien betrachtet, während der zweite sie in Bezug zu dem ganzen Staate setzt. Mit anderen Worten: sie werden zuerst in den alterthümlichsten Verhältnissen Roms gefafst, worauf noch später viele ihrer erheblichsten Funktionen bauen; dann aber mit der Fülle weltlicher Macht ausgestattet, welche sie als Vorstand der Staatsreligion während der Republik ausübten: denn über die Zeiten der

Freiheit geht weder vorliegendes Büchlein hinaus, noch finden wir, dafs die Monarchie wesentliches verändert hätte. Da nun die frühesten Anlässe priesterlicher Thätigkeit sich an die Weihen und religiosen Markungen des Urgebietes knüpfen mufsten, so war es das erste Geschäft des Vfs. als vorläufige Grundlage die Namen und Grenzen der ursprünglichen *Curien* §. 1. herauszustellen. *Curiae* nämlich heifsen ihm nicht die Familienvereine der altpatrizischen *gentes*, sondern die Marken und Abtheilungen des Landes, welches Eroberer nach genauen Mafsen unter sich vertheilten: etwa wie der Latinische Bund aus dreifsig kleinen Landgemeinen oder *πόλεις* bestanden habe. Doch im weiteren nimmt er es hiemit nicht allzustreng, denn um das Urgebiet der dreifsig *curiae* oder der Altbürger zu ermitteln, werden („auf einem Umwege" S. 7.) sämmtliche *tribus*, in zwei Ordnungen der früheren und späteren Erwerbung, aufgezählt. Der Versuch selbst ist neu, aber auf Voraussetzungen beruhend, denen vieles zur Beweiskraft mangelt: als ursprüngliches Gebiet der Curien sind folgende funfzehn *tribus* angenommen, erstlich wegen ihrer Lage *Palatina*, *Suburana*, *Collina*, *Esquilina*, ferner *Lemonia*, und *Pupinia*, diese 8, jene 6 tausend Schritte von der Stadt entfernt, dann *Aemilia*, *Claudia*, *Cornelia*, *Fabia*, *Horatia*, *Menenia*, *Papiria*, *Sergia* und *Veturia*, neun hieher gezogene *tribus*, weil ihre Namen altberühmten *gentes* angehören. Um hierauf einzugehen, müfste man, gegen die jetzt durchgedrungene Ansicht, die *gentes* für etwas anderes als politische Begriffe und Schematismen halten; überdies die früheste Begrenzung der letzten neun wissen, von denen der Vf. nur die *Papiria* unterbringt; allein dies und ähnliches möchte vergeblich seyn, da die Römischen *origines* in die mäfsige Tiber-Ebne fallen, und die vier zurückgesetzten *tribus urbanae* keinen Schlufs auf angesehene Curien begünstigen. Auch dürfte die allmälig erfolgte Aufnahme neuer Familien, worunter die *gens Claudia* eine der namhaftesten, nicht durch den Grund (S. 16 fg.) zu widerlegen seyn, dafs sie patrizische und plebejische Zweige enthielten, was nur auf eine durch gemischte Einsassen gebildete Landgemeine passe; die Geschichte der antiken *gentes* bietet weit einfachere Momente der Erklärung, wenn man auch nicht gerade auf Mifsheirathen (Niebuhr R. G. I. 334.) ein Gewicht legt. Indessen bedarf es keines so hypothetischen Umweges, um der Religion im kindlichen Treiben des Volkes einen Platz anzuweisen; denn die Heiligung einer denkwürdigen Oertlichkeit, vorzüglich der Grabmäler von Anführern, Götterbilder unter deren Obhut die Familie steht, Familienopfer oder *sacra gentilicia* (Gegenstand für §. 2.) welche genau mit dem Erbtheil oder Grundbesitz zusammenhängen, wodurch der bürgerliche Verein der Familien sich zur Kirchengemeine vereinigte, diese schlichten Elemente des Kultus kehren auch bei Griechen wieder; und es stimmt mit den sonstigen Erscheinungen, dafs nachdem die Gemeinen in einem Staat und öffentlichen Mittelpunkt concentrirt worden, zum Nachtheil der engeren und vereinzelten Curialgebäude neue Hallen zu den Gesammtopfern aufkamen. Hieraus aber entwickelte sich noch kein Fortschritt von *sacra privata* zu den *sacra publica*, wie man nach den Worten S. 23. 25. glauben sollte: bei *Livius* V, 52. ist der Gegensatz zwischen *gentilicia* und *publica* (ähnlich bei *Dionys.* II, 21. 65. worüber richtig urtheilt *Walter* Gesch. d. Röm. Rechts I. 18.) nach jüngeren Verhältnissen abzuschätzen, und der unvollständig citirte Artikel des *Festus* (*Publica sacra, quae publico sumptu pro populo fiunt, quaeque pro montibus, pagis, curiis, sacellis. privata, quae pro singulis hominibus, familiis, gentibus fiunt*) zeigt schon an *curiis*, gegenüber jenem *gentibus*, dafs unter den *privata* die im Verlauf zu geringfügigen Riten in gemeinbürgerlichen Kreisen herabgesunkenen *sacra* gemeint seyen. Ueberhaupt sind *publica sacra*, welche sich aus der Beschränktheit partikularer Feier (wie *Paganalia* oder *Septimontium*) bis zum Begriff politischer Feste erhöhten, und die Gesammtheit Römischer Bürger verbanden, schwerlich vor den blühenden Zeiten der Republik entstanden. Allein die wesentliche Frage betrifft hier die Einsetzung der Pontifices und ihre Stellung zu den Curien. Herr *H.* setzt sie §. 3. als kirchliche Behörde für die Curialen, analog dem weltlichen Institute des Senats; und benutzt, da es an ausdrücklichen Zeugnissen hiefür mangelt, als Vergleichungspunkt die Augurn, deren Geschichte und Zahl mit der Entwickelung der Pontifices Schritt gehalten habe: wie nun drei Augurn, und zwar bereits unter Romulus eingesetzt, den drei *tribus* entsprechend, einzeln einem der *tribuni* als Kunstverständige bei der Götterbefragung zur Seite standen, dann in ein Collegium übergingen und an Zahl wuchsen, so die Pontifices, zuerst selbständig (was man aus Livius und Plutarch folgern dürfe, bei denen *ein* Pontifex mit Machtvollkommenheit die Geschäfte des ganzen Collegium ausübt), dem Haupte jedes Stammes beigegeben (dafs nämlich anfangs drei waren, erhelle noch aus dem stets gültigen Grundsatz, dafs die Uebereinstimmung dreier Pontifices entschied), dann als Behörde vereinigt. Ref. will die dort angenommene Zahl nicht umständlich erörtern, obgleich Augurn, Pontifices und Vestalen (*Niebuhr* I. 313.) zuerst je vier als Repräsentanten der beiden Hauptstämme vorkommen; sondern lieber fragen, mit welchem Rechte man in die Kindheit des Römischen Staates öffentliche Rathgeber und Aufseher für religiose Handlungen voraussetze, die doch ebenso schlicht als unabhängig von der gröfseren Gemeine waren und in den Curien nach verschiedenem Herkommen ihre freie Form behaupteten. Gegen alle Wahrscheinlichkeit würden hier die Pontifices, ohne wirkliches Geschäft, abstrakt in der Luft schweben; aber schon der Name, welchen die alte Etymologie glaubhaft erklärt und die

Brü-

Brückenbrüder des Mittelalters vor dem Verdacht des Zufalls schützen, führt unleugbar auf eine angesehene Thätigkeit, eine gemeinheitliche Feier auf der Tiber, die schon *Isaac Vossius* zum *Catull* p. 46. sq. erläutert hat. Wenn man ferner erwägt, dafs die ältesten Kulte Roms ländlicher Art waren und die Götter, die Gebetformeln und Cerimonien auf Arbeiten des Landmannes Bezug hatten, so wird auch den Vorschriften der Pontifices, welche häufig aus den *libri pontificum* angeführt sind, ein Platz in der anfänglichen Priesterweisheit sich zutheilen lassen; denn niemand glaubt wohl dafs die vornehmen und vielbeschäftigten Pontifices Lust hatten für spätere Verhältnisse so kleinliche Fragen (z. B. bei *Columella* II, 22, 5.) gemächlich zu behandeln. Vor allem aber sorgten sie für die Heiligkeit der Grabmonumente, soweit dem letzten Willen des Verstorbenen zu genügen war (hierüber finden wir nur S. 120 die kurze Bemerkung, sie hätten die bei Begräbnissen zu beobachtenden Gebräuche zu beurtheilen gehabt, während allein das Buch von *Marini* über die *Fratres Arvales* wichtigere Belege des pontificischen *ius manium* enthält); sie sorgten aufserdem für die Fortdauer der gentilicischen Kulte, wofern solche durch Erbschaft oder Adoption gefährdet wurden, wovon im weiteren: lauter Ueberbleibsel des ursprünglichen pontificischen Amtes in blofsen Privatsachen, welche mit der späteren Stellung des Collegium und der Staatsreligion unverträglich waren.

Kehren wir zur Darstellung des Vfs. zurück, welcher in §. 4. die Wahl der öffentlichen Behörden in religiosen Dingen behandelt. Früherhin standen die Pontifices nur in Bezügen zu den Curien und deren Versammlungen; diese bestätigten das vom Collegium durch *cooptatio* oder Vorwahl aufgenommene Mitglied, ihrerseits ergänzten sich jene, wenn ihr Vorsteher gestorben war, und erwählten dann aus ihrer Mitte den *Pontifex maximus*. Neben ihnen sind gleich viele hohe Kirchenbeamte, der *Rex sacrorum* und *Flamen Dialis*, die beiden Vertreter des ehemaligen Königs, die zwei anderen *Flamines* und der *Curio maximus*: auch bei diesen Aemtern ging der Antrag von den Pontifices, die Bestätigung von den Curien aus. Hierin trat eine Abänderung weniger durch Aufnahme der Plebejer ein als durch die bekannte *Lex* des *Domitius Aenobarbus*, welche die Wahl der Pontifices von einen Ausschufs der *tribus*, nämlich 17 *tribus* zog und von der Stimmenmehrheit der *comitia tributa* abhängig machte. Die zur Ochlokratie sich neigende Volksherrschaft durchbrach, zufällig durch des Domitius persönliche Leidenschaft getrieben, natürlich die vom Senat künstlich gesteckten Schranken, und es ist schwer einzusehen, weshalb der Vf. S. 42. dies für eine Verkrüppelung der Verfassung erklärt, weil statt der Kirchengemeine jetzt eine Versammlung entschied, deren Theilnehmer in der Minderzahl zur alten Kirche gehörten: als ob die frühere Scheidung zwischen Alten und Jungen oder *curiae* und *tribus* nicht längst mit der Ausgleichung unter Patriziern und Plebejern gefallen wäre. Desto länger erhielt sich die Nothwendigkeit, weltliche Handlungen durch priesterliche Befugnifs zu heiligen und mit rechtmäfsigen, später nach Gefallen und den *plebiscita* zum Trotz verwalteten Auspicien auszustatten: also die *lex curiata de imperio*, die bis zum Ende der Republik (wie aus *Dio Cassius* 41, 43 gezeigt wird und woran auch die *Lex Cornelia de provinciis ordinandis* nicht änderte, deren Sinn im Bezug auf *Cic. ad Fam.* I, 9 *extr.* Ernesti wol richtiger fafst als es S. 55. geschieht,) verliehene geistliche Bestätigung des zuvor in den Curien, später in den *comitia centuriata* erwählten Königs, Konsuls oder Oberfeldherrn, so dafs der Beamte nunmehr *optima lege, optimo iure* war. Der Vf. hat S. 49 ff. dies aus den verschiedensten Fällen (zum Theil unzweideutiger als Niebuhr I. 349 fg.) ins vollste Licht gesetzt, und es bliebe nichts zu wünschen als der Beweis, dafs auch die Pontifices hierbei mitwirkten; einen solchen aber leistet er keineswegs, denn die Formel *uti quae optima lege fuit*, welche der *Pont. Max.* bei der Einsetzung einer Vestalis sprach, ist ohne Belang, da schon die S. 61 ff. citirten Autoren (auch *Cramer* in *Excursus IV. ad Gellium* p. 66.) darthun wie ganz allgemein diese mit ähnlichen Redensarten geworden war. Dagegen stammt die Sorge der Pontifices für die Fortsetzung der *sacra gentilicia* und die Theilnahme an Arrogationen von der alten Verfassung der Curien (wovon §. 6. 7.): die Hauptsachen sind bekannt, wie die Fortpflanzung der *sacra* als dingliche Religionspflicht, mithin als Verpflichtung der natürlichen Erben und aller derer galt, welche Grundeigenthum ererbten, ohne dem bisherigen Eigenthümer verwandt zu seyn, wie darauf die öffentliche *detestatio sacrorum* sich gründete, weiterhin mit dem Verfall der religiosen Gesinnung selbst das Collegium allerhand Mittel und Fictionen erfinden mufste, um die Last der *sacra* vom Legate zu entfernen, und welchen Einfluss dasselbe auf Arrogationen ausübte; weshalb es rathsamer scheint auf die sehr deutliche Auseinandersetzung zu verweisen. Mit einigen Bemerkungen über die Curiatcomitien beschliefst der Vf. seinen ersten Abschnitt.

Im zweiten Theile dieses Buches erscheinen die Pontifices in ihren wichtigsten und bekanntesten Verhältnissen; und man wird es dem gelehrten Verfasser danken, dafs er den Zusammenhang der pontificischen Macht mit dem Staatsleben nach allen Seiten hin wohl erforscht und die Einzelheiten sorgfältig verknüpft hat. Die Pontifices führen die obere Aufsicht über Angelegenheiten der Religion und sämmtliche priesterliche Personen; sie selber sind hochgestellt, der Pontifex *Maximus* einer der vornehmsten, ein bereits durch Würden ausgezeichneter Mann, im Collegium der Referent in allen Verhandlungen, welche Berathung erforderten, sonst befugt aus eigener Macht zu verfahren; doch wohl nicht in dem Mafse dafs er nach Willkür (S. 97.)

hätte

hätte zu Priesterthümern zwingen dürfen: wer Ihnen *invitus* wie einmal Valerius Flaccus geworden beweist für solchen Zwang ebenso wenig als das Fragment bei *Gellius* I, 12, *P. Cornelius — flamen Dialis captus*. Nun sind die Pontifices theils unabhängige Behörde, wo es um Bewahrung des religiosen Herkommens (eines nicht so finsteren und starren Dinges als S. 100 glauben macht) sich handelte, theils unter Hoheit des Senats gestellt, dem sie in Sachen der Verwaltung zu berichten und zu rathen hatten; ihre Bestimmungen blieben im wesentlichen unangefochten, was selbst die vereinzelten Fälle der Appellation an Tribut-Comitien (*Liv.* 37, 51. 40, 42. welche der Vf. S. 101 ff. als eine Verkehrtheit ohne Grund verdammt) gerade in ihrem eigenthümlichen Gange bestätigen. Eine beträchtliche Zahl von Gutachten und Entscheidungen, welche die Pontifices von Staatswegen abzugeben pflegten, enthalten §. 11 und 12. Dahin gehören namentlich Prodigien, um welche sie nur mittelbar so weit sich kümmerten, dafs sie die Form der jedesmaligen Sühnung (*procurata decreto pontificum* und ähnliches bei Livius) angaben; die Wahrnehmung allgemeiner *sacra*, wie der *Bona Dea*, und öffentlicher Gelübde; die Dedication von Gebäuden; deshalb lassen sie sich doch mit den Attischen Exegeten (S. 118.), welche den Staat unmittelbar aus ihren Büchern belehrten und anwiesen, nicht vergleichen, und sie sind zu vornehm, um lieber als die Haruspices über Monstra (denen sie nach dem Vf. S. 117. die Verantwortlichkeit zugeschoben hätten) Auskunft zu geben. Am meisten geschieht ihnen Unrecht durch die Anklage (S. 122.), dafs sie im Dienste kindischen Aberglaubens die Schutzgottheiten belagerter Städte herauslockten: die *evocatio* der Römer hängt zu genau mit den nationalen Ansichten über *Genien* und *Fata* der Völker zusammen, um sie nach den Vorstellungen unsers Jahrhunderts zu messen. Ferner ging von ihnen die feierlichste Art der Vermählung aus, die *confarreatio*; da diese jedoch (wie S. 128. eingeräumt wird) ein Theil der ältesten patrizischen Verhältnisse war, so hätte §. 13. einen schicklicheren Platz im ersten Abschnitt bei der Curialverfassung erhalten: wenngleich die Pontifices immer bei Ehescheidungen und Ahndungen des Incests (S. 132 fg.) eine Stimme hatten. Ebenfalls gehen in die ältere Zeit der aristokratischen Hierarchie zurück sowohl die Belehrungen im Gerichtswesen mittelst der *actiones* als der hierdurch bedingte Einfluss der Pontifices auf den Kalender und das Einschaltungsgeschäft; über letzteren Punkt wird man des Vfs. Erzählung §. 15. mit Vergnügen lesen, obwohl ihn (der nicht berücksichtigte) *Ideler* zur Evidenz gebracht hat; bei den *actiones*, welche bekanntlich *Cn. Flavius* der Schreiber des *Appius Claudius Coecus* verrieth, ist mit einigem Schein aufgestellt worden, dafs diesen ehrsüchtige, fast demagogische Mann (s. mehreres S. 141 ff.) als Pontifex selber das Motiv zum Verrath gab. Zum Schlufs wird, etwas zu kurz, der Schriftstellerei der Pontifices gedacht. Und indem Ref. schliefst, wünscht er dafs der rüstige Verfasser auch ferner die Studien des Römischen Alterthums durch ähnliche Beiträge fördern möge.

B.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Serig: *Sammlung von Predigten*, welche theils bei dem academischen, theils bei dem reformirten Gottesdienste gehalten wurden von M. *Robert Otto Gilbert*, Vesperprediger an der Universitätskirche zu Leipzig u. Mitgliede der historisch theologischen Gesellschaft daselbst. 1835. XIV u. 147 S. 8. (16 gGr.)

Je bescheidener der Vf. selbst sich in dem Vorworte über diese seine ersten, öffentlich bekannt gemachten, homiletischen Leistungen ausspricht, um desto mehr freut es uns, versichern zu können, dafs sich in seinen Vorträgen nicht nur ein sehr glückliches Rednertalent ankündigt, sondern dafs sie auch zugleich ein rühmliches Zeugnifs ablegen von dem besonnenen Fleifse, womit er es auszubilden bemüht war. Die Gegenstände, welche er in den 13 Predigten der Sammlung behandelt, sind sämmtlich von praktischer Wichtigkeit und anziehend, ihr Ausdruck ist einfach und bestimmt. Dasselbe gilt von den Partitionen, die meist logisch richtig und mit sicherem Takte auf die steigende Theilnahme der Zuhörer an dem Gegenstande entworfen sind; nur wenige, wie z. B. die zur zweiten Predigt: *dafs in den Augenblicken frommer Rührung und Begeisterung allerdings ein Vorgefühl künftiger Seligkeit liege*, sollten, nach unserm Dafürhalten, selbst für ein gebildetes Publicum, weniger umständlich und populärer seyn. Die Sprache des Vfs. ist correct und läfst bei aller Lebendigkeit doch nur selten die Simplicität etwas vermissen, die eine charakteristische Eigenschaft der geistlichen Rede ist, und welche sich gewifs auch unser Vf. bald in noch höherem Grade aneignen wird. Das wesentlichste aber, worauf man besonders in unsrer Zeit bei Erbauungsschriften zu sehen hat, ist der Geist, in dem sie abgefafst sind, und in Beziehung hierauf dient es vorliegenden Predigten zu besonderer Empfehlung, dafs ein rein christlicher, ein echt sittlich-religiöser Sinn sie durchdringt. Wir würden das gern durch einzelne Beispiele belegen, wenn uns der Raum hier gestattet wäre; sind aber überzeugt, dafs die der praktischen Theologie vornehmlich bestimmten Zeitschriften unserm Urtheile beistimmen, und wie wir dem Vf. einen seinen Kräften angemessenen bestimmten Wirkungskreis wünschen werden, um mit den reichen Gaben, die ihm verliehen, zum segensreichen Anbaue des Reiches der Wahrheit und der Tugend das Seine redlich beizutragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

GESCHICHTE.

Freiburg, b. Waizenegger: *Geschichte Hohentwiel's, der unbezwungenen Veste im dreifsigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte desselben, aus urkundlichen Quellen dargestellt von O. F. H. Schönhut.* 1836. 200 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Der Verfasser, seit mehreren Jahren Pfarramtsverweser in dem Dorfe Hohentwiel, überdiefs von regem Eifer für geschichtliche Studien beseelt, wie einige frühere Schriften von ihm über die Ritterburgen des Höhgau's und die Chronik der Reichenau beurkunden, befand sich vorzugsweise in der Lage, die zerstreuten Notizen über Hohentwiel aufzusuchen und in ein Ganzes zusammenzustellen. Der steile hohe Fels erhebt sich über 3000 Fufs hoch in geringer Entfernung vom Bodensee, und gewährt eine überaus reiche und reizende Fernsicht. — Aus dem Namen Duellium, den die Burg schon in den frühesten Urkunden trägt, schliefst der Verf. auf ihren römischen Ursprung. Unter den Carolingern scheint sie der Aufenthalt der Gaugrafen des Höhgau's gewesen zu seyn. Sicherere Nachrichten über Hohentwiel unter den Kammerboten Pertolt und Erchinger theilt der Mönch Ekkehard von St. Gallen mit. Nach der Hinrichtung jener Kammerboten kam die Veste an den Herzog Burkhard von Allemanien und verblieb den Nachkommen desselben, unter denen sich vor Allen die schöne und geistreiche Hadewig, Wittwe des Herzogs Burkhard II. von Schwaben auszeichnete. Nach dem Falle der Hohenstaufen kam Hohentwiel an die Grafen von Klingenberg, welche dieselbe 1522 an den Herzog Ulrich von Würtemberg gegen eine Summe von 20000 Fl. abtraten, in welcher sich dieser, seinen zahlreichen Feinden zum Trotze behauptete. Da die Klingenberge Vasallen Oestreichs waren, so machte letzteres fortwährend Ansprüche auf Hohentwiel. Wie es der Herzog Ulrich von diesem festen Punkte aus versuchte, sein von den Oestreichern besetztes Land wieder zu erobern, wird von dem Verfasser nach den Berichten des schweizerischen Ritters Hans von Stokar, der den Feldzug unter Ulrich mitmachte, ausführlich erzählt. Seit jener Zeit blieb Hohentwiel für Würtemberg ein unbezahlbares Kleinod, das seine Fürsten in grofsen Ehren hielten.

Der Verfasser kommt nunmehr an den wichtigsten Abschnitt, den er „*Hohentwiel unter Widerhold*" überschreibt. Diesen ausgezeichneten Mann, einen gebornen Hessen, ernannte Herzog Eberhard III. von Würtemberg 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel, der die Veste sogleich mit allem, was zur Vertheidigung nöthig war, versah. 15 Jahre lang behauptete Widerhold die Vestung aller übermächtigen Angriffe ungeachtet, und selbst den öfteren Befehlen seines Herrn, sie an Oestreich zu übergeben, gehorchte er nicht. Während dieser bedrängten Zeiten bereicherte Widerhold die Festung mit der Kanzley, dem Zeug- und Kugelhaus, das er mit Waffen und Munition jeder Art anfüllte, ferner mit dem Kasten, der Schule, einer Kirche und dem sogenannten neuen Portal, auf welchem die Inschrift zu lesen war:

„Durch Gottes Gnad und Helden Trew
Dies vöste Haufs hier stehet new.
Der Feind hat's zwar fünfmal geschrekt,
Doch hat der Herr zum Schutz erwekt
Den Widerhold, der funfzehn Jahr
Dasselb' beschüzt in Feinds Gefahr!"

Widerhold endete sein thatenreiches Leben zu Kirchheim unter Teck den 13. Junius 1667.

Lange Zeit ward die Veste von ihren Besitzern weniger beachtet, bis Herzog Carl Alexander, der die Befestigungskunst vor Belgrad erlernt hatte, 1734 seine Aufmerksamkeit ihr zuwendete. Der untere Theil der Festung, so wie die Seite gegen Uilzingen zu ward unter seiner und des berühmten Fortificators Bilfinger persönlichen Leitung bedeutend verstärkt. — Unter dem Herzoge Carl von Würtemberg verliert Hohentwiel seine militärische Bedeutsamkeit; es wird nur noch zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen benutzt. Unter diesen verdienen Erwähnung der preufsische Werbeoffizier Knobelsdof, welcher in seinen blühenden Jahren als Gefangener die Festung betrat, und als Greis dieselbe verliefs. Ferner der Würtemb. Oberst Rieger, dessen Loos Schiller in dem Aufsatze „*Spiel des Schicksals*" ausführlich beschrieben hat. Er ward in ein Loch gesperrt, das noch heut zu Tage sichtbar ist, wo er während seines 4jährigen Arrestes kein Menschen-Antlitz zu sehen bekam. Man haspelte ihm seine sparsame Kost von oben herab, gab ihm weder Stuhl noch Tisch, kehrte seinen Kerker nie aus, liefs ihm Bart und Nägel wachsen und gestattete ihm nicht einmal einen Nachtstuhl, so dafs er in Staub und Gestank beinahe zu Grunde ging. Ein anderer berühmter Gefangener war der Würtembergische Universal-Gelehrte und Landschafts-Consulent Johann Jacob Moser; den 12. Julius 1759 kam er nach Hohentwiel — aus welchem Grunde, darüber schwebt noch Dunkel. Er ward in ein Zimmer eingesperrt, aus dem er in 4 Jahren nicht kommen, noch mit Jemand sprechen, noch in die

die Kirche gehen sollte. Niemand durfte ihn während seiner Gliederkrankheit warten und pflegen; weder Papier, Tinte und Feder, noch ein anderes Buch als die Bibel ward ihm gestattet. Um seine Gedanken aufzubewahren, benutzte er das gefärbte Papier, welches er mit Arzeneyen bekommen hatte. Später kratzte er seine Verse auf die Wand. Auch Briefe, die vorher durch des Kommandanten Hand gingen, benutzte er zu diesem Zwecke. Auf solche Weise schrieb Moser über 1000 geistliche Lieder, welche er später in 2 Oktav Bänden herausgab. Ohne *einmal* verhört zu werden, schmachtete Moser in solcher harten Gefangenschaft bis zum Jahre 1764, wo er entlassen wurde.

Während der Revolutionskriege war Hohentwiel mit Munition, Geschütz und Proviant so reichlich versehen, dafs es eine Jahrelange Belagerung hätte aushalten können. Am Schlusse theilt der Vf. die Geschichte der schimpflichen Uebergabe dieser Festung mit, wie er sie aus den Berichten noch lebender Augenzeugen schöpfte. Da sie, selbst in Würtemberg, nur Wenigen bekannt ist, so geben wir sie im Auszuge.

Es war am 1. Mai des Jahres 1800 als General Vandamme mit etwa 20000 Mann den Rhein überschritt und unterhalb Hohentwiel im Dorfe Singen Quartiere bezog. Im dortigen Pfarrhause hatte sich der franz. General mit dem gröfsten Theile seines Generalstabs einquartiert. Bei der Mittagstafel kam die Rede auf die vor ihnen liegeude Veste Hohentwiel, welche man bis auf die neueste Zeit für unbezwinglich gehalten hätte. Ein Sergeant bat den General um die Erlaubnifs zu einem Versuche, die Festung aufzufordern. Vandamme gewährte die Bitte. Abends 7 Uhr stand er mit 2 Trompetern vor den Thoren Hohentwiel's und verlangte eine Unterredung mit dem Kommandanten. Gouverneur der Festung war damals General Bilfinger; dem bejahrten Manne war Oberst Wolf als Commandant beigegeben: beides Männer ohne Muth und Thatkraft. Wolf erschien auf dem Walle und hielt eine Unterredung, die nur kurze Zeit dauerte. In einem Kriegsrathe ward die Uebergabe beschlossen. Obgleich die ganze Besatzung nur aus 65 Invaliden bestand, so hätten sie dennoch bei der steilen Lage der Festung, welche nur *einen* Zugang hat, durchaus nichts zu befürchten gehabt. Ueberdiefs mufste Vandamme am folgenden Tage die Gegend wieder verlassen und seinen Marsch fortsetzen. Nach abgehaltenem Kriegsrath verliefsen der Gouverneur und der Kommandant nebst den Uebrigen die Festung und begaben sich nach Singen. Man setzte sich zu Tische; was Küche und Keller des Pfarrers liefern konnten, wurde aufgetragen, und die Kapitulation abgeschlossen. Am folgenden Tage zogen die Franzosen mit klingendem Spiele in die Festung ein und die Besatzung streckte das Gewehr. Kraft der Kapitulation sollte Hohentwiel *in statu quo* wieder an Würtemberg abgetreten werden; allein Vandamme band sich nicht daran und befahl die Sprengung der Werke. Es giebt einen Begriff von der ungemeinen Stärke derselben, wenn man bedenkt, dafs der damit beauftragte franz. Artillerie-Oberst 2 volle Monate zu dieser Arbeit brauchte. Oberst Wolf ward nebst sämmtlichen Genossen seiner Feigheit infam cassirt. Seit dieser schmachvollen Uebergabe ist Hohentwiel's Name aus der Geschichte verschwunden. Die Regierung trägt Sorge, die merkwürdigen Trümmer vor monarchischen Händen neuerer Zeit zu bewahren. Man geht gegenwärtig damit um, dem tapfern Widerhold auf den Ruinen ein Denkmal zu setzen.

Dem Werkchen des Hrn. *Schönhut* ist eine Ansicht Hohentwiel's in *aqua tinta* beigefügt. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Verfasser eine Beschreibung der Festungswerke gegeben hätte, nach der wir vergebens uns in seinem Buche umsahen.

— s —.

STEREOMETRIE.

STUTTGART, b. Balz: *Lehrbuch der Stereometrie.* Zum Gebrauche beim Unterrichte in Realschulen und Gymnasien, sowie zum Selbstunterrichte bearbeitet von *E. F. Kauffmann*, Praeceptor, erstem Lehrer an der Realschule zu Ludwigsburg. Mit 4 Kupfertafeln. VI u. 155 S. gr. 8. (18 Gr.)

Der Verf. versichert, dieses Lehrbuch nach dem nämlichen Plane ausgearbeitet zu haben, wie sein im vorigen Jahre erschienenes Lehrbuch der ebenen Geometrie, Rec. aber ist der Meinung, dafs dieses Lehrbuch der Stereometrie weit besser ihm gefallen habe, als das oben genannte. Der Verf. hat nämlich hier eine noch weit bessere Auswahl getroffen, und den pädagogischen Zweck noch schärfer ins Auge gefafst. Die ersten Abschnitte, welche von der Lage der Linien und Ebenen gegen einander handeln, hat er ausführlicher behandelt, als es in manchen Lehrbüchern geschehen ist. Später hat er manche Beweise nur angedeutet, manche weniger ausführlich behandelt, um der Selbstthätigkeit des Schülers einen weiteren Spielraum zu geben, und ihn zur Anwendung des schon Erlernten anzuregen. Dazu sollen auch die vielen Zusätze dienen, die der Verf. von dem Schüler als Lehrsätze behandelt, und mit gründlichen Beweisen versehen wissen will. Das Buch zerfällt in zehn Abschnitte.

Abschnitt 1: Grundbegriffe und Erklärungen. Abschn. 2: Von der Lage gerader Linien gegen Ebenen, nämlich Parallelismus zwischen geraden Linien und Ebenen. Senkrechte Lage einer Linie und Ebene. Schiefe Lage einer Linie und Ebene. Hier findet man nur das Gewöhnliche, aber gut geordnet und klar vorgetragen. Abschn. 3: Von der Lage zweier oder mehrerer Ebenen gegen einander, nämlich wieder vom Parallelismus der Ebenen, und von der senkrechten und schiefen Lage zweier Ebenen gegen einander. Nicht alltäglich findet man den Lehrsatz §. 29: wenn zwei beliebig gezogene Linien (sie mögen in *einer* Ebene liegen, oder nicht) von drei parallelen Ebenen

ge-

geschnitten werden, so stehen die abgeschnittenen Stücke in Proportion. Abschn. 4: Von den körperlichen Ecken. Zweckmäfsig beginnt der Vf. diesen Abschnitt mit dem Lehrsatze: wenn sich zwei Ebenen schneiden, und wieder von einer dritten geschnitten werden, so entstehen drei Durchschnittslinien, welche 1) entweder in eine einzige Linie zusammenfallen, oder 2) in *einem* Punkte zusammentreffen, oder 3) mit einander parallel laufen. — Den nach No. 2 des vorigen Lehrsatzes gebildeten Raum, der von drei Ebenen begrenzt wird, nach einer Seite zu aber unbegrenzt ist, nennt der Vf. ein körperliches Dreieck, sowie die ebenen Winkel die Seiten des Dreieckes, welche letztere Benennung nicht ganz passend erscheint. Gut ist §. 48: wenn man sich die drei Ebenen eines körperlichen Dreieckes nach allen Richtungen hin verlängert (wohl besser „erweitert") denkt, so entstehen acht körperliche Dreiecke, welche alle ihre Spitzen in einem und demselben Punkte haben. Unter diesen Dreiecken ist *eines* dem gegebenen gerade am Scheitel entgegengesetzt, und seine Kanten sind genau die Verlängerungen der drei Kanten des gegebenen Dreieckes. Es heifst das Scheiteldreieck. Gut gewählt ist ferner das, was der Vf. über die Ergänzungsdreiecke sagt. Eben so wohl hat uns die Lehre von der Congruenz und symmetrischen Gleichheit der körperlichen Ecken gefallen. Abschn. 5: Von den prismatischen Körpern. Der Verf. rechnet auch den Cylinder dahin, indem er ihn als ein Prisma definirt, dessen Grundfläche ein Vieleck von unendlich vielen Seiten, d. h. ein Kreis sey. Hierin stimmen wir dem Vf. nicht bei. Es konnte allerdings später gezeigt werden, dafs sich der Cylinder als ein solches Prisma betrachten lasse, aber erklärt hätten wir ihn so: ein Cylinder ist der körperliche Raum, der von zwei gleichen und parallelen Kreisen, den Grundflächen, deren Mittelpunkte eine gerade Linie, die Axe, verbindet, und von einer krummen Fläche, der Seitenfläche, eingeschlossen ist, welche um die Umkreise beider Grundflächen so geht, dafs jede durch einen beliebigen Punkt im Umkreise mit der Axe parallel gelegte gerade Linie ganz in dieselbe fällt. Des Vfs. Erklärung sagt aber über die Seitenfläche gar nichts, und leidet aufserdem noch an dem Uebelstande, das der Vf. ganz ohne Beweis hinzufügen mufste: „jede gerade Linie, welche man durch einen Umfangspunkt der Grundfläche parallel mit der Axe zieht, fällt ganz in die Cylinderfläche." Auch die genetische Erklärung hätte der Vf. geben sollen. Abschn. 6: Von den Pyramiden und vom Kegel. Hier hat der Vf. wieder ein gleiches Verfahren beobachtet, indem er den Kegel als eine Pyramide definirt, deren Grundfläche ein regelmäfsiges Vieleck von unendlich vielen Seiten sey; was wir gleichfalls mifsbilligen. Sonst aber sind beide Abschnitte sehr gut bearbeitet. Abschn. 7: Von der Kugel. Die Lehre vom sphärischen Dreiecke ist besonders gelungen zu nennen. Abschn. 8: Von den regelmäfsigen Körpern, deren Construktion der Vf. zugleich giebt. Abschn. 9: Von der Aehnlichkeit der Körper. Abschn. 10: Von der Berechnung der Oberfläche und des Rauminhaltes der Körper. Vorzugsweise gut und vollständig bearbeitet, die Beispiele werden den Lernenden gewifs willkommen seyn. Die Aufgabe, den Rauminhalt eines mit der Grundfläche nicht parallel abgeschnittenen Prisma's und Cylinders zu berechnen, vermifst man in den meisten Lehrbüchern. Auch den Rauminhalt der regelmäfsigen Körper zu finden, wird gelehrt. Eine sehr nützliche Zugabe bilden am Schlusse des Buches 40 vermischte Aufgaben zur Uebung, mit beigefügter Auflösung. Ein Anhang enthält überdies noch eine Berechnung derjenigen auf die regulären Vielecke sich beziehenden Formeln, von welchen im zehnten Abschnitte Gebrauch gemacht wird, nebst einer Tabelle zur Berechnung des Flächeninhaltes regulärer Vielecke, und einer zweiten zur Berechnung der Oberfläche und des körperlichen Inhaltes der regulären Körper. Druck und Papier sind gut. *M.*

GEOMETRIE.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Elemente der analytischen Geometrie, oder Anwendung zur Algebra auf die Geometrie, für Anfänger und zum Selbstunterricht.* Von *Johann Heinr. Müller*, Lehrer an der Musterschule und Mitglied des Frankfurter Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache. VI u. 534 S. gr. 8. Mit 8 Kupfertaf. 1836. (2 Rthlr. 15 gGr.)

Der Vf. schrieb das vorstehende Buch für solche Freunde der Mathematik, welche vertraut mit der Elementar-Geometrie, der Algebra und der ebenen Trigonometrie, ihre geometrischen Kenntnisse durch Anwendung der Algebra auf krumme Linien und Flächen erweitern wollen. Er beabsichtigte, soviel zu geben, als nöthig sey, um später die Differential- und Integral-Rechnung, leicht und sicher fortschreitend, auf die Geometrie anwenden zu können. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste die Bestimmung der Lage von Punkten in einer Ebene enthält. Voran geht eine Einleitung, worin das Wesen der analytischen Geometrie erklärt und gezeigt wird, wie geometrische Ausdrücke arithmetisch ausgedrückt werden können und umgekehrt. Die Darstellungsweise des Vfs. ist hier, wie überall, scharf, klar und deutlich. Als Probe theilen wir die Aufgabe mit, von einer geraden Linie AB ein Stück AE abzuschneiden, das so beschaffen ist, dafs es die mittlere Proportionallinie zwischen der ganzen Linie und dem anderen Stücke BE sey. Aufl. Man setze $AB = a$, $AE = x$, also $BE = a - x$. Es mufs also seyn

$$a : x = x : a - x \quad (♀).$$

Hieraus folgt $x^2 + ax = a^2$.

Also ist $x^2 + ax + \frac{1}{4}a^2 = a^2 + \frac{1}{4}a^2$.

$$x + \tfrac{1}{2}a = \pm\sqrt{(a^2 + \tfrac{1}{4}a^2)}.$$

Es ergeben sich hieraus für x zwei Werthe:

$$\left.\begin{array}{l} 1)\ x = +\sqrt{(a^2 + \frac{1}{4}a^2)} - \frac{1}{2}a \\ 2)\ x = -\sqrt{(a^2 + \frac{1}{4}a^2)} - \frac{1}{2}a \end{array}\right\} \quad (♂.)$$

Der

Der erste ist bejaht, der zweite verneint. Durch Setzung des ersten in die Proportion (♀) erhält man:

$$a : \sqrt{(a^2 + \tfrac{1}{4}a^2)} - \tfrac{1}{2}a = \sqrt{(a^2 + \tfrac{1}{4}a^2)} - \tfrac{1}{2}a : a - [\sqrt{(a^2 + \tfrac{1}{4}a^2)} - \tfrac{1}{2}a],$$

und durch Setzung des zweiten:

$$a : -\sqrt{(a^2 + \tfrac{1}{4}a^2)} - \tfrac{1}{2}a = -\sqrt{(a^2 + \tfrac{1}{4}a^2)} - \tfrac{1}{2}a : a + [\sqrt{(a^2 + \tfrac{1}{4}a^2)} + \tfrac{1}{2}a]$$

Beide Proportionen sind richtig, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man bei jeder das Produkt aus den mittleren und auch das aus den äufseren Gliedern sucht. Der erste Werth in (♂) ist kleiner als a, weil $\sqrt{(a^2 + \frac{1}{4}a^2)} < \sqrt{(a^2 + \frac{1}{4}a^2 + \frac{1}{64}a^2)}$, oder $< a + \frac{1}{8}a$. Man mache also $AE = \sqrt{(a^2 + \frac{1}{4}a^2)} - \frac{1}{2}a$, so ist $AB : AE = AE : EB$. Man mache ferner AE', welches die Verlängerung von AB ist, $= -\sqrt{(a^2 + \frac{1}{4}a^2)} - \frac{1}{2}a$; alsdann ist $AB : AE' = AE' : BE'$. Der erste Werth von x löst die Aufgabe, deren Lösung man eigentlich beabsichtigt hat; der zweite eine andere ihr verwandte: an eine gegebene gerade Linie AB ein solches Stück AE' anzusetzen, dafs das angesetzte Stück die mittlere Proportionale zwischen der gegebenen geraden Linie und der Summe dieser Linie und des angesetzten Stückes sey." Dann geht der Vf. über zu den algebraischen Linien. Cap. 1: von den Linien der ersten Ordnung oder von der geraden Linie. Cap. 2: die Linien der zweiten Ordnung; 1) diese Linien einzeln betrachtet, also vom Kreise, von der Ellipse, von der Hyperbel und von der Parabel; 2) die Linien der zweiten Ordnung allgemein betrachtet. Cap. 3: von den Linien der dritten Ordnung. Die Lehre von den transcendenten Curven beschliefst diese Abtheilung, indem der Vf. nun der Reihe nach die logarithmische Linie, die logarithmische Spirale, die Archimedische Spirale, die parabolische und hyperbolische Spirale und die Cycloiden behandelt. Die 2te Abtheilung begreift die Bestimmung der Lage von Punkten im Raume. Die Art, wie der Vf. hier in der Einleitung die Aufgaben der sphärischen Trigonometrie löst, hat uns vorzüglich wohl gefallen. Abschnitt 2: Linien im Raume. Wir heben hier die Aufgabe heraus, die Gleichungen eines Kreises im Raume zu finden. „Man nehme zwei Punkte im Raume als gegeben an. Die Axe des Kreises, ein Perpendikel auf seiner Ebene durch den Mittelpunkt, werde durch diese zwei Punkte gelegt. Alle Punkte der Peripherie des Kreises haben von jedem dieser Punkte gleichen Abstand. Auch die Abstände eines beliebigen Punktes der Peripherie von den beiden Punkten, durch welche die Axe des Kreises gelegt ist, seyen gegeben. Dann ist der Kreis und seine Lage gegen die coordinirten Ebenen bestimmt. Die Coordinaten des einen der Punkte, durch welche die Axe des Kreises gelegt ist, *des ersten*, seyen x', y', z', des andern, *des zweiten*, x'', y'', z'', und eines beliebigen Punktes der Peripherie des Kreises x, y, z. Man setze des letzteren Punktes Abstand vom ersten $= D'$, und vom zweiten $= D''$. Nach §. 577 (wo die Formel für die Projektion des Abstandes der gegebenen Punkte auf der Ebene der xy, sowie für den Abstand selbst gegeben wird) ist:

$$D'^2 = (x - x')^2 + (y - y')^2 + z - z')^2$$
$$= x^2 - 2xx' + x'^2 + y^2 - 2y'y + y'^2 + z^2 - 2z'z + z'^2 \text{ (I)}$$
$$D''^2 = (x - x'')^2 + (y - y'')^2 + (z - z'')^2$$
$$= x^2 - 2x''x + x''^2 + y^2 - 2y''y + y''^2 + z^2 - 2z''z + z''^2 \text{ (II)}$$

Also ist $D'^2 - D''^2 = x'^2 - x''^2 + y'^2 - y''^2 + z'^2 - z''^2 - 2(x' - x'').x - 2(y' - y'')y - 2(z' - z')z.$

Folglich:

$$z = x'^2 - x''^2 + y'^2 - y''^2 + z'^2 - z''^2 - 2(x' - x'')x - 2(y' - y'')y - (D'^2 - D''^2) \over 2(z' - z'')$$

$$\text{und } y = x'^2 - x''^2 + y'^2 - y''^2 + z'^2 - z''^2 - 2(x' - x'')x - 2(z' - z'')z - (D'^2 - D''^2) \over 2(y' - y'')$$

Durch Substitution des Werthes von z in die Gleichung I. oder II. erhält man eine Gleichung zwischen x und y, und durch Substitution des Werthes von y in eine jener Gleichungen eine Gleichung zwischen x und z. Jene ist die Gleichung der Projektion des Kreises auf der Ebene der xy, und diese die Gleichung der Projektion desselben auf der Ebene der xz. Jene sowohl, als diese, ist, die Sache allgemein genommen, eine Gleichung des zweiten Grades. Also sind, im *Allgemeinen*, die Projektionen des Kreises Linien der zweiten Ordnung. Es ist gesagt im Allgemeinen, weil der Kreis Lagen gegen die coordinirten Ebenen erhalten kann, bei welchen entweder eine oder zwei seiner Projektionen nicht Linien der zweiten Ordnung sind." Abschn. 3: von den Flächen im Raume, nämlich von der Ebene, von den Flächen der zweiten Ordnung, und von den Flächen, die durch Bewegung von Linien erzeugt werden. Abschn. 4: von den Durchschnitten der Flächen. Druck und Papier sind vorzüglich.

M.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

BERLIN, b. Enslin: *Cyzicus und sein Gebiet.* Drei Bücher von *J. Marquardt*, Lehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. [Jetzt in Danzig.] Mit einer Charte. 1836. VIII u. 183 S. 8. (1 Rthlr. 3 gGr.)

Die Aufgabe, welche eine Monographie, wie die vorliegende, zu lösen unternimmt, kann von doppelter Art seyn; entweder will sie nur die vorhandenen Nachrichten über ihren Gegenstand zusammenstellen, und dann sind Vollständigkeit und klare, übersichtliche Ordnung die vorzüglichsten Ansprüche, welche man an sie zu machen hat; oder es ist zugleich die Absicht, die vorhandenen Nachrichten zu einem Gesammtbilde mit individuellem Ausdruck zu verarbeiten, und dann würde auch bei reichlich fliessenden Quellen der Divination ein grofser Spielraum gegeben seyn; das Einzelne müfste mit Geschick combinirt werden, um daraus charakteristische Züge zu gewinnen, die mit künstlerischer Hand zusammengestellt ein Ganzes bildeten, das nicht aus locker verbundenen, widerstrebenden Theilen zusammengefügt, sondern mit innerem Zusammenhange eine bestimmte Physiognomie trüge. Dazu ist nicht blofs ein gewisser Scharfblick nöthig, der hinter äufserlichen Einzelnheiten die geistige Eigenthümlichkeit zu erkennen vermag, sondern es ist auch ein nicht zu kärgliches Mafs des überlieferten Stoffes erforderlich, gerade wie zur Charakteristik einer einzelnen Persönlichkeit wenige abgerissene Aeufserungen und Handlungen entweder ein ganz ungenügendes oder wenigstens ein höchst unsicheres Fundament abgeben.

Hr. *Marquardt* hat sich nicht darüber erklärt, ob er die letztere schwierigere Art, seine Aufgabe zu lösen, bei der Beschaffenheit des vorliegenden Materials für unmöglich gehalten hat, oder ob er ihr aus irgend einem anderen Grunde ausgewichen ist. Cyzicus hat sich eine ziemlich lange Zeit hindurch in solcher Blüthe und Macht behauptet, dafs der Wunsch sehr natürlich ist, wo möglich ein bestimmteres Bild von dem Charakter seiner Bewohner, von der Eigenthümlichkeit ihres Lebens zu bekommen. Nun ist zwar nicht zu leugnen, dafs gerade für die Zeit, wo die Stadt den Gipfel ihrer Gröfse einnahm, die Nachrichten über sie am spärlichsten sind; dennoch aber würden sie wohl hingereicht haben, um wenigstens einen Versuch zur Befriedigung jenes Wunsches zu machen, sollte das Resultat auch in vieler Beziehung ziemlich ungenügend ausfallen.

Doch da Hr. *M.* einmal einen solchen Versuch nicht gemacht hat, da er sich darauf beschränkt hat, eine Monographie der oben bezeichneten ersten Art zu liefern, so müssen wir ihm auch dafür dankbar seyn. Denn Cyzicus verdiente diese Aufmerksamkeit, und es mufs in hohem Grade anerkannt werden, dafs Hr. *M.* innerhalb der Grenzen, welche er sich steckte, eine Arbeit geliefert hat, die sich durch erschöpfenden Fleifs, durch eine löbliche Ordnung, durch gleichmäfsige, klare Darstellung rühmlich auszeichnet.

Unter den vorhandenen Vorarbeiten ist der Excurs von *Wasse zu Thucydides VIII*, 107 die bedeutendste, welche auch erwähnt und benutzt ist; nur hätte dieses anspruchlose aber sehr fleifsige Collectaneum, das den bei weitem gröfsten Theil des brauchbaren Materials ohne allen Prunk vorlegt, wohl ein wenig mehr Ehre und Dank verdient, als die blofse Nennung.

Die ganze Schrift besteht aus drei Büchern, von denen *das erste*, geographischen und statistischen Inhalts, das Gebiet von Cyzicus behandelt. *Das zweite Buch* umfafst die Geschichte der Stadt in vier Capiteln, von denen das erste die Vorgeschichte bis zur milesischen Colonie enthält; das zweite geht bis auf den antalcidischen Frieden; das dritte beschreibt die selbstständige Lage der Stadt; das vierte ihre Stellung unter den Römern; es reicht bis zum Jahre 1063, wo ein Erdbeben und Verwüstungen der Türken den Untergang der Stadt vollendeten. *Das dritte Buch* behandelt im ersten Capitel den Cult, im zweiten die Feste, im dritten Bauwerke, Kunst und Künstler; im vierten Schriftsteller aus und über Cyzicus.

Ein angehängter Index erleichtert den Gebrauch und das vorausgeschickte Inhaltsverzeichnifs giebt eine Uebersicht der Anordnung, gegen welche sich manche Einwendungen machen liefsen; die Beschreibung der Stadt, ihrer Bau- und Kunstwerke würde schicklicher im ersten Buche Platz gefunden haben; die Schriftsteller *über* Cyzicus hätten vereinigt mit den in der Vorrede erwähnten neueren Hülfsmitteln eine litterarische Einleitung bilden können, so dafs dann das dritte Buch ohne fremdartige Zusätze nur die Verdienste und Bestrebungen der Cyzicener in Kunst und Wissenschaft zu schildern gehabt hätte. Weniger tadeln kann man es, dafs die Verfassung der Stadt nicht in einem besonderen Abschnitte behandelt, sondern der Geschichte einverleibt ist, da sie theils mehrfach wechselnd mit dieser fortschreitet, theils in vielen Punkten unbekannt und unsicher ist.

Was die Vollständigkeit anbetrifft, so möchten sich bei dem emsichtigen Fleifse des Vfs. wohl nicht viel Nachträge beibringen lassen, die von wesentlichem Einfluss wären. Indefs hat sich Rec. gewundert, gerade bei bekannten Partieen ein paar Einzelnheiten übergangen zu sehen, welche nicht eben fern lagen.

Nämlich S. 62 wird das Verfahren des Alcibiades gegen Cyzicus an dem Tage nach der bei der Stadt gelieferten Schlacht gar kurz nach *Xenophon hist. gr. I, 1. §. 20* angegeben, dabei hätte es schon sollen hervorgehoben werden, dafs Alcibiades mit dem Heere wirklich hineinkam in die Stadt, und dafs er dort zwanzig Tage blieb, während Hr. *M.* sich so unbestimmt ausdrückt, dafs es danach scheinen könnte, als sey Alcibiades vor der Stadt durch die Geldzahlung abgefunden. Aber selbst Xenophon's Ausdruck, οἱ δὲ Κυζικηνοὶ τῶν Πελοποννησίων καὶ Θηραμένους ἐπιόντων εἶσω (nämlich die Stadt Cyzicus) δεξάμενοι τοὺς Ἀθηναίους, verdient näher bestimmt zu werden, da man daraus schliefsen könnte, dafs die Cyzicener gar nicht im Stande gewesen wären, sich gegen Alcibiades zu vertheidigen, und dafs sie ihm deshalb freiwillig, ohne dafs eine Feindseligkeit vorfiel, den Einzug bewilligten; von beiden zeigt das Gegentheil die Erzählung bei *Frontin strategg. III*, 9, 6 der ausdrücklich sagt, die Cyzicener hätten wohl ihre Mauern vertheidigen können, aber sie seyen durch eine Kriegslist verleitet, den Punkt zu vernachlässigen, auf den es eigentlich abgesehen war, und wo die Athener wirklich die Mauern überstiegen, ohne Widerstand zu finden. Diese Nachricht hätte auch kurz vorher schon berücksichtigt werden müssen bei der mit ihr in Widerspruch stehenden, aus *Thucydides VIII*, 107 (nicht 108) angeführten Stelle, der Cyzicus ἀντείχιστος nennt; beide zu vereinigen bemüht sich *Oudendorp* zum Frontin.

Derselbe Frontin hätte auch S. 77 bei der Geschichte des Mithridat und Lucull um Cyzicus erwähnt werden sollen; denn er erzählt nicht nur die ohne Erfolg von Mithridat angewendete List, den Vertheidigern der Stadt ihre gefangenen Mitbürger zu zeigen, um sie durch das Mitleiden mit diesen zum Abfall von den Römern zu vermögen (IV, c. 5. §. 21), sondern er giebt auch III, c. 13. §. 6 einen interessanten Bericht über den Schlauchschwimmer, den Lucull eine Entfernung von 7 Miglien weit schwimmen liefs, um den Cyzicenern einen Brief zu überbringen; dafs diese Sache auch von Sallust schon bezeugt ist, darauf hat *Schwarz* aufmerksam gemacht, indem er ein beim *Nonius* erhaltenes Fragment desselben richtig hieher bezieht, in seinen *Miscell. politioris humanitatis* (*Norimb.* 1721. 8.) S. 44 wo überhaupt über die Schläuche und Schlauchschwimmer die reichhaltigste Sammlung zu finden ist; unrichtig ist es, wenn Hr. *M.* den Boten einen *Taucher* nennt, nach *Florus*, wie er sagt; aber auch dieser spricht nicht von einem *nuntius*, und beschreibt das Schwimmen so deutlich, dafs dabei an das Tauchen gar nicht gedacht werden kann, das gar nicht einmal möglich gewesen wäre. *Plutarch. vit. Lucull.* c. 9 erwähnt die Sache gar nicht, sondern er sagt, dafs zuerst von Archelaos ein gewisser Demonax nach Cyzicus geschickt sey, um die Anwesenheit des Lucull zu melden; dieser habe aber keinen Glauben gefunden. Dann sey ein Kind gekommen, das kriegsgefangen im Lager des Mithridat gewesen, von dort aber entwischt sey; dies habe auf das Lager des Lucull hingezeigt. Endlich habe Lucull von den ziemlich grofsen Böten, von denen der Dasylitische See befahren wurde, *das gröfste* zu Wagen in das Meer schaffen und mit so viel Soldaten als es fafste, angefüllt in der Nacht nach Cyzicus segeln lassen. Hr. *M.* vermuthet, wie es auch schon *Palmerius* that, dafs jener Demonax, der Bote des Archelaos, der Schwimmer sey; das ist aber ganz unglaublich, da nach Frontin und Florus der Schwimmer vom Lucull geschickt war und den Zweck seiner Sendung vollkommen erreichte; der *erstere* sagt, er sey einer von Luculls Soldaten gewesen; *nando ex navibus urbi perdux*. Das Kind kann natürlich noch viel weniger hier in Betracht kommen; dagegen ist es sehr glaublich, dafs jener Transport eines Botes mit dem Schlauchschwimmer verwechselt ist. Sollte nicht ein tugliches Bot in der See gewesen seyn? und wozu diente es, das gröfste Bot zu nehmen? dies mufste den Feinden nur um so leichter bemerkbar werden; und Lucull, der das Leben jedes Einzelnen so hoch anschlug (s. *Plut. Luc.* c. 8), hätte ganz unnützer Weise mehrere Soldaten der gröfsten Gefahr ausgesetzt; um einen Brief zu überbringen, was hier der Zweck war, reichte Einer hin; um die Besatzung der Stadt zu verstärken, wäre doch die Zahl, welche auch das gröfste *ἀκάτιον* fassen konnte, viel zu geringfügig gewesen. Ich vermuthe, dafs Plutarch hier, was ihm ja bekanntlich bei seiner mangelhaften Kenntnifs der lateinischen Sprache öfter begegnet ist, sich ein Mifsverständnifs hat zu Schulden kommen lassen; er benutzte die Historien des Sallust, den er bald nachher c. 11 ausdrücklich erwähnt; wie leicht konnte er bei diesem das Wort *uter* für ein Bot nehmen, zumal da es ja auch lederne Bote gab, oder mit Fellen bedeckte? Da nun Sallust sagt: *duas quam maxumas utres levi tabulae subjecit*, so machte Plutarch daraus *das gröfste* von den Boten; ob er den Transport mit dem Wagen aus dem *levi tabulae subjecit* entnahm oder sonst woher, wie er auf den Dasylitischen See kam, und wie viel er überhaupt selbst aus eigener Erfindung hinzugethan hat, um aus der mifsverstandenen und vielleicht sehr flüchtig betrachteten Stelle eine verständliche Erzählung zu machen, wie die von ihm gegebene ist, das läfst sich bei der Unvollständigkeit der Sallustischen Stelle nicht näher bestimmen.

Zu den Angaben über Schriftsteller und andre erwähnenswerthe Männer aus Cyzicus füge ich noch einen Sophisten bei *Libanius de vita sua pag. 24. l. 19. ed. Reisk.* und von den Bischöfen, über die Hr. *M.* ohne sie aufzuzählen, jedoch mit Hinzufügung einiger Nachträge, auf *Wasse* verweis't, ist noch der auch bei diesem übergangene *Eleusius* zu nennen, der

Vor-

Vorgänger des *Eunomius*. s. *Jul. Pollux hist. phys. pag.* 390 *sqq. ed. Hardt.*

Schliefslich möchte ich nur die Frage aufwerfen, warum sich Hr. *M.* nicht lieber der lateinischen Sprache bedient hat. Das Buch kann nicht darauf berechnet seyn, Leser zu finden, die des Lateinischen nicht mächtig sind; dagegen könnte es Manchem erwünscht seyn, der kein Deutsch versteht. Wo der Patriotismus für die deutsche Litteratur so ganz und gar nicht in Betracht kommt, wie bei der vorliegenden Schrift, da wenigstens sollten wir Philologen der althergebrachten Gelehrtensprache treu bleiben.

Druck und Papier sind zu loben. Von nichtangezeigten Druckfehlern habe ich nur S. 41. Z. 3 v. u. τίσαι statt τῖσαι und S. 48. Z. 3 ἦ st. ἡ bemerkt.

F. Haase.

PREDIGERWISSENSCHAFT.

Grimma, b. Gebhardt: *Aphorismen über das Wesen und die Mittel der Fortbildung des evangelisch-christlichen Geistlichen* von M. *Joh. Fr. Hammer*, Pfarrer zu Döben und Secretair des Predigervereins in Grimma. 1837. 114 S. 8.

Diese interessante Schrift verdankt ihre Entstehung dem Grimmaischen Predigervereine, von welchem schon bei einem andern Anlasse in der A. L. Z. die Rede gewesen ist. Ueber die Fortbildung der Geistlichen im Amte, namentlich durch Predigervereine, wird hier viel Treffliches gesagt, und was über den zu diesem Behufe in Grimma bestehenden Verein gemeldet wird, hat Rec. mit Vergnügen gelesen. Der Geist macht lebendig, und in den hier abgedruckten vier Aufsätzen des auf dem Titel genannten Vers. zeigt sich solche Begeisterung für das heilige Amt, so viel richtiges Urtheil über die Bedeutung und die rechte Führung desselben, dafs man den Verf. bald lieb gewinnt und hochachtet. Nur gegen eine Ketzerey mufs Rec. einkommen, denn es ist eine gar arge. Hr. *Hammer* glaubt nämlich dem im Amte stehenden Geistlichen das Studium der alten Classiker erlassen, ja *verbieten* zu müssen (ein Verbot dürfte bei vielen Geistlichen kaum nöthig seyn): noch mehr, er entbindet den practischen Geistlichen sogar von dem *Studium der heiligen Schriften in der Ursprache*. Wer hätte aus Sachsen, das seinen Ruhm immer in der classischen Bildung seiner Beamten fand, eine solche Stimme erwarten mögen, die uns jetzt ganz aus der Nähe des *illustr. Moldani* ertönt? Protestanten ist die heil. Schrift als Glaubens- und Lebensnorm Alles in Allem, und wissenschaftlich gebildete Verkündiger des göttlichen Worts sollten sie täglich in den Grundsprachen lesen. Wer kann ohne die Grundsprachen der Bibel genau inne zu haben, das Bibelwort recht verstehen, wer kann eindringen in den Geist der Bibel ohne wohlbegründete Kenntnifs des Worts, in, mit und unter welchen eben der Geist, der da lebendig und selig macht, gegeben wird, und wie ist es möglich, die auf der Schule und Universität erworbene Kenntnifs des biblischen Urworts zu erhalten und zu erweitern, wenn man sich nicht fortwährend damit beschäftigt? Das erkannte unser *Luther*, der sehr richtig behauptet, dafs das Verachten der Sprache den Verlust des göttlichen Wortes herbeiführe. Dadurch werden Deutungen veranlafst und begünstigt, welche man heut zu Tage wohl *tiefe* Schriftforschungen nennt. *Luther* aber „*gar ein gottlos Ding*," wodurch die heilige Schrift „*jämmerlich zerrissen* werde," heifst. Ja *Luther* setzt hinzu, jetzt wisse er, „*dafs es ein lauter Dreck ist*" (vgl. *Luthers* Werke, *Walchs* Ausgabe Bd. 22. S. 1982). Solch „*gar gottloses Ding*," solcher Unrath, wir meinen solche Erklärungen der heil. Schrift, wird dem practischen Geistlichen zu jeder Zeit geboten, und in unsern Tagen überreichlich. Wonach soll er nun das Unrichtige in solchen Deutungen richten, da es nur sprachlich gerichtet werden kann, er aber sein Lateinisch, griechisch und hebräisch gar bald vergessen wird, wenn er nicht anhaltend im Grundtexte der Schrift forscht? Er mufs da nothwendig sich an eine Auctorität im Sprachlichen der Bibel halten, und da kann es ihm doch sehr schlecht gehen, indem die belobten *tiefen* Schriftforscher unserer Zeit, die gerade den, der nach der Grundsprache nicht fragt, am ersten bethören können, in der Sprachkenntnifs gewöhnlich so schwach sind, dafs man ihnen die ärgsten Verstöfse in Menge nachweisen kann. Nein, der Grimmaische Predigerverein wird diesen Antrag ihres sonst gewifs sehr ehrenwerthen Secretärs unfehlbar verwerfen, und auch den Einwand nicht gelten lassen, dafs es den practischen Geistlichen zu der Beschäftigung mit den alten Sprachen *an Zeit* fehle. Keineswegs. Der unvergefsliche *Reinhard* hatte doch gewifs mindestens eben so viel zu thun, als der beschäftigste Landprediger. Auch liefs er sich hinsichtlich der Treue in der Erfüllung aller seiner Berufspflichten von Niemand übertreffen. Gleichwohl hatte er nach den Berichten von *Böttiger* und *Pölitz* Zeit, *täglich* die Bibel in den Grundsprachen zu lesen, auch der Lectüre der alten Classiker mindestens eine halbe Stunde zuzuwenden. Arbeitsvoll, wie nur immer eine amtliche Stellung seyn kann, war die des verewigten *Goldhorn*, auf welchen der Vf., ohne ihn zu nennen, mit ehrenwerther Pietät S. 32 hinweis't. Aber auch *Goldhorn* fand Zeit zu solchen Beschäftigungen, die ihm die Grimmaische Fürstenschule zum Bedürfnifs gemacht hatte. Ist so etwas nur erst durch längere Gewöhnung ein stehender Artikel der Tagesordnung geworden, so weifs Rec. aus Erfahrung, und gewifs viele seiner Amtsbrüder wissen es, dafs solche Ordnung leicht gehalten werden kann. Macht ein arbeitsvoller Tag einmal eine Ausnahme nöthig, so läfst sich das Versäumte an ruhigern Tagen einholen, oder das voraussichtlich zu Versäumende läfst sich auch vorwegnehmen.

Uebrigens enthalten die Aufsätze des Hn. *H.* so viel Beherzigenswerthes, dafs wir dieser kleinen Schrift eine recht weite Verbreitung wünschen müssen. Sie ist im Namen des Grimmaischen Predigerver-

vereins Hn. M *Vater*, zu Seifertshayn, am Tage seines 50jährigen Amtsjubiläums geweiht. Von diesem ehrwürdigen Jubelgreise sind hier auch zwei in dem Vereine gehaltene lesenswerthe Vorträge, *eine kurze Apologie der Privatbeichte*, und *über Strafpredigten* abgedruckt.

MUSIK.

Weimar, b. Voigt: *Abhandlung über Klavier-Saiten-Instrumente*, insonderheit der Fortepiano's und Flügel, deren Ankauf, Beurtheilung, Behandlung, Erhaltung und Stimmung. Ein nothwendiges Handbuch für Organisten und Schullehrer, Orgel- und Instrumentenmacher, von *Christ. Friedr. Gottl. Thon*. 2te durchaus umgearbeitete, verbesserte u. vermehrte Aufl. Mit Zeichnungen und Notenblättern. 1836. XII u. 172 S. in 8. (18 gGr.)

Dafs ein solches Buch höchst nützlich seyn kann, leuchtet Jedem ein; gäbe sich ein Mann die Mühe, Alles zu entfernen, was nicht durchaus praktisch ist aber zur Sache gehört, das Nothwendige dagegen kurz und klar im besten Zusammenhange zu geben, müfste ein wahres Noth- und Hülfsbüchlein daraus werden, das in Aller Händen seyn würde. Dafs die Schrift des Hn. *Thon* eine zweite Aufl. erlebt hat, macht sie wieder verkäuflich. Die erste Aufl. erschien 1817. Seit dieser Zeit hat sich aber hierin so viel geändert, dafs das in der alten Ausgabe Gesagte schlechthin nicht mehr ausreichen kann. Der Verf. giebt Beweise, dafs er den neuern Erfindungen und Verbesserungen in diesem Fache seine Aufmerksamkeit geschenkt hat; ist auch so ehrlich genug, es selbst anzugeben, dafs er für seine Umarbeitungen das Stuttgarter Universal-Lexicon der Tonkunst, namentlich den Artikel „*Fortepiano*" von G. Schilling benutzt hat, über die Stimmung aber das französische Schriftchen des Hn. *C. Montal* (Paris 1834) übersetzt geliefert hat. Dabei macht er aufmerksam, dafs das Werkchen von *J. E. Häuser*: „Kurze faßliche Anweisung zum Stimmen des Fortepiano" (Quedlinburg u. Leipzig 1835) nichts weiter als eine Uebersetzung der genannten Abhandlung sey, in welche nur einige Stellen des *M. G. di Roma* eingeschaltet wurden. Im ersten Cap. werden diese Instrumente geschichtlich betrachtet und beschrieben, gut, kurz und unterrichtend, dabei angenehm zu lesen. 2. Cap. von der Wahl und dem Ankaufe derselben, mit Betrachtung ihrer wichtigsten Theile. Hier ist schon Manches eingeschoben, was zwar an einem Orte wohl nützlich wäre und gern gelesen würde: man will aber hier die nothwendigen Eigenschaften eines gut gearbeiteten Instrumentes kennen lernen und sieht sich darin — aufgehalten. — Gegen mehr als 6 volle Octaven stimmt der Vf. mit Recht. — Das Cap. von der richtigen Behandlung und Erhaltung solcher Instrumente kann zwar nur Bekanntes bringen, was aber doch Vielen unbekannt genug ist. Man hüte sein Instrument vor Nässe, Zugluft, zu grofser Wärme; gebe ihm eine doppelte Decke, reinige es von Zeit zu Zeit mit einem Handblasebalge und mit Federn; das äufsere Holzwerk mit einem in Oel getränkten Wollenzeug; die Claviatur reibe man mit Nufs- oder Mandelöl ab; — halte sein Instrument stets verschlossen; dresche nicht, sondern spiele darauf; sehe auf gleichmäfsigen Bezug der Saiten und auf einerlei Stimmungshöhe, und helfe dem kleinsten Fehler bald ab u. s. w. — Im 4ten Cap. von der Stimmung. Der Verf. erklärt die deutschen Saiten, namentlich die Nürnberger, für so gut als die Englischen. Zum Abreiben der Saiten braucht man bekanntlich ein Stück Bimstein, wenn sich Rost angelegt haben sollte. Was zum Stimmen gehört, sowohl die nöthigen Instrumente als die Art und Weise, wird vom Kleinsten bis zum Gröfsten sorgfältig und genau beschrieben (für nicht Wenige wohl auf zu vielfache Art). Endlich S. 141 wird die neue Art, Claviere und Fortepiano's zu stimmen, nach dem Franzosen *Montal* bekannt gemacht, wozu auch die Stimmtafeln mitgetheilt werden. Dieser Mann beweist erst die Nothwendigkeit der Temperatur. Wir finden überhaupt nichts Ausgezeichnetes in dieser Methode, die weder etwas Besseres noch etwas Leichteres giebt, als die allergewöhnlichste. Unsere guten Stimmer verfahren sogar leichter faßlich und kommen damit zu einem sehr guten Ziele. Und der Vf. des Buches gibt selbst eine leichtere an, was ihm die meisten Leser mehr verdanken werden, als die Uebersetzung aus dem Französischen, die zwar nicht ohne Interesse ist, aber für uns Teutsche keinen praktischen Vortheil gewährt. Dafs der ungleichschwebenden Temperatur der Vorzug gebührt, ist jetzt überall angenommen und mit Recht. — Schliefslich müssen wir noch einer teutschen Eigenheit erwähnen, zu deren Verminderung wir das Unsere gern beitragen. Auf die neuern Versuche der Ausländer, die Stimmung zu sichern oder zu erleichtern, hat der Verf. Rücksicht genommen, ob sie auch nicht von der gröfsten Bedeutung sind. Das wäre löblich, wenn nicht teutsche und viel wichtigere neue Stimmungsarten geradezu ganz übergangen worden wären. So hat z. B. unser Vf. von den Berichtigungen, ja von der Erfindung Heinrich Scheibler's in Crefeld, welcher die Reinheit der Töne nach Stöfsen berechnete und vortreffliche Stimmgabeln verfertigen liefs, auch nicht eine Sylbe erwähnt. Das ist Unrecht. Die Sache wäre ihm gewifs nicht entgangen, wenn er nur mit einiger Aufmerksamkeit die Leipziger allgem. musikal. Zeitung gelesen hätte, wo öfter von dieser Erfindung und von den kleinen Schriften des Hrn. Heinr. Scheibler die Rede gewesen ist. Wann wird der Teutsche anfangen, seine eigenen Landsleute nicht zu vernachlässigen? — Das hindert aber nicht, das Buch Allen zu empfehlen, die über diese Gegenstände im Nöthigen unterrichtet seyn wollen; es wird ihnen vielfachen Nutzen bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

ALTE GEOGRAPHIE.

Leipzig, im Verl. b. Engelmann: *Beiträge zur Geographie von Hellas*, mit besonderer Beziehung auf antiquarische Verhältnisse von Dr. *G. L. Kriegk*. Erstes Heft. 1835.

Auch unter dem Titel:

Das thessalische Tempe, in geographischer und antiquarischer Hinsicht dargestellt von Dr. *G. L. Kriegk*. Mit einer lithographirten Karte. II u. 72 S. 8.

Durch ein sehr gefälliges Aeufsere empfiehlt sich diese kleine Schrift eben so sehr als durch ihren Inhalt. Sie soll eine Reihe von Abhandlungen über einzelne Theile von Griechenland eröffnen, die der Vf. in antiquarisch-geographischer Hinsicht möglichst erschöpfend darstellen will. Dafs er damit etwas Zweckmäfsiges thut, ist nicht zu bezweifeln, und dafs er es in zweckmäfsiger Weise thut, kann ihm Rec. mit Freuden bezeugen. Nur einige wenige Bedenklichkeiten sind es, welche sich demselben dargeboten haben.

Was zunächst die *antiquarisch-historische* Rücksicht, oder, wie es auf dem Titel heifst, die besondere Beziehung auf *antiquarische Verhältnisse* betrifft, so wäre wohl zu wünschen, der Vf. hätte sich hierüber etwas näher erklärt. Es scheint nicht, als ob er damit blos sagen wolle, dafs seine Untersuchungen sich nicht ausschliefslich auf den gegenwärtigen Zustand des Landes beziehen sollen, so dafs die Berücksichtigung des Alterthums blos Nebensache wäre; im Gegentheil geht aus dem Buche selbst hervor, dafs diese ihm die Hauptsache ist, und doch bemerken wir dabei wieder manche Beschränkungen, deren Grund nicht klar ist. Namentlich fällt es uns auf, dafs er die Beziehung auf historische Ereignisse des Alterthums mit Absicht eigentlich nie beachtet hat, und doch ist dies gerade eine sehr wichtige Rücksicht bei dem Studium der alten Geographie; ja es ist ihr wesentlichster Nutzen und Zweck, die alte Geschichte zu erläutern, und zugleich auch die Mythologie. So wie nun der Vf. pag. 58 fg. über die Heiligkeit des Ortes wenigstens beiläufig gesprochen hat (wobei wir uns aufser den angeführten Stellen noch *Plutarch. de orace. def.* pag. 646 und *quaest. graec.* pag. 176 *ed. Reisk.* gemerkt haben), so hätte er, dünkt uns, auch über die historische Wichtigkeit des Tempe sprechen sollen, und zwar über beides *ex professo*; und bei dem umfassenden, fleifsigen Studium des Vf. wäre es ihm gewifs kein sehr grofser Zuwachs an Arbeit gewesen, wenn er eine Uebersicht der hauptsächlichsten Ereignisse gegeben hätte, die sich an das Tempe knüpfen. Dafs dies aber zu den *antiquarischen Verhältnissen* gehört, dafs es von einer *erschöpfenden* Behandlung nicht ausgeschlossen werden kann, scheint am Tage zu liegen, und wir wünschten, dafs der Verf. in den folgenden Heften hierauf Rücksicht nähme.

Aber in spezieller Beziehung auf das Tempe scheint uns das Verfahren des Vfs. noch eine andere Folge gehabt zu haben, die ebenfalls der Erschöpfung des Stoffs Eintrag thut. Er bemerkt selbst ganz richtig pag. 52, dafs Livius bei seiner Beschreibung des Tempe weder von dem geographischen noch von dem ästhetischen Standpunkte ausgegangen ist, sondern von dem militärischen, indem er es als eine Verbindungsstrafse zwischen Thessalien und Mazedonien betrachtet; aber jeden solchen einzelnen Gesichtspunkt, zumal einen so wichtigen, hätte ohne Zweifel auch der Vf. fassen sollen. Nun hat er allerdings die durch das Tempe führende Strafse in einem besonderen Kapitel berücksichtigt, pag. 19 bis 21, jedoch nicht in der Ausführlichkeit, die ihre militärische Bedeutung gehörig ins Licht stellte; denn dazu gehörte nothwendig eine Berücksichtigung der Umgebungen, insofern diese für den Krieg wichtig sind. Es hätten gleich hier die vier Castelle erwähnt werden müssen, die zum Schutze des Passes angelegt waren, nach *Livius* XXXXIIII. c. 6; selbst die ferner liegende Stadt *Demetrias* galt für eine Fessel Griechenlands, weil sie den Tempe-Pafs beherrschte; s. *Strab.* IX. p. 293 und 305 *ed. Tauchn. Liv.* XXXII. c. 37; und wie der Zugang bei Gonnus, so hätte auch der Ausgang eine genauere Erwähnung verdient; denn wenn auch die nach Dium führende Strafse nicht mehr zum Tempe gehört, so verdiente sie doch insofern eine Erwähnung, als sie erst zum Eintritt in Mazedonien führt, der allein dem Tempe-Passe eine so grofse Wichtigkeit giebt. Wir bemerken hierbei gelegentlich, dafs in dem *Itinerarium Antonini* (nach der Ausgabe von *Bertius* im *Theatr. geograph.*, denn die neueste ist uns nicht zur Hand) ein augenscheinlicher Fehler ist, wenn die Entfernung zwischen Larissa und Dium auf XXIIII mil. pass. angegeben wird. Denn nach *Liv.* XXXVI. c. 10, mit dem auch die Angaben neuerer Reisenden vollkommen übereinstimmen, ist Gonnus von Larissa XX mil. pass. entfernt. Dazu werden wir für das Tempe selbst V mil. pass. rechnen mit *Livius* und *Plinius*, wie auch der Vf. fünf englische Meilen annimmt.

nimmt. Nun giebt ferner *Livius* XXXXIIII, cap. 9 an, dafs Heraclium in der Mitte liege zwischen Tempe und Dium, und dafs es von Phyla (s. ebendaselbst cap. 8 a. E.) V mil. pass. entfernt war; hätten wir nun eine genaue Angabe über die Entfernung zwischen Phyla und Tempe, so wäre die Rechnung dadurch zu einem sichern Schlufs geführt; aber Rec. kennt weder eine solche Angabe, noch hat er bei *Dodwell*, *Gell*, *Pouqueville* und *Bartholdy* eine Nachricht über etwanige Spuren von Phyla und dessen Lage gefunden; da es jedoch den Zugang zum Tempe von dieser Seite beherrschte, wie aus *Liv.* XXXXII, cap. 67 und XXXXIIII, cap. 2, cap. 7 a. A. u. E. und cap. 8 hervorgeht, so wird es sehr nahe daran gelegen haben; es möchte also in dem *Itiner. Anton.* wohl XXXVII statt XXIIII zu lesen seyn; jedoch könnte auch gegen XXXVIII, XXXVIIII u. XXXX nichts eingewendet werden; im letzteren Falle wäre Phyla von Tempe 2½ mill. pass. entfernt.

Doch betrachten wir nun das näher, was der Vf. wirklich gegeben hat, so müssen wir ihm bezeugen, dafs sein Fleifs in der That alles erschöpft hat, was bemerkenswerth erscheinen konnte. Rec. hat sich früher mit einer ausführlichen Arbeit über die Verbindungsstrafsen in Griechenland beschäftigt und hatte mit denen zwischen Thessalien und Mazedonien angefangen; aber er kann versichern, dafs von *Homer* bis zur *Anna Comnena* alle wichtigen Stellen, die er selbst benutzte, auch von dem Vf. benutzt sind und noch viele andere, die für seinen weitern Zweck von Nutzen waren. Nachträge sind also hier nicht zu liefern; nur etwa eine Betrachtung der Angaben des *Ptolemaeus* wäre noch wünschenswerth gewesen, obgleich dieselben hier schwerlich einen Einfluss haben können, z. B. pag. 68 bei der Bestimmung der Lage von Gonnus, worin *Ptolemaeus* gewaltig abweicht. Aber was die Behandlungsart des Vf. betrifft, kann Rec. nicht umhin einige kleine Ausstellungen zu machen.

So klar und anschaulich auch im Allgemeinen die Darstellung des Vf. ist, so können wir doch dies nicht in gleich hohem Grade von allen Abschnitten rühmen, namentlich nicht von dem ersten, welcher eine allgemeine Ansicht von Tempe giebt, die der minutenweisen, atomistischen Beschreibung nach *W. Gell* vorhergeht. Jene hätte es sich besonders zur Aufgabe machen müssen, ein recht lebendiges, deutliches Bild von dem ganzen Tempe zu geben, was nicht recht gelungen ist. So wird pag. 4 nur das Herantreten des Ossa an den Peneus näher bezeichnet, und die andere Seite des Olymp nicht erwähnt, über die das Nöthige erst pag. 5 folgt, nachdem inzwischen von den Quellen, der Vegetation u. s. w. die Rede gewesen ist. Besonders vermissen wir es, dafs nicht nach *Bartholdy* pag. 135 die Eintheilung des ganzen Tempe in drei Theile angegeben ist, zwei weitere und einen engeren, woher jener Reisende auch den Plural τὰ Τέμπη leitet; die Erweiterung nach dem Ausgang zu erwähnt der Vf. pag. 4 gar nicht, und allerdings versteht sie sich eigentlich von selbst, wenn vorher der engste Punkt erwähnt ist, aber um ein anschauliches Bild zu geben, mufs man malen, und darf nicht die Schlüsse des Lesers, sondern nur seine Anschauung in Anspruch nehmen. Uebrigens würden wir hier auch die nicht uninteressante Vorstellung vom Tempe erwähnt haben, die der wunderliche, aber nicht geistlose und an andern Orten auch berücksichtigte *C. de Pauw* in den *recherches sur les Grecs* vorgetragen hat, von dem, wenn wir nicht irren, auch die Meinung herrührt, dafs *Lycostomion* im Mittelalter der Name für Tempe gewesen sey.

Ein andrer Mangel, der die deutliche Uebersicht über das Ganze hindert, ist die in mehrfacher Beziehung tadelnswerthe Reihenfolge der Kapitel, die hier einfach anzugeben genügen wird: 1) Allgemeine Ansicht des Tempe. 2) Specielle Beschreibung des Tempe. 3) Die Felsen der Tempé-Schlucht. 4) Die durch das Tempe führende Strafse. 5) Ueber die Vegetation im Tempe. 6) Der Peneus und seine Nebengewässer im Tempe. 7) Länge und Breite des Tempe. 8) Ueber die Entstehung des Tempe. 9) Namen des Tempe. 10) Ueber die aus dem Alterthum überlieferten Beschreibungen des Tempe. 11) Ueber die antike Ansicht vom Tempe und die Identität des Baba-Passes mit dem Tempe der Alten. 12) Ueber die im Tempe befindlichen Trümmer und die lateinische Inschrift in demselben. —

Nach diesem ersten Hefte läfst sich erwarten, dafs der Vf. auch in den folgenden gleich gründliche, auf ein mit sehr rühmlichem Fleifse gesammeltes Material gestützte und mit Umsicht geführte Untersuchungen mittheilen wird; die Anerkennung und der Dank derer, welche sich für die alte Geographie Griechenlands interessiren, kann ihm nicht entgehen, und je freudiger dies Rec. ausspricht, desto mehr hielt er es für seine Schuldigkeit, auf die angegebenen Mängel aufmerksam zu machen, die zwar das Verdienst des Vf. im Wesentlichen nicht schmälern, die man aber doch gerade bei so tüchtigen Arbeiten um so mehr vermieden zu sehen wünschen mufs.

Der beigegebenen Karte ist nach des Vfs. Versicherung in ihren Hauptzügen eine in *Clarke's Travels in various Countries of Europe* mitgetheilte Zeichnung *Gell's* zum Grunde gelegt; eine Vergleichung konnte Rec. nicht anstellen; aber die hier gegebene ist sehr gut lithographirt, deutlich und genau. —

Zu bemerken ist noch, dafs der Vf. einige nicht zu verachtende Verbesserungen zu verschiedenen Autoren mittheilt; so pag. 14 zu *Senec. Troad.* 846, pag. 25 zu *Nicand. Alexiph.* 199, pag. 36 zum *Schol. Pind. Pyth.* IV, 246, pag. 47 zu *Suidas*; und die Bemerkungen zu *Fulgentius* pag. 40 fg., zu *Plin. Nat. hist.* IV, 8 pag. 34, zu *Ovid.* pag. 31. Wenn er aber pag. 19 bei *Polyaen* IV, 3, 23 die Verbesserung des *Casaubonus* billigt, so ist er im Irrthum; denn dort

ist

ist das ἔτι nur eine schlechte Glosse, die sich nur in den von *Darmarius* geschriebenen Handschriften findet; die besseren des *Maasvicius* und meine beiden haben: μεθ' ἣν βασιλεὺς ἀλέξανδρος ἰνδικῆς θεσσαλῶν u. s. w. Darnach ist ohne Zweifel zwischen ἰνδικῆς und θεσσαλῶν der Schluſs des 22sten Strategems und zugleich die Auslassung von ein paar Worten anzunehmen, z. B. κατέστη. — Ἀλέξανδρος Θεσσαλῶν u. s. w. Ueber die Sache selbst giebt auch *Droysen* Alex. pag. 58 keine Auskunft.

Druckfehler finden sich auſser den angegebenen nur sehr wenige leicht zu verbessernde, z. B. pag. 9 Z. 16 *Percipice*, p. 21 Z. 7 φυλάττοντο, Z. 10 οὔκ, pag. 25 Anm. Z. 10 χαίτην.

F. Haase.

GESCHICHTE.

PARIS: *Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie*, Duchesse de Thuringe (1207 — 1231) par le Comte *Montalembert*, Pair de France. 1836. CXV u. 437 S. gr. 8.

Eine in mehrfacher Beziehung sehr merkwürdige Erscheinung! Denn wenn das Buch einerseits das sicherste Bild von einer gewissen jetzt namentlich in Frankreich um sich greifenden religiösen Richtung giebt, so ist andrerseits schon die Persönlichkeit des Vfs. geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, um so mehr da sein Name durch die Vertheidigung des Abbé de Lamennais in Rom nicht mehr unbekannt war. Gewiſs ist es keine der gewöhnlichen Erscheinungen, einen Franzosen zu sehen, welcher, der höchsten Klasse der Gesellschaft angehörend, sich den tiefsten Studien hingiebt, sich in die Erforschung einer fremden Sprache und Literatur versenkt, um das Leben einer Heiligen zu beschreiben; und das nicht etwa in aller Bequemlichkeit auf seinem Arbeitszimmer, nein, er bereist alle die Länder, wo seine Heilige gelebt hat, um durch Anschauung der Oertlichkeiten ein richtiges Bild vom Schauplatze zu erhalten, der Phantasie eine lebendige Haltung und durch Sammlung der örtlichen Sagen dem ganzen Gemälde eine frische Farbe zu geben. Zwar sind unter dem höheren französischen Adel unserer Zeit die Beispiele tüchtiger wissenschaftlicher Bestrebungen und Leistungen keineswegs selten (Ref. sah während seiner kurzen Anstellung an einer Bibliothek schon einige französische Pairs ankommen, um wissenschaftliche Nachsuchungen anzustellen; bis jetzt ist ihm jedoch das Vergnügen noch nicht geworden, einem deutschen Standesherren in dieser Beziehung dienen zu können), doch möchte es unter denselben nur wenige geben, welche so tief in die deutsche Literatur eingedrungen wären, als der Gr. *v. Montalembert*. Ref., welcher Gelegenheit gehabt hat, den geistreichen jungen Mann kennen zu lernen, war erstaunt über dessen genaue Kenntniſs unserer ältesten Literatur und über die Fertigkeit, mit welcher er die alten deutschen Urkunden las und verstand. Doch nun zum Buche selbst.

Auf dem Titel hat der Vf. die Absicht seines Buches durch die Worte *Wilhelms v. Malmesbury* ausgesprochen: *Ab antiquo scriptis non contentus, ipse quoque scripturire incepi, non ut scientiam meam, quae pene nulla est, proponerem, sed ut res absconditas, quae in strue veritatis latebant, convellerem in lucem.* Die Benennung der heil. Elisabeth „*Duchesse de Thuringe*" sucht der Vf. dadurch zu rechtfertigen, daſs der Titel „Landgraf" im Französischen kein entsprechendes Wort habe, besonders im Femininum; deſshalb habe er statt Landgraf und Landgräfin stets *Duc* und *Duchesse* gesetzt, indem diese beiden Würden sich völlig gleich wären. Im Deutschen läſst sich dies allenfalls halten; ob aber den Franzosen dadurch die richtige Vorstellung gegeben worden ist, möchte sehr die Frage seyn.

Die Einleitung soll ein allgemeines Bild des politischen und religiösen Zustandes des dreizehnten Jahrhunderts geben, als der Periode des Lebens und Wirkens der heil. Elisabeth. Sie ist, wie überhaupt das ganze Buch, mit einer, wenn auch einseitigen Begeisterung und einer blendenden Phantasie geschrieben, und es möchte nur wenige Werke geben, in denen sich eine beredtere und feurigere Lobrede des Mittelalters fände, dieses nach dem Ausdrucke des Vfs. recht eigentlichen *age catholique*, als gerade hier. Eine Ausgleichung, ein gewisses Ebenmachen, ein Abwägen der Gründe für und wider in dem groſsen Kampf, der jene Zeiten bewegte, liegt fern von der Absicht des Vfs.; er steht ganz, mit Leib und Seele, auf der einen Seite, weil er nirgends anders stehen *kann*; hier ist ein Kampf zwischen Gott durch seinen Stellvertreter und die Anmaſsungen der Welt, hier wird gestritten für die Oberherrschaft des Geistes über die materielle Macht; wer aber wollte schwanken in Ergreifung einer Partei, wo es gilt zu vertheidigen „*die Rechte Gottes*" („*les droits de Dieu*" pag. XXI) gegen die Eingriffe der weltlichen Macht („*les serres impériales*" p. XIX)? Wer wollte von diesem Standpunkte aus nicht einstimmen, wenn der Vf. über den Untergang des Schwäbischen Kaiserhauses sagt: *Triomphe à jamais mémorable du droit sur la force, de la foi sur l'intérêt matériel: troisième acte de ce grand drame* (es ist von dem Banne die Rede, den Innocenz IV. von Lyon aus gegen Friedrich II. schleudert), *ou saint Grégoire VII. et Alexandre III. avaient déjà foulé aux pieds l'élément rebelle aux acclamations des saints et des hommes. On sait assez comment la providence se chargea de ratifier cette sentence.*" Freilich, das hohe Kaiserhaus ging unter! Wer unter uns aber hat im Rathe des Ewigen gesessen, um auf diese Art die Entwickelungen der Weltgeschichte, „die Ratificationen der Vorsehung" deuten zu können?

Zuerst finden wir in der Einleitung ein Bild der Kirche und ihrer Häupter, nur Heiligkeit, nur Licht, Lie-

Liebe, Keuschheit, Frömmigkeit, ein Streben nur nach dem Ewigen, Geistigen, ein Kampf für die Rechte Gottes und die Interessen des Himmels, — das Ganze ein Bild leider aus einem andern Leben. Dafs dabei die imponirende Figur eines Innocenz III. mit besonderer Begeisterung behandelt werde, ist wohl nicht anders zu erwarten, und gewifs wird kein Billiger einem Katholiken, der *nur* Katholik seyn will, einen Vorwurf daraus machen, wenn er die grofsartige Erscheinung der Kirche im Mittelalter mit den glänzendsten Farben ausmalt und von dem *dogmatischen Standpunkte* ausgehend nur Vollkommenheit und Heiligkeit findet. Giebt es ja auch unter uns Leute, die ohne jenen felsenfesten Glauben aus blofser Affectation von Unparteilichkeit höchst parteilich geworden sind, und weil ihnen der kindliche Glaube fehlt ein Bild des Papstthums hinstellen, welches ohne Leben, ohne Feuer, ohne Begeisterung nur die lederne Natur des Malers auszudrücken im Stande ist. Unser Vf. scheint indefs gefühlt zu haben, dafs sich nur mit Licht nicht wohl malen lasse; dafshalb fügt er am Ende seiner Lobrede wenigstens scheinbar einige Schattenstriche hinzu: *Assurément, dans le sein de l'Eglise qui avait de pareils chefs, bien des misères humaines se trouvaient mêlées à tant de grandeur et de sainteté: il en sera toujours ainsi tant que les choses divines seront déposées entre les mains des hommes; mais* — Nun, wenn man nur eine menschliche Zumischung zugesteht! man weifs ja, dafs wenig Sauerteig den ganzen Teig säuert.

Gegenüber dieser „majestätischen Kirche" erhob sich „die zweite Majestät" *devant laquelle les hommes de ce temps s'inclinaient.* Zum Unglück war nach dem Aussterben des Sächsischen Hauses die Krone des heil. Röm. Reichs zweien Familien zu Theil geworden, in denen der „grofse und fromme Geist" Karls d. G. allmälig erloschen war, nämlich der von Franken und Schwaben; statt desselben hatte sich ein anderer eingeschlichen *impatient de tout joug spirituel, superbe et fier de la seule force des armes et du bien féodal, tendant sans cesse à confondre les deux puissances, à absorber l'Eglise dans l'Empire.* Hier ist ein wunder Flecken und es ist zu verwundern, dafs der Vf. nicht sah, wie leicht dieser Vorwurf zurückgegeben werden konnte, wenn man nämlich *zurückgeben* sagen darf von einer Sache, die vorher schon gegeben war. Unser Vorkämpfer „der Kirche" kennt den grofsen Dante, die herrlichste Erscheinung des von ihm geschilderten Jahrhunderts, recht wohl, und besinnt sich gewifs des herrlichen Gesprächs mit dem Lombarden *Marco, Purgatorio* XVI:

Soleva Roma che 'l buon modo feo,
Duo soli aver che l'una e l'altra strada
Facean veder, e del mondo e di Deo.

L'un l'altro ha spento ed è giunta la spada
Col pasturale, e l'un coll' altro insieme
Per viva forza mal convien che vada,

Però che giunti l'un l'altro non teme,
Se non mi credi pon mente alla spiga,
Ch'ogni erba si conosce per lo seme.

— — — —

Di' oggimai che la chiesa di Roma
Per confondere in se duo reggimenti
Cade nel fango e se brutta e la soma.

Worauf denn der Dichter ausruft:

O Marco mio, — — ben argomenti;
Ed or discerno perchè dal retaggio
Li figli di Levi furono esenti.

Dante, welcher alle Verhältnisse seiner Zeit genauer und tiefer durchblickte, als es uns je möglich seyn wird, erkannte die Fehler beider kämpfenden Parteien (*Parad.* VI) und fand sich dadurch bewogen, eine Partei für sich zu machen; und so bildete sich in ihm jene erhabene Ansicht eines doppelten Regiments, eines unabhängig vom andern, eines das andere stützend, deren Ausführung nicht hieher gehört. Auffallend ist es jedoch, dafs unser Vf. die Eingriffe der Kirche in das weltliche Regiment so ganz mit Stillschweigen übergeht, auffallend um so mehr, da die *reiche* Kirche überhaupt sich mit seinen anderweitigen Ansichten nicht verträgt. Doch hiervon unten noch einige Worte; jetzt nur noch die merkwürdige Stelle, wo der Sturz der Hohenstaufen und die Intriguen des Papstes dabei erzählt werden. Zum besondern Vorwurf wird Friedrich II. seine Aufnahme der Sarazener gemacht; nun ist es freilich eine bekannte Sache, dafs S. Heiligkeit die Verbindung mit den Ungläubigen keineswegs verschmähte (*in maiorem Dei et Ecclesiae gloriam*); für den Kaiser aber war es ein Verbrechen und wir lesen S. XXXV „*Le midi de l'Italie fut inondé par cet empereur et son fils Mainfroy de colonies sarrasines, jusqu' à ce que Rome y eût appelé une nouvelle race française, la maison d'Anjou, qui vint, comme autrefois les preux Normands, garantir l'indépendance de l'Eglise, et fermer aux infidèles cette porte de l'Europe.* In der Wahl seiner Mittel scheint demnach der Stellvertreter Gottes nicht besonders delicat gewesen zu seyn; sollte aber nicht diesmal der *Franzose* den Kämpfer für die *arme* Kirche, den Bewunderer der Bettelmönchsorden und namentlich des Thomas von Aquino (S. LII) überflügelt haben? Hören wir einmal über dieses erwählte Rüstzeug (den Karl v. Anjou) einen Mann der ihn wohl kannte, Dante; *Purgat.* XX führt er den Hugo Capet redend ein:

Mentre che la gran dote Provenzale
Al sangue mio non tolse la vergogna,
Poco valea, ma pur non facea male.

Là cominciò con forza e con menzogna
La sua rapina; e poscia per ammenda
Ponti e Normandi prese e la Guascogna.

Carlo venne in Italia, e per ammenda
Vittima fe' di Curradino, e poi
Ripinse al ciel Tommaso per ammenda.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1837.

GESCHICHTE.

PARIS: *Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie,* — — par le Comte *Montalembert* etc.

(*Beschluss von Nr.* 111.)

Bei der Schilderung des Zustandes von Frankreich verweilt der Vf. mit besonderer Liebe bei der Ausmalung des schönen Bildes Ludwigs des Heiligen; gern verweilt man dabei, um sich von dem Eindruck zu erholen, den die Auffassung der Albigenser-Kriege zurücklassen muss. Die begangenen Gräuel werden zwar nicht in Abrede gestellt; „*sans doute on employa trop souvent des moyens déplorables, dont la charité chrétienne a horreur et que le saint siège réprouva toujours, même au plus fort de la lutte. Mais* —" Selbst das Scheusal eines Simon v. Montfort findet seine Rechtfertigung; denn *l'on n'a pas encore, que nous sachions, trouvé le moyen de faire la guerre, et surtout une guerre de religion, avec aménité et douceur* (*p. XXVI.*).

Die Schilderung von England, Schottland, Italien, Spanien übergehen wir; überall finden sich geistreiche Ansichten, eine schöne Darstellung, eine rein katholische Auffassung. Näher in Verbindung mit der Hauptaufgabe des Werkes steht der zweite Theil der Einleitung, welche von der *vie de l'âme et des croyances, la vie intérieure* handelt. Neben den grossen Ereignissen, welche Reiche stürzen und Reiche gründen, sehen wir die gewaltigsten Bewegungen im Reiche der Geister; neben gewaltigen Kriegern und gekrönten Heiligen, sehen wir die Kirche unüberwindliche Eroberer und Heere aus allen Ständen geworbener Heiligen zur Gewinnung der Seelen aussenden. „Es hatte sich in der That eine grosse Verdorbenheit der Sitten in die kirchliche Gesellschaft eingeschlichen; Ketzereien drohten überall, Inbrunst und Frömmigkeit waren erschlafft, die grossen Richtungen früherer Jahrhunderte, Cisterzienser, Prämonstratenser, Karthäuser, genügten nicht mehr sie zu beleben, besonders da sich der Schulen eine unfruchtbare Logik bemächtigt hatte, bei der oft alle geistigen Quellen versiechten. Es bedurfte einer neuen Macht und diese fand sich in Domingo de Guzman aus Kalahorra und Franz von Assisi nebst ihren Söhnen den Dominikanern und Franziskanern. Weitläuftig und mit besonderer Vorliebe verbreitet sich der Vf. über die beiden *glorieux patriarches de cette régénération*, über ihre nächsten Schüler und die aufserordentliche Wichtigkeit der Bettlerorden für das ganze kirchliche Leben; es ist dieses der Punkt, wo der Vf. mit seinem Lehrer de Lamennais zusammentrifft, und man muss gestehn, dass diese Apotheose der Armuth ein grosser Gedanke ist, dieses Aufgeben alles Irdischen zur Erwerbung des Himmelreichs, das Verlassen alles Zeitlichen um Christo nachzufolgen. Schon Dante fasste auf seine grossartige Weise die Idee der Bettlerorden in diesem Sinne auf, und in seinem Systeme mussten deshalb die beiden Stifter derselben diese hohe Stelle einnehmen. Sie waren ihm die Vorbilder der Kirche, wie sie seyn sollte: sie, eine Stiftung dessen, der nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte, dessen Reich nicht von dieser Welt war — sie sollte reich seyn an Tugend, an Heiligkeit, an Liebe, an Lebhaftigkeit, ein leuchtendes Muster für die Welt; sie sollte, den Blick nur nach dem Ewigen, Unvergänglichen gerichtet, den Menschen vorangehen auf dem steilen Pfade zum Himmel und denselben eben machen für die ihnen von Christus anvertraute Heerde; nichts Weltliches sollte sie zerstreuen, nichts Irdisches sie fesseln. Diese Sorge sollte nur der weltlichen Macht obliegen. Unser Vf. ist von diesem Bilde gewiss auch durchdrungen; er führt öfter die Stellen Dante's an über den Dominikus und Franciscus; wie er aber damit die dreifache Krone des *servus servorum* und sein Einmischen in alle weltliche Händel vereinigen will, mag er selbst sehen. Es war wohl kein Vortheil, dass die *ecclesia militans* auf Erden schon *ecclesia triumphans* wurde.

Kürzer wird der Zustand der Wissenschaften beschrieben, besonders in Bezug auf Philosophie und die Abfassung einheimischer Gesetzbücher. Ueber die Kunst ist folgende Stelle charakteristisch: „*ce siècle voit éclore cette douce et majestueuse puissance de l'art chrétien, dont l'éclat ne devait pâlir que sous les Médicis, lors de ce qu'on appelle la Renaissance, et qui fut en effet la renaissance de l'idolâtrie païenne dans les lettres et les arts* (*p. LXV*). Uebrigens finden sich in diesem Abschnitte viele geistreiche und fruchtbare Gedanken. Von den Künsten geht der Vf. nur Dichtkunst über; von der Deutschen heifst es: *Nous le disons avec une conviction profonde, nulle poésie n'est plus belle, nulle n'est empreinte d'une telle jeunesse de coeur et de pensée, d'un enthousiasme si ardent, d'une pureté si sincère: nulle part enfin les nouveaux élémens que le christianisme a déposés dans l'imagination humaine n'ont remporté un plus noble triom-*

triomphe. Que ne pouvons nous rendre un hommage plus éclatant aux délicieuses émotions que son étude nous a values, lorsque nous avons ouvert les volumes où dort cette merveilleuse beauté (*p. LXXVI.*).

Nachdem alsdann der Verf. noch einmal auf den heil. Franz und den heil. Ludwig zurückgekommen, findet er den natürlichen Uebergang zur heil. Elisabeth in der vollkommenen Uebereinstimmung ihres Grundwesens „der glühenden Liebe zur Armuth, der Wollust der Duldung und Demüthigung, dem unbedingten Dienste des Gehorsams." Die Betrachtung dieser herrlichen Erscheinung veranlafste den Verf. zur tieferen Ergründung der Geschichte dieser „lieben Heiligen" und zur Darstellung derselben mit gläubiger Seele, denn *nous avouons sans détour que nous croyons de la meilleure foi du monde à tout ce qui a jamais été raconté de plus miraculeux sur les saints de Dieu en général et sur sainte Elisabeth en particulier* (*p. XCV.*). Von diesem Gesichtspunkte aus kann man das Verfahren des Vf. nur billigen, wenn er, nach seiner Versicherung, nichts von dem Seltnigen hinzufügt, *und nichts ausläfst*; denn eine historische Kritik ist durchaus unmöglich, sobald man die Dogmatik zu Grunde legt. Eine tiefere Begründung des Glaubens an die Wunder weist er ab und deutet nur auf die unerschöpfliche Quelle für die Dichtkunst, welche in denselben enthalten sey, und die ohne Vergleich reiner, reicher, origineller fliefse, als die abgenutzte Mythologie des Olymps. Freilich *les générations idolâtres qui avaient concentré tout leur enthousiasme sur les monumens et les inspirations du paganisme, et les générations impies* (sind diefs etwa die *infidèles*?) *qui ont décoré du nom de poésie les muses souillées du dernier siècle, ne pouvaient certes donner le même nom à ce fruit exquis de la foi catholique; elles ne pouvaient lui rendre qu'un genre d'hommages, c'était de l'insulter et d'en rire, comme elles l'ont fait* (*p. XCVII.*). Ref. bedauert, aus dem Folgenden so manche ergreifende Stelle, so manchen Geistesfunken übergehen zu müssen, wenn auch oft ein verschiedener Glaube eine entgegenstehende Ansicht nothwendig macht.

Der Verf. geht alsdann zu einer Aufzählung der handschriftlichen und gedruckten Quellen über, welche er benutzt hat, und es dürfte wohl nicht leicht irgend etwas von Bedeutung übersehen seyn; dabei befragte er noch überall die Sagen, welche im Munde des Volkes fortleben. Nach dem oben angeführten ergiebt es sich schon, dafs wir hier keine kritische Geschichte der heil. Elisabeth haben, sondern nur eine sorgfältige, gewissenhafte Zusammenstellung alles dessen, was die Geschichte, Legende und Sage über die Heilige aufbewahrt hat, mit steter Anwendung des ascetischen Elementes, welches den ganzen Ton der Darstellung durchdringt und sich schon deutlich in den Ueberschriften der einzelnen Kapitel ausspricht, z. B. *Comment la chère sainte Elisabeth eut à souffrir pour Dieu.* Nachdem er so das ganze Leben bis zur Heiligsprechung durchgeführt, kommt er im 34. und letzten Kapitel auf die *belle église qui fut construite à Marbourg en l'honneur de la chère sainte Elisabeth; et comment ses précieuses reliques furent profanées; et aussi de la fin de cette histoire.* Wir finden hier eine begeisterte Beschreibung der Schönheit der Marburger Gegend, welche der Vf. für die malerischeste, anziehendste erklärt, die er aufserhalb Italien gesehen. Die Beschreibung der St. Elisabethen Kirche wird jeder mit Genufs lesen, auch wer diesen herrlichen Bau nicht selbst gesehen hat. Ergreifend mufste es natürlich dem Verf. seyn, die liebe heilige Elisabeth noch so lebendig in der Erinnerung des ungläubigen Volkes zu finden; doch scheint er nicht alle Sagen gesammelt, einige auch falsch verstanden zu haben. Auffallend ist es, keine Erwähnung des Ketzerbachs, des Schröcker Brunnens, der Kapelle (eine Ruine zwischen dem Frauenberge und Schröck) zu finden. Der Volkswitz von dem steinernen Konrad von Marburg, welcher auf dem Mönchsbrunnen *stand*, hat der Vf. mifsverstanden; das Volk sagt nicht, dafs er jede Mitternacht ein Blatt in seinem steinernen Buche umdrehe, sondern „*wenn* er es Nachts zwölf Uhr schlagen *höre*, drehe er ein Blatt um". Leider mufste Ref. so eben sagen „auf dem Mönchsbrunnen *stand*;" denn nachdem dieser unschuldige Mönch vor einigen Jahren von seinem alten Platze heruntergeworfen und mit Mühe von einigen Gutgesinnten gerettet und später wieder an seinen heimischen Platz gestellt worden war, mufste er kürzlich der frevelhaften Wuth einiger Philisterseelen unterliegen, die ihn zertrümmerten. Der schöne Elisabethen Brunnen vor dem Elisabether Thore hat der Strafse Platz machen müssen; das klare, schöne Wasser strömt jetzt aus seinen Röhren in ein enges Loch; der liebe Schröcker Brunnen, einst überschattet von uralten Buchen, wurde vor mehreren Jahren durch den Holzschlag mitten auf ein nacktes Land versetzt; die neuen Anpflanzungen ersetzen das ehrwürdige Dach der alten Buchen nicht. Wir zerstören doch recht muthwillig die ehrwürdigen Denkmäler unserer Ahnen! — Beigegeben ist ein Standbild der heil. Elisabeth in ihrer Kirche, ein Relief von ihrem Grabmale, ein Titelkupfer die heil. Elisabeth vorstellend, wie sie Allmosen ertheilt, und einige historische, ascetische, liturgische, genealogische Anhänge; ferner ein Verzeichnifs aller die Heilige betreffenden Denkmäler. Die Ausstattung des Buches ist tadellos in jeder Beziehung, man kann wohl sagen prächtig. Es hat schon eine neue Auflage in Löwen und eine deutsche Uebersetzung erlebt. Bei einem grofsen Theile des Publikums mufs es eine beinahe epochemachende Erscheinung seyn.

S.

Marburg, b. Garthe: *Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen.* Nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter dargestellt von Dr.

Dr. *Karl. Wilh. Justi.* Mit 4 Ethogr. Bildern. Neue sehr verm. u. verb. Aufl. 1835. LXXXIV u. 274 S. 8.

Schon vor 40 Jahren (1795) hatte der Vf., als eine der frühesten Früchte seiner literarischen Thätigkeit, die Biographie der heil. Elisabeth, an welche sich, wie in Thüringen und Hessen überhaupt, insbesondere in Marburg, manche lokale Erinnerungen anknüpfen, herausgegeben, die er nun in einer wirklich sehr bereicherten Umarbeitung, und in einer Gestalt, welche die Eigenschaften eines literarisch-kritischen Geschichtswerkes und einer interessanten Unterhaltungsschrift auf eine sonst nicht leicht zu erreichende Weise in sich vereinigt, aufs neue ans Licht stellt. Gleich nach der Vorrede folgt (S. XVIII—LXXVIII) eine sehr vollständige und kritische *literarische Uebersicht der vornehmsten älteren und neueren Bearbeitungen des Lebens der heil. Elisabeth*, die wohl so ziemlich alles umfafst, was über diese denkwürdige Frau nur irgend nennenswerthes, nicht nur in einzelnen Schriften und Abhandlungen, sondern auch in Werken gröfseren Umfanges, geschrieben worden ist, und beiläufig manche historische Fehler und Irrthümer, ohne welche nur wenige dieser früheren Darstellungen, selbst wenn sie sich recht vernehm geberdeten, ausgekommen sind, kürzlich berichtigt. Die Geschichte der heil. Elisabeth selbst ist hierauf in 9 Abschnitte vertheilt, von denen jedoch nur die beiden ersten, dann der 4. 6. und 7., eigentlich ihr Leben, nebst Nachrichten von ihrem Gemahl und andern damit zusammenhangenden Gegenständen umfassen, der 8. aber von den nach ihrem Tode eingetretenen Ereignissen und ihrer Heiligsprechung, und der 9. von den ihrer Erinnerung gewidmeten Denkmalen handelt; im 3. Abschn. ist die Geschichte ihrer Kinder, und im 5. die ihres Beichtigers und Peinigers Konrad von Marburg, des unseligen Urhebers der Ketzergerichte in Deutschland, eingeschaltet. Dafs nicht nur mit ungemeinem Fleifs alle auf Elisabeth bezügliche Nachrichten gesammelt und benutzt, sondern auch, hinsichtlich des die Darstellung durchwehenden Geistes, das Streben des Vfs. dahin gegangen ist, sowohl das wahrhaft Fromme und Achtungswerthe im Charakter und Leben der Elisabeth, von der theils schon in ihrer natürlichen Stimmung liegenden, theils ihr von aufsen aufgedrungenen, oder auch wohl nach ihrem Tode erst angedichteten Schwärmerei und mönchischen Werkheiligkeit, als auch das geschichtlich Begründete in den von ihr erhaltenen Sagen, von dem Fabelhaften, Uebertriebenen und Erdichteten zu scheiden, bedarf kaum der Erwähnung, und ist im Allgemeinen als gelungen anzuerkennen. Nur in der zuletzt angedeuteten Beziehung vermissen wir zuweilen die prüfende Kritik. Zwar mag der Vf. wohl nicht mit Unrecht der Meinung gewesen seyn, dafs, wie in den Wundern, so auch in vielen der angeblichen Wohlthätigkeitswerke, das Uebertriebene und Abenteuerliche dem unbefangenen und geschichtskundigen Leser von selbst einleuchten müsse; allein letzteres ist doch nicht immer der Fall, wo der Vf. dem Anschein nach so treuherzig erzählt, als ob er selbst die Erzählung glaubte. Wenn es z. B. S. 56, mitten unter völlig glaubwürdigen Nachrichten, heifst: „Einmal verkaufte sie (Elisabeth) so viele Aecker, Dörfer, Höfe und kleinere Städte, dafs sie daraus 64000 Goldgulden löste, und diese ganze Summe — vertheilte sie an *einem* Tage unter die Armen;" so mufs zwar dem Geschichtskenner, bei mäfsigem Nachdenken, in dieser (auch durch kein Citat verbürgten) Angabe, die grobe Erdichtung sogleich von selbst einleuchten; aber nicht allen Lesern möchten die dagegen sprechenden Gründe sogleich vorschweben. Zu welcher Zeit soll denn dieser angebliche Verkauf geschehen seyn, und woher soll Elisabeth die verkauften Gegenstände genommen haben? Als Ehefrau konnte sie über die Länder und Güter ihres Gemahls nicht verfügen; als Wittwe standen ihr noch weniger so bedeutende Besitzungen zu Gebote. Bei dem im Mittelalter bestehenden Werthe des Geldes im Verhältnifs zum Grundbesitz, (indem z. B., um nur bei Thüringischen Sachen stehen zu bleiben, im Jahre 1297 die Dörfer Egstädt und Reda von den Grafen von Kevernberg an das Kloster Ichtershausen für 44 Pfund Pfennige, und im Jahre 1327 die ganze, aus 15 Dörfern, mit Gerichten, Burglehen, Zinsen und anderm Zubehör bestehende Grafschaft Viselbach, von dem Grafen von Gleichen an den Rath zu Erfurt zusammen für 800 Mark Silbers verkauft wurde) waren 64000 Goldgulden schon ein aufserordentlich bedeutendes Kapital, wofür eine ungewöhnliche Masse von Besitzungen verkauft werden konnte; und da man Städte und Dörfer doch nicht so ohne weiteres verkauft, wie etwa ein Schock Eier oder einen Korb Aepfel, so müfste doch gesagt werden können, wie die verkauften Städte und Dörfer geheifsen haben, und wer die Käufer waren (die jedenfalls keine unbekannten Personen, sondern den Umständen nach, nur Fürsten von hohem Adel, oder reiche Klöster seyn konnten); denn wenn auch die etwanigen Verkaufsurkunden so rein verschwunden seyn sollten, dafs keine Spur davon mehr nachzuweisen wäre, so müfsten sich doch über einen so bedeutenden Gegenstand wohl sonst noch nähere Angaben irgendwo erhalten haben. Auf alle diese Fragen findet man weder bei dem Vf. noch sonst irgendwo eine Antwort, und es ist daher völlig klar, dafs, wo nicht die ganze Sache erdichtet, doch wenigstens der Gegenstand ungeheuer übertrieben ist; dies und ähnliches hätte aber doch wohl, der Schwachen wegen, eine kleine Bemerkung verdient. — Eben so ist es eine Uebereilung, wenn S. 69 in der Note, aus Adelungs Directorium unter andern nachgeschrieben wird: „Seine Leibeigenen konnte jeder Grundbesitzer plagen wie er wollte; sie hatten kein Recht, und niemand bekümmerte sich um sie;" denn dem Kenner der älteren Verfassungen ist bekannt, dafs es Leibeigene, wie sie hier gemeint sind, in allen

len rein deutschen Ländern, und so besonders in Thüringen, gar nicht gab, dafs aber die Eigenhörigen allerdings in einem bestimmten, auf gegenseitige Verpflichtungen gegründeten Rechtsverhältnisse standen, und dafs ein Gutsherr, der seine Eigenhörigen muthwillig über die Gebühr plagte und zu Grunde richtete, eben so thöricht gehandelt haben würde, als wenn er seine eignen Saaten verwüstete. Uebrigens war Adelung zwar ein grofser Literator, aber in den Geist der Geschichte nur wenig eingedrungen, und seine Urtheile erscheinen daher nicht selten verfehlt. — Dergleichen einzelne Mifsgriffe, von denen wohl kein menschliches Werk ganz frei ist, abgerechnet, finden wir in dem vorliegenden Buche viele schätzbare geschichtliche Nachweisungen und Belehrungen, die es jedem Geschichtefreunde, auch wenn er darin mehr als blofse Unterhaltung sucht, sehr schätzbar machen. Auch die (aufser dem sauber lithographirten Titelblatte) beigegebenen vier Abbildungen, von denen die erste das Brustbild der heil. Elisabeth, einem sehr alten Oelgemälde auf der Wartburg, auf welchem Elisabeth als Wohlthäterin der Armen dargestellt ist, nachgebildet; das zweite den Abschied der Elisabeth von ihrem Gemahle, nach einer Zeichnung von Grimm in Cassel; das dritte die Elisabethen-Kirche zu Marburg, und das vierte (zugleich in kunstgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswerthe) das Begräbnifsdenkmal der Elisabeth in der ihr geweihten Kirche zu Marburg darstellt, sind eine angenehme Zugabe, wodurch, wenn auch nicht der innere Gehalt des Buches, doch das gefällige und empfehlende Aeufsere desselben erhöht wird.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Dresden, Walthersche Hofbuchh.: *Christliches Leben. Predigten*, in den ersten fünf Jahren seiner gegenwärtigen Berufsthätigkeit gehalten, von Dr. *Joh. Ernst Rudolph Käuffer*, Königl. Sächs. Consistorialrath u. evangel. Hofprediger. 1836. 231 S. gr. 8. (20 gGr.)

Die Zueignung an den nun verewigten Goldhorn spricht sich über die Veranlassung wie über die Tendenz dieser Sammlung aus. Jene lag in mehrfachen Aufforderungen zum Druck einzelner Vorträge, denen der Vf. lieber durch eine Auswahl solcher Predigten genügen wollte, welche vorzugsweise Anklang gefunden hatten oder ihm selbst besonders gut gerathen zu seyn schienen. Diese geht, wie auch der Titel sagt, darauf, christliches Leben zu fördern, in sofern sich das letztere im Handeln, als der Frucht des Glaubens und Denkens, ausspricht. Daher sind es denn grofsentheils sogenannte moral. Predigten, die uns hier geboten werden und mehrere derselben gehen in ganz specielle sittliche Verhältnisse ein. Liefse sich nun auch hin und wieder eine noch innigere Durchdringung des religiösen und sittlichen Elementes wünschen, so soll doch damit gegen den Vf. kein Vorwurf ausgesprochen seyn. Wenn Jacobus seine Stelle unter den Aposteln hat — warum dürfte nicht eine der seinigen verwandte Richtung fortwährend ihr gutes Recht auf dem Gebiete der christlichen Predigt besitzen? Auch in formeller Hinsicht verrathen die Predigten eine gute Schule und grofsen Fleifs und wenn sie mit Grund zur Erbauung gedient haben und auch in weitern Kreisen dazu empfohlen werden können, so wird mancher Geistliche aus ihnen Correktheit der Disposition, gründliche Textentwickelung und geschickte Benutzung der Zeitverhältnisse zu lernen vermögen, auch, wenn es dessen bedarf, Einsicht in die Nothwendigkeit, sich des Stoffes gehörig zu bemächtigen und leeres Wortgeklingel zu vermeiden.

Da aber der Vf. selbst wünscht, dafs er auf Mängel seiner Predigtweise aufmerksam gemacht werde, weil er noch in den Jahren stehe, wo er sich das Bessere leichter aneignen könne, so glauben wir vorzüglich Folgendes hervorheben zu müssen. Einmal: warum überall die nicht selten etwas steifen *selbstständigen* Eingänge in Reinhard'scher Manier? An sich und unbedingt sind sie gewifs nicht zu verwerfen. Allein zur feststehenden Norm sollten sie nirgends mehr werden. Sie können und dürfen nur durch die Sache bedingt seyn. Und sollte die Gemeinde auch daran gewöhnt seyn, es bedarf kaum einer Entschuldigung von Seiten des Predigers, wenn er sich freier bewegen will. Ferner wollte es uns bedünken, als sey auch die Art wie die Disposition angelegt ist, bisweilen zu steif. Wenigstens tritt das Gerippe derselben hin und wieder zu schroff hervor und ist nicht genug von dem Fleische der Rede überwachsen, zumal da die Uebergänge meist blofse Wort-Uebergänge sind. So gleich in der ersten Predigt. Endlich würden wir dem Vf. rathen, auf einen einfacheren Periodenbau zu sehen. Dafs ihm derselbe nicht unmöglich sey, zeigt die Predigt am Sonntage nach Weihnachten, besonders im Eingange. Aber anderswo begegneten wir sehr oft jener Einschachtelungs-Manier, gegen welche schon Herder (Fragmente zur deutschen Literatur, dritte Sammlung S. 359 f.) mit Fug und Recht eiferte, wenn er selbst bei tüchtigen Rednern darüber klagt, dafs ihr Stil gleich von zarter Jugend an sich nach dem Latein gebildet habe und dafs der periodische Ceremonienzwang, der in den Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steigt, bisweilen die besten Gedanken verderbe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1837.

LAENDERKUNDE.

Prag, b. Calve: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.* Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von *Johann Gottfried Sommer.* Für 1836. *Vierzehnter Jahrgang.* Mit 7 Stahl- und Kupfertafeln. CLXVIII u. 292 S. 8. 1836. 2 Rthlr.

Recensent hat das Vergnügen hier die Fortsetzung dieses Werks, das seiner Haupttendenz, Belehrung und Unterhaltung, treu bleibt, anzuzeigen. Es enthält wie die Vorgänger einen Schatz geographischen Wissens und besonders ist die erste Gabe, oder allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen reich ausgestattet und Rec. hält sich für verbunden, wie er es früher gethan hat, hierauf ganz besonders die Aufmerksamkeit der Leser zu lenken. Den Anfang macht des Capit. Back Expedition nach dem nördlichsten Amerika. Eingegangenen Nachrichten zu folge hat sich die gesammte Reisegesellschaft den Winter über und trotz der selbst für jene Gegenden ungewöhnlichen Strenge desselben wohlbefunden. Merkwürdig ist es, dafs sich den ganzen Winter über nicht ein einziges lebendes Wesen hat blicken lassen. Bei der am 18. Mai 1835 stattgefundenen Jahresversammlung der Londner geographischen Gesellschaft wurde bekannt gemacht, dafs vom Cap. Back keine neueren Nachrichten eingelaufen seyen. — Ueber die verhältnifsmäfsig geringe Wichtigkeit der vom Cap. Rofs gemachten Entdeckungen wird sehr Ausführliches im Taschenbuche erwähnt; übrigens ist, wie aus öffentlichen Blättern vielfältig bekannt worden ist, Cap. Rofs und seine Gefährten, die man schon sämmtlich verloren glaubte, glücklich zurückgekehrt und ebenso dürfte wohl zu erwarten stehen, dafs man von des französischen Marinelieutenant Julius von Blosseville Heimkehr bald Nachricht erhalten dürfte. — Das Interesse an den mexikanischen Alterthümern — sagt unser Verf. — steigert sich immer mehr, je weiter die Forschungen der sich damit beschäftigenden Gelehrten und Künstler in das Innere des seit 300 Jahren verschlossen gewesenen Landes vordringen und es wird hierbei besonders der Leistungen des Malers Nebel, der so eben die Früchte seiner vielfältigen Forschungen in einem besondern Werke herausgegeben hat, rühmlichst gedacht. — Der Reisende Waldeck hat auch im Sommer 1834 aus jenen Gegenden Nachricht gegeben und von höchst merkwürdigen mexikanischen Bauwerken berichtet. — Ueber die Schicksale des Landschaftsmaler Rugendas aus Augsburg, der sich früher gleichfalls nach Mexiko begeben hat, sind auch Nachrichten eingelaufen. Nachdem er an 5 Monate im Gefängnisse gesessen hat und der Gefahr der Cholera kaum entgangen ist, haben seine Gegner seine Vertreibung bewirkt. — Die vereinigten Staaten von Nordamerika sind fortwährend ein Gegenstand sorgfältiger Forschungen. Unter mehreren Schriften, die im vergangenen Jahre über diese Ländermasse erschienen sind, verdient besonders das mit der Aufschrift: „Schattenseite der vereinigten Staaten" alle mögliche Beachtung. — Eben so unterhaltend als belehrend sind die Nachrichten, die man in verschiedenen Zeitschriften unter dem Namen „Mexikanisches Allerlei" antrifft. — Die Regierung der vereinigten Staaten selbst ist fortwährend thätig, das Innere des weiten Landes immer genauer erforschen zu lassen und ein nicht unwichtiger Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntnisse desselben ist die zu New-York erschienene Beschreibung der Expedition, welche im Jahre 1832 unter der Leitung des Herrn Henry Schoolcraft nach den Quellengegenden des Missisipi unternommen worden ist. — Die noch sehr ungekannten westlichen Gegenden der vereinigten Staaten und die angrenzenden nördlichen Provinzen des mexikanischen Staatenbundes, sind neuerlich von 3 amerikanischen Reisenden dem Pelzhändler Jakob Pattie, dem Dr. Willard und dem Kapitän Wyeth besucht worden, und die Beschreibungen ihrer Reisen sind im Druck erschienen und enthalten viel Neues und sehr Interessantes.

Was die Erforschungen der zahlreichen unbekannten Landstriche Südamerika's anbelangt, so ist ins besondere das Innere von Britisch-Guiana jetzt der Gegenstand einer neuen Reise, welche von der geographischen Gesellschaft in London unterstützt wird. Ein Mitglied dieser Gesellschaft der preufsische Naturforscher Schomberg, welcher sich schon 1833 in Westindien befand, unternimmt diese Reise. — Ein Herr Isabelle aus Havre hat die brasilische Provinz Rio Grande do Sul im Jahre 1834 besucht. Aus der noch ungedruckten Beschreibung dieser Reise ist ein Bruchstück bekannt geworden, wovon das Taschenbuch Mittheilung gewähret und das manches Wichtige auch für die Erdkunde zur Sprache bringt. — Die seit dem Jahre 1833 von den Engländern in Besitz genommenen Falklandsinseln haben einen zu empfehlenden Beschreiber in einem britischen Marineoffizier gefunden, welcher sich

einige Zeit daselbst aufgehalten hat. Die natürlichen Weiden sind bis auf den Gipfel der Berge gut. Den gänzlichen Mangel an Holz ersetzt reichlich der vorhandene Torf. Das Klima ist gemäfsigt und gesund. Vieh ist der Hauptreichthum der Insel Ost-Falkland. In Port Egmont wohnen jetzt nur 18 Personen.

In Bezug auf Afrika erregt gegenwärtig die grofse Entdeckungsreise, auf welcher der Engländer Dr. Smith im Innern dieses Erdtheils begriffen ist, die meiste Aufmerksamkeit. Ein anderer, schon durch frühere Reisen bekannter Mann, der englische Kapit. Alexander ist von Osten her in das Innere von Süd-Afrika eingedrungen; der Zweck derselben ist im Allgemeinen gewesen, den Lauf des in die Dalagboabai fliefsenden Stromes Manice zu erforschen und zu bestimmen, ob es derselbe Flufs im Innern ist, den die Bitschuanen Mariqua nennen. — Ein junger Portugiese, Namens Tarao, welcher früher Gouverneur des Bezirks von Senna gewesen und im Jahre 1810 von einem seiner Offiziere ermordet worden ist, hat handschriftliche Nachrichten über das noch zur Zeit so unvollständig gekannte Senna und Tete hinterlassen, welche Lieutenant Browne in seinem Tagebuche mittheilet. — Auch über die Insel Madagascar erfahren wir wiederum Einiges und zwar vom englischen Missionair Freemann, welcher am Schlusse des Jahres 1829 eine Reise von Tananariwo, der Hauptstadt von Tamatawe, an der Küste gemacht hat. Er war Zeuge von der Verwirrung, die der damalige Angriff der Franzosen auf Tamatawe überall im Innern der Insel hervorbrachte und schildert die Lage derselben oder den Schrecken mit lebhaften Farben. — Ueber die Ova's hat der englische Kapit. Lewis in der Sitzung der Londoner geogr. Gesellschaft vom 8. Juni 1835 Nachricht mitgetheilet.

Der Bericht von Burton's Reise in Aegypten, namentlich in der Gegend zwischen dem Nil und rothen Meere, enthält, wie wir erfahren, eine grofse Menge höchst interessanten Detail's. Auch die Franzosen Michaud und Poujoulat, theilen in ihren zu Paris erschienenen Briefen über den Orient, auch in Betreff Aegyptens, namentlich über den jetzigen Zustand desselben Mancherlei mit, was den Reiz der Neuheit und lebhaften Darstellung mit sich führet. — Eine neuere Reise nach Nubien und Aethiopien, bis über Meroë hinauf, welche der Engländer G. A. Hoskins im Jahre 1833 unternommen hat, ist mit vielen Abbildungen merkwürdiger Ueberreste des Alterthums vor Kurzem in London erschienen und auch hiervon erwähnt das Taschenbuch das Wichtigste im Auszuge. — Ein englischer Major Sir Grenville Temple hat die Beschreibung einer Reise herausgegeben, welche er in den Jahren 1832 und 1833 in das Innere der Berberei, namentlich nach Algier und in das Beylik von Tunis unternommen hat. Ferner hat ein deutscher Reisender, der Architekt und Professor der Alterthumskunde Honegger aus Donauschingen im Grofsherzogthum Baden, von Tunis aus das Innere von Afrika betreten und beabsichtiget auf diese Weise nach dem Kap der guten Hoffnung zu gelangen. Endlich ist auch noch, was Afrika anbelangt, der französische Naturforscher Perrottet für eine vollständigere Erdkunde, insbesondere für Senegambien und das westliche Afrika nützlich geworden, indem auch die Schilderung seiner Reise über manches früher noch nicht in dem Mafse Gekannte Auskunft giebt.

Was die neuere Erdkunde Asiens anbelangt, so dürfte zu erwarten stehen, dafs diese durch des Kronstädter Arztes Honigberger, der von seiner Vaterstadt aus Konstantinopel, den Libanon, Anatolien, Syrien, Bagdad, Abuschir, Schiras und Ispahan besucht hat und im August 1835 wiederum in seiner Heimath angekommen ist, manche gewifs wichtige Mittheilung erhalten wird. — Die Nachrichten über Georgien und Armenien, welche Parrots Reise nach dem Ararat enthält, so wie jene, welche man von Dubois zu erwarten hat, werden durch Berichte englischer Missionaire ergänzt und vervollständigt. — Klein-Asien wird jetzt hauptsächlich in Beziehung auf Alterthumskunde von dem französischen Architekten Karl Texier bereist, welcher dabei von der Regierung und den Akademien der schönen Künste mit Geldmitteln und Empfehlungen unterstützt wird. Er hat an mehreren Orten, insbesondre aber in Konstantinopel, alle merkwürdige Moscheen besucht, namentlich die Sophienmoschee und überall Messungen vorgenommen und Abbildungen gemacht. — Die Reise, welche der bekannte französische Dichter und Mitglied der Deputirtenkammer Lamartine in den Jahren 1832 und 1833 nach Syrien und Konstantinopel unternommen hat, ist zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde von keinem sonderlichen Nutzen gewesen, ungeachtet sich Lamartine als reicher Mann, dem keine Ausgabe zu grofs war und der überall durch Empfehlung sich Eingang zu verschaffen wufste, in einer höchst vortheilhaften Stellung befand. Nach dem südwestlichen Arabien wurde bereits in den Jahren 1822 und 1823 Hr. Bréon, Ober-Inspector der botanischen Arbeiten auf der Insel Bourbon, von der französischen Regierung geschickt, um einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit den Arabern Yemens abzuschliefsen, und über dieses wegen seines trefflichen Kaffees berühmte Land, so wie über Sämereien, wodurch sich die Pflanzungen von Bourbon erneuern liefsen, Bericht zu erstatten. Bréons Schilderungen der von ihm besuchten Länder ist gewifs aufserordentlich instructiv. Die südliche Küste Arabiens ist gleichfalls im Jahre 1833 von dem Engländer James Bird besucht worden und interessant ist es zu erfahren, dafs die vornehmsten Handelsartikel dieser Gegend noch dieselben wie zu den Zeiten der Römer, nämlich Myrrhen, Gummi und Weihrauch sind. Ueber das russische Asien wird Manches von dem Legationsrath Tietz mitgetheilet; fer-

ferner wird noch in dem Taschenbuche der Skizzen einer Reise in die kaukasischen Länder; der Bemerkungen über die Buräten und Mongolen, von einem Polen Joseph Kowalewski; das was ein Lascar, Namens Kundiana über das Innere von Neuholland berichtet; der Reiseberichte der nordamerikanischen Seemänner, des Capit. Benjamin Morrell und Abby Jane Morrell, fast über alle Meere des Erdbodens; desgl. des nordamerik. Seefahrer, Commodore Downes, besonders im Betreff des grofsen Weltmeeres und endlich dessen, was wir neuerdings über die Sandwich-Inseln und die Westküste von Amerika von dem Commodore Downes erfahren, gedacht.

Wenn Rec. diesen von dem Hrn. Verf. aufgestellten Bericht der Erweiterung der Erdkunde speciell gefolgt ist, so hat er dadurch am vorzüglichsten darthun können, mit welchem ausgezeichneten Fleifse auch der vorliegende Jahrgang des Taschenbuchs bearbeitet ist und er glaubt bei der Erwähnung der nun folgenden geographischen Abhandlungen sich um so kürzer fassen zu können, da bei den Vorgängen wiederholend ausgesprochen ist, welche geschickte Auswahl unter der grofsen Menge sich darbietender Gegenstände getroffen worden ist.

Die mit Nr. I. bezeichnete Gabe schildert die britischen Niederlassungen in Guyana; nach St. Clair. Es behandelt selbige demnach hier ein Land, von dem man früher so viel als gar nichts wufste. Nr. II. Die Inseln St. Helena und Ascension, entlehnt aus einer im Jahre 1834 erschienenen Reisebeschreibung des Capit. Foster, in den Jahren 1828 bis 1831. Durch mancherlei hier zur Sprache kommende Gegenstände wird das geschichtliche Interesse, welches man an St. Helena stets zu nehmen berechtigt ist, nur noch erhöhet. Nr. III. Altes und Neues in Schottland nach Ritchie. Nr. IV. Capit. Rofs's Aufenthalt im Felixhafen. Besonders interessant, da der Mann, der hier als erste handelnde Person auftritt, ein allgemeines Interesse erregt hat und noch erregt. Nr. V. Das Volk der Pehuenchen in Südamerika, nach einer Daratellung von Eduard Pöppig. Das Hauptwerk, aus welchem dieser Aufsatz entlehnt ist, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, ist bereits in mehreren Zeitschriften gehörig gewürdigt worden, weshalb man sich darauf zu beziehen erlaubt, und endlich Nr. VI. eine Schilderung von Tunis, nach Temple; gewifs jeden Leser sehr willkommen. — Die sieben Stahlstiche sind ganz vorzüglich und betreffen folgende Gegenstände: 1) St. Michel. Ansicht aus der Nähe. Aus Heath's Picturesque Annual 1835. Nachtrag zum vorigen Jahrgange des Taschenbuchs; 2) Ansicht des Flusses Demerara. Aus St. Clairs Reise; 3) die Insel Ascension. Aus Fosters Reise; 4) das Schlofs von Edinburg. Aus Heath's Picturesque Annual für 1835; 5) die unterirdische Kapelle der Domkirche in Glasgow. Aus demselben Annual; 6) North-Hendon. Aus Cap. Rofs's Reise und 7) Pehuenchen, aus Pöppigs Reise.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Erfahrungen und Rathschläge aus dem Leben eines Schulfreundes.* Zunächst für die Volksschullehrer des Regierungsbezirks Merseburg in der Provinz Sachsen zusammengestellt und denselben gewidmet von *Chr. Weifs*, Dr. d. Phil., Königl. Pr. Regierungs- u. Schulrathe, R. d. r. A. O. 3. Kl. 1835. 68 S. 8. (6 gGr.).

So geringen Umfang die vorliegende Schrift hat, so reich ist sie an Erfahrungen, so treffliche Winke für Unterweisung und Erziehung enthält sie. Sie ist nicht das Ergebnifs der einzelnen Beobachtungen eines aufserhalb der Schule stehenden Schulfreundes, sondern der vieljährigen amtlichen Untersuchungen des Zustandes von mehr als tausend Schulen. Darum soll sie uns willkommen seyn und besonders Schulinspektoren aller Art, namentlich den Pfarrern, welchen die Lokalaufsicht über die Schulen ihrer Parochie obliegt, aber auch den Lehrern selbst und den Kandidaten des Predigtamts, welche meistentheils nur eine sehr unbedeutende Kenntnifs des Volksschulwesens mit in das Amt bringen, empfohlen werden. Bei dem, was in neueren Zeiten, namentlich in Preufsen, für den Volksunterricht in Schulen geschehen ist, dürfte es befremden, hier die Ansicht zu vernehmen, dafs unser Volksschulwesen im Ganzen nur auf einer Stufe *der Mittelmäfsigkeit* und nicht höher stehe. Allein es ist durchaus nicht zu leugnen, und sehr beachtenswerth ist es, was der Vf. hinzusetzt: „dafs die Schulen an Häuptern und Gliedern von dem Geiste Christi durchdrungen seyen, dafs mit wenig Wissen viel ausgerichtet werde, dafs Kirche, Vaterhaus und Schule mit einander in den Engbund treten, ohne welchen an keinem Orte die Einheit der Herde und des Hirten, wie sie der Herr will, erwachsen kann, dazu mufs noch ein glücklicheres Volk erzogen werden und eine höhere Erleuchtung, eine reinere Liebe herabkommen von Oben!“ Möge sie bald kommen! Doch heifst es auch hier: Hilf dir selber, dann wird Gott dir helfen!

Das Bild, welches der würdige Verf. von S. 5. an von einer guten Volksschule entwirft, ist sehr anziehend, und besonders stimmen wir darin mit demselben überein, dafs in einer solchen das Morgenlied nicht mit der Geige begleitet wird, dafs nicht ein Kind, sondern der Lehrer betet, dafs dieser nicht bei dem Religionsunterricht eine Schullehrerbibel reden lässet, dafs er nicht in der Stube umherläuft u. s. w. Dinge, über welche zu klagen, fast jede Visitation dem Inspektor Gelegenheit bietet. Gern unterschrieben wir auch die Forderung eines Lehrbuchs für den Religionsunterricht, welches jedes Kind in der Hand haben soll, aber die Frage, welches? bei der grofsen Anzahl der hier vorhandenen Schriften ist ungemein schwierig zu beantworten, und wir sind immer wieder auf Luthers kleinen Katechismus, mit dem eine hinlängliche Anzahl biblischer Beweisstellen in Verbindung gesetzt wird, zurück

rück gekommen, da kein Buch wie dieses Einfachheit mit Gedankenreichthum verbindet, kein Buch wie dieses auf dem Grunde der Schrift ruht, kein Buch wie dieses, rechte Salbung und Weihe des heiligen Geistes athmet. Die Theilung der Volksschule in zwei Klassen, von welchen die untere nur 2 Stunden hintereinander unterrichtet wird, ist ein unumgängliches Erfordernifs und eine Erleichterung für den Lehrer, wenn sie auch zu mehrern einzelnen Lehrstunden verpflichtet. Trefflich ist der S. 10. aufgestellte Grundsatz, Viel mit Wenigem oder äufsere Einfachheit bei innerer Vollständigkeit des Lehrplans, als Hauptprincip für alle Unterrichtsgegenstände, und das, was bei jedem einzelnen derselben angeführt wird. Die Führung eines Klassenbuchs, oder Denkbuchs, wie der Vf. es nennt, hat sich in dem Wirkungskreise des Rec. ungemein bewährt. Was über Zweck und Ziel des Religionsunterrichts in der Schule, namentlich des biblischen, gesagt wird, so wie über den christlichen Sinn des Lehrers, der sich in dem Ganzen des Unterrichts aussprechen soll, damit er als ein Geistlicher erscheint, ist dringend zu beherzigen; eben so die Forderung: Nicht zu viel von grammatischen Formen!, die Abweisung der Klagen: Ich kann nicht durchkommen: Ich sage ihnen das alle Tage! der Tadel des zu frühen Heirathens der Schullehrer; die Regeln zur Abhülfe der Schulversäumnisse u. dergl. Eine sehr interessante Andeutung giebt die Anmerkung S. 37, in welcher auf ein vielleicht in der Folge bei der wachsenden Bevölkerung nothwendig werdendes, geistig einfacheres Lehrsystem hingewinkt wird. Es ist dies ein Gegenstand, der wohl einer vielfachen und gründlichen Erwägung werth ist. Möge er dazu die Befähigten veranlassen!

Wien, gedr. u. in Comm. der Mechitaristen-Congregationsbuchhandl. (Leipzig in Comm. bei Reclam): *Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre und das Leben*, von *Franz Herrmann Czech*, Prof. im K. K. Taubstummen-Inst. Mit 64 Kupfertafeln. 1836. Bisjetzt 13 Lieferungen. Zusammen 27 Druckbogen Text. (4 Thlr. 16 gGr).

Der Vf. dieses trefflichen Werkes ging bei demselben von dem Gesichtspunkte aus, dafs ein christlicher Staat die Verpflichtung hat, für die Ausbildung taubstummer Kinder eben so zu sorgen, als für die Ausbildung der vollsinnigen. Da es nun nicht möglich sey, so viele Taubstummenleseanstalten anzulegen, dafs darin alle Unglücklichen dieser Art untergebracht werden könnten, ja da diese Unterbringung in Instituten überhaupt unendlich viele lokale und persönliche Hindernisse finde, so müsse der Pfarrer oder Schullehrer jedes Ortes den Unterricht der darin etwa befindlichen Taubstummen übernehmen. Dazu, meint er, sey namentlich der Geistliche durch sein Amt und durch seinen Beruf überhaupt schon verpflichtet, und vermöge seiner wissenschaftlichen Vorbildung besonders befähigt, um ihn aber in den Stand zu setzen, diesen Unterricht mit Segen zu ertheilen, soll das vorliegende Werk dienen. Rec., der, bevor ihm dasselbe zur Anzeige in der A. L. Z. zugesandt wurde, eine amtliche Veranlassung hatte, dasselbe zu prüfen, kann nicht anders, als sich mit dem Vf. vollkommen einverstanden zu erklären, und jede für das Wohl aller ihrer Unterthanen besorgte Staatsregierung auf die hier vorgeschlagenen Maafsregeln aufmerksam zu machen. Unzweifelhaft sind die Prämissen, von welchen dabei ausgegangen wird, richtig; denn was als Erfahrung aus den österreichischen Staaten angeführt wird, dafs dort, wo in zehn Taubstummeninstituten 400 Zöglinge unterrichtet werden, deren 100 nöthig seyn würden, um alle bildungsfähigen Taubstummen unterzubringen, das möchte auch wohl in andern Ländern nach ähnlichen Verhältnissen der Fall seyn, da nur Dänemark in seinen beiden grofsen Taubstummeninstituten zu Kopenhagen und zu Schleswig alle taubstummen Kinder von 14—18 J. unterbringen kann, und durch gesetzliche Zwangsmafsregeln völlig unterbringt. Eben so wenig läfst sich leugnen, dafs der geistliche Stand, wozu wir ja auch den Schullehrer rechnen, sich vorzüglich eigne, den Unterricht der Taubstummen zu übernehmen, und dazu sowohl innern als äufsern Beruf habe. Die Preufsische Regierung hat *darum*, dies anerkennend, bei vielen Schullehrerseminarien die Einrichtung getroffen, dafs die Seminaristen mit den Methoden des Taubstummenunterrichts bekannt werden und dieselben an den Taubstummen, welche am Orte des Seminars befindlich sind, ausüben lernen. Eine ähnliche Einrichtung wird dem Vernehmen nach jetzt bei dem Schullehrerseminar zu Altenburg vorbereitet.

Rec. findet die hier dargebotenen Hülfsmittel, nach sorgfältiger Prüfung der einzelnen hier verbundenen Unterrichtsmethoden für Taubstumme, sehr zweckmäfsig, und empfiehlt sie deshalb mit voller Ueberzeugung.

Schullehrer werden mit Benutzung desselben, die in ihrer Schule befindlichen taubstummen Kinder, nur eine Stunde täglich allein zu unterrichten brauchen, um ihnen die für den Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft nöthige christliche und sonstige Erkenntnifs mitzutheilen. In vielen Gegenständen können nämlich die Taubstummen an dem allgemeinen Unterrichte in der Schule Antheil nehmen. Auf eine nähere Darlegung und Beurtheilung des Inhalts einzugehen, verbietet der Raum, und mufs diese überhaupt den eigentlichen Taubstummenlehrern überlassen bleiben, welche die Sache zunächst interessirt. Nur so viel darf Rec. noch bemerken, dafs der Vf. als Bildungsmittel, 1) die Bildersprache, 2) die Geberdensprache, 3) die Tonsprache und 4) die Schriftsprache gemeinschaftlich anwendet, und dafs der Lehrer, der seiner Anleitung folgt, auch für die Ausübung seines Berufes bei vollsinnigen Schülern mannigfache Belehrung und vielseitige Winke darin finden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Junius 1837.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Barth: *Die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf der Universität*, und ihre zweckmäfsige Einrichtung, von Dr. *Heinrich Gustav Brzoska*, Prof. an der Univers. zu Jena. 1836. XII u. 350 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Der Vf., ein Schüler *Herbart's*, und seit 10 Jahren zuerst als Aufseher und Lehrer des pädagogischen Seminares zu Königsberg, dann in andern ähnlichen Verhältnissen, zuletzt in Jena als akademischer Lehrer und als Vorsteher einer Erziehungs- und Unterrichtsanstalt daselbst zum Erzieher vorbereitet und ausgebildet, behandelt in dem vorliegenden Werke seinen Gegenstand mit Liebe, Klarheit und Umsicht. Was er in andern Schriften, älteren und neueren, mit seinen Ansichten Uebereinstimmendes vorfand, das theilt er, so weit es zur Erläuterung oder weitern Ausführung des Textes dienen konnte, in Anmerkungen excerptweise mit, und man findet hier eine grofse Menge bald längerer bald kürzerer Stellen aus verschiedenen Schriften von (um nur einige der Neueren zu nennen) *Gedicke*, *Wolf*, *Schwarz*, *Stephani*, *Koch*, *Herbart*, *Grofse*, *Klumpp*, *Pölitz*, *v. Heusde*, *Grüfe* u. A. Diese Manier kann Manchem zusagen, der dem Gegenstande dauernde Aufmerksamkeit widmen will, und sich eben nicht im Besitz vieler Hülfsquellen befindet; wiewohl solche aus dem Zusammenhange gerissene Stellen nur selten dazu dienen können, eine gründliche Erkenntnifs der Sache zu bewirken. Der Vf. stützt übrigens nicht sich selbst auf jene Auctoritäten, sondern hat das von Andern Aufgenommene in sich gebührend verarbeitet, und weifs was er will.

In der *ersten* Abtheilung des Buches wird die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf den Universitäten *theoretisch* entwickelt, aus dem Wesen der Pädagogik. Zu dem Ende spricht der Vf. über die Anforderungen, welche an einen Pädagogen zu machen sind, und zwar *A.* in wissenschaftlicher Hinsicht: er mufs eine historisch-philosophische Bildung in der engsten Verbindung beider Elemente besitzen, mithin die Naturwissenschaften einschliefslich der Psychologie und Physiologie, die Mathematik, die Philosophie, insbesondre die praktische, ganz vorzüglich aber die Geschichte sich zu eigen gemacht haben; *B.* in Betreff seiner persönlichen Eigenschaften, geistiger und körperlicher. Hierauf geht er zu Erörterungen über die Pädagogik selbst über, als Kunst und Wissenschaft, und giebt eine summarische Darstellung der zu ihr gehörenden Doctrinen; fast mehr, als der Zweck der 1sten Abtheilung erforderte. — Gleich vorn in der Einleitung hatte der Vf. an das gewichtige Wort *Herbart's* (in dessen Encyclopädie der Philosophie) erinnert, dafs der Hauptgrund unserer Schwäche in der Pädagogik „falsche Freiheitslehre und falsche Psychologie" sey, und er stimmt dieser Ansicht bey; auch Rec. ist bereit sie zu unterschreiben *). Wenn dem aber so ist, so kann unter den wissenschaftlichen Erfordernissen für den Pädagogen die Geschichte nicht so hoch stehen, wie der Vf. sie stellen will, sondern in ihr, gleichwie in den andern Naturwissenschaften, beruht eben nur das zweite, reelle Element der pädagogischen Bildung, welches der einseitigen Idealität das Gegengewicht halten soll. Darin aber hat der Vf. sehr Recht, dafs die Hauptaufgabe der Geschichte bei der Erziehung sey, „*Vielseitigkeit des Interesses zu begründen.*" Wir suchen gewöhnlich diesen Zweck, die Verhütung der Einseitigkeit in der geistigen Richtung überhaupt, durch vielseitigen *Unterricht* zu erreichen, selten mit Erfolg. Vielmehr wird in der Regel dadurch nur Unentschiedenheit der Richtung bewirkt, wo nicht noch anderes Unheil. Die Geschichte aber, richtig behandelt, indem sie durch Beispiele, d. h. nur anregend, nicht einimpfend lehrt, ist gewifs das beste Mittel, den Geist empfänglich zu machen für alles, wofür er seiner Individualität nach empfänglich werden kann; also zwar nicht, ihn allseitig zu *bilden*, (dieis würde überhaupt die Absicht des Rec. nie seyn,) wohl aber, ihm durch allseitige *Anregung* finden zu helfen, was in der Welt für ihn da ist, wofür er die Anziehungskraft in sich hat. Dieis heifst aber eben: Vielseitigkeit des *Interesses!* Rec. bedauert, dafs der Vf. diese Gedanken (S. 62 ff.) nicht weiter aufgenommen und verfolgt hat. — Uebrigens enthält die erste Abtheilung für den Schlufs, den

*) Rec. würde noch hinzusetzen: das natürliche Vorurtheil, ein Jeder müsse Erzieher seyn können, der erwachsen sey und (höchstens) etwas gelernt habe. Dieser Wahn hat zwar auf unsre Schwäche in der Pädagogik, wie *Herbart* es meint, wenig directen Einfluis, desto mehr aber indirecten; denn er wird Ursache, dafs oft noch Personen zu Erziehern angenommen werden, welche eben nur erwachsen sind und *Etwas* gelernt haben. Man erreicht also doch unter diesen zwei Bedingungen sein Ziel! — Der Vf. handelt hiervon in der 2ten Abtheilung seines Buches.

den der Vf. ziehen will, dafs pädagogische Seminare auf den Universitäten nöthig seyen, nur entfernte Prämissen; die Folgerung ist nicht stringent, was auch dem Vf. fühlbar geworden zu seyn scheint. Am meisten Gewicht hat noch, was der Vf. über Pädagogik als *Wissenschaft und Kunst*, beides in gleichem Grade, bemerkt; denn hieraus läfst sich folgern, dafs sie theoretisch und praktisch zugleich gelehrt und gelernt werden müsse, mithin solcher Veranstaltungen bedürfe, wie die sind, welche wir Seminare nennen. Und für die im engsten Sinne wissenschaftliche Erkenntnifs und Bearbeitung der Pädagogik können solche Seminare sich allerdings nur an demjenigen Orte füglich befinden, wo Wissenschaft vorzugsweise gelehrt wird, und wo es an Gelegenheit zu den erforderlichen praktischen Uebungen nicht mangelt, d. h. auf der Universität.

Diefs geht aus der *zweiten* Abtheilung, welche die *praktische* Entwickelung der Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf den Universitäten mit den Urtheilen der Erfahrung enthält, noch deutlicher hervor. Nachdem der Vf. hier zuerst das bisher mangelhafte Studium der Pädagogik, die Geringschätzung desselben von Seiten derer die es nicht kennen, den Wahn es durch vermeinte Erfahrung ersetzen zu können, (die aber, weil sie nicht in Folge wissenschaftlicher Vorbereitung methodisch gemacht wird, auch nicht zu den richtigen Resultaten führen kann,) als die Hauptursachen von der Unzulänglichkeit der pädagogischen Bildung und der Leistungen vieler Schulmänner und Erzieher anschaulich gemacht hat; so nimmt er die Sorge des Staates für die Bildung derselben, wo sie noch fehlet, also namentlich für deren planmäfsige Vorbereitung durch wissenschaftliche und praktische Studien, hauptsächlich auch für die Theologen als künftige Aufseher der Schulen und Theilnehmer an Unterricht und Erziehung, ernstlich in Anspruch. Er zeigt, dafs die Pädagogik als eine zur philosophischen Facultät gehörige Hauptwissenschaft zu betrachten, und überall ein eigener ordentlicher Universitätslehrer für sie anzustellen sey. Er verkennt nicht, was bereits in dieser Beziehung geschieht, auch nicht den relativen Werth der Probelectionen und schriftlichen Prüfungen der Schulamts-Candidaten, oder des für sie angeordneten Probejahres. Allein er thut dar, dafs hiermit die beim Studium der Pädagogik unerlafsliche Verbindung der Theorie und Praxis noch nicht genügend eingeleitet, und dafs hierzu die Errichtung vollständiger Seminare für alle der Erziehung sich widmenden Literaten das einzig befriedigende Mittel ist. Ein besonderer Abschnitt handelt noch von der pädagogischen Bildung der Geistlichen, und wie und worin dieselbe von der päd. Bildung der blos dem Lehrerstande Angehörigen verschieden seyn mufs. Auch der Universitätslehrer wird gedacht, und von ihnen, damit auch sie sich bei ihren Vorträgen mehr als Pädagogen bewähren, Theilnahme an den Uebungen des pädag. Seminares gefordert. Rec. hat diesem allem nichts hinzuzusetzen. Auch das von *Ruhkopf* in seiner Geschichte des Schul- und Erziehungs-Wesens in Deutschland aufgestellte, hier wiederholte Paradoxon, dafs nicht die Kirche die Mutter der Schule, sondern die Schule vielmehr die Mutter der Kirche sey, wird schwerlich mifsverstanden werden, und wird durch einen folgenden Satz, dafs „Pädagogik und Theologie Theile der Erziehungswissenschaft im umfassendsten Sinne sind, und die Kirche in der Menschenerziehung nur die Fortsetzung der Schule bildet", vollständig erläutert. Ueber die Anforderungen der Pädagogik aber an die akademischen Lehrer sich weitläufiger auszulassen, als hier (S. 214 ff. und in dem 2ten Abschnitte der dritten Abtheilung) geschieht, lag wohl aufser dem Zwecke der Arbeit des Vfs., wenn es gleich wichtig genug wäre, darüber weiter zu sprechen.

In der *dritten* Abtheilung des Buches werden noch einige *besondre Vortheile* erörtert, welche mit der Errichtung der verlangten pädagogischen Seminare verbunden seyn würden. Die päd. Sem. geben die beste Gelegenheit zur Anfertigung von Monographieen über einzelne bei der Erziehung besonders zu beachtende Punkte, namentlich zu Specialarbeiten im Felde der Geschichte der Pädagogik; sie helfen die schulwissenschaftlichen Kenntnisse der angehenden Erzieher und Lehrer gründlicher, vielseitiger und geeigneter zum Gebrauch für die Schule machen; sie tragen viel bei zur moralischen wie zur conventionellen Bildung der Lehrer und Erzieher, auch zu ihrer körperlichen Stärkung; (wobei der Vf. nicht gerade Leibesübungen im Sinne hat, S. 265) nicht zu gedenken des bedeutenden Einflusses, welchen sie durch die mit ihnen zu verbindenden Unterrichtsanstalten auf die Erziehung der Jugend selbst gewinnen müssen (vorausgesetzt freilich hierbei, dafs die Lehrer an solchen Seminarschulen schon tüchtig genug sind, und dafs in ihnen nicht zu viel gewechselt oder experimentirt wird! Denn leicht zwar wird die Uebungsschule bei einem gewöhnlichen Schullehrerseminare es den gewöhnlichen Volksschulen zuvorthun; aber nicht so leicht werden die verschiedenen, zum Theil höhern Schulen, in welchen die Seminaristen der Universität ihre praktische Bildung erhalten sollen, die andern Schulen gleichen Ranges, an welchen es gröfsern Theils an gehörig vorbereiteten Lehrern nicht fehlen wird, übertroffen oder ihnen nur gleich bleiben). Der Vf. geht übrigens nicht zu weit, wenn er die Blüthe des gesammten Schul- und Erziehungswesens durch die päd. Seminare auf Univ. sich entfaltet sieht. Denn wenn auch die bereits bestehenden Specialinstitute, (die philologischen Seminare, die katechetischen, die homiletischen Gesellschaften u. s. w.) und insbesondre die Volksschullehrer-Seminare, welchen allen der Vf. noch eine kurze Betrachtung widmet, hierzu ihren Beitrag ohne Zweifel auch geben; so ist doch nicht aufser Acht zu lassen, nicht nur dafs sie ihrer Natur nach die päd. Sem. auf den Universitäten nicht entbehrlich machen, sondern auch dafs in

den letztern alle Prediger, alle Directoren der Volksschullehrer-Seminare, alle oder doch die meisten Lehrer an den höheren Schul- und Erziehungsanstalten ihre pädagogische Vorbereitung erhalten, und somit allerdings von ihnen aus die Wirkungen einer verbesserten Erziehungskunst, hier mittelbar dort unmittelbar, sich über das Ganze verbreiten würden.

So führt der Vf. seine Leser zu der *vierten* Abtheilung, welche die *Einrichtung der pädag. Seminare auf der Universität* näher beschreibt und den Plan dafür vorlegt. (S. 317 bis zu Ende des Buchs.) Folgendes ist das Skelett der vom Vf. gegebenen Skizze. Das pädagog. Seminar ist eine Lehr- und Uebungsanstalt für Studirende, die bereits einen Theil ihres akademischen Cursus gemacht haben; mit ihm sind „eine gelehrte Unterrichtsanstalt, alle Arten von Bürgerschulen, mit Einschluss einer Anstalt, in welcher der Unterricht wie in Dorfschulen ertheilt wird, und eine vollständige Erziehungsanstalt für höhere und niedere Stände verbunden." (Als ein in seiner Art einziges Beispiel von dem Beisammenseyn aller dieser Anstalten auf einer Universität hätten können *Frankens Stiftungen* in Halle genannt werden.) Ihm steht ein Director vor, der zugleich auch Director aller zu dem Seminare gehörenden Schulanstalten seyn muss; die älteren und erfahreneren Lehrer an diesen Schulanstalten stehen mit ihm für den Zweck des Seminars in Verbindung. — Die Mitglieder sind theils vom *zweiten* Range, theils vom *ersten*; hierzu noch *Expectanten*. Als *Expectanten* können nur Solche aufgenommen werden, welche, ausser der Beibringung der gewöhnlichen Zeugnisse und Einlieferung einer schriftlichen Probearbeit, die zur allgemein wissenschaftlichen Bildung erforderlichen, vom Vf. speciell angegebenen, Collegia fleissig gehört haben. Während der Expectanz sind wieder ähnliche, philosophische, historische, archäologische, philologische, mathematische und naturwissenschaftliche Collegia zu hören; die pädagogischen bei dem Director des Seminars. Ausserdem müssen die Expectanten die Conversatorien der Seminaristen mit besucht, eine pädagogische Prüfung bestanden, und sich sittlich tadellos verhalten haben: dann treten sie in die Reihe der *Mitglieder des zweiten Ranges*. — Hier werden nun Abhandlungen geliefert aus dem Gebiete der bis dahin studirten Wissenschaften; es werden Classiker interpretirt, katechetische Uebungen angestellt, vorzügliche pädagogische Schriften excerpirt, beurtheilt, auch daraus referirt; es werden Disputirübungen gehalten, Lehrstunden in den Schulen besucht, und Relationen darüber gegeben. Daneben setzt jeder Seminarist sein besonderes Schulstudium, und vorzüglich die von ihm gewählte Fachwissenschaft fort. Auch unterstützen die Sem. des 2ten Ranges, so wie die Expectanten, nöthigen Falls die Lehrer an den mit dem Sem. verbundenen Schulen bei allerlei mechanischen Arbeiten, (z. B. Correcturen, auszufertigenden Zeugnissen,) und bei der Aufsicht in einzelnen Lehrstunden; auch fangen sie schon an, selbst einigen Unterricht zu ertheilen. — Ist in diesem Allen das Nöthige geleistet, so gehen die Mitglieder des 2ten Ranges zu der obersten Abtheilung als *Mitglieder des ersten Ranges* über. Von nun an werden sie in einer der Seminarschulen als Fachlehrer angestellt. Sie führen über jeden ihrer Schüler ein Tagebuch. In Betreff der Methode folgen sie der Anleitung des Directors. Künftigen Hauslehrern mag gestattet werden, einige Privatstunden in Familien zu ertheilen. Ausserdem haben sie die Lectionen der Mitglieder des 2ten Ranges zu beaufsichten, über einzelne unter ihre besondre Curatel gestellte Knaben specielle Aufsicht zu führen, den Conferenzen wöchentlich zweimal beizuwohnen, in ihren Musestunden aber Untersuchungen im Felde der Geschichte der Pädagogik nach den Quellen anzustellen, darüber Monographieen auszuarbeiten, auch sonst viertel- und halbjährlich bestimmte Abhandlungen bei dem Director einzureichen u. s. w. —

In ähnlicher Weise stellt der Vf. die Obliegenheiten des *Seminardirectors* in dreizehn Hauptnumern zusammen. Der Director soll Vorlesungen halten über alle Zweige der Pädagogik, Interpretationen der Classiker und Vorträge aus andern Wissenschaften zum Gebrauche der Schule; er soll in seiner Wissenschaft ununterbrochen fortschreiten, und dem Publikum Beweise davon geben; er soll unmittelbar als Seminardirector überall ordnen und leiten, die Arbeiten der Seminaristen corrigiren, die Conferenzen und Conversatorien halten, die Unterrichtsstunden in den Seminarschulen täglich besuchen, selbst mit unterrichten, andre Seminare und Schulen besuchen, halbjährliche Berichte an die Regierung erstatten, u. s. w.

Wir brechen hier ab. Rec. begreift nicht, wie der Vf., der sonst in dem ganzen vorliegenden Buche als ein, zwar für seinen Gegenstand lebhaft interessirter, aber dabei besonnen denkender Mann erscheint, sich nach Abfassung des hier in den Hauptzügen wiedergegebenen Einrichtungsplanes nur einen Augenblick hat einbilden können, etwas Ausführbares entworfen zu haben. Abgesehen von der offenbaren Unmöglichkeit, dass der Director eines pädagogischen Seminars das leiste, was der Vf. ihm zumuthet, — und zwar ganz ernstlich ihm zumuthet; denn ob er gleich S. 343 selbst einiges Bedenken dabei gefühlt hat, so verlangt er doch S. 346 ausdrücklich nur Einen Director; — so musste ihm auch einleuchten, wie unerfüllbar seine Forderungen an die Mitglieder des Seminars seyen, theils in Hinsicht auf die Masse der ihnen zugetheilten Studien und Geschäfte, theils, angenommen dass diese Masse be- und verarbeitet werden könne, in Hinsicht auf die dazu erforderliche Zeit. Wo mögen die Subjecte für künftige Lehrer- und Erzieherstellen gefunden werden, welche — den Willen dazu vorausgesetzt — es möglich machen können, auf ihre Vorbereitung zu ihrem ersten bürgerlichen Amte, von dem Eintritt in die Universität an, wenigstens sechs bis sieben Jahre zu wenden? Denn so viel Zeit erfordert der Plan des Vfs. nach mäfsiger Berechnung

nung in jedem Falle, und an Erwerb zum Lebensunterhalte ist dabei für die Seminaristen nicht zu denken. Was hilft es denn, zu sagen, (S. 343.) „man wolle nur den Gegenstand in seiner wünschenswerthen Vollkommenheit beschreiben, und wenn auch die Wirklichkeit nicht alle frommen Wünsche befriedige, so werde sie doch unbedingt die meisten erfüllen müssen?" Das Nachlassen bei neuen Einrichtungen ist nachtheiliger als das blosse Unterlassen, und Ueberspannung gebiert Abspannung. Ueberdiefs dürfte dem Vf. sich wohl nachweisen lassen, dafs manches Einzelne unter seinen Anordnungen für den Zweck nicht wesentlich sey, insbesondre wenn man von der Forderung absieht, dafs Jeder Allem gerecht seyn solle. Hätte der Vf. sich einen detaillirten Studienplan für die Seminaristen, oder eine Tagesordnung für den Director entworfen, so würde ihm, was hier gegen seinen Plan bemerkt worden, von selbst entgegengetreten seyn.

Rec. aber hat diese Bemerkungen unumwunden niedergeschrieben, nicht um die Leser von dem Buche abzuwenden, sondern um sie ihm zuzuführen. Denn, wie schon angedeutet worden, die vierte Abtheilung desselben steht in einem gewissen Gegensatze gegen die drei vorangehenden, nicht zum Nachtheil dieser drei; und da, wo irgend die höchst wünschenswerthe Errichtung eines pädagogischen Seminars bei einer Universität, aus den vom Vf. dafür aufgestellten Gründen und mit den von ihm bemerklich gemachten Rücksichten, beschlossen würde, die Vorschläge des Vfs. zur Einrichtung desselben schwerlich sofort als Norm angenommen werden würden (was auch bei deren Mittheilung die Absicht nicht war); so bietet das mehrfache Zuviel in denselben zugleich den Vortheil dar, das Wesentlichste und Ausführbarste auswählen zu können, ohne die Besorgnifs, etwas dabei übersehen zu haben. Also lese man selbst, was hier, ausführlicher und nicht minder eindringlich als von Andern, welche der Vf. mitsprechen läfst, von ihm dargestellt werden ist.

Der Vf. hat in der Vorrede ausdrücklich gewünscht, dafs die Beurtheiler seiner Schrift in öffentlichen Blättern sich nennen möchten. Rec. findet kein Bedenken, diefs hier zu thun, wiewohl er sonst, aus guten Gründen, es zu unterlassen für besser hält. *C. Weifs.*

CHEMIE.

Leipzig, b. Wuttig: *Pharmaceutisch-chemische Untersuchungen und Darstellungsmethoden.* Mitgetheilt für Aerzte, Apotheker und Chemiker von *Karl Stickel* in Jena. VIII u. 112 S. 8. (14 gGr.)

Der Vf., welcher seinem, durch seinen um orientalische Literatur hochverdienten Bruder rühmlich bekannt gewordenen Namen Ehre zu machen verspricht, tritt mit dieser Schrift zwar nicht zum erstenmale als Schriftsteller auf, giebt jedoch darin dem Publicum von Neuem Beweise seines regen Fleifses ab. Mehrere der hier mitgetheilten Abhandlungen ganz verschiedenen Inhalts sind uns nämlich schon aus Zeitschriften bekannt geworden, in welche der Vf. sie übergehen liefs. Mehrere aber sind neue Zugaben zu diesem chemischen Quodlibet. Einige betreffen auch recht interessante, indefs zum Theil etwas unvollständig entwickelte Gegenstände. Diefs gilt namentlich von der Abhandlung über das *Eisenoxydhydrat gegen Arsenikvergiftung*, rücksichtlich dessen der Vf. glaubt, dafs die Unlöslichkeit der Verbindung die Unschädlichkeit derselben bedinge. Wir erinnern ihn dagegen an die Ergebnisse aus *Simons* Versuchen (in *Poggendorffs* Annal. der Physik und Chemie Bd. XXXIX, Nr. 10. S. 369), gemäfs welchen die Ursache der antidotschen Wirkung des Eisenoxydhydrates gegen die arsenichte Säure nicht *darin* liegen kann, dafs sich das unlösliche arsenichtsaure Eisenoxyd bildet, in sofern die Verbindung der arsenichten Säure mit Kalkerde, besonders wenn Kalk im Ueberschusse vorhanden, ebenfalls vollkommen unlöslich ist, sondern das arsenichtsaure Eisenoxyd mufs wirklich eine dem Organismus unschädliche, die arsenichtsaure Kalkerde aber sehr schädliche Verbindung seyn, obgleich beide unlöslich sind. — Der *Beitrag zur Bestimmung des Arsenikgehaltes im Phosphor* ist recht schätzenswerth, da *Wackenroder's* Angaben hierüber trotz aller Breite ziemlich oberflächlich sind. — Was der Vf. über *die Entstehung und Heilung der Sommersprossen* sagt, ist im Ganzen nicht neu. Die Widerlegung der absurden Ansicht, dafs die Schweifstropfen dabei als planconvexe Gläser im Spiele ständen, da doch diefs allen physikalischen Gesetzen gemäfs, wegen der unmittelbaren Berührung der Planfläche und der Epidermis nicht möglich ist, diese Widerlegung finden wir bereits in der vom Vf. citirten Schrift von *G. Suckow* (*die chemischen Wirkungen des Lichtes*) ausgesprochen; und das Mittel gegen die Sommersprossen, nämlich das *oxychlorsaure Kali*, welches der Vf. empfiehlt, ist schon vor ihm recommandirt worden. — Beachtenswerth sind die Bemerkungen, welche der Vf. über die *Benutzung des im Döberciner'schen Feuerzeuge sich bildenden schwefelsauren Zinkoxyds* ausspricht. Dasselbe gilt von der Notiz über das *Schwefelantimon-Schwefelnatrium*, so wie über die *Formel für die äufserliche Anwendung des Strychnins und Morphiums.*

Möge also der Vf. fortfahren sich auf so rühmliche Weise vor seinen Commilitonen auszuzeichnen: der Fleifs findet überall seinen verdienten Lohn.

MONATSREGISTER

vom

JUNIUS 1837.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Apel, H. E., s. Testam. Vet. libri apocryphi gr.

Apollonius, des, v. Perga zwei Bücher vom Verhältnifsschnitt. Aus dem Latein. des *Halley*, mit Anmerkk. u. einem Anhang von *A. Richter*. EB. 64, 431.

Arago, Fr., Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde; aus dem Franz. von K. v. *Remy*. 1r Th. 99, 181.

B.

Beck, Car., s. P. Pap. *Statius*.

Bibliographia iuridica, ein Verzeichniſs der rechtswissenschaftl. Schriften Deutschlands u. des Auslandes — (herausg. von *Emil Kind*) 1s Heft. Bibliogr. von 1834. EB. 56, 441.

Block, A., Mittheilungen landwirthschaftl. Erfahrungen, Ansichten u. Grundsätze. 3r Bd. Abschätzungen landwirthschaftl. Gegenstände. EB. 52, 415.

Brandis, Chr. A., Handbuch der Geschichte der Griech. Römischen Philosophie. 1r Th. 96, 153.

Brauns u. *Theobald*, statistisches Handbuch der deutschen Gymnasien. 1r Bd. für d. J. 1836. EB. 60, 475.

Brzoska, H. G., die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf der Universität, u. ihre zweckmäſs. Einrichtung. 114, 297.

C.

v. *Canstein*, Ph. Baron, Anleitung die physischen Erdräume mittelst einfacher Constructionen aus freier Hand zu entwerfen. 106, 240.

Couard, Chr. L., s. Zachaeus der Christ —

Cruveilhier, J., Anatomie pathologique du corps humain, ou descriptions avec figures lithographiées des diverses altérations morbides. Livr. 10—20. EB. 57, 449.

Czech, Fr. H., versinnlichte Denk- u. Sprachlehre mit Anwend. auf die Religions- u. Sittenlehre u. das Leben; bis jetzt 18 Liefrn. 113, 295.

E.

Eulenburg, M., kurzes Handbuch der Akiurgie, mit Rücksicht auf das, was bei den Promotions- u. Staatsprüfungen verlangt wird. 105, 227.

F.

Fischer, C. Ph., de Hellenicae philosophiae principiis atque decursu a Thalete usque ad Platonem dissertatio. 99, 177.

G.

Germar, F. H., die hermeneut. Mängel der sogen. grammatisch-histor., eigentl. aber der Takt-Interpretation — EB. 52, 413.

Gilbert, R. O., Sammlung von Predigten theils beim akadem., theils beim reformirten Gottesdienste gehalten. 108, 256.

Godwie-Castle; aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Thle. 105, 230.

H.

Hager, M., die Brüche u. Vorfälle beschrieben und durch Beispiele erläutert. 105, 228.

Halley, s. *Apollonius* v. Perga —

Halm, C. F., s. Velleianae emendationes.

Hammer, J. F., Aphorismen üb. das Wesen u. die Mittel der Fortbildung des evangel. christl. Geistlichen. 110, 269.

Handbuch, statistisches, s. *Brauns* —

Hase, C. A., Confessio fidei Ecclesiae evangelicae nostri temporis rationibus accommodata. EB. 54, 426.

Hausch, F., die Zahlenrechnung in ihren reinen Elementen auf die Forderungen der prakt. Geometrie und des commerciellen Lebens angewendet. 107, 245.

Hirscher, J. Bapt., die christl. Moral als Lehre von der Verwirklichung des göttl. Reiches in der Menschheit. 3 Bde. EB. 53, 417.

Heft-

Hochstetter, Ch. F., populäre Mineralogie od. die Fossilien- u. Gebirgskunde für alle Stände — EB. 60, 478.

Hohndell, G., prakt. Anleit. zur Bildung u. Berechnung magischer od. Zauberquadrate; auch:

— — arithmet. Unterhaltungen. I. Magische Quadrate. EB. 56, 444.

Hüllmann, K. D., Ius Pontificium der Römer. 108, 249.

Jäger, Margaretha, s. Verhandlungen des Assisenhofes üb. sie —

Justi, K. W., Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen u. Hessen; nach ihren Schicksalen u. ihrem Charakter. Neue verb. Aufl. 112, 284.

K.

Kant, Imm., the Metaphysic of Ethics. Translated with an Introduction and an Appendix by J. W. *Semple*. EB. 51, 408.

Kaeuffer, J. E. R., christl. Leben. Predigten in den ersten 5 Jahren seiner gegenwärtigen Berufsthätigkeit gehalten. 112, 287.

Kauffmann, E. F., Lehrbuch der Stereometrie — für Realschulen, Gymnasien u. zum Selbstunterrichte. 109, 260.

Kind, Emil, s. Bibliographia iuridica —

Kreyssig, J. Th., s. C. *Velleius* Paterc.

Kriegk, G. L., Beiträge zur Geographie von Hellas. 1s Heft. Auch:

— — das thessalische Tempe, in geograph. u. antiquarischer Hinsicht. 111, 273.

L.

Lachmann, K. H., die Spartan. Staatsverfassung in ihrer Entwickelung u. ihrem Verfalle. 106, 233.

Laurent, J. C. M., s. Velleiani Loci —

Lehmann, Ed., Anleit. zur Anlegung der Bandagen u. Behandl. der am häufigsten vorkommenden Luxationen u. Fracturen. 105, 227.

M.

Marquardt, J., Cynicus u. sein Gebiet. Drei Bücher. 110, 265.

Michel'sche Eheleute, s. das Verbrechen derselben —

Montalembert, le Comte, Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie, Duchesse de Thuringe. 111, 277.

Müller, J. H., Elemente der analyt. Geometrie u. Anwendung zur Algebra auf die Geometrie — 109, 262.

R.

v, Remy, K., s. Fr. *Arago*.

Richter, A., s. *Apollonius v. Perga*.

Rohtlieb, Joh., s. Joh. Olof *Wallin* —

S.

Scharling, C. Em., hvad er Hensigten, Betydningen og Resultatt. af Theologernes videnskabel. Undersegölser om det Nye Test. Skrifter? Tolv Foreläsninger — EB. 52, 409.

Schoenhüt, O. F. H., Geschichte Hohentwiel's, der unbezwungenen Veste im 30jähr. Kriege. 109, 257.

Semple, J. W., s. Imm. *Kant* —

v. Soltau, Fr. L., s. Volkslieder —

Sommer, J. G., Taschenbuch zur Verbreitung geograph. Kenntniss — für 1836. 1er Jahrg. 113, 289.

Stetit, P. Pap., ad Calpurnium Pisonem poematia. Auctori vindicavit, recogn. et adnotatione instruxit Car. *Beck*. EB. 51, 401.

Stickel, K., pharmaceutisch-chem. Untersuchungen u. Darstellungsmethoden — für Aerzte, Apotheker u. Chemiker. 114, 303.

T.

Testam. Vet. libri apocryphi graece; — edidit H. Ed. *Apel*. EB. 51, 406.

Theobald, s. *Brauns* —

Theremin, Fr., vom Tode. Drei Predigten im Jahre 1836 gehalten. 107, 248.

Thon, Chr. F. G., Abhandlung üb. Klavier-Saiten-Instrumente, bes. der Fortepiano's u. Flügel, deren Ankauf, Beurtheilung — — 2te umgearb. Aufl. 110, 271.

Tischer, J. F. W., die Pflicht der Kirchlichkeit aus den Gesetzen der Seelenlehre bewiesen. EB. 56, 445.

V.

Vater, Fr., die Aleaden des Sophokles. 100, 185.

Velleianae Ementationes — edidit C. F. *Halm*. 100, 189.

Velleiani Loci; tractavit J. C. M. *Laurent*. Inest censura editionis Orellianae. 100, 189.

Velleii Paterc. C., quae supersunt ex historiae romanae libris duobus — denuo recognovit et epistolam ad J. C. Orellium praemisit J. Th. *Kreyssig*. 100, 189.

Verbrechen, das, an Unmündigen, od. die Kinderverschleppungs-Geschichte der *Michel*'schen Eheleute in Rapperschwyl; nach den Acten bearb. EB. 55, 438.

Verhandlungen des Assisenhofes in Mainz über die der Giftmörderin Margaretha Jäger und ihrer Mitschul-

schuldigen Sibilla Catharina Renten zur Last gelegten Verbrechen — EB. 55, 433.

Volkslieder, Ein Hundert Deutsche Historische; in urkundl. Texten chronolog. geordnet von Fr. L. v. *Soltau*. 104, 219.

W.

Wallin, J. Olof, Predigten u. Reden bei feierl. Gelegenheiten; aus dem Schwed. von Joh. *Rohtlieb*. EB. 56, 448.

Weifs, Chr., Erfahrungen u. Rathschläge aus dem Leben eines Schulfreundes — für Volksschullehrer — 118, 294.

Wiese, S., drei Trauerspiele: die Wilden u. die Ansiedler; die Märtyrer; Clotar u. Sulamith. 99, 184.

Z.

Zachaeus der Christ am Sonntagamorgen; mit Vorw. von Chr. L. *Couard*. 98, 176.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 37.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte Junius 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Agassiz in Neufchatel 35, 290. *Bauer* in Göttingen 35, 292. *Bauer* in Leipzig 35, 291. *Becker*, Leibarzt der Gr. Hrzgs von Mecklenb. Schwerin 35, 293. *Berzelius*, Professor 35, 293. *v. Beyer*, C. A., in Cöln 35, 291. *v. Beyer*, V., in Cöln 35, 291. *v. Brescius* in München 35, 293. *de Cattanei* in Pavia 35, 290. *Chastes* in Paris 35, 289. *Croefsmann* in Giefsen 35, 291. *Czech* in Wien 35, 291. *Derchich* in Venedig 35, 290. *Devergie* in Paris 35, 292. *Dieffenbach* in Berlin 35, 292. *Dieterici* in Berlin 35, 289. *v. Dillis* in München 35, 292. *Elwert* in Zürich 35, 293. *v. Freyberg-Eisenberg* in München 35, 292. *Frommann* in Jena 35, 289. *v. d. Gablenz*, sächs. Regier. Rath 35, 290. *Gaertner* in München 35, 292. *Gerhard* in Rom 35, 293. *Grimm* in Jena 35, 289. *Guyetant* in Paris 35, 292. *Haas* in Lemberg 35, 290. *Hafner*, Gubernialrath 35, 289. *Hagen* in Berlin 35, 291. *Henschel* in Breslau 35, 289. *Hermann* in Leipzig 35, 289. *Herrmann*, Geh. Rath 35, 292. *Hoffmann* in Berlin 35, 289. *v. Humboldt* in Berlin 35, 289. *Jachimowicz* in Lemberg 35, 290. *Jeitteles* in Olmütz 35, 290. *Kaup* in Darmstadt 35, 291. *Kefsler*, Leibarzt des Königs von Portugal 35, 292. *Kiefsling* in Meiningen 35, 289. *Küstner* in München 35, 290. *Kuhn* in Amberg 35, 289. *Larroque* in Toulouse 35, 289. *Lenormand* in Paris 35, 289. *v. Lindenau* in Dresden 35, 293. *Loos* in Berlin 35, 292. *Lorrain* in Paris 35, 291. *di Luca* in Rom 35, 291. *Ludwig* aus Aschaffenburg 35, 290. *Mayer* aus Stadtamhof 35, 290. *Mitzenius* in Darmstadt 35, 291. *Müller* in Naumburg 35, 289. *Nasse* in Bonn 35, 290. *Naudet* in Paris 35, 289. *Pfeiffer* in Cassel 35, 292. *Pietzsch* in Erfurt 35, 292. *Poirson* in Paris 35, 291. *Prochazka*, Vicepräsident des Kgl. Böhm. Guberniums 35, 290. *Ragazzini* in Padua 35, 290. *v. Raumer* in Berlin 35, 290. *Reinbeck* in Stuttgart 35, 292. *Reithmair* in München 35, 291. *v. Roth* in München 35, 292. *Ruhl* in Cassel 35, 292. *Schmidt* in Augsburg 35, 292. *v. Schmidt* in München 35, 292. *Stadler* in München 35, 291. *Texier*, Charl., bekannter Reisender 35, 293. *Thorwaldsen* in Rom 35, 293. *v. Vering* in Wien 35, 291. *Wagner* in Altenburg 35, 291. *Walter* in Bonn 35, 292. *v. Walther* in München 35, 293. *Weichselbaumer* in München 35, 291. *Widenmann* in Tübingen 35, 291. *v. Wüstemann*, Geh. Rath 35, 292.

Todesfälle.

Verzeichnifs derselben 37, 305 bis 310 und 38, 313 bis 315.

Anm. Alphabetisch soll das Verzeichnifs derselben dem nächsten Juliusmonatsregister als Anhang beigefügt werden.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Athen, Königl. Ordonnanz üb. die Errichtung einer griech. Universität daselbst; Organisation ganz den deutschen Universitätt. nachgebildet 42, 345 (354). *Berlin*, Kgl. Akad. der Wiss., Gesammtsitzungen 36, 297. — Gesellsch. für deutsche Sprache u. Alterthumsk., öffentl. Versamml., Stiftungstagfeier 36, 268 (298). — geograph. Gesellsch., Sitzungen 36, 294 (302). — Gesellsch. naturforschender Freunde, Versammlungen 36, 291 (299). *London*, Kgl. Asiatische Gesellsch., Sitzung, *v. Hammer-Burgstall's* Aufsatz u. *Malcolmson's* Vortrag 36, 295 (303). — Universit., Bestimmungen laut des dem Kings-College verliehenen Königl. Freibriefs, die Universit. daselbst betr. 42, 347. *St. Petersburg*, Universit., Verzeichnifs der von den Lehrern daselbst vom Julius 1836 bis Junius 1837 angekündigten Vorlesungen 42, 347.

Ver-

Vermischte Nachrichten.

Archaeolog. Nachrichten: *Epigraphische* Entdeckungen in Athen auf der Akropolis; von Dr. *Kramer* nach Nr. 1. 2. 3. 6. in dem Gewölbe der Propylaeen, Nr. 4. u. 5. aber in der Moschee des Parthenon gefunden — 39, 321. Fortsetzung 40, 329. Beschluss 41, 337. *Buchner* in München, Antikritik gegen die Recension seines Grundrisses der Chemie in der Jena. Lit. Zeitg. 1836. 38, 315. *Fouqué's*, de la Motte, Undine ist von *Toulkovsky* in russischer Uebersetz. in 19 hexametrischen Gesängen, mit 20 Kupfern, erschienen 35, 294.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Amelang in Berlin 35, 295. 37, 311. 41, 341. 42, 349. *Andreä* in Frankfurt a. M. 35, 295. *Barth* in Leipzig 35, 293. *Brönner* in Frankfurt a. M. 40, 333. 42, 349. *Cnobloch* in Leipzig 40, 335. *Dieterich* in Göttingen 41, 342. *Fleischmann* in München 39, 328. 40, 334. 41, 342. *Focke* in Leipzig 41, 341. *Frommann* in Jena 41, 343. *Goeschen* in Leipzig 36, 295 (303). 42, 350. *Hammerich* in Altona 40, 335. *Hentze* in Breslau 40, 336. *Reclam* in Leipzig 42, 350. *Rohden* in Lübeck 40, 333. *Schünemann* in Bremen 42, 351. *Schwetschke* u. Sohn in Halle 40, 336. *Tauchnitz* in Leipzig 40, 334. 42, 351. *Vandenhoeck* u. *Ruprecht* in Göttingen 37, 312. 39, 327. *Velhagen* u. *Klasing* in Bielefeld 39, 327. *Wagner* in Neustadt an d. O. 36, 296 (304). *Weidmann.* Buchh. in Leipzig 42, 351. *Wigand* in Wetzlar 42, 347. *Wuttig* Leipzig 35, 296.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Erlangen, *Lang'sche* u. a. 40, 336. *Hentze* in Breslau, *Haelsig's* Wandkarte 2te von *Scholz* verb. Aufl. 40, 336. — — *Scholz*, Wandkarte von Europa 41, 344. *Lindemann* in Zwickau, Verzeichniss von im Preise herabgesetzten Taschenausgaben 42, 351.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Julius 1837.

REISEBESCHREIBUNG.

Weimar, Landes-Industrie-Comptoir: ***Das Thüringer Waldgebirge, nach seinen physischen, geographischen, statistischen und topographischen Verhältnissen geschildert.*** Ein Wegweiser für Reisende zu den Merkwürdigkeiten des Thüringer Waldes und seiner nächsten Umgebung. Von Prof. Dr. *H. L. W. Völker.* Mit einer Karte vom Thür. Waldgebirge. 1836. (3 Thlr.).

Als unter ähnlichem Titel, vor länger als 20, und theilweise vor beinahe 30 Jahren, das treffliche Werk von v. Hoff und Jakobs erschien (1807—1812), waren, mit Ausnahme des zum Theil gleichzeitig erscheinenden, in geognost. Beziehung classischen Werkes von Heim (1796—1812) nur sehr wenige und darunter keine einzige umfassende Vorarbeit vorhanden. Jeder, welcher die Schwierigkeiten eines solchen Werkes auch nur einigermafsen zu beurtheilen versteht, staunt deshalb mit Recht über die reiche Gabe, welche darin, mit so grofser Bescheidenheit, dargeboten wurde. Gewifs ist dieses Werk, trotz seiner nicht ganz bequemen Form (so scheint sie uns wenigstens jetzt, wo wir durch die auf feines Papier, eng und doch deutlich und schön gedruckten Taschenbücher aller Art verwöhnt sind), der treue Begleiter und Rathgeber mancher Reisenden gewesen und gewifs ihnen eben so wie dem Rec. herzlich lieb geworden. Nicht ohne Bedauern gesteht jedoch dieser, dafs die Zeit auch hier ihre Rechte geltend und eine neue, dem gegenwärtigen Stande der Dinge angemessene *Auflage* wünschenswerth gemacht hat. Der Wunsch es möge Hr. v. Hoff selbst sich entschliefsen eine solche zu veranstalten, den gewifs viele mit Rec. theilen, kann nicht mehr in Erfüllung gehen, und begierig greift Rec. deshalb nach Werken, welche einen Ersatz dafür zu versprechen scheinen. Das bekannte Buch von Herzog, welches bei fleifsiger Benutzung des Werkes von v. Hoff und Jakobs, von den darin durch die Zeit entstandenen Lücken, diejenigen, welche der Mehrzahl der Reisenden am fühlbarsten sind, auszufüllen sucht und *viele* derselben wirklich und gut ausfüllt, dürfte für jetzt eben dieser Mehrzahl von Reisenden, welche ohne einen bestimmten *wissenschaftlichen* Zweck den Thüringer Wald, sey es absichtlich oder zufällig, durchreisen, ziemlich genügen. Sollte schon jetzt ein neues Werk ähnlicher Art erscheinen, so mufste es etwas Vorzügliches bieten, es mufste, *auch in wissenschaftlicher Hinsicht* den Anforderungen genügen, die man, nach den *jetzt* vorhandenen Vorarbeiten (man denke nur an die neueren Arbeiten von v. Hoff, von Plänkner, Schaubach u. v. a., die theils besonders, theils in den verschiedensten Zeitschriften erschienen) an ein solches Werk zu machen berechtigt ist. Rec. hoffte dieses von dem vorliegenden Buche und wurde in dieser Hoffnung noch bestärkt durch den Vorbericht, den der Vf. p. III. mit den Worten beginnt: „In der Absicht, das mir nahe liegende Th. W. Gebirge mit seinen Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten durch eigne Anschauung und Untersuchung so genau wie möglich kennen zu lernen, habe ich dasselbe nun seit länger als ¼ Jahrhundert in allen Richtungen und Reisewegen durchwandert u. s. w. u. s. w." Wenn ferner der Vf. ebendaselbst p. V. sagt: „Dafs es übrigens *keine gar leichte* Sache sey, von einem so grofsen Länderbezirke, wie der Thür. W. umfafst, eine *genaue und überall befriedigende* topographisch-statistische Darstellung zu liefern, wird der Kenner gerne einräumen," so stimmt Rec. damit nicht nur überein, sondern er hält dieses sogar für eine *ganz aufserordentlich schwere*, selbst bei der unermüdetsten, gewissenhaftesten Forschung und dem ausdauerndsten Fleifse nur *bis zu einem gewissen Grade zu lösende Aufgabe*, und wird daher sehr sehr gerne „einzelne im Buche *etwa vorfindliche Unvollkommenheiten* übersehen," wenn es nur in den Hauptsachen den oben angedeuteten Erwartungen entspricht und dadurch seinen Vorzug vor den bereits vorhandenen Werken der Art beurkundet. Er wird nach einer möglichst zusammengedrängten Uebersicht des Inhalts einige, diesen in verschiednen Beziehungen prüfende Bemerkungen und Vergleichungen folgen lassen, um dadurch nicht nur, so weit es der Raum gestattet, sein eignes Urtheil zu begründen, sondern auch soviel als möglich seine Leser in den Stand zu setzen ein selbstständiges Urtheil zu fällen.

Vorbericht p. III—X. Inhaltsanzeige XI—XVI. Theil I. Allg. Schilderung der Th. W. G. I. Geographische Lage, Begrenzung u. s. w. p. 1—6 (östl. Grenzpunkt der *Wetzstein* — 2550 Fufs hoch, unweit Lehsten — von da macht die kleine Sormitz bis zur Vereinigung mit der grofsen, dann diese bis zur Loquitz, diese bis zur Saale, dann diese bis nahe unter Wetzelstein — ½ St. *über* Saalfeld — die Grenze, von da läuft diese dicht unter Garnsdorf, Beulwitz, Aue und oberhalb des Dorfes Schwarza an die Schwarza, mit dieser bei Blankenburg, dann mit der Rinne aufwärts nach Königssee, von da über Pennewitz nach Langenwiesen, mit der Ilm nach Neuhaus (bei Ilmenau), von da über Roda, Arlsberg, nahe

nahe an Geschwend und unter Dörrberg vorbei nach Frankenhayn, Gräfenhayn, Georgenthal, unter Engelsbach hin nach Friedrichroda, Reinhardsbrunn, Grofs Tabarz, Schmerbach, Heiligenstein, Kittelsthal, Mosbach, dicht *oberhalb* Eisenach zur Hörsel, mit dieser bis Dorf Hörsel, von da mit der Werra bis Lauchröden, mit der Elna bis Etterwinden, dann über Waldfirch, Glücksbrunn, Liebenstein, Beirode, unterhalb Herges und Seligenthal vorbei nach Flohe, „von da (?) macht die linke Seite der Schmalkalde (?) die Grenze bis Stadt Schmalkalden," von da geht sie am linken Gehänge der Still hin, an Herges, unterhalb Steinbach und Bernbach und *oberhalb* Benshausen fort nach Albrechts unter Suhl, nahe an Heinrichs hin, über einen hohen Sandsteinrücken ins Thal der Erlau, mit dieser bis Rasen, von da nach Breitenbach, Hinternah, Oberwind, Crock, Sachsendorf, Sonnenberg, dessen unteres Ende sie berührt, Koppelsdorf, Wehlitsch und dann im Thale der Harlach aufwärts bis zum Wetzstein). II. Aeufsere Gestaltung des Th. W. G. p. 7—13. III. Gewässer p. 14—24. IV. Klima und Witterungsverhältnisse p. 24—28. V. Mineralreich und geogn. Verhh. p. 28—51. VI. Pflanzenreich p. 51. 52. VII. Thierreich p. 53—58. VIII. Der Th. Waldbewohner p. 58—67. IX. Erwerbzweige des *Th. W.* (sic). A. Bergbau u. dgl. B. Waldwirthschaft. C. Wiesen, Weiden, Viehzucht. D. Acker-Garten und Obstbau. E. Handwerke, Hüttenwerke, Fabriken u. s. w. F. Handel, Transportwesen, Strafsen, Gasthöfe, Münzen, Maafs und Gewicht p. 67—138. X. Statistische Uebersicht p. 138—144. Theil II. Topographischer Wegweiser im Th. W. (Einleitung p. 145—149). A. Beschreibung des höchsten Gebirgsrückens (Art. I. Reise auf dem Rennstiege in 15 Stationen, von Dorf Hörsel *bis Blankenstein*!) p. 149—197. B. topogr. Beschr. der 2 Gehänge oder Seiten, der thüringischen und der fränkischen, nach einer Einth. des Geb. in 3 Hauptgebirgsstrecken. 1ste Hauptgebstr. der westl. Theil des Th. W. bis zum Dietharzer und Schönauer Grunde incl. p. 198—348. (Art. II—XXVI); 2te Hauptgebstr. bis zu den Thälern der Ilm und Werra incl. p. 348—514. (Art. XXVII—LVI); 3te Hauptgebstr. bis *über die Grenze hinaus* nach Rodach, Lobenstein und Ebersdorf (!) p. 514—650. (Art. LVII—LXXXII). Nachträge und Verbesserungen 651—658. Register 674 sq. —

Schon gegen die Begrenzung läfst sich mit Recht einwenden, dafs sie nach keinem festen Princip entworfen ist. Der Vf. beruft sich theils auf den Sprachgebrauch, theils auf geogn. Verhältnisse, (namentlich „die Grenze zwischen dem primitiven (?) und älteren Flötzgeb. und dem am Fufse des Th. W. abgelagerten jüngeren Flötzgeb."), theils auf den allg. Charakter der Bewohner p. 3—6. Allein vereinigen lassen sich diese 3 Rücksichten nicht und folgt man bald der einen bald der anderen, so führt das nothwendig zu Folgewidrigkeiten mancher Art. Der 2550' hohe Wetzstein ist kein *natürlicher* Grenzpunkt des Th. Wald-*Gebirges*, *wenn auch die Grauwacke, welche bis dahin mit Thonschiefer wechselt, von da an vorherrschend wird* (!); — *Eisenach* liegt offenbar viel näher am älteren Flötzgeb., welches bis unmittelbar vor die Stadt reicht, als Schmalkalden, als Unter-Ellen, Ober-Ellen u. v. a. O. Die beiden letztgenannten Orte haben auch, eben so wie ihre Bewohner, durchaus nicht den Charakter der Orte und Bewohner des Th. W., werden auch nach dem allg. Sprachgebrauch nicht dazu gerechnet und dennoch schliesst sie der Vf. in seine Grenze ein, und schliefst Eisenach aus, dagegen hat Benshausen, ganz nahe an der Grenze des älteren Flötzgeb. gelegen, die gröfste Aehnlichkeit mit den Orten des eigentlichen Waldgebirges, der Sprachgebrauch zählt es dazu, aber es liegt aufserhalb der Grenze des Vfs. Dasselbe liefse sich von *sehr vielen* anderen Orten nachweisen. Der Vf. scheint das selbst gefühlt zu haben, denn er zählt p. 459 Heinrichs als zum Th. W. gehörig mit auf, während seine Grenze „*unterhalb Suhl und nahe an Heinrichs* (d. h. doch hier offenbar *oberhalb* H.) *hingeht*." Die Durchführung *eines* solchen Princips würde hier allerdings Schwierigkeiten haben und sich wohl nicht mit dem Hauptzweck des Buches vereinigen lassen, hätte sich dagegen der Vf. von der Rücksicht auf das Bedürfnifs der Reisenden leiten lassen, so würde er diese Schwierigkeiten vermieden haben, und wahrscheinlich der von v. Hoff und Jakobs angenommenen Grenze weit näher gekommen seyn, was auch in so fern passender gewesen wäre, als der Vf. doch sehr viele aufserhalb seiner Grenze liegende Orte in die topograph. Beschreibung aufnimmt, z. B. Eisenach, Waltershausen, Rudolstadt, Saalfeld, Kamsdorf, Lobenstein, Ebersdorf, Kronach, Hildburghausen, Meiningen u. s. w. Auch bei den übrigen Abschnitten (II—X) drängt sich unwillkührlich die Vergleichung mit den älteren Schriften auf, und sie fällt im Allgemeinen, besonders wenn man den Unterschied rücksichtlich der Zeit und der vorhandenen Hülfsmittel nicht übersieht, *keineswegs* zum Vortheile des neuesten aus, wenn gleich Rec. gerne anerkennt, dafs dieses in einzelnen Beziehungen, wie namentlich in Beziehung auf das Gewerbswesen u. dgl. grofse Vorzüge vor den früheren Werken hat und von eignen genauen Forschungen des Vfs. zeugt. — Der Vf. gefällt sich, besonders in den Abschn. II—V., nicht selten in Aufstellung allgemeiner Sätze, Classificationen, Begriffsbestimmungen, die, mindestens gesagt, hier überflüssig sind, da sie theils sich von selbst verstehen, theils wohl in geognostischen oder geographischen Lehrbüchern, nicht aber hier einen Platz verdienen, so z. B. p. 7 „das Th. W. G. ist aus Berghöhen, Thälern und anderen Niederungen (?) zusammengesetzt, welche nach gewissen Systemen aneinandergereiht und verbunden sind," und „Kuppen sind einzelne Berghöhen auf dem Rücken eines Berges; auch belegt man zuweilen isolirte Berge, die sich über die benachbarten, z. B. die Plattform eines Schiefergebirges erheben, mit dieser Benennung." p. 8. „Die Abhänge der Berge sind mehr *oder*

weniger sanft oder steil. Die über 30 Grad Inclination haben, nennt man Wände, und Felswände, wenn die nackten Gesteinschichten an denselben zu Tage ausgehen u. s. w." p. 14. „Die Flüsse und gröfseren Bäche der Th. W. bilden sich durch successiven Zusammenfluſs mehrerer Bäche, und letztere entstehen wieder auf ähnliche Art aus mehreren Quellen und kleineren Wassergerinnen." Vgl. p. 24. 25. 27 u. v. a. St. — Pag. 15—17 giebt der Vf. in der Note eine schätzbare Uebersicht über das *Gefälle* einiger der wichtigern Flüsse des Th. W., wenn er aber auf denselben Seiten die Gewässer des Th. W. nach ihrer Normal-Breite und Tiefe in sechs Classen (gröſsere Bergflüsse, kleinere Bergflüsse, groſse Bäche u. s. w.) theilt, „um einige Uebersicht von ihrer Stärke zu geben," so konnte dieser Zweck nur erreicht werden, wenn bei den einzelnen Classen *alle* dahin gehörigen Gewässer aufgezählt wurden, oder wenn sich der Vf. in der folg. speciellen Beschreibung im 2ten Theile genau an die hier festgesetzten Namen gebunden hätte. Da aber dieses nicht geschehen ist, so steht hier diese Classification ganz überflüssig. Ueberhaupt steht die Hydrographie der des Hn. v. Hoff bei weitem nach. Wahrscheinlich hat dies seinen Grund zum Theil in dem Bestreben, den Raum möglichst zu sparen; das hätte aber, durch Weglassen der eben angeführten Sachen, *zweckmäſsiger* geschehen könen, da eine möglichst genaue Hydrographie so sehr viel dazu beiträgt, das Bild einer Landschaft, namentlich einer Gebirgslandschaft, richtig aufzufassen, und da jetzt durch theilweise vortreffliche Karten ganz andere Quellen dafür eröffnet sind, als vor 20 Jahren. Ueberdiefs hat sich der Vf. dabei bedeutende Nachlässigkeiten und Fehler zu Schulden kommen lassen. Zum Beweise nun einige Beispiele. Alles was wir hier von der Hasel, einem der bedeutendsten Flüsse des Th. W. (dem der Vf. selbst in seine erste Classe setzt) erfahren, besteht in Folgendem: „Die Hasel fällt bei Einhausen in die Werra; die Hauptzuflüsse derselben sind die Lauten über Suhl, aus dem Th. W. kommend, der von Ober-Schönau kommende Schönbach und die Lichtenau, die oberhalb Zella und Mehlis ihre Quellen hat." Der durch Schönau flieſsende Bach heifst dort, und noch eine Strecke weiter abwärts allerdings Schönbach, später aber, durch viele Zuflüsse verstärkt, erhält er den Namen *Schwarza* (wie ihn auch der Vf. p. 426 bei Beschreibung des Ortes Schwarza nennt), welche da, wo sie (unter Kloster Rohr) in die Hasel fällt, ungefähr eben so stark ist als diese. Die Schwarza nimmt über dem Orte gleiches Namens die Lichtenau (ihren bedeutendsten Nebenfluſs) auf, weiter oben den Haselbach, welcher auch *Hasel* genannt wird, und wahrscheinlich die Veranlassung ist, daſs in jener Gegend die *Schwarza* selbst, wiewohl fälschlich, so genannt wird — ein Fehler, der sich auch in die sonst genaue Karte von Tasch eingeschlichen hat. Das hätte der Vf. wenigstens erwähnen müssen, damit seine Leser erfuhren, wo die Schwarza herkomme, die er p. 426, und den Haselfluss, den er p. 268 aufführt. — Die Schmalkalde soll nach p. 20 und 21 bei Flohe die Flohe aufnehmen, aber nach p. 260 liegen die zu Flohe gehörigen Mühlen u. s. w. „an dem Schnellbache, der bei Reichenbach in die Schmalkalde fällt." Durch Flohe flieſst aber nur *ein* Bach, der Schnellbach, welcher über dem Orte gleiches Namens aus dem Nesselbache und der *dürren Flohe* entsteht, und in die etwa ½ St. von Flohe entfernte Schmalkalde ungefähr in der Mitte zwischen Seligenthal und Reichenbach (welche beide Orte auf dem rechten Ufer der S. liegen) sich ergieſst u. s. w.

Die Darstellung der geogn. Verhältnisse ist dem gegenwärtigen Zustande der Geognosie durchaus nicht angemessen. Einige der ersten Sätze werden hinreichen die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen: „Der Hauptkörper des Th. W. besteht aus primitiven Gebirgsarten, welche nach einem gewissen Typus in Gebirgslagern und Schichten neben und übereinander abgelagert sind, und wohin namentlich Granit, Gneuſs, Glimmerschiefer, Syenit, Diorit u. a. *hornblendige* (?) Gesteine, Porphyr, Thonschiefer, *Grauwacke*, *Grauwackenschiefer* und *Uebergangskalk* (!!) gehören." p. 28. Dazu die Note: „Unter primitiven Gebirgsarten verstehen wir alle, welche früher als die Flötzgebirge abgelagert worden, und lassen es unerörtert, in wie fern dieselben auf neptunischem oder plutonischem Wege entstanden seyen und in wie weit sie zum Ur- oder Uebergangsgebirge zu rechnen seyn möchten." Hier folgt nun p. 29—48. Vieles, was offenbar in ein geognost. Lehrbuch, aber nicht hierher gehört z. B.: „Der Granit besteht aus Quarz, Feldspath und Glimmer, die in einem kristallinischen, mehr oder weniger, grob- oder feinkörnigen Gefüge mit einander verbunden sind" und ähnlich von allen Gesteinen des Th. W. — Das Pflanzenreich (VI) ist sehr dürftig auf 2½, das Thierreich (V) auf 5 Seiten abgehandelt. Beide *weit oberflächlicher*, als von *Jakobs*. Bei dem Thierreiche, welches, wie ausdrücklich bemerkt wird, nach Bechstein abgehandelt ist, sind nicht einmal die in neuerer Zeit nothwendig gewordenen Trennungen der älteren Gattungen (*genera*), welche allgemein angenommen und selbst in alle Lehrbücher der Zoologie übergegangen sind, berücksichtigt, so steht z. B. die Kröte noch unter der Gattung *Rana*, der Salamander noch unter der Gattung *Lacerta*, die Kreuzotter noch unter der Gattung *Coluber*. Auch sind von den in den älteren Werken aufgeführten Thieren manche ausgelassen, ohne einen Grund dafür anzuführen. Von Insecten sind blos 15 den Forsten schädliche Arten, ebenfalls nach Bechstein aufgeführt, nebst den dagegen angewendeten *oder vielmehr anzuwendenden* Mitteln. Mit welcher Umsicht bei der Auswahl dieser 15 Arten verfahren ist, geht daraus hervor, daſs *Chrysomela Populi*, *Lymexylon navale*, *Rhagium Inquisitor*, *Bombyx processionea*, *Sirex Gigas*, *Sirex noctilio etc.* darunter aufgezählt sind, während die *Graseule* (*Ph. Noct. Graminis*), welche noch vor wenigen Jahren in mehreren Gegenden

den des Th. W. in grofser Menge vorhanden war und den Wiesen u. s. w. sehr schädlich wurde und die Kiefer-Blattwespen (*Tenthredo Pini*) unerwähnt bleiben. Gewifs ist den meisten Reisenden damit weit weniger gedient, als wenn sie aus dem Buche erfahren könnten, welche seltnere Insecten in den verschiednen Gegenden des Th. W. angetroffen werden. — „Die Classe der Würmer bietet auf dem Th. W., soviel bekannt, keine eigenthümlichen Arten dar," das ist die ganze, doch allzukurze Abfertigung dieser grofsen Classe, welche in neuerer Zeit so vielfach bearbeitet ist, und so manchen Liebhaber zählt, dafs man deren doch auch unter den Besuchern des Th. W. erwarten darf. — Besser ist im Allgemeinen die Abhandlung über die Waldbewohner, wenn gleich Rec. manche Behauptung, wo der Vf. von seinen Vorgängern abweicht, nicht unterschreiben möchte, z. B. p. 59: „Ein Mann trägt nicht selten $2\frac{1}{2}$—3 Centner und eine Frauensperson 1—$1\frac{1}{2}$ Centner und drüber, über Berg und Thal" (??). — Der IXte Abschn. über die Erwerbzweige der Waldbewohner ist unstreitig der gelungenste Theil des Buches und mit Vorliebe und grofsem Fleifse bearbeitet. Wenn der Vf. auch hier oft speciell in das Technologische eingeht, so möchte Rec. das keineswegs tadeln, da gerade dieser Gegenstand von so allgemeinem Interesse ist, dafs wohl die meisten Reisenden von einem so erfahrenen Führer lieber etwas zuviel, als zu wenig annehmen. Dafs die beim Art. Sonneberg (p. 528) erwähnten Spielsachen u. s. w. (sog. Sonneberger Waaren) ein Fabricationszweig, welcher, trotz seiner scheinbaren Geringfügigkeit und der zum Theil *unbegreiflich geringen Preise* der einzelnen Gegenstände, *Tausende von Menschen* ernährt, auch für den überseeischen Handel eine gröfsere Wichtigkeit hat als die meisten Menschen glauben, und der ja den letzten Jahren neues Leben erhalten hat, nicht auch hier erwähnt werden, hat Rec. befremdet. — Was über das Münzwesen, die Gasthöfe u. dgl. gesagt wird, ist sehr unvollständig. Namentlich trifft seine Classification fast dieselbe Bemerkung, welche oben bei der Classification der Gewässer gemacht wurde, auch würde der Vf., wenn er den *gegenwärtigen* Zustand der Gasthöfe berücksichtigt hätte, jedenfalls mehrere in seine beiden ersten Classen gesetzt haben. Wären überdiefs bei *diesen* Gasthäusern einige Winke ertheilt, in welchen von ihnen, auch der Fufsreisende, der ermüdet und bestäubt oder durchnäfst ankommt, eine freundliche Aufnahme und aufmerksame Bedienung zu hoffen habe, in welchen nicht, so würde diese Classe von Reisenden — unter denen, welche dieses Buch benutzen, doch wohl die zahlreichste — dem Vf. sehr dankbar dafür seyn, und vielleicht *einem* oder dem anderen *seiner 4 Gasthöfe erster Classe*, ein Wirthshaus 2ter Classe vorziehen. — Die Aufstellung der statistischen Uebersicht (X) hat sich der Vf. durch seine oben gerügte Begrenzung, ungeachtet er auch hier nicht ganz consequent verfahren ist (cf. p. 140), sehr erschwert, und schwerlich werden ihm die meisten seiner Leser für diese Mühe vielen Dank wissen. In wie weit diese Uebersicht richtig ist, vermag Rec. nicht anzugeben, da eine Revision derselben eine eben so grofse und eben so undankbare Arbeit, als die Aufstellung selbst seyn würde.

Der 2te Theil, dem p. 145 zufolge der umfassende Plan zum Grunde liegt: „gebildeten Reisenden jeder Classe — sie mögen zum Vergnügen, oder zur Belehrung oder in Geschäften den Wald bereisen wollen — eine vollständige und befriedigende Anleitung in die Hände zu geben, um ihre Wanderungen im Th. W. auf die lehrreichste, angenehmste und überhaupt zweckmäfsigste Weise anzulegen und auszuführen," hat den Rec., da sich ein solches Buch am Schreibtische nicht gehörig beurtheilen läfst, bereits in sehr verschiedene Gegenden des Th. W. begleitet, jedoch, wenn er den oben angedeuteten Grundsatz der Beurtheilung fest hält, seinen Erwartungen keineswegs entsprochen. Rec. fügt auch hier einige Belege bei, aber überzeugt von der grofsen Schwierigkeit und theilweise Unmöglichkeit, den vom Vf. angegebenen Plan *vollständig* in Ausführung zu *bringen*, führt er hier absichtlich nur solche Mängel und Irrthümer an, welche bei *gehöriger* Benutzung vorhandner Quellen, oder bei *hinlänglichen in den letzten Jahren gemachten eignen Erfahrungen* recht gut vermieden werden konnten, und wählt seine Belege aus den verschiedensten Gegenden des Th. W. So wird, um gleich mit Orten zu beginnen, die dem Wohnorte des Vfs. nicht allzufern liegen, bei Ilmenau p. 383 als ein vorzügl. betriebener Erwerbszweig die Fabrication von *Flaggentüchern* und Band angeführt, während diese, — angeblich schon seit 4—5 Jahren — gänzlich aufgehört hat. — Von dem Schlosse in Reinhardsbrunn, einem, in seiner Art ausgezeichneten, herrlichen Gebäude, heifst es p. 321: „das, vom jetzt reg. Hzge Ernst III. im Gothischen Styl, an die Stelle des sog. Hohen-Hauses erbaute Schlofs hat im 1sten Stockwerke ein steinernes Geländer, das auf den Eckthürmen ruht und 3 Seiten des Hauses umgiebt." Das ist alles, was wir davon erfahren, wobei Rec. unerörtert läfst, in wie weit diese Angaben *auch von dem, was sie erwähnen*, ein richtiges Bild geben. Wie trocken und dürftig ist überhaupt die Schilderung des reizenden Reinhardsbrunn, das in den 2 letzten Jahrzehnten mehr als irgend ein Ort des Th. W. verschönert worden ist, wenn man sie mit den vergleicht, welche v. Hoff und Jakobs davon gegeben! Aehnlich würde ein solcher Vergleich bei Sehnepfenthal ausfallen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

REISEBESCHREIBUNG.

Weimar, Landes-Industrie-Compt.: *Das Thüringer Waldgebirge* — — von Prof. Dr. *H. L. W. Völker* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 115.)

Wenn der Vf. bei dem, unweit Reinhardsbrunn vorkommenden p. 322 aufgeführten Gypslager ganz trocken erwähnt, dass es Drusen von schönen, grossen Gypskristallen enthalte, so muss man zweifeln, ob er jemals mit eignen Augen sah, wie hier im Hintergrunde einer unterirdischen, durch Gypsgewinnung erzeugten und domartig gewölbten Weitung ein Lager des schönsten Frauenglases — von einer Grösse wie Rec. kein anderes kennt — hervorblitzt und durch bergmannische Arbeiten theilweise weggebrochen eine Kristallgrotte bildet, die selbst bei spärlicher Erleuchtung an die Feenmärchen von ganzen Bergen der herrlichsten Edelsteine u. dgl. erinnert. Auf Rec., der in den unterirdischen Regionen nicht unbekannt ist, namentlich Stalaktitenhöhlen, Steinsalzgruben u. s. w. häufig besucht hat, macht dieser Anblick, so oft er ihn auch schon gehabt, stets einen eignen zauberischen Eindruck. — Bei den Wegen von Gr. Tabarz auf den Inselsberg ist *gerade der schönste und bequemste unerwähnt* geblieben, nämlich der, welchen der Herz. v. Gotha schon vor mehreren Jahren eigens hat anlegen lassen, und welcher zugleich sehr bequem zu dem sogenannten Thorstein führt, einem von der Natur selbst gewölbten Felsenthor, wo man eine herrliche Aussicht hat, und wo man einen schönen Ruheplatz findet. Der Vf. erwähnt diesen ausgezeichneten Punkt, der früher freilich nur mühsam zu ersteigen war, gar nicht. Er spricht zwar p. 314 von einer grossen Höhle in Form einer Nische, wenn er aber darunter den Thorstein versteht, so hat er ihn sicherlich nur von unten aus weiter Ferne gesehen. Seit einiger Zeit kann man auch von Reinhardsbrunn aus direct über den Abtsberg, oder durch den ungeheueren Grund auf sehr schönen, bequemen Wegen nach der sogenannten Tanzbuche (unfern des Inselsbergs) gelangen; es ist dieses aber freilich eine neue, erst seit etwa einem Jahre begonnene Anlage. — Bei Schmalkalden p. 254 ist gerade das beste Wirthshaus (wenn Rec. nicht irrt: *das deutsche Haus*), welches den 4 Gasthäusern 1ster Classe, welche der Vf. im Th. W. anerkennt, nicht nachsteht, gar nicht erwähnt, ungeachtet es schon *mehrere Jahre* existirt. — Metzels ist nicht, wie p. 428 behauptet wird, ein *hessisches*, sondern ein *meiningisches* Dorf, welches überdiess ziemlich weit von der hess. Grenze *liegt*. Bei Meiningen p. 429 u. s. w. ist das seit 6 — 7 Jahren bestehende Gasthaus „zum Erbprinzen", welches dem sächs. Hofe wenig oder gar nicht nachsteht, jedenfalls aber von den übrigen, die hier angeführt sind, *in vielen Beziehungen* Vorzüge hat, unerwähnt geblieben. Die Orangerie (p. 430) zwischen künstlichen Felsen ist längst weggebrochen, und der Zeit, wo das Meininger Bier „vorzüglich" war und auswärts verführt wurde, wie der Vf. angiebt, erinnert sich Rec. nur noch dunkel aus früheren Jahren. Seit längerer Zeit war alles gute Bier, was er *im Sommer* und *Herbst* in den dortigen Gasthöfen und selbst Bierschenken erhielt, *ausländisches*, von Coburg, aus Baiern und selbst von Schmalkalden eingeführt. Das einheimische hatte von seinen ehemaligen Eigenschaften nur *eine behalten* und resp. *erhöht*, — seinen sehr hohen Preis. — Bei Hefsberg hätten die Sandsteinbrüche, welche wegen der darin entdeckten Fährten urweltlicher Thiere in gelehrten und ungelehrten Zeitschriften — auch in der Dorfzeitung — so vielfach besprochen worden sind, wenigstens erwähnt werden sollen. — Bei Haselbach p. 541 ist der Name *Bode* wohl nur ein Druckfehler statt *Bock*. — Um auch aus den östlichsten Gegenden des *Th. W.* wenigstens ein Beispiel anzuführen, verweist Rec. auf den Ort Gräfenthal, wo eine Menge von Unrichtigkeiten zusammengedrängt, und manche Vermuthung für Wahrheit gegeben ist, und beschränkt sich dabei auf die Bemerkung, dass diese Nachrichten wahrscheinlich aus dem in Saalfeld erscheinenden Thür. Stadt- u. Landb. (Augustheft 1835) genommen sind, und ebendaselbst (Decemberheft 1835) ihre Widerlegung und resp. Berichtigung gefunden haben. —

Es wird kaum nöthig seyn, zum Schlusse noch ausdrücklich zu erklären, dass nach dem Urtheile des Rec. dieses Buch den Ansprüchen keineswegs genügt, die man gegenwärtig an ein solches zu machen berechtigt ist, und dass demnach ein Werk, welches für die jetzige Zeit ungefähr das wäre, was die Schrift der Hnn. *v. Hoff* und *Jakobs* für die Zeit war, in welcher sie erschien, *noch immer höchst wünschenswerth wäre*.

Die äussere Ausstattung des Buches ist recht gut. An Druckfehlern fehlt es freilich nicht, denn ungeachtet die p. 651 u. s. w. angezeigten mehrere Seiten füllen, sind noch manche übersehen worden. Bei mehreren ist Rec. freilich zweifelhaft ob es

Druck- oder Schreibfehler sind z. B. p. XIII. p. 82 u. a. m. St.: *Waiden*, p. 5. *Rennewitz*, *Crauwinkel*, p. 54 *ferrum equinum* etc. Auch das Register ist nicht frei von Druckfehlern z. B. p. 671. Tonneberg 628 st. 528. —

Die dem Buche beigegebene Karte des *Th. W.* ist die schon bekannte von Weiland, welche der Vf. nach p. VIII einer Revision unterwarf. Sie enthält manches richtiger als es im Buche angegeben wird, wie sich denn namentlich die oben gerügten hydrographischen Fehler auf ihr nicht finden. Unter den Karten, welche den ganzen Thüringer Wald umfassen, ist sie unstreitig die beste von allen, welche Rec. genauer zu prüfen Gelegenheit hatte, und nur zum Beweise, dafs er diese *recht genau* und *nicht blos am Schreibtische geprüft hat*, erwähnt er hier, dafs er in Bezug auf die Chausseen manche *nicht ganz richtig*, wie z. B. die zwischen Marksuhl und Vacha, andere, welche schon *seit Jahren* vorhanden sind, *gar nicht* angegeben gefunden hat, wie z. B. von Schmalkalden aus im Stillgrunde aufwärts, so wie über Asbach in den Ebertsgrund, ferner von Barchfeld nach Salzungen, von Triesenort bis auf die oben erwähnte Strafse von Marksuhl nach Vacha u. s. w. Solche Fehler sind jedoch jetzt, wo so manche neue Strafse angelegt und so manche alte verändert wird, sehr schwer zu vermeiden und deshalb sehr zu entschuldigen. *R.*

PHYSIK.

Mannheim, im Verl. b. Hoff: *Lehrbuch der Physik*, zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Unterrichte, von *W. Eisenlohr*, Professor der Mathematik und Physik am Grofsherzogl. Lyceum in Mannheim. Mit 8 Figurentafeln. 1836. VIII u. 448 S. 8. geb. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Bei Abfassung eines naturwissenschaftlichen Werkes lassen sich zwei Gesichtspunkte hervorheben, von welchen der Verf. ausgehen kann. Entweder ist es ihm um innere Fortbildung der Naturwissenschaft selbst, oder darum zu thun, unter dem gröfseren Publikum richtige Begriffe über den Zustand und Inhalt der Wissenschaft zu verbreiten. Der Vf. dieses neuen Lehrbuches der Physik will zwar nur darauf Ansprüche machen „ein umfassendes Bild von ihrem gegenwärtigen Zustande dem Leser zu geben, der den Beruf nicht hat, sich ausschliefslich mit ihr zu beschäftigen"; allein auch dieser Aufgabe hat er keineswegs genügt, indem dieses Lehrbuch sehr unvollständig und mangelhaft ist, wie dies aus folgender Anzeige des Inhalts erhellen wird.

In der *Einleitung* erklärt sich der Verf. über die Aufgabe der Physik dahin, dafs sie die Wissenschaft sey von den allgemeinen Eigenschaften aller Körper und den allgemeinsten mechanischen Beziehungen derselben zu einander.

Der *erste* Abschnitt ist der „*Uebereinstimmung der Körper*" gewidmet; diese ganz unpräcise Ueberschrift soll soviel heifsen, als: solche Eigenschaften, in welchen die Körper mit einander übereinstimmen. Obgleich dahin nicht blos die in allen gewöhnlichen Lehrbüchern erwähnte Ausdehnung, mechanische Undurchdringlichkeit, Trägheit, Porosität, Elasticität, mechanische Theilbarkeit und Schwere, sondern auch die chemische Durchdringlichkeit und chemische Theilbarkeit gehören, so hat doch der Vf. letztere nicht mit einer Sylbe berührt.

Der *zweite* Abschnitt betrachtet die „*Verschiedenheit der Körper*", d. h. diejenigen Eigenschaften derselben, welche specifisch oder relativ sind, und zwar entweder äufsere oder innere (chemische) sind. Bei Gelegenheit der letzteren sind die vorzüglichsten Eigenschaften der Elemente und die wichtigsten Verbindungen derselben genannt. Aber sowohl der Begriff der Säuren, als jener der Basen und Salze ist ganz unrichtig bestimmt; unrichtig insofern, als es Säuren giebt, welche keinen sauren Geschmack haben, der dem Vf. zur entscheidenden Diagnose dient; unrichtig, als viele Basen bekannt sind, die nicht im Wasser löslich sind, daher alle Reactionen auf Pflanzenfarben entbehren, welche doch der Vf. zum Kriterium wählt; unrichtig, als es endlich Salze giebt, welche blos aus zwei Elementen (aus einem Salzzeuger und einem brennbaren Elemente), nicht aber aus einer Säure und Basis bestehen, wie dies der Vf. ausschliefslich nur ins Auge fafst.

Dritter Abschnitt. *Gleichgewicht und Bewegung der Körper.* Zweckmäfsig finden wir die in vielen Lehrbüchern der Physik vernachlässigte Unterscheidung dieser Verhältnisse nach den verschiedenen Aggregationsformen der Körper, in wiefern die Statik der festen Körper von jener der tropfbarflüssigen und diese von der der gasförmigen Körper genau geschieden ist. Auch hat der Vf. hier, wie an anderen Stellen, das Mathematische recht schicklich in Verbindung zu setzen gewufst, wodurch so Vieles verständlicher wird.

Der *vierte* Abschnitt ist der *Wellenbewegung* gewidmet, ohne indefs die Lehre vom *Schalle*, die im *fünften* Abschnitte behandelt ist, mit zu berücksichtigen, obgleich alle Schallverbreitung auf Wellenbewegung beruht, und deshalb die Wellenbewegung für sich hervorzuheben ganz inconsequent ist. Das Jedermann interessirende Phaenomen, dafs man Nachts, wegen der gröfseren Gleichförmigkeit und resp. gröfseren Dichtigkeit der Luftschichten, den Schall weiter und intensiver vernimmt, als zur Tageszeit, haben wir in diesen Abschnitten vergeblich gesucht.

Im *sechsten* Abschnitte handelt der Vf. vom *Lichte*. Hier kommen nur zur Sprache, allgemeine Eigenschaften leuchtender Körper, besonders die s. g. Bewegung, die Intensität, die Reflexion, die Refraction, das farbige Licht, die Interferenzerscheinungen, die doppelte Brechung und Polarisation, das Sehen und die optischen Instrumente. Dagegen sind übergangen die interessanten Phänomene des Glanzes und seiner Arten so wie die der complemen-

ti-

ihren Farben. Auch hätten doch wohl die chemischen Wirkungen des Lichtes hier einen Platz verdient, um so mehr da im *ersten* Abschnitte, welcher den chemischen Proceſs mit zum Gegenstande der Untersuchung hatte, der Photochemismus unberührt blieb, der für die meisten Körper und ihr Colorit von so groſser Bedeutsamkeit ist und daher wohl zu den allgemeinen Eigenschaften gehört, welche laut obiger Definition Gegenstand der Physik sind. Dasselbe müssen wir von der Wärme und ihrer Relation zum Chemismus geltend machen; auch dieses wichtigen Verhältnisses ist im *siebenten*, der *Wärme* gewidmeten, Abschnitte unverzeihlicher Weise nicht gedacht, da hier vorzugsweise nur das Strahlen und die Fortpflanzung der Wärme, ihre Ausdehnungskraft, besonders in Beziehung auf Aggregatzustände, die Wärmecapacität der verschiedenen Körper und die in Beziehung auf diese Verhältnisse Statt findenden Analoga zwischen Wärme und Licht hervorgehoben sind.

Dagegen hat der Vf. im *achten* Abschnitte die *Elektricität*, im *neunten* den *Magnetismus* und endlich im *zehnten* die *Elektrodynamik* recht genau und durch schickliche Beispiele bezeichnet.

An vielen Figuren müssen wir tadeln, daſs sie von dem, was sie zeigen sollen, oft gar keine Andeutung geben. An manchen übrigens gelungenen Figuren ist es störend, daſs die bezüglichen Buchstaben fehlen, welche indeſs in einer, dem Buche vorausgeschickten Druckfehlerliste mit verzeichnet sind. Den Druck und das Papier des Buches müssen wir lobend erwähnen.

DICHTKUNST.

STUTTGART und TÜBINGEN, im Verlag der Cotta. Buchh.: *Faust*. Ein Gedicht von *Nicolaus Lenau*. 1836. 197 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Unter dieser einfachen Bezeichnung beschenkt der Dichter, welcher sich vor einigen Jahren erst durch eine in dem nämlichen Verlage erschienene Sammlung lyrischer und lyrisch-epischer Gedichte, von der gleich im nächsten Jahre — unerhört in unsrer überfluteten neuern Literatur — eine zweite Auflage nöthig wurde (1833 Nr. 28. u. 1835 Nr. 19.), einen unbestrittenen und eigenthümlichen Platz neben unsern gröſsten Lyrikern erwarb, unsre Literatur mit einer neuen Dichtung. Der Name, den sie an der Stirn führt, bezeichnet gleichfalls die weltumfassende und weltbewunderte Dichtung eines Dichters, der Deutschlands hoher Stolz ist. Nicht zu verwundern daher, wenn dieser *Lenau*'sche Faust stutzen machte und manche voreilige Urtheile, ehe man ihn ganz kannte, über sich muſste ergehen lassen. Es erschienen zuerst in zwei Almanachen Bruchstücke daraus, und ob sich gleich auch in diesen das *ex ungue leonem* bewährte, so irrte man doch, indem man das Ganze daraus schon klar anzuschauen meinte und es sofort in Beziehung zu dem frühern Faust setzte, — an sich ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn man sich nur nicht dadurch hätte verbieten lassen, auch gleich darüber, als über eine Nachahmung abzuurtheilen, und von einer Seite diese Richtung zu tadeln, von einer andern sie als eine verfehlte Anmassung zu verschreien. Wir, die wir den Goetheschen Faust — wir meinen das gewaltige Bruchstück, das wir für den wahren ganzen Faust, auch ein Bruchstück der Menschheit, halten, und das jetzt als der erste Theil bezeichnet wird — noch für unerreicht in seiner Art gelten lassen, die wir aber der Ansicht sind, daſs jede Dichtung aus sich selbst beurtheilt werden müsse, wollen es versuchen unsere Leser, so weit diefs uns hier der vergönnte Raum gestattet, in den Stand zu setzen, selbst ein Urtheil zu fällen, ob *Lenau's* Faust auf einen Ehrenplatz neben dem Goethe'schen Anspruch habe oder nicht. — Wir glauben diefs einer Dichtung, der auch die voreiligsten Tadler hohe poetische Schönheiten zugestanden haben, und die folglich in keiner Hinsicht zu den unbedeutenderen Erscheinungen in unsrer Literatur gehören kann, schuldig zu seyn. — Beide Dichter haben in dem schon mythisch bekannten und bestimmten Faust ein geschicktes Werkzeug gefunden, ihre Weltanschauung zur lebevollen Darstellung zu bringen. Die Anknüpfung an eine historisch bekannte Erscheinung ist geschickt zur Individualisirung, und erspart dem Dichter die Schöpfung eines Trägers seiner Ansichten, der als freie Schöpfung ohne historischen Halt Schwierigkeiten findet sich geltend zu machen. Als bestimmte historische Person brachte aber Faust gewisse Grundzüge mit, ohne welche er gar nicht Faust seyn würde, und diese sind beiden Fausten und müssen allen Fausten gemein seyn. Ein innerer Grundzug ist der geistige Hochmuth, der keine Schranken zu dulden vermag, welcher Art sie auch seyn mögen, und sie durchbricht; ein äuſserer Grundzug, daſs Faust mit dem Teufel einen Pact schlieſst, nach welchem dieser ihm mit seiner ihm vom höchsten Wesen zugestandenen Macht über die Naturkräfte dienen muſs in dieser Welt und er ihm verfällt in der jenseitigen. — Dieser Hochmuth kann nun aber eine ganz verschiedene Richtung nehmen. Goethe's Faust fühlt sich in den kohlen Theorieen, im Wissen unbefriedigt und erschöpft, und schlägt den praktischen Weg des Genusses ein, den er *nach seiner gegenwärtigen Laune* keineswegs als einen Quell der Freude auffaſst, den er aber unersättlich in seiner höchsten Fülle haben will, und darum schlieſst er seinen Pact mit dem bösen Geiste, der sich ihm als einen angenehmen, bequemen Gesellschafter auf seiner Genuſswanderung darbietet:

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih ich mich, dem schmerzlichsten Genuſs,
Verliebtem Haſs, erquickendem Verdruſs.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschlieſsen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in einem innern Selbst genieſsen,

Mit

Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Sobald er nun *Befriedigung* im sinnlichen Genusse findet, ist von Seiten des Teufels der Pact erfüllt und er gehört seinem Reiche. — Der Lenau'sche Faust ist unersättlicher: er will nicht allein das All in sich aufnehmen, er will das All — er will Gott *seyn*. Nicht ist sein Zweck sich dem Sinnentaumel zu weihen, er will überhaupt nicht den Taumel: er will durchdringen zur höchsten Erkenntniss seines Wesens und der Wesenheit des All, und zwar zu einer *begrifflichen* Erkenntniss. — Diese glaubt er erfasst zu haben, indem die ganze Welt der Erscheinung sich ihm wie ein Traumgebild auflöset, das keine innere Wesenheit hat; und von dieser ihn unnöthig quälenden Unwesenheit sein Wesen zu befreien, wirft er sie weg, um sich mit Gott wieder ganz zu vereinigen. So verfällt er dem Teufel. — Wir wollen über seine speculirende Spinozistisch-Hegel'sche Metaphysik eben so wenig mit dem Dichter rechten, als mit der Epicurischen Goethe's; wie aber der Dichter zu dieser Richtung gekommen ist bei dem jüngsten Stande der Philosophie ist wohl eben so erklärbar, als wie Goethe zu seiner Zeit zur seinigen kam. Dass er jedoch selbst nicht darin befangen ist — (wir lassen unentschieden, ob diess bei Goethe der Fall war) — davon zeugt der Schluss. — Doch wozu bedarf's des Blicks auf eine andere Dichtung bei der Anzeige eines Gedichts, das sich an kein anderes anlehnt und sich selbst ausspricht? Wir haben es hier nicht mit dem Goethe'schen, wir haben es mit dem Lenau'schen Faust zu thun, und wollen auch von diesem allein reden.

Faust hat die höchsten und kühnsten Fragen des forschenden Weisen aufgefasst: Woher diese Welt? woher ich? Ist die Welt mehr als Erscheinung, als bloße Phantasmagorie (Traum Gottes), und was ist ihr Wesen? — Und was bin ich meinem bewussten Wesen in dieser Welt der Erscheinung und was meinem innersten Wesen nach? — Was ist Leben? — Diese höchsten Räthsel des Menschengeistes zu lösen ist der leidenschaftliche alles verschlingende Drang seines stolzen Geistes; und diese Lösung sucht er in der Welt der Erscheinung selbst. Da sie ihm nun nur Daseyn, aber nicht Grund des Daseyns und endliche Bestimmung desselben darbietet, und die Offenbarung seinen begrifflich-speculirenden Geist nicht befriedigt, denn er will nichts *glauben*, er will es klar *begreifen*, so fühlt er sich in sich selbst vernichtet, und doch treibt ihn der Stolz an, seine Wesenheit in diesem unseligen Zwiespalt zu retten. Bisher folgte er forschend dem Wege des welterschaffenden und welterhaltenden Geistes. Diess führte ihn zu keinem Ziel. Wie wenn er nicht mehr ihm folgte, sondern selbstständig entgegenträte und ihn so zwänge sich ihm zu offenbaren und sein Wesen kund zu thun, was er dem frommen Streben nicht gewähren wolle? — Dazu bedarf es eines absichtlichen Angriffs auf die moralische Ordnung, denn eine andere ist ihm nicht zugänglich, und ein solcher Angriff ist nur auf dem Wege der Schuld möglich, auf dem Wege der Sünde, die aber dem stolzen Geiste nicht Zweck, sondern nur Mittel zu höherm Zwecke seyn soll, mit welcher er nur spielen will. Der absichtliche Eingriff in die moralische Ordnung der Welt der Erscheinung ist aber eine Feindschaft gegen die fromme Natur; statt mit ihm vertrauter zu werden, wird sie nothwendig gegen ihn immer fremder, und der Menschengeist, der sie verliert, verliert allen Boden, allen Halt: er ist „*einsam und verlassen*", und die Natur tritt in den Folgen seines Eingriffs immer drohender und quälender ihm entgegen. Sie offenbart ihm ihr Wesen: es ist die moralische Ordnung, die er freventlich verletzt, und dieses ist auch sein Wesen, das er in sich vernichtet hat. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Betrachtungen über das Gebet des Herrn.* 1836. 88 S. 8. (12 gGr.)

Wer in diesem Büchlein das suchen wollte, was es auf seinem Titel verheißt, nämlich Erbauung christlicher Art aus dem V. U., der würde sich sehr täuschen. Es ist zwar nach den sieben Bitten geordnet, schließt sich aber nur ganz lose an den Inhalt derselben an und verbreitet sich über wichtige Gegenstände des sittlichen, wissenschaftlichen, bürgerlichen Lebens, ohne dieselben jedoch tief aufzufassen und vollständig zu erschöpfen. Es sind zerstreute Andeutungen über Fürstenberuf, Volksvertretungen, Nationalehre, Kirche und Schule, Civilisation, Missionswesen, Adelsvorrechte, Eisenbahnen, Manufakturen u.s.w., die meistentheils voll Geist und oft voll Wahrheit sind, eine geübte Feder verrathen, und zum Theil wohl beherzigt werden mögen. Allein die Lebensansicht des Vfs. ist doch nicht eine durchgängig zu wünschende. Namentlich wird sie bei denen keinen Anklang finden, welche gewohnt sind, das Leben von einem höhern Gesichtspunkt aufzufassen, und dazu in dem Gebete des Herrn selbst eine immer neue und fruchtbare Anregung suchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

DICHTKUNST.

Stuttgart u. Tübingen, im Verl. d. Cotta. Buchh.: *Faust.* Ein Gedicht von *Nicolaus Lenau* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 116.*)

Diesen, Ende vorigen Stücks, vernichtenden Kampf des Menschengeistes mit sich selbst faſst nun der Dichter, nicht wie der Philosoph und die Wissenschaft in der Speculation, sondern in den daraus hervorgehenden *Seelenzuständen*, in welche sich zuletzt alle Poesie auflöset, auf und bringt ihn uns in drei und zwanzig Bildern zur Anschauung, als so vielen Momenten desselben, also mit innerm dramatischen Fortschritt, aber nicht als Drama, denn zu diesem gehört ein äuſseres sinnliches Ziel, das erstrebt und erkämpft wird, und daher muſste seine Dichtung mit innerer Nothwendigkeit eine dramatisch-epische werden. — Als Prologus geht eine Allegorie voraus, die uns den Irrthum Faust's und sein Schicksal anschauen läſst. — Wir halten diesen Prologus für das ganze Gedicht von hoher Bedeutung und finden ihn an sich so schön, daſs wir ihn hierher setzen wollen, um uns einen weitern Beleg von der dichterischen Darstellung in diesem Gedichte zu ersparen.

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserflügel,
Im weiten windbewegten Meer,
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Bildeshrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingslande
In's ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüte nicht genug;
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riſs ihm fort der böse Wind.

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit!

Von ihrem Schiffe Wanderleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln seh'n
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergeh'n.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu!

Du wagtest, eh' der Tod dich grüſste,
Verflatternd dich im Geistermeer;
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr!

Wollte man etwa sagen, das Bild sey nicht treffend, denn *Faust sey kein Schmetterling*, so wollen wir nur an Homer's bekanntes schönes Gleichniſs erinnern, wo Minerva von Menelaos *im Kampfe* das Todesgeschoſs abwehrt:

Gleich so wehrete sie's vom Leibe dir, wie wenn die Mutter
Wehrt vom Sohne die Flieg', *indem süſs schlummernd er da liegt.*

Vergleichungspunkt ist hier die Ungenügsamkeit, die Faust einem verderbenden Truge preisgiebt, und — was ist der in der Speculation über sich selbst hinausschweifende Geist anders als ein gebrechlicher schwacher Schmetterling, den ein böser Wind fortreiſst. — Daſs aber auch in diesem Prologus jeder Zug bedeutend ist, erweiset sich aus dem Gedichte selbst. — Das erste Bild: *Der Morgengang* überschrieben, läſst uns den ungeduldigen hastigen Forscher in der unbeseelten Natur auf einem hohen Berge anschauen, wie er zürnend ihre Produkte zerstört und wegwirft, die ihm nichts von ihrem Wesen verrathen wollen, und wie er den frommen Glauben, der in religiösen Gesängen aus der Tiefe zu ihm heraufschallt, als unbefriedigend zurück stöſst, und diesen Anmahnungen zu entfliehen immer höher klimmt den Berg hinan, dessen Gipfel im klaren Sonnenlichte erglänzt, während zu seinen Füſsen finstere Gewitterwolken ihn umlagern.

„Er ruft hinab frohlockend in die Nacht:
„„Die Wetterwolken hab' ich übersprungen,
Daſs sie vergebens mir zu Füſsen kläffen,
Nach mir ausstrecken ihre Feuerzungen:
So will ich mich der Geistesnacht entraffen!""
Da plötzlich wankt und weicht von seinem Tritt
Ein Stein und reiſst ihn jach zum Abgrund mit.
Doch faſst ihn rettend eine starke Hand,
Und stellt ihn ruhig auf den Felsenrand;
Ein finst'rer Jäger blickt ins Aug' ihm stumm,
Und schwindet um das Felseneck hinum."

Im zweiten Bilde: *Der Besuch*, treffen wir den rastlosen leidenschaftlichen Forscher in der Anatomie mit

mit seinem Famulus, Wagner zur Mitternachtsstunde, verdrießlich, daß es Faust kein Bedenken machen kann, über sie in seinem tiefen Gram hinwegzuschreiten, wobei wir uns nur allenfalls wundern dürften, wie der Stolz Faustens, der doch auch zur Menschheit gehört, nicht dadurch empört wird, und schon durch den Eingang, wenn Mephistopheles sagt:

bei einer frischen Leiche, wo er der Spur des kaum entflohenen Lebens nachspürt. Hier tritt ein fahrender Scholast herein, der sich auch als Arzt ankündigt, dem schon manche Kur gelungen, und spottet seiner, daß er am todten Aas das Leben erspähen wolle.

Faust. Wer was Verlegtes sucht in seinem Zimmer,
Kehrt friedsam die alte Ritterwohnung,
Wo er schon oft vergebens Tat gesucht,
So zog mich stets mit kläglichem Betrug
Zu Leichen ein geheimer Hoffnungszug.
Nun aber sey die Stelle mir verflucht,
Die je mich soll hier am verdeckten Ameishaufen

Der Scholast räth ihm, einen andern Weg einzuschlagen, sich statt an die unbeseelte Natur ans Leben unmittelbar zu wenden, und so den Urdespoten, der sich ihm arglistig verbirgt, sein Geheimniß abzuzwingen. Seinen Widerstreber könne man nur durch unmittelbaren Angriff nöthigen, aus seinem Versteck hervorzutreten:

„Dem Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein räthselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.
Hast du den Muth, um diesen Preis zu wetten,
So kann dich dieß mein Wort vom Zweifel retten."

Mephistopheles (der faust're Jäger und der fahrende Scholast) verschwindet; aber er hat für seine Saat einen wohl bereiteten Boden gefunden. — Die Leidenschaft läßt Faust nicht die ungeheure Ironie in diesem Rathe erkennen. Kühntrotzend aufzutreten schmeichelt seinem Stolze: es ist ein Trotz, zu dem sich, wähnt er, nur ein starker Geist wie er zu erheben vermag, und das dritte Bild: *Die Verschreibung*, zeigt ihn uns, wie er sich dem sophistischen Rathgeber hingiebt unter der Bedingung, daß er ihn durch das Leben zur von ihm ersehnten Erkenntniß seines Wesens und des Wesens der Welt führe. Dieser verheißt es ihm und dabei den höchsten Genuß des Menschenherzens im irdischen Leben, das er noch gar nicht kenne:

„Hast nichts gethan und nichts genossen!
Hast noch die Weiber nicht geschmeckt,
Noch keinen Feind ins Blut gestreckt.
Das Beste, so das Leben beut,
Hast du zu kosten dich gescheut.
— — — — — —
Drum höre, was ich schlage vor:
Der alte Zwingherr hält die Erde
In knechtisch frömmelnder Geberde;
Doch hat mein Erzfeind nicht versagt
In seiner Welt mir freie Jagd.
Verdinge dich mir zum Gesellen,
Und hilf mein Weidwerk mir bestellen,
Ich will dafür bei meinem Leben
Die Wahrheit dir zum Lohne geben,
Und Ruhm und Ehre, Macht und Gold,
Und alles was den Sinnen hold.
Von deiner Seel' es sich versteht,
Daß sie mit in den Handel geht."

Das Bild, welches Mephistopheles von der Menschheit mit teuflisch höhnenden Zügen entwirft, ist so

„Ich will; doch schließe den Vertrag.
Das beste Mittel, Faust,
Du hängtest dich an diesen Ast;
Bald wirst du weit behaglicher vielen
Herum dich treiben auf den Schellen.
Und wenn ich's recht genau bedenke,
Schad' wär's, daß Faust sich jetzo henke,
Dein halbes Leben ist verflossen,
Es ward vergrämelt und vergrübelt,
Einsam in *studiis* verstübelt,
Hast nichts gethan und nicht genossen.

Daß Mephisto höhnisch tückisch ist und die Farben gern stark auftragen mag, ist ein Grundzug seines Charakters, und listig mag es auch seyn, Faust eine für ihn noch ganz unbekannte Sphäre, die der Sinnlichkeit zu eröffnen: das Neue reizt. Uns scheint es aber, Mephisto trete hier bereits etwas zu stark als Herr auf, und der so gestellte Vorschlag, Faust solle sich ihm zum *Gehülfen* verdingen und ihm helfen sein Weidwerk zu bestellen, müßte den Stolz Faustens verletzt haben. — Wenn aber das Gemüth durch diesen Auftritt widrig aufgeregt ist, wie versöhnend tritt das vierte Bild: *Der Jugendfreund*, vor uns, wo in dem Universitätsfreunde Faust's, dem auch in der Sage vorkommenden Grafen Isenburg, die Menschheit in ihrem reinen Adel erscheint, und wie tief eingreifend in Faust's Seelenleben muß es seyn, wenn der Jugendfreund ihm als einen Tribut der Liebe das reinste Lebensglück darbietet: ein liebendes Weib und eine sorgenfreie, genußreiche, selbständige Lage, und dieß mit aller Innigkeit eines liebevollen Herzens, das an dem Freunde nicht verzweifeln will. Hier sehen wir die Menschheit gerächt an ihrem Verläumder, und auch gerächt an dem, der sich von ihr zu diesem wandte. Faust fühlt das Glück, das er auf immer verscherzt hat und vor dem er verzweiflungsvoll fliehen muß. — Der Teufel weiß aber aus allem Vortheil zu ziehen, und wir belauschen im fünften Bilde: *Der Teufel*, ein Selbstgespräch des, dem fliehenden Faust nachfolgenden, Mephisto:

Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht;
Als wären alsdann seine Tugendwächter
— Die doch am Ende nur gedungne Pförtner —
Von Schmerz berauscht, verschlafen an der Pforte.

Diese psychologische Wahrheit ist der Schlüssel zu dem secreten Bilde: *Der Tanz* — in einer Dorfschenke, wo eine Hochzeit gefeiert wird. — Das stille Glück des Lebens in den Armen eines liebenden Weibes, das der Jugendfreund ihm so reizend darbot, ist für ihn auf immer dahin; soll er aber darum auch

auch auf allen Gebiete Verzicht leistete, dem das Weib zu geben vermag? — Hier soll ein ähnlicher Bund geschlossen werden, seine Sinnlichkeit ist erregt, die Braut, dem Taumel der rauschenden Freude im erhitzenden Tanze hingegeben, bemächtigt sich seiner Phantasie, er versetzt sich an die Stelle des Bräutigams, er brennt darnach seine Stelle einzunehmen im Sinnenrausche. Mephistopheles, dem sich hier eine günstige Gelegenheit darbietet Menschenglück zu zertrümmern und zugleich Faust seinen Weg zu führen, ergreift die Geige, und wenn der Teufel zum Tanze aufspielt, so läfst sich leicht denken, was für Bilder seine Melodien der Phantasie vorzaubern werden. Gewifs nicht Bilder unschuldiger Lust, sondern die üppigsten, wie der Dichter, vielleicht mit etwas zu starker Farbenglut, hier dithyrambisch vor uns tanzen läfst. Alle in der Schenke sind in den wahnsinnigsten Taumel der Lust versetzt und Faust reifst im stürmischen Tanze die Braut mit sich fort, und die Unglückliche fällt als ein verzweifelndes Opfer des Sinnenrausches. Wir übergehen den belustigenden Act teuflischer Gerechtigkeit, den im siebenten Bilde: *Das arme Pfüfflein*, Mephistopheles als Faust's Pudel Prästigiar an einem buhlerischen Pfaffen übt, dem er das, die Tonsur verstekkende, Perrückenscheibchen abzieht und dem Faust apportirt, und gehen über zum achten Bilde: *Die Lection*, wo wir Faust in einer entgegengesetzten Sphäre finden, denn Faust will alle Lebenssphären kennen lernen, und hier führt ihn Mephistopheles zur Bestellung seines Waidwerks auf ein Terrain, wo's im Grofsen betrieben werden kann. Sie sind als fahrende Scholasten an einen königlichen Hof gekommen, der erste Minister und Günstling erkennt ihren Werth, und überträgt dem Faust die Anfertigung eines Gedichts zur Vermählung seines königlichen Herrn, und wünscht sich bei Mephistopheles in der Kunst der Regierung gründlich zu unterrichten. Was für Rathschläge dieser dem Lernbegierigen geben wird, läfst sich leicht vorstellen, und es läfst sich auch nicht leugnen, dafs sie praktisch sind, denn was Mephistopheles im Anfange des 16. Jahrhunderts selbst nur als Idee zur Vervollkommnung der Regierungskunst aufstellt, z. B. geheime Polizei, Censur zur Unterdrückung des Gedankens, ist seitdem hier und da in Praxis übergegangen; aber dieis Bild ist auch an feinen psychologischen Zügen reich. Der Minister ist jedoch bei vielem guten Willen, seinen Lehren zu folgen, dem Mephistopheles auch da menschlich weich, und seiner besondern Beachtung nicht würdig, daher machen er und Faust sich einen heimtückischen, doch wie beim armen Pfüfflein nicht unverdienten Spafs mit ihm im neunten Bilde: *Das Lied*. Faust trägt es vor als Minnesänger, allein es ist dem Feiergesange, welches der Glorie der höchsten Gunst strahlende Minister aufgegeben, ganz entgegen, bringt den ganzen Hof in Aufruhr und den armen Getäuschten zum Wahnsinn, in welchem er umher tanzt und immer den malitiösen Schlufs des Liedes: „Mann und Weib ist ein Leib", wiederholt. — Heiter, aber durch den Contrast höchst tragisch ist das zehnte Bild: *Die Schmiede*, unstreitig eines der gelungensten. Faust reitet einsam an einem Frühlingstage durch Oesterreichs gesegnete Fluren und erhabene Eichenwälder, und gelangt in der Dämmerung zu einer Schmiede. Sein Rofs hat ein Huf verloren und er tritt in die Schmiede ein. Hier bietet sich ihm ein höchst anmuthiges Bild eines einfachen Glücks in genügsamer Beschränkung dar: ein arbeitsamer, gottesfürchtiger, menschenfreundlicher, biederer Bürger im Besitze einer reizenden Genossin und eines lieblichen Knaben auf ihrem Arme. Die guten Menschen, denen er in reichem ritterlichem Aufzuge erscheint und die in seiner Miene angeborne Güte und Trübsinn erkennen, wovon sie sich gerührt fühlen, dringen in ihn mit herzlicher Gastfreiheit, sich und sein ermüdetes Rofs auszuruhen und mit ihnen zu theilen, was Küche und Keller vermögen. Er nimmt es an die Abendmahlzeit bei ihnen einzunehmen, und die gutmüthigen Wirthe sparen nichts, ihren vornehmen Gast zu befriedigen. Das feinste Tischtuch wird aufgelegt, die schmackhaftesten Speisen von der geschäftigen Hausfrau aufgetragen, der beste Wein, edler Gumpoldskirchner, aus dem Keller geholt. — Faust, noch nicht unempfindlich für Menschenglück und ohne Mephistopheles, überläfst sich dem freundlichen Eindrucke mit liebenswürdiger Laune. Die brave Hausfrau nöthigt herzlich ihren Gast. „Sie hat ein gut Gemüth, drum kocht sie gut — Drum wird an ihrem Tisch mir froh zu Muth" — sagt der Doctor und bringt ihre Gesundheit aus, und plaudert dann weiter:

„Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen"
— Bemerkt nun Faust mit schwatzhaftem Vergnügen —
„Der Frauen Herz, voll räthselhaften Zügen,
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Dafs es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das giebt den Speisen erst die rechte Weihe."

Wir übergehen einen zweiten Zug, wie er im Eifer des Gesprächs, von seinen Abenteuern, wahren und erdichteten, erzählend, mit dem geschwungenen Messer ins feine Tischtuch sticht, und als er sieht, dafs diefs immer ein Stich in das Herz der guten Frau ist, sie mit einem tiefen Stich ins geblümte Tuch, aus dem dann Blut hervorquillt, neckend erschreckt. — Die Charakteristik ist in dieser Scene überhaupt meisterhaft: der gute Schmied mit seinem Stolze, einmal auch so gesegnet gewesen zu seyn, seinen guten Bischof bei einer Jagd in seinem Hause zu bewirthen, die herzliche Naivetät der Frau in einfacher Unschuld, Faust's angeborne Gemüthlichkeit, die doch schon eine teuflische Beimischung hat, alles tritt mit der höchsten Natürlichkeit und Anschaulichkeit vor uns. — Mephistopheles aber tritt zum Faust und stachelt sein Wohlgefallen an der schönen Wirthin zur Lüsternheit, der ihre hohe Unschuld bis jetzt einen Zügel angelegt hatte. Schon wallt

Faust's

Faust's Blut, als ein armseliges abgehärmtes Weib eintritt, ein abgezehrtes verhungertes Kind an der Hand, und um die Barmherzigkeit fleht, ihr und ihrem kranken Kinde für die Nacht ein dürftiges Obdach zu gewähren. Hier bietet sich dem Mephistopheles, der sich über Faustens Bedenklichkeit, die Unschuld der Wirthin zu morden, ärgert, eine günstige Gelegenheit dar, auf seine Weise einen Theil seines Pactes gegen Faust zu erfüllen und ihm ein Stück Lebenswahrheit zu zeigen. Er läfst ihn in der Jammergestalt des Weibes die gemordete Unschuld aus der Schenke, und in dem abgezehrten Kinde die unselige Frucht jenes Sinnenrausches erkennen und wiederholt ihm die begeisterten Worte, mit welchen er damals Hannchens üppige Reize gepriesen und macht ihm die Veränderung jedes Reizes, der ihn damals entzückt hatte, bemerkbar. — Was die Gegenwart darbietet ist Schein, Täuschung; nur die Zukunft zeigt es in seiner Wahrheit: was uns jetzt beglückt, kann uns in seiner Folge mit Schauer erfüllen. — Faust fühlt diese Wahrheit tief: er bietet der durch ihn Unglücklichen mit abgewandtem Gesicht seine Goldbörse; sie aber hat auch ihn erkannt, sie war keine Buhlerin, sie wirft ihm sein Gold vor die Füfse und verlangt Ersatz für sie und ihr Kind: im Schrei der Verzweiflung fordert sie, dafs er sie zum Altare führe. Voll Entsetzen wirft sich Faust auf seinen Rappen und sprengt in die finstere Nacht hinein, und seinen Namen schreiend folgt ihm das verzweifelte Hannchen. Schon ist sie weit zurückgeblieben und noch immer hallt der fürchterliche Schrei in seinem entsetzten Ohre. — Er rettet sich in einen Wald, wo ihn uns das eilfte Bild: *Der nächtliche Zug*, zeigt, ein Gegenstand des tiefsten Mitleids, ein Raub der bittersten Reue und der Verzweiflung. Es ist Johanni, die mildeste Frühlingsluft strömt durch das sprossende Laub, die Bäche rieseln, die Nachtigall schmettert, in der Tiefe des Waldes verstummt der Gesang der Vögel, alles ist voll heiliger Stille, — da fällt ein heller Fackelschein durch den Wald; es ertönen fromme Gesänge:

Was singt so mild in feierlichen Tönen,
Als wollt' es jedes Erdenleid versöhnen?
Das ferne, dunkle, sehnsuchtsvolle Lied
Weht süfs erschütternd durch die stille Luft.
Wie einem Gläubigen, der an der Gruft
Von seinen Lieben weinend, betend kniet,
In seine hoffnungsmilden Schmerzensträume
Hinter den Gräbern flüstern die Gesänge
Der Seligen: so säuseln diese Klänge
Wohllautend durch die aufhorchsamen Bäume.
Faust hält sein Rofs und lauscht gespannter Sinne,
Ob nicht der helle Schein und Klang zerrinne
Vor Blick und Ohr, ein träumerischer Trug?
Doch kommt's heran, ein feierlicher Zug.
Da scheucht es ihn, ins Dunkel hoher Eichen
Seitab des Wegs mit seinem Rofs zu weichen,
Und abzuschreiten zwingt unwiderstehlich
Der Zug ihn jetzt, der näher wallt allmählich.
Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weifsen Kleidern, eine Kinderschaar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süfsen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Ziehn priesterliche Greise, streng gerecht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weifsen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung, und zusammenklingt
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!

Beinahe noch schrecklicher wird dem Faust jene furchtbare Wahrheit, die ihm die Scene in der Schmiede predigte, vom Mephistopheles eingeflüstert im zwölften Bilde: *Der See*, welcher die Mauern eines Nonnenklosters bespült, und in welchen Mephistopheles untertaucht und die triefenden Gebeine eines Kindes heraufholt, die Frucht der Verführung einer Nonne durch Faust. Ist das nicht unverantwortlich von Mephistopheles? Ist es nicht seinem Zwecke mit Faust ganz entgegen, ihn so die genossenen Freuden in ihren Folgen zu verbittern? Könnte dieses nicht Faust von ihm abwenden und er sich also sein Spiel muthwillig verderben? Auch sagt Faust zu ihm: „Wirst mir zuwider und verhafst; — du wirst immer mehr zur Last." — Mephistopheles antwortet ihm aber sehr consequent, und mit grofser Menschenkenntnifs:

Verhafst? das kümmert mich mit nichten,
Du kannst es ohne mich nicht richten;
Bin doch für dich von grofsem Reize,
Denn deine kranke Seele braucht,
Dafs nicht ein Seufzer sie verhaucht,
Zur Stärkung meine scharfe Beize.

Faust kann seiner nicht mehr entbehren, denn wo soll er einen Ausweg finden? Es kommt nur darauf an, dafs er mit unerschüttertem Blick die schrecklichen Folgen seiner Freveltaten, — und dem Glauben des Zeitalters gemäfs, war die Verführung einer Gottesbraut eine der gröfsten, — zu ertragen vermöge, und dazu will er ihn gewöhnen. Und ist es denn nicht auch ein Genufs für den Teufel, die Qual einer menschlichen Brust und noch dazu eines Faust? Liebt er ihn etwa? — Eine solche Schwachheit wird man ihm doch nicht zutrauen. Verderben will er ihn, aber auch durch ihn so viel Menschenglück als möglich, sein Waidwerk zu bestellen. Dafs ihm das gelingt und zwar gerade durch die Menschlichkeit in Faust, durch das Heilige in der edlern Menschennatur, möchte man sagen, das sich in Faust regt, am besten gelingt, das zeigt uns das dreizehnte und vierzehnte Bild: *Mariä* und *der Maler*.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

DICHTKUNST.

Stuttgart u. Tübingen, im Verl. d. Cotta. Buchh.: *Faust.* Ein Gedicht von *Nicolaus Lenau* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 117.)

Die Königstochter voll höchster Schönheit und weiblicher Liebenswürdigkeit, zieht seinen lüsternen Blick auf sich. Wie soll er sich ihr nahen, einsam, ungestört? — Als Maler ist es ihm vergönnt auf der königlichen Villa am Meere, wo er ihre Jugendreize festhalten soll auf der Leinwand für ihren Vater, von dem sie sich, mit einem jungen Herzoge verlobt, bald trennen wird. Wir müssen es uns versagen, das reizende Bild Mariens mitzutheilen, das, nebenbei gesagt, in Farben von kunstreicher Hand ausgeführt, eins der reizendsten Gemälde weiblicher Schönheit mit dem günstigsten Hintergrunde und in der magischsten Beleuchtung gewähren würde:

Er ist zur höchsten Stelle hier gedrungen,
Die je ein kühner Maler noch erschwungen:
Marien gegenüber, Stundenlang!
Die wunderbaren Züge zu erfassen,
Und seine Seele frei zu überlassen
In tiefer Schönheit ihrem Untergang. —

Ein schönes Bild! die Reize ohne Namen
Umschliefst des Fensters luft'ger Bogenrahmen;
Das wilde Meer, die Wetterwolken tragen
Die Lichtgestalt als dunkler Hintergrund. —

Wir kennen im ganzen Gebiete der Poesie kein gelungneres Gemälde in so wenigen Zügen, und welche Feier der Frauenschönheit, wenn der Dichter am Schlufs des Bildes sagt:

O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: dafs in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen milder schlagen,
Dafs ein Gefühl sie fafst mit dunklem Wehe.

Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Dafs ein solches heiligendes Gefühl dem Mephistopheles im Faust keine Freude machen kann ist natürlich: er mufs diesen Zauber lösen, und dabei noch Vortheil für sein Waidwerk zu ziehen wissen, Menschenglück zu zerstören, je höheres, je reineres, um so lieber. Im vierzehnten Bilde: *Die Warnung*, naht er sich im Walde dem unbesorgten herzoglichen Bräutigam, und entdeckt ihm mit schnödem teuflischem Hohn die Gefahr, in welcher er schwebt. Im funfzehnten Bilde: *Der Mord*, ist das Gemälde vollendet, das schöne Urbild lebt in jedem Zuge: Faust soll von ihm scheiden. Da ergreift ihn die Leidenschaft mit ihrer höchsten Gewalt, und er wagt es in hoffnungsloser Verzweiflung, der Königstochter seine Liebe zu gestehen. Maria fühlt sich von seinem ungeheuren Schmerze ergriffen, aber zugleich unheimlich berührt:

Verlasset mich, unheimlich bang
Wird mir vor eurem ungestümen Drang,
Kann eure dunklen Worte nicht verstehen;

Doch ruht auf eurer Stirne tiefes Trauern,
Das mich bewegt zu innigem Bedauern.
Lebt wohl! euch will ich nimmer wiedersehen.

Faust stürzt zu ihren Füfsen. Das kleinste Zeichen ihrer Liebe könne ihm den Himmel wiedergewinnen; da stürzt der Herzog herein, Stolz und Eifersucht schlagen in wilden Flammen empor, er übersprudelt von den bittersten, verächtlichsten Schmähungen, Faustens Stolz fühlt sich aufs tödtlichste verwundet, er zuckt sein Schwert, und ein ungeheurer Streich schliefst den Lästermund auf immer. Faust starrt voll Entsetzen auf den Ermordeten hin, Maria ist in Ohnmacht hingesunken, und Mephistopheles steht triumphirend hinter ihm, ihn höhnend, dafs er ja behauptet habe, nicht Weiberliebe, die Wahrheitsliebe sey sein höchstes Ziel. Nun räche sich das verrathene Liebchen *veritas*.

Die Wahrheit steht an dieser Leich' und schaut
In's Antlitz dir: sey Mann und nicht erbebe,
Kühn ihren blutbesprengten Schleier hebe,
Und ihre leise Lippe dir vertraut;
Dafs, wer ein Bündnifs mit der Hölle schlingt,
Den Menschen Fluch mit seiner Liebe bringt.

Faust bangt um Marien; Mephistopheles dringt auf Flucht. Soll der Unglückliche jedes Zeichen seines Glücks, das er in der Liebe zu Marien fühlte, verlieren? Er will wenigstens das Gemälde mit sich nehmen; Mephistopheles hält diefs aber nicht für rathsam, er entringt es ihm und wirft es aus dem Fenster hinunter ins brausende Meer und dringt mit Faust durch die vom Blitze der Hölle in seiner Miene erstarrten Trabanten. — Nach dieser tief erschütternden Scene voll tragischen Lebens läfst uns das sechszehnte Bild: *Der Abendgang*, den Seelenzustand des nicht rohen, sondern hochgebildeten Mörders anschauen, dem die ganze Natur, *das Leben*, sein Verbrechen gegen das Leben bitter vorwirft,

und um so bittrer, jemehr sie in Lebenshoffnung, im Frühlingsschmucke prangt:

Natur, die Freundin, ist ihm fremd geworden,
Hat sich ihm abgewendet und verschlossen;
Er ist von jeder Blüte kalt verstoßen,
Denn jede Blüte spricht: du sollst nicht morden.

Die Sophismen des Mephistopheles, dafs morden bloß und rein menschlich sey und dafs im Grunde ein Jeder morde, kann seine Verzweiflung nicht heben, wenn auch mit Hülfe des Tokayers, den er ihm zur Stärkung reicht, übertäuben: — Die blühende Erde ist seine Sphäre nicht mehr:

Ich will nun fort, hinaus in's Meer!
Das ist so einsam, wild und leer,
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeschmücktes, ew'ges Grab.
Dort zwischen Wogen, zwischen Winden
Soll mir der kleine Kummer schwinden.

Nur eine Faser hält ihn noch an der Erde: das Grab seiner Mutter, an welchem wir ihn im siebzehnten Bilde: *Der Abschied*, finden; hier aber vollendet sich der unendliche Riss von der blühenden Natur: das Kreuz des Mittlers auf dem Grabe der Mutter erklingt in bangen Klagetönen, die ihn hinwegtreiben. Die Erde verstößt ihn; — vielleicht gewährt ihm das ewig bewegliche, wilde Element, was sie ihm versagte. Er will aber auch nichts von der Erde mit hinübernehmen, daher verschmäht er im achtzehnten Bilde: *Die Reise*, das Zaubersehiff, welches ihm Mephistopheles mit dem höchsten Raffinement der Sinnenlust gebildet hat und das durch keine Gefahr getroffen werden kann.

Faust. So lang ich mich noch fühle Sohn der Erde,
Ist heimisch mir die irdische Beschwerde.

Meph. Ich wollte nur mit solchen Zauberschwänken
Behüten dich vor allzuvielem Denken:
Du kennst das Meer noch nicht; das ernste Ding
Schon manchem Wandrer sehr zu Herzen ging.

Faust. Ich will's in seiner Furchtbarkeit erschauen.

Er sehnt sich nach dem Sturm. Vor dem ist für Faust Mephistopheles nicht bange, wohl aber vor dem stillen Meer; und das bewährt sich im neunzehnten Bilde: *Der Traum*. Das Meer ist ruhig — und läfst Faust Zeit zu den unseligsten Erinnerungen, die seine Seele martern, und die Erzählung des Schiffs-Capitains, der des Begräbnisses seiner Mutter bei einem heitern Sonnenuntergange auf dem Meere mit Wehmuth neu gedenkt, regt jene Erinnerungen um so tiefer auf, je mehr sein Stolz sie in dem Meere zu ersäufen trachtet. — So ist es natürlich, dafs ihm der Traum eines bangen Schlafes die Hauptmomente der Vergangenheit drohend vorüberführt. Ihm träumt, er stehe am Strande eines flutumflossenen blühenden Eilandes. Da treibt ein Kahn von Osten her nach Westen vorüber mit einer Frau und einem blühenden goldgelockten Knaben: es ist seine Mutter und der Knabe sein Jugendbild. Sie legt die Hand dem Knaben auf das lockige Haupt und ihr Blick sagt zu Faust: „So warst du einst!" — Da entsteht ein Sturm und jagt einen andern Nachen vorüber mit einer schreckensbleichen Jungfrau und einem starren blutigem Leichnam, sie blickt ihn traurig an und klaget stumm: „Den schlugst du todt!" — Maria! schreit Faust auf und stürzt, im Traume noch befangen, aufs Verdeck. Hier erweckt ihn die frische Seeluft ganz: Mephistopheles unterbricht sein Hinstarren ins ruhige mondglänzende Meer; er aber kämpft das aufgeregte weiche Gefühl, sich der Gewalt des Traumes schämend, stolz nieder. Im einundzwanzigsten Bilde: *Der Sturm*, ist Faust in seinem Elemente. Sein Stolz erhebt ihn über jedes andere Gefühl, als das des unerschütterlichen Muthes, mit dem er jeder Gefahr trotzt, und das zaghafte Benehmen des erblafsten, betenden Capitains, empört ihn, als eines Menschengeistes nicht würdig, so, dafs er ihn über Bord wirft. Er mochte es ihm auch nachtragen, dafs er zu jenem Faust entnervenden Traum Anlafs war. Das Schiff berstet und Mephistopheles und Faust entrinnen den wüthenden Wogen auf den Felsenzacken. — Jetzt aber steht dem Stolze des Faust die härteste Kränkung bevor, die ihn gleichsam vor sich selbst vernichtet. Das zweiundzwanzigste Bild: *Görg* bezeichnet, stellt uns ein Matrosengelage nach dem Schiffbruche dar, in welchem der roheste Taumel der Sinnlichkeit alle Spuren erlittener Angst und Zerknirschung vertilgt. Unter diesem mit Humor gezeichneten rohen Volke tritt dem Faust der reinste Materialismus in eiserner Consequenz in dem Matrosen *Görg* vor, der bei allen seinen Genossen in hoher Achtung steht, und ohne alles Raisonnement zu der innern Selbständigkeit gelangt ist, nach welcher er mit seiner hohen Bildung vergebens strebt. Der scheint die rechte Mitte gefunden zu haben, die Faust für die wahre des Menschen zu erkennen geglaubt hat, die, weder nach dem Himmel noch nach der Hölle zu fragen und mit keinem von Beiden eine Gemeinschaft einzugehen; eine Selbständigkeit, die ihn um so mehr verletzen und zur Verzweiflung bringen mufs, da er sich ihrer unfähig fühlt. — Sie treibt ihn in die Einsamkeit des Sturmes hinaus, und, um wo möglich sich vor sich selbst zu retten, noch einmal seinen durch Lebenserfahrung geschärften Blick in sein inneres Wesen zu kehren, um es zu durchschauen. — Hier überfällt ihn das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit. — So erscheint ihm aber alles im All: jedes für sich, nichts in dem Andern und Ganzen. *Erkennen*, nach dem er sonst schmachtete, kann ihm nicht mehr genügen, es ist Stückwerk. Im All möchte er allwaltend seyn und in ihm untergehen; vergessen möchte er, dafs er Creatur ist. — Woher denn aber dieser Stolz, der sich seiner bemeistert hat, da der Creatur nur Demuth geziemt? — Wird das Gefühl der Abhängigkeit den Geist, der Gott seyn möchte, auch jenseits begleiten? Eher Vernichtung als diefs! Ist diese Abhängigkeit denn aber Wesenheit? — Nein, sie und

Alles

Alles, wodurch sie bedingt ist: Welt, Leben, Leid und Freude, Tugend und Schuld, ja selbst seine Verbindung mit dem Teufel und dieser selbst, ist nur Wahn, Traum, aus dem der hohe Geist, der es fühlt, dafs *Er* Wesenheit ist, und zwar die einzige Wesenheit im All, und unmittelbar zu Gott gehöre, mit dem er ewig verbunden war und verbunden seyn wird, erwacht. Wozu noch weiter träumen? — Auch Sterben ist nur ein Traum, und — er träumt sich das Messer in die Brust. — So findet ihn Mephistopheles, und dieses freche Hinwegwerfen des Lebens in dem verbrecherischen Wahne sich mit der Gottheit zu vereinigen, ist der höchste Abfall eines erschaffenen Wesens:

Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheifsen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt, und Gott in Eins zusammenschweifsen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Dieſs ist in schwachen Umrissen die einfache und doch so reiche Composition dieser Dichtung, der wir in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts nichts ähnliches an die Seite zu setzen wissen. — Und nicht weniger zeichnet sie sich in der Ausführung aus, in welcher jede Einzelnheit ihre eigenthümliche Färbung hat und doch alles, ungeachtet der gröfsten Mannigfaltigkeit zu einem Ganzen von bestimmtem Charakter zusammenschmilzt. — Dafs der Lenau'sche Faust einen andern Mephistopheles und selbst einen andern Wagner nöthig hatte, dünkt uns einleuchtend und wir erkennen darin die Unabhängigkeit des jüngern Dichters, der diese Charaktere abweichend von den, durch das eminente Werk eines frühern grofsen Dichters gleichsam zum Typus gewordenen, zu bilden vermochte, ohne ihre Urzüge zu verwischen, und bewundern die Consequenz, mit welcher der Dichter seine Charaktere überhaupt durchführt, auch wenn wir den Mephistopheles — z. B. in der Scene: *die Warnung*, etwas geschwätzig finden. — Von der Schönheit und Lebendigkeit der Schilderungen, so wie von der Gewalt des Dichters über den dichterischen Ausdruck voll neuer Bilder, haben wir nur einzelne Proben, und wahrlich nicht einmal die vorzüglichsten geben können. Welch' ein Bild bieten uns z. B. S. 162 u. 163 die Rosse des Hirten dar, die dem Mephistopheles zur Metapher der *Ideen* werden, auf welche er sich plötzlich setzt, um einen Ritt durch die Welt zu machen. — Ja, ja, der Teufel hat schon manche Idee todt geritten. — Auch haben wir manchen feinen psychologischen Zug unberührt lassen müssen; auf einen echt sittlichen wollen wir aber aufmerksam machen: die wahre innere Unschuld — die Schmiedsfrau und Maria — giebt Lenau dem Teufel nicht preis. Welch' eine willkommene Veranlassung würde dieſs nicht manchem unsrer jüngern Dichter (der Scribenten nicht zu gedenken) gewesen seyn, recht *con amore* die Emancipation des Fleisches zu feiern. — Wie glücklich und echt künstlerisch unser Dichter den Contrast zu gebrauchen versteht, das erhellt wohl schon aus unsern flüchtigen Umrissen. Ja hier strömt echter Dichterodem, und wir wünschen unserer Literatur zu dieser Dichtung aus vollster Ueberzeugung zu dieser Erwerbung Glück, um so mehr, da diese Schöpfung des erst fünfunddreifsigjährigen uns für die Folge zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. — Druck und Papier sind würdig.

Stuttgart, im Verl. d. Cotta. Buchh.: Ueber *Lenau's Faust*. Von *Johannes M.....n.* 1836. 8. 57 S.

Nachdem obige Anzeige niedergeschrieben war, nahm Ref. dieses Schriftchen zur Hand, das er zwar gleich bei seinem Erscheinen flüchtig durchgesehen hatte, aber absichtlich jetzt erst aufmerksam las. — Hier findet er nun einen andern Gesichtspunkt: den christlich-dogmatischen, welches den ungenannten Verf. als Theologen bezeichnet. Wir zweifeln nun aber sehr, dafs der Dichter seinen Faust nach irgend einem Dogma gemodelt habe, und so gut gemeint auch dieses Wort über diese Dichtung ist, so müssen wir doch gestehen, dafs es uns wenig genügt hat, ob wir gleich dem Vf. psychologischen und theologischen Scharfsinn gern zugestehen. Dieser so höchst einseitige Gesichtspunkt hat ihn denn auch verleitet, auf Göthe's Faust, ja auf Göthe selbst (S. 53) verächtliche Blicke zu werfen, welches wir nicht zu billigen vermögen. Uns dünkt der wahre Punkt des Verhältnisses zwischen diesen beiden Dichtungen gänzlich verfehlt, wenn man, wie der Vf., von der Idee der Legende ausgeht. Nicht diese haben beide Dichter etwa ausbilden wollen, scheint es uns, sondern jeder hat eine bestimmte Richtung des Menschenwesens aufgefafst und dichterisch durchführen wollen. Beide Dichtungen stehen in dieser Hinsicht im Gegensatze: wer giebt uns die Vermittlung? — Manches scheint uns auch in diesem Schriftchen unrichtig aufgefafst. Mephistopheles z. B. stört nicht aus freien Stücken Faust's Einsamkeit in der Waldscene; Faust ruft ihn absichtlich durch eine grausenvolle Beschwörung herbei. So erscheint uns auch die Scene mit Isenburg in einem ganz andern Lichte. Faust weiset nicht den Freund aus freiem Antriebe zurück, um mit Mephistopheles „seine himmlische Braut" *Veritas* aufzusuchen, sondern er entflieht ihm, weil er weifs, dafs ein Glück, wie's ihm von dem Freunde dargeboten wird, nicht mehr in seiner Wahl stehe. — So ist auch Faust's Empfindung gegen die Schmiedsfrau nicht gleich anfänglich lüstern; sie wird es erst durch Mephistopheles gestachelt. Der Mord des Herzogs geht nicht aus Faust's Liebe hervor, um sich etwa von dem Nebenbuhler zu befreien; sondern entspringt aus der Verletzung seines Stolzes durch des Herzogs verächtliche Aeufserungen. Der *Görg* scheint uns ganz falsch bezeichnet durch *dumpfe Selbstgenügsamkeit*: der sieht nach seiner Weise klar und ist

mit

mit sich fertig, wie ein kräftiger Naturmensch es seyn kann. Auch ist der geistreiche Satz, dafs der Teufel einer gewissen Idealität bedürfe (S. 53), um in einem Menschen einen brauchbaren Diener zu finden, durch Görg nicht gut belegt, denn der Teufel weiset nicht ihn, sondern er den Teufel ab. — Uebrigens kann man Hn. *M's.* Entwicklung trotz vieler und zum Theil langer Auszüge nicht verstehen, wenn man nicht das Gedicht selbst dabei hat; doch bleibt sie immer ein achtungswürdiges Wort. Papier und Druck sind schön.

TECHNOLOGIE.

Bamberg, bei Sickmüller: *Die Bamberger Bierbrauerei*, beschrieben von *J. A. Messerschmitt*, Büttner u. Bierbrauermeister in Bamberg. 1836. VI u. 99 S. 8. (10 gGr.)

So berühmt das Bamberger Bier ist, so anerkannt dessen Stärke und Dauer über alle andere Biere von Baiern, so hat doch die dasige Brauerzunft noch keinen wissenschaftlich gebildeten Gewerbsgenossen gezählt, welcher gründlich und freimüthig über die Art der Zubereitung des Bamberger Bieres öffentlich sich vernehmen liefs. Defswegen konnte ein Polizei-Offiziant *Seuffert* vor 18 Jahren wagen, über diesen Gegenstand etwas drucken zu lassen; welches aber so viele Unwahrheiten und Mängel an Sachkenntnifs enthielt, dafs die Brauer sich dessen schämten. Desto besseren Anspruch macht vorliegendes Werkchen auf Wahrheit und Sachkenntnifs, und ist defswegen nach vollster Ueberzeugung des Rec., welcher selbst im Brauwesen erzogen ist, jedem Ausländer zur Belehrung zu empfehlen. Man hat nur nöthig eine kurze Inhalts-Anzeige zu machen, aus welcher jeder Sachkundige sich überzeugen wird, dafs kein Belehrungs-Gegenstand übergangen ist. Nach kurzer Einleitung folgt: I. *Bierbrauerei.* Brauzeit. Wasser. Behandlung des Flufswassers. Erfahrungen an meinem Hausbrunnen vor einem Froste. Abschrecken. Ueberschöpfen. Aufmaischen. Abzapfen. Maischkochen. Würze. Hopfenkochen. Kesselfüllen. Bierkochen. Zeit des Ausschöpfens. Kennzeichen eines ausgekochten Bieres. Bier-Ausschöpfen. Beobachtungen bei einem zu kühlenden Biere. Weiterer Verfolg. Biergeben. Kuffengähr. Bierfassen. Fafsgähr. II. *Nachbier.* Vorbericht. Zubereitungsart des Nachbiers. Hopfen. Kochen. Besondere Beobachtung. Kühle. Gährkuffe. Gährstoffe. Gähr. Nachbierfassen. Fafsgähr. III. *Malzen.* Einleitung. Gersten-Einkauf. Einweichen. Ferneres Beobachten. Kennzeichen einer hinlänglich geweichten Gerste. Malzkeller. Keltergerste. Die Gerste stieht. Malzen. Zeitigung. Welkboden. Darren. Malzkreten. Aufbewahrungsart des gedarrten Malzes. Malznesten. Schroten. *Anhang zum Darren.* Ueber Darren. Alter des Malzes. Farbe des Malzes. Malzschroten. Gemäfsunterschied der Gerste zum Malz. Gewichtunterschied der Gerste zum Malz. IV. *Besondere Bemerkungen zur Bamberger Bierbrauerei.* Wasser. Hopfenkochen. Würze u. Kesselfüllen. Brühwasser und dessen Folgen. Bierkochen. Beobachtungen eines kühlenden Bieres. Biergeben. Bierkammern. Kuffengähr. Bierfassen. Fafsgähr. Wiederholung. Zum Vorwort über Malzen. Malzmessen. Hopfenbau. Senkboden. Behandlung der neuen Fässer. Von Behandlung und Aufschwefeln der neuen Fässer. Bierregulativ. Bierkiefer. Aräometer oder Bierwaage. Tagbuch. Bestimmte Lasten der Bierbrauerei. Jetziger Holzpreis. Gewerbschule.

PREDIGERWISSENSCHAFT.

Elberfeld, b. Schmachterberg: *Der Beruf des evangelischen Pfarrers nach seinem Zwecke und seinem Wesen, dem Worte Gottes gemäfs, mit besonderer Rücksicht auf die Ansichten und Verhältnisse unserer Zeit*, dargestellt von Dr. *Pustkuchen-Glanzow*, Diener des Evangeliums (wo?) 1836. 128 S. 8. (8 gGr.)

Sehr würde irren, wer hier, durch den Titel verleitet, etwa in *nuce* eine Pastoral-Theologie in dem Sinne suchen wollte, wie *Hüffell* und *Harms* sie ausführlicher darzustellen suchten. Denn der Verf. verbreitet sich in einer Reihe von locker zusammenhängenden Paragraphen in der gröfsern Hälfte seiner Schrift über die verschiedenen theologischen Systeme, wobei es, neben einzelnen treffenden Bemerkungen, ohne grofse Einseitigkeiten und Flüchtigkeiten nicht abgeht. Ganz im Allgemeinen wird dann der Beruf des evangelischen Geistlichen geschildert und zuletzt gezeigt, wie eine Pastorallehre als „Standeslehre für den Geistlichen" beschaffen seyn müsse, um den an sie zu stellenden Anforderungen zu genügen. Ihr eine wahrhaft wissenschaftliche Gestalt zu geben, daran verzweifelt der Vf. geradezu. Er scheint also Nichts zu wissen von den neuesten Versuchen in diesem Gebiet. Hätte er sie gekannt oder sich um sie gekümmert, so würde er vorsichtiger mit seinem Urtheile gewesen seyn, dafs die Pastorallehre in den Händen der Akademiker nothwendig übel berathen sey. Wie sein Buch jetzt vorliegt, können wir ihm höchstens den Werth von hin und wieder anregenden Aphorismen zugestehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

ÄSTHETIK.

Stuttgart, b. Köhler: *Universal-Lexicon der Tonkunst.* Unter Mitwirkung der Herren *M. Fink*, Dr. *Großheim*, Dr. *Heinroth*, Prof. Dr. *Marx*, Direct. *Naue*, *G. Nauenburg*, *Ludw. Rellstab*, Ritter *v. Seyfried*, Prof. *Weber* u. v. A. redigirt von Dr. *G. Schilling*. In Lieferungen. 1834. *Zwei Bände bis zu Fmoll.* 1836. (5 Rthlr.)

So Mancherlei auch in verschiedenen Blättern über dieses weit aussehende, aber rüstig vorwärts schreitende Unternehmen, das jetzt bereits bis zum IV. gelangte, gesprochen worden ist, so hat sich doch jeder Darsteller und Beurtheiler bis jetzt, von dem Umfange desselben zurückgeschreckt, nur im Allgemeinen gehalten und für seine Behauptungen, welcher Art sie auch wären, einige namhafte Belege ausgesucht, die sich freilich in einem solchen und in unserer Zeit entstehenden Buche sehr leicht auffinden lassen. Unsere Zeit hat bekanntlich grosse Eile; sie hat das Warten verlernt, läuft sich viel lieber ausser Athem, als dass sie sich, bei einem Abschnitte des Weges angekommen, eine erholende und nützliche Umsicht gönnen sollte. Es kann daher kaum fehlen, dass nicht bei so allgemein gewohntem Treiben und Dringen manche Uebereilungen mit unterlaufen müssten; während es unter der grossen Zahl der Mitarbeitenden Andere giebt, die ruhig und besonnen gehen und dabei verharren. Hätte nun irgend ein Darsteller besondere Lust, das Werk unbedingt zu loben, so könnte es ihm durchaus nicht am Stoffe und nicht an treffenden Beispielen für seine freundliche Absicht fehlen, nicht einmal, wenn er auch der Besprechung mehr als einen ganzen Druckbogen widmen wollte. Hätte aber ein Anderer dagegen die entgegengesetzte Lust, es ohne Weiteres herabzusetzen, so müsste es mit Wundern zugehen, wenn sich nicht eben so viele und schlagende Beweise in einem so umfangreichen Buche herauslesen lassen sollten, die den geneigten Leser von der Nichtigkeit des Werkes überzeugen könnten. Beide Theile, die unbedingt Lobenden und die unbedingt Tadelnden, begingen aber offenbar ein grosses Unrecht, schadeten am meisten sich selbst, und die Letzten würden sich geradezu unter die Misgünstigen oder, durch irgend ein Versehen dazu bewogen, unter die Beleidigten stellen. Beispiele von der letzten Art möchten bereits namhaft gemacht werden können, wenn wir uns anders damit einlassen wollten. Dagegen hat es auch nicht an lobend empfehlenden Beurtheilungen gemangelt, die namentlich sind *G. W. Fink*, *Prof. Weber* u. s. w. in der Jenaischen Literatur-Zeitung besonders ehrenvoll genannt worden. Dr. *Marx* ist gleichfalls in diesem Blatte unter die vorzüglichsten Mitarbeiter gesetzt worden, während er in den Blättern für literarische Unterhaltung manchen scharfen Tadel erfuhr. — Ehe wir uns zum Besondern und Einzelnen wenden, wird es vortheilhaft seyn, einige Allgemeinansichten kurz zu besprechen. Man hat sehr richtig bemerkt: Alle Leser eines Kunstlexicons theilen sich in Dilettanten und in eigentliche Kunstgelehrte. Für beide zugleich ist gar nicht zu schreiben; die Einen zieht an, was den Andern gleichgültig und unnütz ist. Dieser Unterschied, der einer weiteren Auseinandersetzung gar nicht benöthigt ist, hätte allerdings gleich beim Entwurfe genauer in das Auge gefasst und bestimmt angegeben werden sollen; man hätte deutlich aussprechen sollen, welche Leser man besonders dabei im Auge habe; das würde Manches geändert und das Werk nützlicher gemacht haben. Es lässt sich nach dem *Prospect* gar nicht leugnen, dass man zu viel und darum auf der andern Seite zu wenig gewollt hat. — In neuern Heften scheint sich zwar die Redaction, wahrscheinlich gedrängt von dem Hn. Verleger, mehr auf die Seite der Kunstfreunde als der Kunstgelehrten zu werfen; aber das Uebel ist einmal da und lässt sich nicht mehr ganz beseitigen, wenn nicht einem Theile der Käufer völliges Unrecht geschehen soll. Auch muss zugegeben werden, dass eine solche Masse von Gegenständen, noch obendrein ohne gehörige Unterscheidung, ob für Dilettanten oder für Kunstgelehrte, also für beide zugleich, in 6 Bänden gar nicht ordentlich geliefert werden kann. Ich gestehe sogar, dass mir die Vereinigung geschichtlicher und biographischer Artikel mit der gesammten Kunsttheorie kein sonderlich glücklicher Gedanke scheint. Jedes Fach für sich wäre dem Ganzen auf alle Fälle ersprieslicher. Das lässt sich nun abermals nicht ändern, ist jedoch zum Glück auch nicht so wesentlich hinderlich, dass Alles damit fallen müsste, ob es gleich dem völligen Gelingen Schranken setzt, die nicht zu umgehen sind, so sehr man es auch wünschenswerth finden muss, dass sie umgangen oder niedergerissen werden möchten. Das Unternehmen ist also nicht mit Unrecht für zu wenig begrenzt erklärt worden. Das Streben und Ringen nach dem Unbegrenzten oder doch nach dem äuserlich zu weit Getriebenen, in einander Geschichteten ist der Zeit viel zu eigen, als dass man es dem Einzelnen zur Last legen könnte. In dieser Hinsicht

sicht verdient demnach die Probe alle mögliche Nachsicht, die wir derselben am wenigsten versagen werden. Wir möchten überhaupt fragen, wo eine lexikalische oder encyklopädische Arbeit, in's Grofse getrieben, sich vorfände, der man nicht bei allem Guten noch mehr Gutes wünschen sollte?

Man hat aber auch dem Unternehmen Dinge zur Last gelegt, die zu den unvermeidlichen Uebeln gehören, ja die, anders betrachtet, in Vortheil und Nutzen sich umwandeln. Mit Uebergehung mancher Nebenausstellungen berühren wir nur den Vorwurf, dafs die biographischen Artikel, denen vieles Lobenswerthe zugestanden wird, in einem auffallenden Mifsverhältnisse der Länge gegen einander stehen. Wollten wir auch die Zeitverhältnisse, die doch Niemand ganz zu beseitigen vermag, so dafs sie gar keinen Einfluss mehr auf eine so zusammengesetzte Unternehmung äufsern sollten, völlig unberücksichtigt lassen; kennten wir die Kunst mancher heutigen Schriftsteller, das Nothwendige dergestalt in Worte zu wickeln, dafs diese Redensarten gar nicht zu vertilgen sind, ohne einen nagelneuen Aufsatz zu schreiben, weit weniger, als es uns lieb ist; wüfsten wir auch nicht, dafs es manchem Schreibenden hauptsächlich gerade auf die Druckspalten ankommt, die sein Aufsatz einnimmt: so würden wir dennoch immerhin fortfahren zu behaupten, dafs sich ein solches Mifsverhältnifs gar nicht heben läfst der Natur der Sache nach. Erstlich läfst sich die Länge und Kürze der einzelnen Lebensbeschreibungen schon darum nicht nach der geistigen Wichtigkeit der geschilderten Männer abmessen, weil es unter den älteren und alten nicht wenige überaus einflufsreiche Köpfe giebt, von denen man so wenig weifs, dafs man mit etlichen Zeilen fertig ist. Dagegen liefert das Leben eines in der Kunst untergeordneten Mannes oft recht Anziehendes, mindestens mancherlei Nachrichten, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, wenn einmal von ihm die Rede seyn soll. Werden nun vollends noch, wie in diesem Buche, die Lebendigen zu den Todten gestellt, so mufs das Mifsverhältnifs der Länge der biographischen Artikel um so gröfser werden. Die Todten antworten nicht, man frage sie, wie man will; die Lebenden hingegen reden oft recht gern und recht viel. Was ist da zu thun? Sollen die Lebenden mit besprochen werden, so mufs doch, was ihnen das Wichtigste ist, aus dem Reichthum herausgezogen und der Welt mitgetheilt werden, wenn ihnen nicht Unrecht geschehen soll, oder wenn sie selbst es nicht glauben sollen. Dann hat der Lebende nicht abgeschlossen; aus Jedem kann bald weit mehr, bald viel weniger werden, als man vor der Hand errathen kann. Wer und was ist da mit Recht in's Kurze zu ziehen? Und endlich wäre es uns jetzt gewifs sehr willkommen, wenn wir nur aus allen Zeiten solche Bücher besäfsen, in denen das Leben der Lebenden so wie hier beschrieben worden wäre. Wir würden um der genauern Kenntnifs einiger Männer willen mit Vergnügen ein ganzes gedrucktes Alphabet bezahlen und uns noch dazu glücklich schätzen. — So vielerlei man daher auch dagegen einwenden mag und schon eingewendet hat, dafs noch lebende Künstler und Kunstschriftsteller in diesem Werke besprochen werden: so halten wir es dennoch für einen guten Gedanken, der dem Werke forthilft und es für die Zukunft erwünscht macht, wenn man auch in der Folgezeit nur die geschichtlichen Hauptangaben daraus schöpfen wollte. Ja, es schiene mir noch immer ein beachtenswerthes und nutzreiches Unternehmen, wenn ein dazu tüchtiger Mann nach dem Vorbilde Matthesons eine Ehrenpforte unserer jetzt lebenden Künstler herausgeben wollte. — Dieser Antheil, den die Lebensbeschreibungen jetzt Lebender im Werke nehmen, bringt dem Buche einen Werth mehr, aber keinen Nachtheil, selbst dann nicht, wenn einige noch nicht sehr bedeutend Einflufsreiche auch mehr Raum wegnehmen, als mancher Selige, von dem man eben deshalb nichts weifs, weil seine Zeitgenossen nicht für die Nachwelt sorgten, wie es hier geschieht. — Und so müssen wir denn dem Werke sehr viel Empfehlenswerthes zugestehen, bei allen Mängeln, die nicht blos, nicht allein dieses lexikalische Buch wirklich hat, sondern die alle haben, so viele wir deren kennen, freilich eins mehr als das andere. Ja wir müssen mit Grund der Wahrheit sagen, dafs es sich vor vielen neueren, die doch sämmtlich nur einen Zweig des Wissens vornehmen, bedeutend auszeichnet. Wir wünschen daher dem Werke, dafs es immer mehr Käufer gewinne, dafs es rasch hintereinander fort bis ans Ende geführt werde: nur nicht zu rasch, damit Niemand unter dem Mitwirken zu Uebereilungen gedrängt werde, was der Sache und dem Verlage gleich nachtheilig seyn und noch mehr werden mufs.

Wenden wir uns nun nach diesen allgemeinen Rücksichten und Hinsichten zum Besondern, so könnten wir noch zuvor von der Schwierigkeit der Redaction eines solchen Unternehmens und dann von den Leistungen derjenigen Männer reden, die sich mit Namen genannt haben. Theils sind diese jedoch schon bekannt genug, theils haben dies Andere bereits gethan und theils mögen wir es nicht thun, weil uns mehrere von diesen zu nahe stehen und weil jeder Genannte sein Vertrauen oder Mifstrauen sich selbst macht. Das Letzte wird Jeder auf sich laden, der sich zu sehr in eine Partei der Zeit verwickelt, von welcher sich der Schriftsteller am meisten frei zu erhalten hat. Wir übergehen diese und halten uns an das, was Ungenannte Falsches und Halbes gegeben haben, damit die Besitzer des Buches wenigstens Einiges sich berichtigen, vorzüglich aber, damit der Hr. Redacteur für die Zukunft auf diese desto aufmerksamer sey und an Beispielen sehe, in welchen Fächern sie am wenigsten zu verwenden sind.

Gleich der Anfang des Werkes bringt Unhaltbares. Aristoxen wird der erste musikalische Schriftsteller genannt, was er nicht ist, wenn wir auch nur bei den Griechen stehen bleiben und gar nicht auf Hindostaner und Chinesen sehen wollten, wie wir

doch müssen. Ferner ist es falsch, *A* sey der tiefste, oder erste Ton bis auf den Benedictiner *Guido* von *Arezzo* gewesen. Das Gamma war schon vor dem letzt genannten hinzugefügt worden und der musikalische Grundton der Chinesen war seit uralter Zeit *F*. — Ueberhaupt gehört es zu den Mängeln unserer Zeit, dafs die Meisten sich erlauben, uns Dinge als unumstöfslich gewifs hinzustellen, die höchstens als Sagen angeführt werden können. Ja man bleibt häufig bei Falschem mit aller Zuversicht stehen, ob es gleich bereits hinlänglich widerlegt wurde. — Unter Akademie wird der Singakademieen gedacht, wie natürlich. Dieser Name wird aber nur höchstens der Berliner und der Göttingen'schen zugestanden, denn es heifst: „Einen andern Verein von Sängern und zur Uebung im Singen wüfsten wir nicht zu nennen, der allenfalls noch den Namen Akademie, ohne gänzliche Vernichtung des hiermit verbundenen und näher angedeuteten Begriffs, verdiente." So grofs unsere Achtung für diese zwei genannten Anstalten ist, so dürften sich die Einrichtungen nicht weniger deutscher Städte ihnen doch an die Seite stellen. Wir nennen nur den Cäcilienverein in Frankfurt a. M. unter Schelble, der mit den beiden genannten sich wohl in einen Wettstreit einlassen kann, ob er sich gleich nicht Akademie nennt. — Das einseitige Erheben des Einen auf Kosten vieler Andern ist vorherrschender Fehler der Zeit, der in einem solchen Werke auf das Sorgfältigste vermieden werden sollte. — In der Rede über ägyptische Musik wird sonderbar genug unter Anderm geschrieben: „Neuere Chronisten werden wohlthun, uns nicht mit dem Problematischen zu beehren, was von Reisenden ausgeht, von denen selbst Einer (?) dort eine *Harfe* gefunden haben will, welche, Einiges ausgenommen, eine vollkommene deutsche Harfe ist, und irrig von ihm für ein wirklich ägyptisches Instrument gehalten wird; denn wäre jene Harfe dort einheimisch gewesen, so müfste die Musik in Aegypten schon auf einer hohen Stufe stehen." u. s. w. Wahrhaftig, der Mann mufs in dem ägyptisch Alterthümlichen nicht im Geringsten bewandert seyn, er hätte sonst dergleichen nicht gewagt. Es ergiebt sich aus dem von ihm Gesagten, dafs er *Villoteau's* Abhandlung, den er doch beleht, gar nicht kennt, noch weniger die französische Prachtausgabe der Kupfer. Wie kann man aber über Gegenstände schreiben, in denen man so ganz und gar nicht zu Hause ist! — Unter dem Artikel *Alphabet* werden nun zwar im Widerspruche mit dem eben genannten Artikel die Harfen den alten Aegyptern zugesprochen, es wird aber dafür ganz grundlos behauptet, die ältesten Harfen hätten schon 7 Saiten gehabt, woraus abermals gegen alle Geschichte gefolgert wird, „man hätte also von Anfang an 7 Töne gehabt, wie es auch aus der Natur der menschlichen Stimme (?) nicht anders hervorgehen konnte (!)." Dazu ist des Falschen noch so viel und doch Alles mit so grofser Zuversichtlichkeit angezeigt, als ob die ganze Sache völlig klar und offen vor uns läge. Man müfste eine nicht unbeträchtliche Abhandlung schreiben, wenn das Ungewisse vom Gewissen geschieden werden sollte. Wie wenig der Schreiber dieses Artikels dazu geeignet ist, beglaubigt er Allen, die nur einigermafsen alte Schriftsteller über Musik kennen, mit folgender Aeufserung: „Die Benennung *ut re mi fa* etc. schreibt man einstimmig dem *Guido* von *Arezzo* zu, und behauptet, er habe sie aus den Anfangssylben einer damals bekannteren lateinischen Ode zusammengestellt" u. s. w. Das hätte er als ausgemachte Gewifsheit geben, dagegen Anderes, was er mit Zuversicht giebt, als ungewifs hinstellen sollen. Aus solchen Halbheiten lernt sich freilich der Mensch nicht viel. — So wird uns von einem andern Mitarbeiter beigebracht, *Archimedes* sey der Erfinder der Wasserorgel (des *Hydraulicum*), weil der sonst sehr getreue Kirchenlehrer *Tertullian* es behauptete. Vitruv, heifst es weiter, giebt zwar einen *gewissen Ctesibius* für den Erfinder aus. Der Mann scheint gar nicht zu wissen, dafs wir von diesem gewissen *Ktesibios* Schriften haben, die uns von seiner Wasser- und Windorgel unterrichten. Man lese nur *G. W. Fink's* Abhandlung über die Angaben des *Ktesibios*, mit Erläuterungen nach den Quellen bearbeitet — in der Leipz. allgem. musikal. Zeitung 1836. S. 49 u. s. w. Endlich sucht sich der Mann im Lexicon damit zu helfen, dafs er meint: „Wahrscheinlicher ist, wenn einmal Vitruv recht haben soll, dafs *A.* nicht der eigentliche erste Erfinder jenes Instrumentes war, sondern *Ctesibius*, er aber solche grofse Verbesserungen und vortheilhafte Veränderungen damit vornahm, die es zu jenem „„*portentosa munificentia*"" erhoben und in dieser Gestalt es zu seinem eigenen Werke machten." Diese Scharfsinnigkeit wird leider gleich dadurch über den Haufen geworfen, dafs *Archimedes* älter ist als *Ktesibius*. — Im Alterthümlichen sind mehrere, die solche Artikel übernahmen, sehr ununterrichtet. So schreibt ein Anderer im Art. *Ascaulos*: „Daher hat man denn auch den Ursprung der Orgeln noch weiter hinaus, als bis auf das 4te Jahrh., die Zeit Kaisers Julian, bringen wollen." Es trifft sich sehr häufig, dafs Ausgemachtes nur als unsicher, dagegen Unsicheres für völlig ausgemacht ausgegeben wird. — Unter dem Artikel *Barde* wird noch als Gedicht Klopstocks aufgeführt: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen!" Es ist aber nicht von Klopstock, sondern von dem verstorbenen Leipziger Professor *Stockmann* gedichtet worden. Was über *Bellini's* Genialität gesagt worden ist und über die Hoffnung, er könne der Luther der italienischen Musik werden, hat sich nun freilich als zu viel erwiesen. — *Chopin* ist kein Schüler *Field's*, als welcher er hier angegeben wird. Seine Spielart und Compositionsweise läfst auch nicht die geringste Vergleichung mit *Field* zu. — Dafs in einem solchen Werke mancherlei Verbesserungen zu machen sind, ist in der Ordnung; es findet sich kein solches Buch, wo es anders wäre. Wir wollen daher in den Berichtigungen einzelner Artikel nicht weiter gehen. Unter den Niederländern liefse sich namentlich noch

Ver-

Verschiedenes nachweisen, was mit den neu gewonnenen bessern Einsichten im Widerspruche steht. So ist z. B. von *Wilhelm Dufay* doch gar zu wenig und zu wenig Bestimmtes beigebracht worden. Um die Mitte des 14ten Jahrh. lebte und wirkte er nicht, sondern im letzten Viertel dieses Jahrh. bis 1432. Auch ist es zu viel behauptet, wenn er kurz hier als einer der ersten Ordner der Regeln des Contrapunktes gerühmt wird. Zum Glück ist auch von seinen Compositionen noch mehr als ein 6stimmiger Canon bis auf unsere Zeit gekommen. Es hat demnach seine Richtigkeit, wenn häufig eingewendet worden ist, es werde von Vielem zu wenig, von Anderm zu viel geschrieben. Wir fragen aber nur, wo diefs in solchen Büchern anders ist? Allerdings mufs auch zugestanden werden, dafs manches Wichtige und vorzüglich mancher bedeutende Mann übergangen worden ist. Das ist jedoch gleichfalls ein Uebel, das in solchen Schriften kaum völlig zu beseitigen ist. Dafür sind Nachträge versprochen worden. Irrthümer und Lücken sollen also berichtigt werden. Man hat ferner eingewendet, dafs sich Manche unter den Darstellenden zu sehr in dichterischen Beschreibungen gefallen und statt der Sachen „süfsliche" Redensarten sich erlauben, denen wir auch nicht hold sind. Dergleichen hat sich jedoch nicht wenig gemindert, wie es billig und recht ist. Dafs Manches aus andern Werken abgeschrieben wird, ist begreiflich und verzeihlich, wenn es nur gut ist und wenn die Quellen genannt werden, was leider nicht selten vernachlässigt worden ist. Am meisten verschweigen diejenigen ihre Quellen, die keine eigene Quelle aufzuweisen haben. Jeder ehrt sich selbst, der ehrlich gesteht, woher er die Sachen holt. Darin, hoffen wir, soll jeder Eingeber sich der Gewandtheit und Offenherzigkeit befleifsigen, denn das ist billig. — Es wäre auch bei einer solchen Menge Mitarbeitender in unsern Tagen wohl als ein Wunder anzusehen, wenn sich nicht hin und wieder einer und der andere als einen offenbaren Parteigänger bezeichnete, der nach Belieben dunkele Namen unter wichtige mischt und verdiente bei Gelegenheit unter das u. s. w. stellt. Ein solches Gebrechen fällt der Gesinnung des Vfs. eines und des andern Artikels zur Schmach, aber nicht dem Herausgeber des Werkes und schadet und nützt am Ende weit weniger, als es dem Artikelmacher selbst scheinen mag.

Trotz dem, was man am Werke mit allem Rechte auszusetzen hat und weiter haben mag, bleibt es dennoch ein sehr beachtenswerthes und, mit Verstand gebraucht, höchst nützliches. Es enthält nicht wenige Artikel, die so viel werth sind, als ganze Bücher; nicht wenige, die den Fortschritt der Zeit oder doch die wahre Beschaffenheit derselben treu und rund darstellen; nicht wenige sogar, welche die Wissenschaft von mancher Seite her förderten. Die Lebensbeschreibungen jetzt lebender oder nach dem Erscheinen des neuen Lexicons von Gerber wichtig gewordener Männer machen gleichfalls das Buch zu einem nothwendigen, wenn man auch nur auf die Hauptangaben und nicht auf die bald zu lobende, bald zu sehr in den Schatten stellende Würdigung eines und des andern der Geschilderten sehen wollte. Wenn wir nun noch zum Schlusse wünschen, dafs zu häufige, nicht selten sinnentstellende Druckfehler mehr und mehr vermieden werden möchten, so geschieht das nur, weil wir dem Buche eine immer gröfsere Verbreitung wünschen. Und so empfehlen wir das Werk Allen, die an musikalisch Wissenschaftlichem Antheil nehmen, und werden uns freuen, wenn wir von den neuern Bänden, die unterdessen erschienen sind, recht viel Gediegenes rühmen können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Predigten über das christliche Kirchenjahr nach dem ersten Jahrgange des neuen Weimarischen Evangelienbuches* von *M. F. G. Rintsch*, Sup. u. Oberpf. zu Neustadt a. d. Orla. *Erste* Abth. vom 1. Adv. bis S. Sexagesimae. 1837.

Besser lautete der Titel: Predigten über die im ersten Jahrgange des neuen Weimar. Evangelienbuches vorgeschriebenen Texte; denn nicht über das Kirchenjahr ist gepredigt worden, sondern über die biblischen Stellen und Abschnitte *im* Kirchenjahre. Die Predigten aber verdienen empfohlen zu werden, weil sie, wahrhaft evangelisch, den Vater in Gesinnung und That anbeten lehren und zur Verehrung Jesu als des zum zeitlichen und ewigen Heil der Menschen gesandten, Sohnes des Höchsten zwar schlicht, faflich und einfach, aber auf die, seiner Würde so wie der Veredelung unseres Geschlechtes entsprechendste, Weise hinleiten. Die Vorträge sind kurz und klar, aber für Verstand und Herz, nicht selten voll ergreifender Stellen und werden des gewünschten Eindruckes auf die Gemeinde nicht verfehlt haben. Gewöhnlich hat der Vf. einen kurzen Eingang, zuweilen geht er aber wie in Nr. 14, auch einem Gebete gleich zur Verlesung des Textes über. Nicht immer bezeichnet er genau die Theile und Untertheile, was oft den Gesammteindruck schwächt, der aufmerksame Hörer wird sie jedoch leicht herausgefunden und behalten haben. So spricht er über Matth. 3, 1 — 10 von der Nähe des göttlichen Gerichtes in dem Schicksale des Sünders, in den verurtheilenden Blicken der Menschen, in dem eigenen Schmerze über begangene Unthaten, in den Vorwürfen Anderer und deshalb sollen wir des Gerichtes Nähe weder leugnen wollen, noch desselben spotten, sondern in uns gehen und uns bessern, dann aber auch getrost auf Gottes Güte hoffen und ihm vertrauen. Kleine Sprachverstöfse sind selten. Ausdrücke wie „der Flitterstaat des Lasters verwandelt sich in Lumpen und Lappen", oder „der Spötter meint, mit dem Posaunenrufe zum Gericht werde es gute Wege haben", sind für den Kanzelstil nicht edel genug. Rec. sieht der Fortsetzung mit Vergnügen entgegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Lüderitz: *Zur Geschichte der Araber vor Muhamed* (Muhammed). Von *R. v. L.* (Rühle von Lilienstern, General-Lieutenant u. Chef des grofsen Generalstabes bei Sr. Maj. dem Könige v. Preufsen). Mit 8 synchronistischen Tabellen und graphischen Darstellungen. 1836. 331 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Wenn es überhaupt eine erfreuliche Erscheinung ist, Gebiete der Wissenschaft, die nicht nur an und für sich grofse Schwierigkeiten darbieten, sondern überdiefs einen undankbaren Stoff zu berühren scheinen, durch Männer vom Fach in Monographien bearbeitet zu sehen, so mufs es doppelt erfreuen, wenn Dilettanten mit Aufopferungen jeder Art und mit dem regsten Eifer sich in Bereichen der Forschung ergehen, in die ihnen mit Umsicht zu folgen im Ganzen nur Wenige Lust und Beruf in sich fühlen. Die Frucht einer solchen unverdrossenen Forschung ist das oben bezeichnete Werk, und dessen verehrter Vf., in seiner hohen Stellung zugleich einer der thätigsten Beförderer wissenschaftlicher, insbesondre geschichtlicher Studien und Forschungen, gehört zu denjenigen Gelehrten, die eine Lieblingswissenschaft nicht blos zur Unterhaltung sich wählen, sondern dieselbe auch nach ihrer Kraft erweitern und fruchtbar machen und sich selbst Rechenschaft von den Ergebnissen ablegen wollen, deren sie sich bei diesem Studium bewufst worden sind. Der Gegenstand des Werkes aber ist von der Art, dafs selbst der, welcher die Beschaffenheit der Quellen kennt, die hier dem Nicht-Orientalisten offen stehen, auf das Lebhafteste von der ersten ganz natürlichen Frage angezogen werden mufs, wie der Vf. im Stande gewesen seyn mag, bei so mangelhaften und ganz verschiedenartigen Unterlagen dennoch einen Zusammenhang in die Darstellung zu bringen, der die Einheit des behandelten Stoffes in ein helleres Licht stellt. Alles wird also bei der Beurtheilung des Werkes auf den Gesichtspunkt ankommen, von welchem der Vf. ausging, ob er als Geschichtsforscher auftreten wollte oder als Geschichtsschreiber, ob er daher seine Quellen und deren Zeugnisse wie in einer Mosaik Stück für Stück an einander reihen, oder ob er auf jene fufsend in der deutlichen Vorstellung dessen, was der Verlauf der Begebenheiten, wenn dieser auch nicht schwarz auf weifs bezeichnet vorlag, fordert, eine Schilderung der Zustände in ihrem Zusammenhange und ihrer Aufeinanderfolge, also eine pragmatische Entwickelung der geschichtlichen Erscheinungen und Handlungen begründen wollte und konnte. Doch schrieb er nur *zur Geschichte*, nicht *eine Geschichte* der Araber vor *Muhammed*.

Der gelehrte Vf. hat nach vorausgeschickter Inhaltsanzeige sofort in mit dem Werke selbst fortlaufenden Seitenzahlen die Einleitung begonnen, und folglich diese als einen wesentlichen Theil seines Buches angesehen wissen wollen. Wir müssen sie daher in unserer Beurtheilung mit eben derselben Aufmerksamkeit betrachten, als die einzelnen Kapitel des Werkes selbst. Darauf folgt in vier Perioden (S. 41 — 196) der Haupttheil der Arbeit, auf dessen Resultat es hier eigentlich abgesehen ist, und alsdann in Form von Excursen oder erläuternden Abhandlungen die weitere Ausführung einzelner wichtiger Begebenheiten und Erscheinungen in der vorislamischen Geschichte, nämlich über den Dammbruch (*Seil-el-arim*) und die Zerstreuung der Azditen, über die in Jemen herrschenden *Tobba*, *Caïl* und *Dhu*, und über Epochen, *Aera* und *Series* der *Sassaniden*. An diese schliefsen sich (S. 271 bis 305) Auszüge an, von denen die sieben ersten Collectaneen zur Geschichte der *Negusee* (nicht: „*Negusche*") von Aethiopien hauptsächlich aus Reiseberichten und Schriften neuerer Forscher enthalten; ferner wiederum kleine Abhandlungen (S. 306 bis 29) über die Religion Abraham's und die Einführung des Judenthums in Arabien, zur Sage von der Zobba, von den Kriegszügen der *Himjariten*, und zuletzt eine Bemerkung über die himjaritische Schrift. Angehängt sind die auf dem Titel angeführten 8 synchronistischen Tafeln, die das Ergebnifs der Forschung in tabellarischer Uebersicht enthalten.

Wir kehren zur *Einleitung* zurück, in der zunächst der Vf. das Unternehmen als kein überflüssiges vertheidigt und sich über die Art und Weise rechtfertigt, in welcher er seine Aufgabe erfafst und sie zu lösen bemüht gewesen sey. Von dieser doppelten Seite her nämlich fürchtete er vorzüglich Einwurf und Tadel. Eine Erledigung der ersten möglichen Ausstellung findet er nun darin, dafs die Geschichte der Araber vor *Mohammed* in den Lehrbüchern der Weltgeschichte entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder höchstens als Einleitungssatz der Geschichte des Islamismus mit wenigen Worten erwähnt werde. Der Vf. weist auch die Gründe nach, war-

warum dieſs so sey, und findet diese vornehmlich in dem mythischen zusammenhangenden Charakter der Ueberlieferungen dieser dritthalbtausendjährigen Periode, worin ja aber eben so wenig wie in der mythischen Vorgeschichte anderer Völker ein Grund liege, dieselbe von aller Forschung auszuschliefsen. Ebenso sucht er seine Leser über die Frage zu verständigen, ob der Stoff aus den berührten Ursachen ein dankbarer seyn und durch allgemein wichtige Resultate eine Beschäftigung mit ihm entschuldigt werden könne, und hier beeilt sich der Vf. nicht blos vom wissenschaftlichen Standpunkt aus diese Arbeit zu rechtfertigen, sondern spricht sich auch in seinem Eifer für die Sache dahin aus, dafs dieselbe geistigen Genufs gewähre, und Beschäftigung damit, zur eigenen Erheiterung und Geistesbewegung, ein Gewinn für die Menschheit sey. Nur unter solcher Begeisterung für seine Studien wird das dürre Gebiet zu einem fruchtbaren, und wir preisen den Vf. glücklich, dafs er zu der nicht übergrofsen Zahl derer gehört, denen Unverdrossenheit bei noch so trockener und wenig versprechender Arbeit die beste Würze ist. Gerade in der undurchdringlich scheinenden Einhüllung der Vorzeit findet er die anziehende Kraft zu ihrer Enthüllung. Obwohl hier sehr häufig nur die Phantasie befriedigt werde, so habe doch auch der Pragmatismus einigen Gewinn theils in den einzelnen historischen Notizen, die selbst für die Geschichte der Nebenvölker von Nutzen seyn können, theils in dem Verlangen, auch die ungeschichtliche Zeit der Völker kennen zu lernen, theils endlich in der Nothwendigkeit, um des Zusammenhanges willen selbst einen Schritt in die zunächst von der pragmatischen Geschichtserzählung fallenden Zeiträume zu thun, und endlich in der Geschichte der Entwickelung der Culturzustände der einzelnen Völker und der Menschheit überhaupt. Wir fügen hinzu, dafs, wenn wir nun einmal keine andern zuverlässigern Nachrichten haben, wir die um so fester halten und um so strenger sichten müssen, welche uns ausschliefslich überkommen sind. Der Vf. hat also vollkommen in seinen Ansichten Recht, und diese werden ihm auch kaum die Geschichtschreiber verkürzen mögen. Von diesen allgemeinen Betrachtungen geht er über zu der Anwendung derselben auf die Geschichte Arabiens insbesondere, worauf es hier ja eben ankommt. Er nennt bei dieser Gelegenheit einige der ältesten historischen Schriftsteller und Genealogen der Mohammedaner, und stellt nach *Gesenius* u. A. den *Heschám* (st. 826) als den ältesten Genealogen oben an, und geht dann zu *Abu Obeida* (st. 825) und *Ibn Coteiba* (st. 898, eine höchst unsichere Angabe, die einer weitern Ausführung bedarf. S. zunächst *Hamak. Spec. Catul.* p. 2) über. Alle diese Männer starben um 200 nach Mohammed und etwas später, und so seyen, glaubt man, die beiden ersten Jahrhunderte durchaus ohne Genealogen, Biographen und Historiker geblieben. Aber handschriftliche Nachrichten belehren uns darüber eines Anderen. Es gab deren bereits eine Menge, die ihre historischen Kenntnisse in eigenen Schriften niederlegten, und selbst noch, wenn auch nur eine kurze Zeit, Zeitgenossen des Propheten waren. Diese Behauptung zu rechtfertigen, erlaubt sich Rec. hier nur im Allgemeinen auf Einige derselben aufmerksam zu machen, indem er die weitern Entwickelungen sich für eine andere Zeit vorbehält. Bekannt ist nämlich aus dem Berichte des *Ibn Abi Jacub El-Nedim* 1) der Dscherhemide *Obeid* (*Ben Serija* (عبيد بن سرية), der noch bei Lebzeiten des Propheten geboren wurde, aus dessen Munde aber nichts vernommen hatte. Dieser kam, vom Chalifen *Moawija* (kommt 41 der Hedschra zur Regierung) aus seiner Vaterstadt *Sanaa* in Jemen, an den Hof, und hier fragte ihn der Fürst über die frühere Geschichte, die Könige der Araber und Perser, über die Ursachen der Sprachenverwirrung und die Zerstreuung der Menschen in die verschiedenen Länder. *Obeid* gab die erwünschten Antworten, worauf der Chalife ihm seine geschichtlichen Kenntnisse zu ordnen und schriftlich abzufassen befahl. *Obeid* gehorchte und schrieb das Buch der Könige und die Geschichten der vergangenen Menschen und Zeiten (كتاب الملوك واخبار الماضين). Ausserdem gab er eine Schrift über Sprüchwörter (كتاب الامثال) heraus, und lebte bis in die Zeit des *Abd-el melik*, des Sohnes *Meruan's*, der 65 der Hedschra zur Regierung kam, herab. Er hatte aber ebenfalls schon seine Quellen, und berichtete nach *Keisan Nemiri* (كيسن النمرى), dem Dscherhemiden *Lezin* (اللسين), dem Dscherhemiden *Obdûd* (عبدون), dessen Name *Zeid Ben-elkeisan*. — 2) *Aláha* (علاقة), ein Sohn des *Kerim* und *Kilábid* von den *Beni Amir Ben Kilâb*, der zur Zeit des Chalifen *Jezid*, des Sohnes *Moawija's* lebte und eine verzügliche Kenntnifs den merkwürdigen Kampftage der Araber (ايام العرب) und ihrer Ueberlieferungen besafs. *Ibn Abi Jacub El-Nedim* sah selbst Schriften aus jener Periode, wie eine über Sprüchwörter ungefähr 30 Bl. stark. — 3) der Genealoge *Sohár* (صحار) *El-Abdi*, der Sohn des *Abbás*, ebenfalls ein Zeitgenosse des Chalifen *Moawija*, der eine Sprüchwörtersammlung voll historischer Data schrieb. — 4) *Scherki Ben-elcatámi* (شرقى بن القطامى) mit dem Beinamen *Abu'lmothanna Kelbi*, dessen eigentlicher Name *Welid Ben-elhosein* (وليد بن الحصين) ist. — 5) *Awána Ben-elhakem Kelbi* vollständig عوانة بن الحكم بن عياض بن وزير بن عبد الحرث الكلبى (?) mit dem Beinamen *Abu'lhakem*, ein Gelehrter aus *Kufa*, aus dessen schriftlichen Berichten *Hischám Ibn-elkelbi* viel entnahm, *Awána* starb 147 (764 Chr.), und hinterliefs seine Chronik (كتاب التاريخ), und eine

eine Biographie Mohammed's und die Quellen (كتاب السير ومبتدأ ...) des *Abu Ishac Ibrahim Ben Mohammed Ben Elharets*, der in *Mastia* (d. i. *Mopsuestia* in Cilicien) im J. 188 (804 Chr.) starb. Von ihm kennt man ein Buch der Biographien, enthaltend Nachrichten und Begebenheiten (كتاب السير في الاخبار والاحداث). Er erwähnt dasselbe der im J. 213 (830 Chr.) in Bagdad verstorbene *Abu Amru Moawija Ben Amru Rumi*. 7) *Abu Abdallah Mohammed Ben Ishac Ben Jesar* (...), der in Medina sich aufhielt und als Freidenker den Juden und Christen nicht abhold war, die er selbst in seinen Werken das Volk der ersten Wissenschaft nennt (اهل العلم الاول). Er starb im J. 150 (767 Chr.), und hinterließ folgende Schriften: Ein Buch über die Chalifen (كتاب الخلفاء), dessen *Omawi* gedenkt, ein Werk „der Lebensläufe", der Anfang (المبتدأ) und die kriegerischen Expeditionen (المغازي). Dasselbe erwähnt *Ibrahim Ben Sa'd* und *Mohammed Ben Abdallah Nefsti*, der 234 (848 oder 849 Chr.) in *Harran* starb und den Beinamen *Abu Abd-el-rahman* führt. Mit Uebergehung anderer nennen wir nur noch 8) den *Azdiden Abu Michnaf Lût ben Jahja Ben Said, ben Michnaf*, der viele Mittheilungen über den Propheten hat und nach dem Urtheile der einheimischen Gelehrten für den erfahrensten und bewandertsten Schriftsteller in der Geschichte *Irak's* und der Eroberung dieses Landes gilt, so wie *Medâïni* in der Geschichte Churasan's, Indiens und Persiens, und *Wakidi* in der Geschichte von *Hedschâz* und der Biographie. Zu bedauern haben wir, daß sich des *Abu Michnaf* (ابو مخنف) Tod bis jetzt nicht hat genauer ermitteln lassen. Von seinen zahlreichen Schriften nennt der Unterzeichnete nur folgende bisher ganz unbekannte: Das Buch über die Eroberungen oder Siege in Syrien (كتاب فتوح الشام), die Eroberungen oder Siege in Irak, und das Buch über die Schlacht bei *Siffin*, die Geschichte der Einwohner von *Nahrawân* und der Schismatiker (كتاب اهل النهروان والخوارج), das Buch der feindlichen Einfälle (كتاب الغارات), über die Ermordung *Ali's* (كتاب مقتل علي), des *Hadschr Ben Adi*, des *Othmân*, des *Hosein*, und eine nennenswerthe Anzahl anderer gleichen Inhalts, aber in Bezug auf andere Personen, z. B. auf Statthalter. In einem ähnlichen Kreise schriftstellerischer Thätigkeit trat auch *Abu'lfadhl Nasr Ben Mozâhim* auf. *Mamer Ben Raschid* aus Kufa schrieb ein Buch kriegerischer Expeditionen (كتاب المغازي). *Abu'lhactam* führt sogar den Titel „der Genealogie (النسابة)", mit dem Ehrennamen *Boheim* (مبهم) und dem gewöhnlichen Namen *Amir Ben Hafs*. Er starb 190 oder 170 der Hedschra und auch von ihm ist eine hinlängliche Anzahl Schriften bekannt, wie eine Geschichte der *Tamimiden* (كتاب اخبار التميم), dann Genealogien von einer Menge Stämmen. Eben so sind die Schriften *Hischâm's*, *Wakidi's* und anderer Historiker in ihrer Gesammtheit noch lange nicht bekannt genug. Jedoch wird schon durch die erwähnten der allgemeine Glaube zu Gunsten der drei eben genannten Väter der Geschichte sattsam entkräftet. Eine andere Frage bleibt die, ob die gesammte handschriftlich vorhandene historische Literatur nichts weiter von gewichtigen historischen Thatsachen enthalte, als das, was bis jetzt eingesehen worden ist. Haben dieses auch *Klaproth* und *Reiske* behauptet, so möchte doch das einzige *Kitâb el-aghâni* d. i. das Buch der Gesänge — und *Ibn Kethîr* schon für das Gegentheil sprechen, und *Ibn eldschauzi* und Andere sind ebenfalls noch keineswegs über die Vorgeschichte des Islam ausgebeutet. Uebrigens spricht sich auch der Vf. (S. 11) darüber aus. Allein die Bemerkung bleibt allerdings übrig, daß das peträische Arabien obwohl dem nördlichen Zugange der Halbinsel am nächsten, dennoch fast gänzlich aus der Reihe der Betrachtungen ausgeschieden ist, in die sich die Schriftsteller der vormohammedanischen Zeit einlassen. Für diesen Theil des Landes müssen wir uns in auswärtigen Quellen umsehen, und was sich nach diesen über das Land der Nabatäer historisch und auf seinen Culturzustand bezüglich sagen läßt, hat in den neuesten Zeiten ein gründlicher Gelehrter zusammengestellt, auf den wir später zurückkommen werden. Wohl aber hat die westliche und südliche Küste, Hedschâz und Jemen, seine Vorgeschichte, und dafür findet sich in den für den spätern Islam eigentlichen historischen Punkten jener Reiche der sehr natürliche Grund. — Was der Vf. über die beiden Hauptdialecte der alten arabischen Sprache sagt, ist das Bekannte, und wir hätten gewünscht, daß über das *Mosnad* (nicht *gestutzte* sondern *gestützte* Schrift) die vom Prof. *Ewald* in seiner arabischen Grammatik (*Proleg.* p. 8 in der Note) ausgesprochene Ansicht weiter verfolgt oder widerlegt worden wäre. Uebrigens ist hier das von *de Sacy* in seinem bekannten *Mémoire* (*Tom. I.* der *Mém. de l'Academie*) Gesagte zu vergleichen, und die Notiz darüber in der Handschrift des *Ibn Abi Jacûb El-Nedîm* zu Paris veranlaßt zu ähnlichen Betrachtungen, wie sie von *Frähn* über die ihm vom Rec. mitgetheilte Stelle über die Schrift der Russen aus demselben Werke im Band III der *Mémoires de l'Academie impériale des sciences* zu Petersburg, *VI Série, Scienc. historiques* angestellt worden sind.

Von

Von §. 11 an bekämpft der Vf. als einen hochgehaltenen Gemeinplatz die Behauptung, dafs uns aus der Zeit vor *Mohammed* gar nichts überliefert worden sey, und erwähnt alsdann die Gelehrten, die sich mit jenen Sagen und ihrer Prüfung beschäftigten, verschweigt auch das ungünstige Urtheil von *de Sacy* und *Reiske* darüber nicht, hauptsächlich insofern Ersterer den Mangel aller chronologischen Angaben hervorhebt. Indem nun der Vf. auch hierauf das Nöthige erwiedert, fügt er die für die Beurtheilung und den Standpunkt, so wie den Hauptzweck seines Werkes wichtigen Worte hinzu: „Die Einordnung der arabischen Sagen in das synchronistische Schema der Universalhistorie ist übrigens der Punkt, in welchem ich mit meinen gelehrten Vorgängern am wenigsten habe einverstanden seyn können, und das was sich darin als Resultat meiner Untersuchungen und Konstructionsversuche ergeben hat, evident oder plausibel zu machen, ist eigentlich Hauptzweck und Inhalt der gegenwärtigen Schrift", und spricht sich später (S. 17) weitläuftiger in dieser Beziehung dahin aus: „Es läge in seiner Absicht, die gegenwärtige Gelegenheit dazu zu benutzen, in einem ausführlich und detaillirt entwickelten Beispiele darzuthun, einmal: dafs es nicht schlechthin unmöglich oder nutzlos sey, auch die alte und in gewisser Beziehung sogar die mythische Vorgeschichte einer synchronistischen Konstruction zu unterwerfen; zum andern aber, dafs je welche (intuitiven sowohl als discursiven) Darstellungen dieser Geschichte, durch das überraschende Zusammentreffen und die innere Verträglichkeit der einzelnen Aufstellungen und Behauptungen, wohl ein günstiges Vorurtheil für die Kombinationsgabe des Konstruenten und für die praktische Ergiebigkeit der dabei beliebten Voraussetzungen und Verknüpfungsweise erzeugen, auch in Ermangelung einer noch vollständiger befriedigenden Auskunft, für für den einstweiligen Gebrauch zur Empfehlung dienen können, aber niemals ausreichende Bürgschaft für die unzweifelhafte Kongruenz der Darstellung mit dem faktischen Hergange und Kausalzusammenhange der Begebenheiten zu leisten vermögen." — Vorher hat er auch noch über die Beschaffenheit der Ueberlieferungen und ihre Beurtheilung das Nöthige beigebracht.

Ferner bekämpft der Vf., allerdings für den vorliegenden Zweck zu allgemein und etwas zu weitläuftig, vorzüglich zur Rechtfertigung seines Verfahrens, das Vorurtheil, dafs die synchronistische Behandlung sich nicht für die alte und mittelalterliche Geschichte eigne, sondern nur die ethnographische. Daran knüpft er seine regulativen abstrahirten Principien, die er bei der vorliegenden Aufgabe möglichst festzuhalten bemüht gewesen sey. Von diesen nun hängt allerdings zum grofsen Theil der Erfolg seiner Arbeit ab, nur scheinen sie zu viel Subjectivität zu athmen, die sich nur zu leicht in den Stoff hineinträgt, obwohl es zu billigen ist, wenn sich der Vf. eigenmächtiger Eingriffe nur als des letzten verzweifelten Nothmittels bedient. Wir übergehen das Weitere, da die Ausführung der Aufgabe eine deutliche Ansicht von den Grundsätzen geben wird, die ihre Bearbeitung leiteten, und bemerken hier nur, dafs er seine Untersuchungen hauptsächlich auf die Chronologie gerichtet hat. Wenn jedoch der Vf. es für nöthig achtete, die Citate in streitigen Fällen (und die besprochenen sind fast alle streitig) in der Originalfassung wiederzugeben, und dadurch seinen Lesern mühsames Nachschlagen zu ersparen, so müssen wir allerdings hiergegen einwenden, dafs dieses überall festgehaltene Verfahren das Buch bedeutend vergröfsert und dadurch vertheuert hat, und dafs der Zweck des Nichtnachschlagens bey dem, der sich mit näherer Prüfung befassen will, auch durch die weitläuftigen oft zwei und mehr Seiten einnehmenden Citate durchaus nicht erreicht worden ist. Denn es kann ihm nicht zugemuthet werden, dafs er sich nun geradezu durch das zufrieden stellen lassen soll, was der Vf. zu geben für gut befunden hat. Jedenfalls würde das Buch nach Wegnahme der überfüllten die fortlaufende Untersuchung unterbrechenden Stellen auf die Hälfte zusammenschmelzen, und der denkende Vf. hat sicherlich nicht gewollt, dafs sein Werk die Form eines nicht einmal vollständigen Repertorium annehmen solle. Auch dient dieser beigebrachte Apparat keineswegs zu einer zuverlässigen Begründung der vom Vf. verfolgten Ergebnisse, indem er sie ohne Prüfung annimmt, und mit der vorhandenen Uebersetzung der Originale zufrieden ist, ohne je zu fragen, ob jene diese wirklich getreu abspiegeln, und der Leser nicht etwa selbst die richtige Uebersetzung falsch verstehen kann, wie ein Beispiel weiter unten diese Möglichkeit herausstellen wird. Da ferner der Vf. sich rein auf Gedrucktes beschränkt, so war die strenge Erfüllung, überall die für nöthig erachteten Belege abzuschreiben, nicht auch zugleich eine Vermehrung des Materiales.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Lüderitz: *Zur Geschichte der Araber vor Muhamed* (Muhammed). Von *R. v. L.* (Rühle von Lilienstern) u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 120.)

Der Vf. nennt zwar die Anführung blofser Uebersetzungen (obwohl von bewährten Sprachkennern) eine Unvollkommenheit, die von dem Thema unzertrennlich gewesen wäre; allein man sieht hier den Zusammenhang des Grundes nicht recht ein, eben so wenig, wie sich die Ungehörigkeit der verschiedenen Rechtschreibung der orientalischen Namen als unabweislich aus den vom Vf. angeführten Gründen darstellt. Dadurch sind gerade recht widersprechende Dinge zum Vorschein gekommen, auch da, wo eine analoge Orthographie vom Vf. sehr leicht angenommen werden konnte. Wir erwähnen hier nur, wie er auf dem Titel *Muhamed* schreibt, und im Werke selbst bald *Muhomed*, bald *Makomet*, und nur selten *Muhammed* oder *Mohammed*, was das allein Richtige ist, ferner bald *Achmed*, bald *Ahmed*, *Masudi* und *Masoudi*, *Kothaiba* und *Kotaiba*, *Dschadis* und *Djadis* (S. 78), und noch fehlerhafter den Namen *Schedâd*, den selbst weder Franzosen noch Engländer in *Sjedâd* (S. 107), wie es doch dasteht, übertragen dürfen, *Yaafar* statt *Dschafar* oder englisch *Jafar* und franz. *Djafar* (S. 107), *Negran*, wo das *Dschim* ganz falsch durch *g* am Ende der Sylbe ausgedrückt ist, statt *Nedschran* (S. 184), während daneben sich das französisch richtige *Nedjran* vorfindet. S. 193 liest man *Hasjem*, eben so unnatürlich, wie das obenerwähnte *Sjedad*, und S. 230 *Habsjan* anstatt *Habschan*, ebenso *Tobba*, *Tobbaa*, *Tobbai* (S. 217), *Resoul* (S. 169) franz. statt des deutschen *Resul*. S. 42 ist *Dschim* wiederum durch *Gi* in *Giazirah* statt *Dschezira*, und S. 23 hinwieder durch *gj* in *Algjannab*, und *Schin* durch *sc* in *Sciahinsciah* gegeben. Ueber Verwechslungen anderer Art am Ende; hier wünschten wir nur, dafs der Vf. in diesen Angaben einen Beweis für die Behauptung finden möge, dafs die Vermeidung jener Ungehörigkeit wichtiger war, als der Vf. glaubte. Nichts ist übrigens bei Wiedergebung der einzelnen Buchstaben leichter, als die Schreibung der Consonanten wenigstens consequent durchzuführen.

Von S. 23 an läfst der Vf. bis S. 40 einige Notizen über diejenigen Werke folgen, welche als Hauptquellen bei Bearbeitung des seinigen gedient haben. Auch dieser Abschnitt beweist den mühsamen Fleifs des Herausgebers in Verfolgung der Nachrichten über die Verfasser, den Inhalt und die Veranlassung ihrer Schriften. Dennoch gibt er sie nicht alle, und läfst unter andern des *Abulfeda historia anteislamica* vom Prof. *Fleischer* weg, obwohl er gleich zu Anfange der ersten Periode bemerkt, dafs Alles, was wir von der ältesten Geschichte Arabiens wissen, aus zwei Quellen im Wesentlichen herfliefst, wovon die eine der *Abulfeda* sey. Jene erste oder älteste Periode aber, mit der der Vf. seine Untersuchungen nothwendig beginnt, reicht von *Noah* bis zur Wanderung *Jacob's* nach Aegypten, und hiezu gehört auch die synchronistische Genealogie auf der zweiten Tafel.

Wenn sich der Vf. gleich von vorn herein deshalb, weil die Gelehrten sich über die eigentliche Bedeutung des Namens Arabien nicht vereinigen können, ins Etymologisiren verliert über die räthselhafte Sylbe — '*R*' — und die zweite Sylbe — *b* —, so hoffen wir, dafs er es selbst nicht ernstlich mit dem Gesagten gemeint hat. Es fehlt ja keineswegs an einem Stamme in der Sprache, von dem sich das Wort ableiten läfst, und eher gibt es hier der möglich passenden Deutungen zu viel, als zu wenig, wie die Citate des Vfs. selbst beweisen. Eine zweite vielfach besprochene Frage, ob der hebräische, oder der arabische oder der syrische Dialect die gemeinsame Mutter des semitischen Sprachstammes sey, wird nach Abhörung weitläuftig angezogener Zeugen dahin entschieden, dafs dem Hebräischen wenigstens schon um der Geschichte des Volkes willen dieser Vorzug nicht zugesprochen werden könne. Er verfolgt dann alle historische Nachrichten über diese Frage, zu denen hauptsächlich die Völkergenealogie (1 Mos. Kap. 10) gehört, mit genauer Prüfung, und führt diejenigen Gelehrten und ihre Meinungen an, die sich über das Verhältnifs der genannten Sprachen (aber nur immer historisch) ausgesprochen haben, wogegen nur einzuwenden bleibt, dafs auf diesem Wege allein zu keinem nur etwas sicheren Resultate zu gelangen seyn werde. Die Namen sind in ihrer symbolischen Bedeutung eben so wie die alten Schriftsteller selbst aus dem natürlichen Grunde, weil sie es nicht besser wufsten, zu ungenau, als dafs man die aufgeworfene Frage aus ihnen allein, also nach äufsern Gründen, zu beurtheilen im Stande wäre. Wir müssen hier unstreitig auf die Sprachen selbst zurückgehen, ihren Bau, ihre Constructionen, ihr innres Verhältnifs zu einander untersuchen und prüfen, um die Antwort ihrem gewünschten Ziele entgegen zu führen. Das primitive Aram aber

aber sucht der Vf., weil eben die Ansichten über dasselbe so sehr getheilt sind, mit einem secundären und tertiären zusammen zu stellen, und dadurch eine Vereinigung der verschiedenen Meinungen herbeizuführen. Wir übergehen hier jene Betrachtungen über die Geschlechtsfolge der *Noahiden* und die Nachrichten, in denen die arabische Tradition von der hebräischen abweicht. Diese gestalten sich fast in jedem Kopfe anders und führen somit zu andern Ergebnissen, weil hier der Combination zu viel Raum gelassen ist, und diese wiederum von individuellen Grundlagen ausgeht. Auch giebt der Vf. zu, dafs die orientalischen Schriftsteller über die Mythengeschichte Persiens wenig einig seyen: allein dasselbe ist auch in Bezug auf andere Völker der Fall, wodurch nicht ausgeschlossen bleibt, dafs sie deshalb keiner Betrachtung werth seyen. Sie bleiben vielmehr als einzige Quelle wichtig und hauptsächlich da interessant, wo sie z. B. von den grofsen und mächtigen Zeitgenossen der biblischen Erzväter in andern Reicheu und Gegenden sprechen. Uebrigens hält sich der Vf. hier fast nur im Kreise der Relation und fleifsigen Zusammenstellung des Vorhandenen, ohne selbst sich in nähere Prüfung oder Anwendung desselben zu einem bestimmten Zwecke einzulassen, doch aber auch nicht so wenig selbstthätig, dafs er nicht manche scharfsinnige Hinweisung auf das Vorhandenseyn früherer Erscheinungen in der Mythologie und Geschichte anderer Völker einstreute. Darin aber zeigt sich gerade etwas mehr als Mythisches, indem ähnliche Ereignisse in der Geschichte verschiedener Völker immer auf eine Wirklichkeit vielleicht unter verschiedenen Voraussetzungen zurückschliefsen lassen; ja man sieht deutlich, wie der geistige Verkehr schon in dieser grauen Vorzeit die verschiedensten Völker in gemeinsamer Tradition vereinigt hat, vgl. z. B. das, was über die Weiberherrschaft (S. 63) bemerkt wird. Doch hat der Vf. die vorhandenen Erzählungen über mehre einzelner Männer, wie *Elieser*, *Melchisedek* hier aufgenommen, ohne dafs sich nachweisen zu lassen scheint, in wiefern sie von Bedeutung für die Vorgeschichte der Araber sind. Wenigstens ist vom Vf. nichts geschehen, um diese Beziehung deutlich herauszustellen. Wenn er aber sagt, dafs der Name *Nimrod*, *Feridun* und *Zohak* der arabisch-talmudistischen Sagen als mythisch wiederkehrende Bezeichnungen im assyrischen oder vorderasiatischen Weltreiche zu betrachten sind, so geben wir ihm vollkommen Recht, so wie ja selbst das Verhältnifs des alt-assyrischen Reiches zum neu-assyrischen keineswegs aufgeklärt ist, und man, um die Chronologie zu rechtfertigen, oder Zusammenhang in die Begebenheiten zu bringen, ebenfalls behauptet, dafs es zwei Regenten mit Namen *Ninus* und *Semiramis* in einem Zwischenraume von 1000 Jahren gegeben haben müsse. Auch das ist kein kleiner Raum, den man in der Geschichte eines Weltreiches auszufüllen hat; wie also sollten sich nicht Lücken in der Geschichte von unbedeutendern Völkern damaliger Zeit finden? Hier fehlt es selbst den ältern griechischen Schriftstellern an aller nähern Kenntnifs, wie wollte man also bei einer weit später entstandenen Literatur Licht suchen? Der Vf. zieht daher auch vor, hier seine Selbstständigkeit aufzugeben und sich an die Zahlen zu halten, welche *Petav* für diesen Zeitraum aufgestellt hat, und zerlegt die Zeit von der Fluth bis und mit vor *Abraham* in drei Perioden, in denen die Bildung einzelner Reiche im Sagenkreise der Hamiden und Semiden vor sich geht: denn die Nachkommen *Japhet's* werden hier fast gar nicht erwähnt. Der Vf. ist in dieser Uebersicht klar, und behauptet nicht zu viel, nur ist die Geschichte der Hyksos in jener Zeit und was man sich unter ihnen zu denken, nicht weiter gebracht. Für die einzelnen Theile Arabiens und ihre Bevölkerung stellt sich so viel heraus: Die Nachkommen *Ebers* und einige Zweige von *Lud* und *Aram* wandern zum gröfsern Theile in die arabische Halbinsel ein, durch die *Joctaniden* wird der Sterndienst nach Arabien verpflanzt, *Abrahamiden* und *Terachiden* setzen sich im Norden der Halbinsel (was heifst diefs im Verhältnifs zu den Nabatäern?) bis an die Grenzen von *Nedsched* und *Hedscház* fest, und in Südarabien (Jemen und Hadhramut) behauptet sich der eine Hauptzweig der *Joctaniden* durch *Himjar Ben Saba Ben Cahtan* in dem Besitze einer Obergewalt, während der andere (?) Zweig der *Dschorhemiden* sich mit den *Ismaeliden* zu einem neuen Mischlingsvolke amalgamirt. So wäre, Alles zugegeben, die erste Bevölkerung Arabiens bis auf den östlichen Theil und die östliche Küste als erwiesen zu betrachten. Es drängen sich jedoch hier einige vielleicht nicht ganz unbedeutende Fragen auf. 1) Warum hier noch nichts über die Nabatäer gesagt ist, da doch ihr Geschlecht von dem ältesten Sohne Ismaels, dem *Nebajoth*, selbst in der H. Schrift abgeleitet wird und der Anfang ihrer Geschichte mithin in die dritte Periode dieses Zeitraums bis auf Jacob gehören würde? Sie hatten einen bedeutenden Theil von Nordarabien inne, ihr Land war nach *Hieronymus*: *omnis regio ab Euphrate usque ad mare rubrum*, und nach *Plinius* (12, 17) *Nabataei* (vgl. auch den Vf. S. 94. 96.) *sunt ex Arabia contermini Syriae*, womit die vom Verf. S. 96 angegebene Stelle des *Diod. Sic.* zu vergleichen ist. Doch waren sie nicht vorzüglich Ackerbauer in jenen Zeiten, sondern Hirten (Jes. 60, 7. und die Commentatoren zu dieser Stelle). — 2) wird *Himjar*, ein Sohn des *Saba*, d. i. *Sebá* سبا (cf. S. 86) identificirt mit der Person *Abdelschems*, d. i. Diener, Anbeter der Sonne, also derjenige, der hauptsächlich den Sabäismus in Arabien beförderte, und dieser ein Sohn des *Cahtan* genannt. Das ist richtig, indem *Joctaniden* als hebr. Ableitung von *Joctan* (יקטן), welches dieselbe Person mit der von den Arabern *Cahtán* (قحطان) genannten ist, einerlei mit *Cahtaniden* ist. Mithin sollte die Bemerkung über die Einführung des Sterndienstes, die überhaupt nicht mit der Einführung des Götzendienstes zusammengestellt

stellt wird, später erwähnt werden, als hier geschehen. Und dann, wenn *Himjar* auch ein unmittelbarer Nachfolger, oder der Sohn des *Saba* mit Recht genannt ist, so findet doch dasselbe Verhältnifs zwischen *Saba* und *Cahtán* nicht statt, da zwischen beiden der als Stammvater der Bewohner Jemen's bekannte *Jareb* (يعرب), der Sohn des *Cahtán* und *Jaschhab* (يشجب) der Sohn dieses und der Vater des *Saba* als Mittelglieder nicht zu übergehen sind. Vgl. jedoch die zweite Tafel, wo Alles vollständiger. — Endlich 3) heifst es: „der andere Zweig der *Dschorhamiden* amalgamirt sich mit den *Ismaeliden* zu einem neuen Völkergemisch." Wer ist der *andere* Zweig? Aus den Quellen geht nur so viel hervor, dafs *Dschorhem* (جرهم) der Sohn oder nächste uns bekannte Abkömmling des *Cahtán* ist. Daher würde es richtiger heifsen: Ein anderer Zweig der *Joctaniden* oder *Cahtaniden* durch *Dschorhem* vermischte sich mit den *Ismaeliden*, was in den Quellen so dargestellt wird, dafs eine Tochter *Modâd's II* im achten Gliede der Nachkommenschaft von *Dschorhem* sich mit *Ismael* verehelicht. Vergl. darüber das S. 83. Gesagte.

Von nun an (S. 70) wendet sich der Vf. wiederum mit seiner gewohnten mühsamen Gründlichkeit der eigentlichen Aufgabe, der Vorgeschichte *Arabiens*, zu, spricht ohne weitere bedeutende Bemerkungen von den untergegangenen, echten oder eingebornen, und den eingepfropften oder eingewanderten Arabern, freilich auch hier wörtlich mit Anführung sämmtlicher vom Anfange bis zum Schlufs der ersten Periode einschlagenden Stellen; ferner von dem Propheten *Hud* und *Salih*, den *Adiden*, *Thamudiden* u. s. w. Dagegen ist die Bemerkung über die Berbern eine Abschweifung, und wenn, wie bei den Nachkommen *Cahtan's*, nicht alle arabische Namen mit den hebräischen übereinstimmen, so ist das eine öfter wiederkehrende Erscheinung. Wenigstens läfst sich *Jarab* (يعرب) nicht mit *Jerach*, und noch weniger *Dschorham* und *Adoram* als dieselben Personen zusammenstellen (S. 88) oder *Modâd* mit *Dschorhem* für identisch halten. Dagegen freut man sich an dem rastlosen Bemühen des Vfs. in Nachweisung des möglichst Zulässigen, indem er keine Gelegenheit, keine nur einigermafsen merkwürdige Namen oder Thatsachen übergeht, die er nicht erörterte oder mit Rücksicht erwähnte. Oft tritt er hier jedoch nur referirend auf. Wenn er aber (S. 94) von den Nabatäern spricht, wie er spricht, d. h. weniger genügend, so ist zu bemerken, dafs er die werthvolle Abhandlung des gelehrten *Quatremère* über dieses Volk, seine Sprache und Literatur in *Nouv. Journ. Asiat. Tom. XV. Nr.* 85—87. vom J. 1835 nicht benutzt hat. In mehrfacher Beziehung würden sich ihm die fragmentarischen Notizen zu einem zusammenhängendern Gemälde, und hinwieder die Ansichten über einzelne Punkte anders gestaltet haben.

Die *zweite* Periode begreift die Zeit von *Abd-el-schems Saba* bis Christi Geburt, wobei man nur nicht absieht, wie letzteres Ereignifs solche Wichtigkeit für die arabische Geschichte erlangt habe, dafs es den Abschnitt einer Periode bildet. Sie betrifft hauptsächlich die Reihe der himjaridischen Könige im sogenannten glücklichen Arabien, und da sich hier weder an eine Ausgleichung der verschieden angegebenen Gesammtzahl ihrer Regierungszeit bei den einzelnen Schriftstellern, deren Divergenz bei Einzelnen nicht weniger als tausend Jahre beträgt, noch an eine Ausfüllung der fehlenden Glieder in dieser Reihe denken läfst, so konnte, um doch einige historische Erscheinungen in dieser langen Zeit chronologisch festzuhalten, nichts besseres vom Verf. geschehen, als vermittelst der von den Autoren nahmhaft gemachten Synchronismen sich einige allgemeine Hauptpunkte zu bilden, und mit den sonstigen einzelnen Zeitangaben nach ihrem Werthe zu verfahren. Hauptsächlich aber kommt es hier natürlich auf die historische Begründung der Gleichzeitigkeit und deren Nachweis an. Der Vf. hat sieben Hauptorientirungspunkte herausgestellt, und nimmt diese gleich von vorn herein als erwiesen an: 1) *Peleg* als Bruder von *Cahtan*, 2) *Kaidar*, Enkel *Abrahams*, als Zeitgenosse des *Himjar*, 3) *Balkis* als Gemahlin *Salomo's*, 4) *Schamar Ben Afrikus*, als Zeitgenosse *Guschtab's*, 5) *Alakran*, Zeitgenosse *Behman's*, 6) *Dhu Habschan*, als Zeitgenosse des *Darius* und *Alexander*, und 7) mehre spätere Könige als Zeitgenossen der *Sasaniden*. Auch hier, wie man gleich sieht, ist wenig historischer Grund und Boden, und Alles, was man versucht hat, um einen annähernden Beweis zu führen, lös't sich doch nur in Muthmafsungen auf, weshalb unversucht bleiben mag, die Zahl der letztern durch neue zu vermehren. Mehr gilt noch ein Rückschlufs von den Personen anderer Völker auf arabische Helden und grofse Männer, nicht umgekehrt, und dessen ungeachtet ist wieder in der Geschichte derselben so viel Fabelhaftes, dafs die Personen um der Fabel willen da zu seyn scheinen, die Fabeln aber nicht von den Personen abhängen. Es kommt hier nur darauf an, wie der Vf. das Ganze angesehen und seiner Construction etwas mehr Werth gegeben habe, als die seiner Vorgänger hat (S. 109). Er vertraut sich hier in der frühesten Zeit, wie *de Sacy*, ganz dem *Hamza* an, und dieses so wie manche andere Annahme zugegeben, ist der Chronologie wenigstens nichts zu sehr Unnatürliches oder Gezwungenes aufgebürdet. Nur können wir uns der Idee noch immer nicht entschlagen, dafs jener bekannte *Ariaeus* nicht der *Hareth Elraisch* seyn soll. Ueberall steht doch zu viel Vereinzeltes da, um nicht alte Fictionen anzunehmen, die die späteren Historiker, um doch etwas aus jener Zeit nachzuweisen, zu geschichtlichen Thatsachen erheben. Betrachte man nur das Verhältnifs zwischen der *Balkis* und dem *Salomo*. Von Letzterem nimmt man am zuverlässigsten an, dafs er von 1015 bis 975 regiert, obwohl die immer wiederkehrenden vierzig Jahre in der früheren hebräischen Geschichte ebenfalls den mythischen Charakter kaum verleugnen zu können scheinen. Soll jene

jene Königin von *Saba* seine Zeitgenossin gewesen seyn, so ist es nöthig, die jenseitigen Nachrichten damit zu vereinigen, und das ist wohl auch leicht zu bewerkstelligen, da ja eben die Berichterstatter selbst wenig oder gar nicht an eine Ermittelung der Zeit dachten, sondern was sie vorfanden, um jeden innern Zusammenhang unbesorgt aufnahmen, und sich nicht kümmerten, ob die Kritik hiermit irgend übereinstimmen könne. Es ist diese Nomenclatur zu dürr, um sich nicht selbst zu verdächtigen. Wie viel Widersprüche, Ungereimtheiten, Einzelheiten weist nicht der Vf. selbst nach, und er hat allerdings das Verdienst, wenn dieselben in einen Rahmen zu bringen sind, das Mögliche gethan zu haben (Vergl. allein S. 115 flg.). Mit Dank ist auch die Beifügung der Tabelle der Stellen (S. 123—28) anzuerkennen, welche sich in Bezug auf die Araber von *Nabuchodonosor* (570 v. Chr.) bis auf *Trajan* (117 n. Chr.) aus alten Schriftstellern, insofern sie ein Unternehmen auswärtiger Mächte gegen die Halbinsel berühren, vorfinden. Es ist dies aber ebenso wenig etwas Zusammenhängendes, wie alles Vorhergehende, und gibt nur ein negatives Zeugnifs für alle vorhandene frühere Nachrichten ab.

Um nun aber dem Hn. Vf. durch Anführung einiger neuen, oder durch Vervollständigung schon gegebener Nachrichten und Namenreihen die Gelegenheit zu verschaffen, seine angestellten Vergleichungen und gewonnenen Resultate noch weiter zu verfolgen, oder für die bemerkten Lücken eine gröfsere Ergänzung zu finden, wollen wir einige Bemerkungen aus noch ungedruckten Quellen hier einstreuen, ohne jedoch selbst eine weitere Anwendung davon zu machen.

Was also zunächst (S. 74) den Propheten *Hud* betrifft, so wird weiter nicht bemerkt, wann er gelebt, sondern von den a. a. O. angeführten Schriftstellern nur gesagt, *eum Noacho recentiorem et Abrahamo antiquiorem fuisse*. Dazu die Andeutung, dafs der Patriarch *Eber* von den Arabern *Hud* genannt werde, es aber nicht wahrscheinlich sey, dafs er mit dem Propheten der *Adiden* identificirt werden könne. Nach seiner Abstammung also ist *Hud*, der Sohn des *Schalih*, Sohn des *Arfachsad*, Sohn *Sem's*, Sohn *Noah's* (هود بن شالخ بن ارفخشذ بن سام بن نوح), Andere sagen, er sey derselbe mit *Eber* (عابر), dem Sohne *Schalih's* (يقال ان هودا هو عابر بن شالخ), während die höher steigende Genealogie dieselbe bleibt: noch Andere behaupten, und das ganz abweichend von dem Gesagten, er sey ein Sohn des *Abdallah*, Sohn des *Rebáh*, Sohn des *Dscharíd*, Sohn des *Ad* (also *Adid*) Sohn des *Aus*, Sohn des *Aram*, Sohn des *Sem*, S. des *Noah* (ويقال هود بن عبد الله بن رباح بن الجارود بن عاد بن عوص بن ارم بن سام بن نوح). Letzteres behauptet *Ibn Dscherír*, der seinen eigenen Ursprung auf diesen Stamm zurückführt. Andere lassen in der Genealogie der *Adiden* oder des *Ad* den *Aram* aus, behaupten aber, dafs sie Araber seyn und auf den Sandbergen (جبال الرمل) gewohnt haben, die *Ahcáf* (احقاف, ein auch sonst bekannter District) heifsen und in Jemen sich befinden zwischen *Oman* und *Hadhramut* am Meeresufer, das den Namen *Schahr* (شحر) führt, wie allerdings derjenige Theil des südlichen Ufers heifst, der zwischen *Oman* und *Aden* sich hinzieht. Ihr Thal oder *Wadi* aber, das sie inne hatten, hiefs *Maghíth* (مغيث). Auch wohnten sie gröfstentheils in Zelten mit starken Säulen (خيام ذوات الاعمدة الضخام). Man darf aber den ersten *Ad*, der im Coran mit dem Zusatze *Aram* vorkommt, nicht verwechseln mit dem zweiten *Ad*, der später lebte, oder mit dem nachfolgenden Geschlecht der *Adiden*. Einige hat der Zusatz ارم verleitet, es bald als eine Stadt in Syrien, bald in Jemen, bald in Hudschap, bald noch anderswo zu suchen. *Hud* befand sich, wie es ferner heifst, unter den vier arabischen Propheten, die in Arabien auftraten, nämlich *Hud*, *Salih*, *Schoeib* und *Mohammed*, und Einige behaupten, *Hud* sey der erste, der arabisch gesprochen. (Gelegentlich bemerken wir zugleich zu S. 72., wo von den erloschenen Stämmen die Rede ist, dafs theilweise ihre Benennung nach *Camus* dahin zu berichtigen seyn möchte: *Ad*, *Themud*, *Dschorhem*, *Tasm*, *Dschedís*, *Amím* (اميم statt des *Amlem*), *Midjan*, *Amálec*, *Obeil* (عبيل), *Dschásim* (nicht *Haschem*) und *Cahtan*, wie es bei *Hamza* richtiger steht. Von den *Dschorhemiden* soll *Ismael* das beredte, kraftvolle und wohltönende Arabisch gelernt haben, da diese ihre Wohnsitze bei seiner Mutter *Hagar* in dem heiligen Gebiete (حرم) nahmen). Jene *Adiden* nun, die als die ersten Götzendiener nach der Sündfluth aufgeführt werden, verehrten die Götzen *Sada* (صدا), *Samud* (صمود) und *Dera* (درا). Ein Zeitgenosse und Herrscher der Amalekiden damaliger Zeit (العماليق وهم من سلالة عمليق بن لاوذ بن سام) war *Moawija Ben Bekr*, dessen Mutter dem Stamme der *Adiden* angehörte, *Dschelhada* hiefs und eine Tochter des *Cheibara* (خيبرى) war. Das Grabmal des *Hud* suchte der Chalife *Ali* in Jemen, Andere in Damaskus, und zwar an der mittäglichen Mauer der Cathedrale dieser Stadt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Lüderitz: *Zur Geschichte der Araber vor Muhamed* (Muhammed). Von *R. v. L.* (Rühle von Lilienstern) u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 121.)

Der Stamm *Themúd* hat seinen Namen von dem Ahnherrn *Themud*, einem Bruder des *Dschedéd*, die beide die Söhne des *Athir Ben Arem Ben Sám Ben Nuh* waren. Sie wohnten zwischen *Hedschaz* und *Tebúk* (تبوك) in dem Gebiete *Hidschr*, traten später als die *Adiden* auf, beteten aber eben so wie diese Götzen an. Zu diesen schickte Gott einen Mann aus ihrem Stamme, *Abdallah*, dessen Gesandter wiederum *Sálih Ben Obeid Ben Másih Ben Obéid Ben Hadschir Ben Themúd Ben Athir* (عاثر) *Ben Amir Ben Sám Ben Nuh* war. Mehre bekehrten sich im Stamme, und unter diesen das eine Oberhaupt (ريس) *Dschendo* (جندع) *Ben Amru Ben* محلاء (?) *Ben Lebíd Ben Dscheiwás*. Andere Edle dachten dasselbe zu thun, allein mehre, wie *Hebbáb*, der Priester der Götzen (صاحب اوثانهم) gewesen zu seyn scheint, und *Zebbán Ben Sa'mar Ben Dschelmes* (زبان بن صعر بن جلمس) hielten sie davon ab.

Verschiedene andere Angaben der Abstammung *Locmán's* (S. 75. 76) sind folgende: *Locmán*, Sohn des *Anca* oder *Locmán*, Sohn des *Tharán* (قاران). Er wird für einen Nubier (من اهل ايلة) ausgegeben. Andere machen ihn zu einem Richter zur Zeit Davids oder zu einem äthiopischen Sclaven, und zwar zu einem Zimmermann seines Handwerks. Daher werden ihm eine platte Nase, grofse Lippen und breit abstehende Füfse beigelegt. Nach Andern war er ein Schwarzer Aegyptens (من سودان مصر), dem Gott zwar Weisheit gab, aber das Prophetenthum versagte. Um Afrika als sein Vaterland zu bezeichnen, wird er unter den drei Schwarzen genannt, die in's Paradies eingehen werden, nämlich *Bilál* der Gebetausrufer, *Mahdscha'* (مهجع), der Freigelassene des *Omar*, und *Locmán* der Weise. Einige machen ihn sogar zu einem Schneider (خياط).

Es wird aus dem Vorhergehenden für die Abstammung der Araber so viel gewonnen, dafs alle jetzigen einheimischen ihren Ursprung auf *Ismael* zurückführen, indem die sogenannten reinen Araber, wie die Adiden, Themudiden und ihre Stammgenossen entweder vor *Abraham*, oder während seiner Zeit untergingen. Die Mostaraber waren in *Hedschâz* zu Hause, die *Himjariden* in Jemen. Diese aber stammen von *Cahtan*, dessen eigentlicher Name nach *Ibn Makula*, *Mohazzem* (مهزم) ist. Einigen gilt er für den Sohn des *Hud*, oder für diesen selbst, oder für dessen Bruder, oder für einen Abkömmling aus dem Stamme desselben. Andere machen ihn zu einem Nachkommen *Ismael's*, so dafs er als ein Sohn des *Homeisa' Ben Behmen Ben Conder* der ein Sohn der Tochter *Ismael's* ist, angegeben wird. Andere leiten durch noch andere Glieder seinen Ursprung auf *Ismael* zurück. Alle Araber zerfallen also in die Nachkommen *Cahtan's* und *Adnan's*. Jene machen die beiden Zweige (شعبان) *Saba* und *Hadhramút*, so wie diese die beiden Stämme *Rebía* (ربيعة) und *Modhar* (مضر) aus. Allein ob der Stamm *Codhán* zu den *Cahtaniden* oder *Adnaniden* gehört, stritten sich die Abkömmlinge desselben frühzeitig. Selbst noch zu Anfange des Islam wollten sie zu diesen gehören; doch zur Zeit des *Chalid Ben Moawija* führten sie ihren Ursprung auf *Cahtan* zurück, um Jemen zum Vaterlande zu haben. Ihre Genealogie wird daher verschieden angegeben, entweder *Codháa* (قضاعة vergl. auch den *Camus* mit seinen beiden Genealogien unter قسع) Sohn des *Melik*, Sohn des *Himjar*, Sohn des *Saba*, Sohn des *Jaschhab*, Sohn des *Jareb*, Sohn des *Cahtan*, oder *Codháa* Sohn des *Málik*, Sohn des *Amru*, Sohn des *Morra*, Sohn des *Zeid*, Sohn des *Himjar*. Andere versuchten eine Vereinigung der verschiedenen Angaben herzustellen dadurch, dafs sie sagten: *Codháa* ist eine Frau aus dem Stamme *Dschorhem*, welche *Melik* der Sohn *Himjar's* heirathete, und diese gebar ihm den *Codháa* da es nicht ungewöhnlich ist, die Genealogie auf Frauen zurückzuführen. Ja der Genealog *Mohammed Ben Sellám* aus *Basra* sagt, es gebe drei ursprüngliche Stämme (جرثيم) Araber, *Adnaniden*, *Cahtaniden* und die *Codháa*.

Ismael dagegen verheirathete sich mit einer Dschorhemidin, trennte sich aber wieder von ihr, nahm mehre Weiber und endlich auch die *Sejjida*, Tochter des *Modhádh*, eines Sohnes *Amru's*, der ein Oberhaupt der *Dschorhemiden* war. Mit dieser zeugte er 12 Söhne und eine Tochter, die auch namentlich bekannt geworden sind. Ihm folgte in der Leitung der Angelegenheiten seines Stammes, im Richteramte zu Mekka und in der Oberaufsicht über das Bethaus und den Brunnen *Zemzem* sein (d. i. *Ismael's*) Sohn *Nábit*; allein dessen mütterliche Stammgenossen

sen, die Dschorhemiden, bemächtigten sich des Bethauses durch Ueberwältigung aus Eifersucht gegen die Nachkommen *Nábit's* auf lange Zeit, und der Erste, der die Usurpation leitete, war *Madhadh* Sohn des *Amru*, Sohn des *Sa'd*, Sohn des *Rakib*, Sohn des *Hebír*, der ein Enkel *Dschorhem's* war. Wir erwähnen aber diese Umänderungen deshalb, weil der Vf. die Genealogie des *Ismael* und die für die vormohammedanischen Begebenheiten nicht ohne Einfluss dastehende Geschichte der *Ka'ba* weniger berührt hat. Der Streit entstand mit der in den Niederungen *Mekka's* wohnenden Bevölkerung, deren Oberhaupt *Semeida'* (سميدع) war. Dieser fiel als die Hauptstütze der *Ismaeliden*, und so kam das Schiedsrichteramt mit der Aufsicht über das Bethaus in die Gewalt des *Modhádh*, ohne dass ihm seine an Menge und Ansehen überlegene Gegenpartei diese Stellung als *Hákim* (حاكم) streitig machen konnte. Von *Modhádh* ging die Herrschaft (الملك) auf seinen Sohn *Hárith* und dann auf *Amru* über. Von nun an aber wurden die *Dschorhemiden* übermüthig in Mekka, begingen viele Frevel, thaten nicht mehr, was sie im heiligen Bethause (مسجد حرام) thun sollten, ja es ging so weit, dass der Dschorhemid *Asáf* oder *Isáf* (اساف), der Sohn der *Begki* (بغي, *meretrix*), und ein Weib *Naïla* (نايلة), die Tochter des *Dik* (ديك) in der *Ka'ba* sich die Befriedigung ihrer ungezügelten Lüste erlaubten. Allah verwandelte sie deshalb beide in Steine, und diese stellten die Bewohner *Mekka's* in der Nähe des Gotteshauses zur Warnung für Gleichgesinnte auf. Später, als man die Veranlassung dieser Standbilder vergessen, wurden aus ihnen Götzenbilder, die unter dem Namen *Asáf* und *Naïla* noch zur Zeit vor *Mohammed's* Auftreten verehrt wurden. Um das Heiligthum herum wohnten die *Chozáa* (خزاعة) von dem Stamme des *Amru Ben Amir* (عامر), der wegen der Fluth *Seil el-arim* Jemen verlassen hatte. Diese geriethen alsbald mit den immer stärker werdenden *Dschorhemiden* in Kampf, dem zu Folge diese das Heiligthum aufgaben, und unter der Anführung des *Amru Ben-elharth Ben-elmodhádh*, der sich des Geldes im Heiligthum, des Ecksteines (d. h. des bekannten schwarzen Steines) und anderer werthvoller Dinge bemächtigte und sie zum Theil im Brunnen *Zemzem* vergrub, nach Jemen zurückkehrten. So folgten denn die *Chozáa* aus dem Hause der *Beni Bekr*, der ein Sohn des *Abd-menát* war, und *Gabschán* in der Oberherrschaft über Mekka, und von diesen beiden war es wieder hauptsächlich der Zweig *Gabschán*, an dessen Spitze zunächst *Amru Ben-elharth* die Aufsicht über das Gotteshaus führte. Der Stamm *Chozáa* soll alsdann 300, nach Andern 500 Jahre dieses Amt verwaltet und in dem Besitze des Gotteshauses gewesen seyn; doch schliesst auch bei dieser Zeitangabe der Bericht mit einem „Gott weiss es besser." Hier wäre nun der Ort, wo über die Geschichte des Bethauses und über den Götzendienst weitere und zum Theil neue Thatsachen einzuflechten gewesen wären, doch hielt die Kürze zu weitläuftig zu werden davon ab, und da gerade in dieser besondern Beziehung an einem andern Orte ausführlicher zu sprechen sich Gelegenheit finden möchte, so ist der Unterzeichnete sehr gern erbötig, dem Vf., wenn er es wünschen sollte, einstweilen *privatim* weitere Nachweise ohne Vorbehalt mitzutheilen. Nur so viel werde hier bemerkt, dass auch in Arabien die Verbreitung des Götzendienstes durch die Amalekiden angenommen wird. Zugleich aber liegt in den frühern in Begleitung desselben üblichen Gebräuchen der Keim zu den Ceremonien, deren Vollziehung *Mohammed* bei der Wallfahrt zu *Mekka* aufrecht erhalten wissen wollte und zur Regel gemacht hat. Auch glaube man nicht, dass die gewöhnlich genannten und öffentlich verehrten Götzenbilder die einzigen waren, vielmehr hatte jede Familie ihre eigenen Hausgötter, und die Berührung derselben war die letzte Handlung beim Antritt einer Reise, und die erste, wenn er bei der Rückkehr dasselbe wieder betrat. Dann erst näherte er sich den Seinigen. Ueberdiess hatten die Araber noch neben der *Caaba* (مع الكعبة) Götzenhäuser (طواغيت وهي بيوت) oder Capellen, die sie fast eben so hoch hielten, wie jene, und eben solchen Tempelhütern (سدنة) anvertrauten. Den Idolen wurden gleiche Geschenke dargebracht, wie in der *Ka'ba*, und ein ähnlicher Umgang oder eine Procession um dieselben gehalten und Opferthiere daselbst geschlachtet. Ein bekanntes Götzenbild hiess *Dhu'lchalása*, und gehörte den Stämmen *Daus* in *Jemama*, *Chath'am* und *Bedschíla* in Jemen, und wer von den Arabern in ihrem und der Stadt *Tebála* (تبالة) Gebiet war. Das Haus desselben hiess die Jemanische *Ka'ba* (كعبة يمانية), während die *Ka'ba* von Mekka الكعبة الشامية hiess. *Dscherír Ben Abdallah Bedscheli* zerstörte sie. Ein anderer Götze hiess *Cals* (قلس) bei den *Tajjiden* zwischen den bekannten Bergen *Adschá* und *Selma*, ferner war *Rijam* (ريام) ein Götzenbild der *Himjariden* und der Bewohner von Jemen, und *Ridhá* der *Beni Rebía*. Beiläufig werden auch in dieser Zeit als bedeutende Merkwürdigkeiten mehre Personen erwähnt, die über 2 und 300 Jahre gelebt haben sollen.

Doch wir kehren zu dem Geschlechte des *Ismael* nach *Adnan* zurück, aus demjenigen, aus dem auch *Mohammed* hervorging. Ueber die Anzahl der Ahnherren in der Zwischenzeit von *Ismael* bis *Adnan* findet sich die gröfste Verschiedenheit, doch spricht sich die gewöhnlichste Meinung für die Zahl *vierzig* aus. Als Quelle dieser Angabe wird das Buch des *Rahya*, des Schreibers des *Armijá* (*Jeremias*) genannt. Andere nehmen 30, Andere 20, Andere 15, 10, 9, 7, ja sogar 4 an, und letzteres ist die Behauptung des *Musa Ben Jacub Zami*, der seine Tradition durch zwei Glieder auf den Propheten zurückführt. Der

Maadd

Maadd (معدّ), Sohn des *Adnan*, wird zu einem Zeitgenossen des *Nebucadnezar* gemacht, und zwar so, dafs jener 12 Jahr alt gewesen, als dieser sich furchtbar zu machen angefangen. Ein Zeitgenosse sey auch der von Gott vielfach mit Vertrauen beehrte *Armya* (*Jeremias*) der Sohn des *Hilkija* (حلقيا), der Prophet, gewesen. Dieser wurde an den *Nebucadnezar* geschickt, und er nahm wiederum den *Maadd* nach Syrien mit. *Rahija* war Schreiber bei *Jeremia* und schrieb als solcher des *Maadd* Genealogie in ein Buch, das er bei sich hatte, um es in der Bibliothek des *Jeremia* niederzulegen und dadurch die Genealogie des *Maadd* zu bewahren. *Adnan* selbst hatte neben dem *Maadd* noch den Sohn *Akk*, nach Andern *Hareth*, und *Dhahhák* sey ein Sohn des *Maadd* gewesen. *Akk* habe sich unter den *Asch'arijun* verheirathet, in ihrem Gebiete in Jemen gewohnt, und beide Stämme hätten ihre Sprache vermischt und zu einer ausgebildet. *Maadd* dagegen hatte vier Söhne, unter denen *Codháa* sein Erstgeborner war. *Maadd* nannte sich deshalb nach demselben. Die Nachkommen des andern Sohnes *Canas* (قنص) dagegen sollen untergegangen seyn, obwohl Einige den im Namen des *Chosroes* über *Hira* gesetzten Statthalter (نايب) *Noman Ben-elmondzir* von seinem Geschlecht ableiten. Andere führen seine Abstammung auf *Himjar* zurück. Der dritte Sohn *Nizár* hatte zu Söhnen den *Rebía*, *Nodhár* und *Anmár*, während man über des vierten *Jjád* (اياد) Genealogie nicht ganz im Reinen ist. Einige machen ihn sogar zu einem Sohne des *Nizár*, Andere behaupten, *Jjád* und *Modhar* seyen leibliche Geschwister und ihre Mutter die *Suda*, eine Tochter des *Akk*, und ebenso *Rebía* und *Anmár*, deren Mutter *Schekíka* sey, diese aber ebenfalls eine Tochter des *Akk* und Enkelin von *Adnán*. *Anmár* wurde der Vater des *Chath'am* und *Bedschíla*. Sie hatten ihre Wohnsitze in Jemen, und *Modhar*, der eine schöne Stimme hatte, soll der erste gewesen seyn, der die Kameele durch Gesang vorwärts trieb (حدا). Alle diese Genealogien könnten übrigens, wenn zweckdienlich, weiter fortgeführt werden.

Wir wenden uns zur dritten Periode (S. 129—172), die die Zeit von Christi Geburt bis zur Eroberung Jemens durch die Aethiopier umfafst. Das wären die Anfangs- und Endpunkte der Begebenheiten, jedoch ohne Chronologie für die arabische Geschichte. Diese findet sich auf der vierten und fünften Tafel, und würde nach diesen bis zum J. 508 nach Christi Geburt reichen. Auch hier gibt *Hamza* den Hauptführer ab, dessen Verdienst nicht sowohl in Angabe einer grofsen Menge Facta besteht, oder darin, dafs er den Mängeln der Chronologie unmittelbar zur Hülfe kommt, als vielmehr darin, dafs er die *Sasaniden* und Fürsten von *Hira* in fortlaufendem synchronistischen Verbande erwähnt und die Fürsten von *Gassán* mit der Zeit ihrer Herrschaft angibt. Somit dient er allerdings dazu, einen Hauptanhalt abzugeben, um die Gleichzeitigkeit der *Joctaniden*-Königreiche und ihrer Herrscher, so weit dienlich, nachzuweisen. Der Gang der Untersuchung bleibt derselbe, nur hat die unzuverlässige Unterlage d. h. die Angabe der nur auf die *Sasaniden*- und *Coreischiden*-Dynastie bezügliche Chronologie, eine besondere Abhandlung über *Epochen*, *Aera* und *Series* der *Sasaniden* veranlafst, die der Vf. dem Buche beigegeben hat. Derselbe meint auch hier keineswegs, als ob durch seine Arbeit die Akten als geschlossen zu betrachten seyen, im Gegentheil verwahrt er sich ausdrücklich vor dieser Voraussetzung. Die Abweichung aber, welche zwischen seinen Ansichten und den von seinen Vorgängern, vorzüglich von *de Sacy* und *Eichhorn*, gefundenen Resultaten statt findet, hier zu verfolgen, ist um so weniger nöthig, als die synchronistischen Tafeln sie vollständiger und deutlicher nachweisen, als es durch die hier nur kurz anzudeutende Darstellung geschehen könnte.

Die Periode selbst zerfällt in ihrer Darstellung in zwei Theile, 1) in eine kurze kritische Analyse der tabellarischen Zusammenstellung des Inhalts der orientalischen Geschichtsquellen (S. 129—45), und 2) in eine ausführliche Erläuterung und Begründung des in der synchronistischen Uebersicht enthaltenen Details. Der erste Theil ist allerdings von geringem Werthe, und das selbst als Grundlage für den zweiten. Denn wozu kann es führen, die einzelnen bei jedem Quellenschriftsteller sich findenden Nachrichten hinter einander beizubringen, ohne durch diese Specification etwas mehr zu gewinnen, als jene Schriftsteller selbst geben. Die darin geübte Kritik aber liegt aufserordentlich nahe, und würde, da es sich hier um blofse Namen handelt, in einer tabellarischen Uebersicht bei weitem mehr Klarheit und Nützlichkeit gewinnen. — Es fällt in diese Epoche jener bekannte Dammbruch, *Seil-el-arim* im eigenen Lande genannt, der als eine historisch wichtige Begebenheit von allen Schriftstellern hervorgehoben wird, indem dadurch eine Veränderung in den Wohnsitzen der nahen Stämme bewirkt wurde. Auch hier weicht der Vf. bedeutend von dem von *de Sacy* gefundenen Resultaten hinsichtlich des Synchronismus ab, allein der Grund und Boden, den derselbe sich erst fest zu machen sucht, ist um nichts sichrer als der von Andern betretene, und man mufs Voraussetzungen aller Art zugeben, ohne dafs selbst durch diese Zugeständnisse die innere Ueberzeugung nur etwas belebt oder gestärkt würde. Man denke z. B. an die Sicherstellung jenes *Rebía* (S. 134), den doch der Vf. zum eigentlichen Knoten seiner Conjecturen macht, indem von dessen Person die ganze Construction ausgeht. Er tritt hier als Zeitgenosse von *Sapor I.* auf. *De Sacy* hatte zu Zeitgenossen des Durchbruches des Felsendammes die Könige *Dhu Habschan* und *Alakran* angenommen, und obwohl von denselben Voraussetzungen ausgehend, kommt unser Vf. dennoch zu dem Ergebnifs, dafs jene Bege-

ben-

eit und diese Könige Jahrhunderte von einander
ennt seyen. Das ist aber die Folge der schon im
gen Capitel aufgestellten muthmaslichen Behaup-
en, alle daraus hervorgegangen, dafs der Vf.
ig und allein die Synchronismen des *Hamza* un-
ufserlich respectirt, während doch eben dieser
nza jenen Usurpator *Rebía* mit keiner Sylbe er-
nt. Er bemächtigt sich aber nach dem Vf. um
n. Chr. G., während der Abwesenheit des Tob-
Tibban des Thrones. Doch gestehen wir zu,
dieser Usurpator wirklich existirt hat, dafs er
ı *Ibn Kethír* ein Zeitgenosse des سابور بن خرازد
, zu dem er aus Furcht vor Erfüllung eines
umes seine Kinder und sein ganzes Haus (اهل بيته)
btete, worauf *Sapor* ihnen *Hira* zum Wohnsitz
ies. Seine Usurpation aber wird ausdrücklich
den Worten angegeben: „Es war *Rebía* der Sohn
Nasr König von Jemen zwischen schwachen Kö-
:n aus der Reihe der *Tobba* (ولان ربيعة بن نصر
ملك اليمن بين اضعاف ملوك التبـ). Da nun S. 141
r seine Genealogie verschiedene Meinungen auf-
ellt werden, so ist es nicht überflüssig für die
ahme der einen oder andern Vermuthung, nach
ern Quellen andere Angaben beizubringen. Nach
ı bekannten *Ibn Ishac* ist *Rebía* Sohn des *Nasr*,
Sohn des *Abu Haritha*, des Sohnes *Amru's*, des
nes *Amir* (عامر) mit dem Beinamen *Lachmi*
لخ), was wahrscheinlich das *Lohai* (لحى) des
. in der Tabelle ist. Dafs er wirklich so gehei-
ı, wird folgende Stelle beweisen, eben so wie
on bewiesen, dafs die Lesart *Nasr* die richtige
Zobeir Ben Bekkár nämlich gibt seine Genealo-
so an: „*Rebía Ben Nasr Ben Melik Ben Amem*
=?) *Ben Amru Ben Nomára Ben Lachm.* Letzte-
Name hat seinen Ursprung darin, dafs der Träger
selben seinem Bruder in's Gesicht schlug oder ihm
rfeigen gab (وسمى لخماً لانه لطم اخاه على خدّه اى
). Auch wird *Rebía* gerade zu ein Zeitgenos-
ler beiden Wahrsager *Seth* und *Schacc*, die ihm
oben angeführten Traum deuteten, und einer
himjaridischen *Tobba* genannt (وكان ربيعة احد
ملوك حمير التبـ). Dafs er aber jenen Traum und die-
die Entsendung seines Sohnes *Adi* zur Folge ge-
t, dieses in Abrede zu stellen ist wohl eben so
nig ein Grund vorhanden, als das Daseyn jener
den Sabier zu leugnen, deren Erklärung des Trau-
s vorliegt. Auch ist zu bemerken, dafs neben
Siret el-resúl (vergl. S. 143) auch *Ibn Kethír*
en *Sapor I.*, wie oben angedeutet, einen Sohn
Chorrazed nennt. Darauf wird nun zurückge-
lossen (S. 145), dafs das *Seil el-arim* zwischen
) und 150 n. Chr., die Auswanderung der *Azdiden*
r um 170 (nicht 150) statt gefunden habe.

Nach einer Tradition hatte *Saba*, so genannt, weil er als der Erste unter den Arabern Gefangene machte (سبا), aber eigentlich *El Raïsch* heifsend, zehn Söhne, wovon sechs (الازد, كنده, مذحج, الاشعريون, انمار, حمير) in Jemen, und vier (لخم, جذام, عاملة, غسان) in Syrien ihre Wohnsitze aufschlugen, d. h. selbst nach den Quellen nur so viel, dafs er alle diese Stämme unter sich vereinigte. Unter seinen Nachkommen waren die *Tobba's*, oder eigentlich im Plur. *Tebábia*, d. h. die Herrscher von Jemen mit dem Gebiet *Schahr* und *Hadhramut*, die wie andere Fürsten, wenn sie zu Gericht safsen, Kronen (تيجان) trugen. Sie waren sämmtlich anfangs gottesfürchtig, fingen aber schon vor der *Balkis* und unter ihrer Regierung an, vorzüglich die Sonne zu verehren und von dem wahren Wege abzuweichen. So blieb es, bis die *Seil el-arim* genannte Ueberschwemmung über sie einbrach. Diesen Dammbruch hat der Vf. nach den vorhandenen Quellen und neuern Schriften mit seinen Folgen in einem Anhange (S. 197—216) ausführlich erzählt, ohne dafs jedoch mehr aus demselben für die Geschichte gewonnen würde, als im Verlauf der dritten Periode schon gesagt ist. Nach *Ibn Kethír* baute *Saba*, der Sohn des *Jareb*, den Damm zwischen zwei Bergen, um das dadurch gewonnene Becken zu einem Wasserbehälter zu machen. Er leitete in denselben 70 Bergwässer, und vertheilte dagegen durch 30 Schleusen das Wasser dahin, wo es nöthig war. Doch starb er ohne das Werk zu vollenden, was *Himjar* that. Es wurde aber das Becken eine Parasange lang und eben so breit, und der Segen desselben gab sich alsbald in einem viel gepriesenen Wohlstande kund. Dazu wird ausdrücklich bemerkt, dafs sechs Stämme der Nachkommenschaft des *Saba* in Jemen zurückblieben, und auch ihr König oder der *Tobba* blieb bei ihnen (واستمرّ فيهم الملك والتبابعة) bis zur Zeit des Einfalles der Habessinier, ungefähr 70 J. nachher. — Die Vermuthung aber (S. 147), als sey in dem von *de Sacy* aus der *Siret el-resúl* gegebenen Text und Uebersetzung irgend eine Verstümmelung, zumal in der Genealogie des *Mebdhúl* (مبذول), ist nicht gegründet, da dem Unterzeichneten eine andere Handschrift als die von jenem Gelehrten angezogene zum Gebrauche vorliegt, die gerade dasselbe gibt. Doch wir eilen vorwärts dem Schlusse näher. Der von *Dhu Ruein* (ذو رعين) anfangs verhinderte, nachher aber von *Amru* vollzogene Brudermord (S. 152) wird mehrfach erwähnt. Dagegen hat sich keine Nachricht von einem Zuge nach Indien, sondern nur in das Land der Araber und Perser (ارض عرب وارض الاعاجم) auffinden lassen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Lüderitz: *Zur Geschichte der Araber vor Muhamed* (Muhammed). Von *R. v. L.* (Rühle von Lilienstern) u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 122.)

Die vierte Periode endlich (S. 173 — 196) umfasst die Begebenheiten von *Dhu Nowas* bis zur *Hedschra* d. i. nach dem Vf. eine Periode von ungefähr 130 J. Natürlich wird hier der Stoff reichhaltiger, doch hinsichtlich der Chronologie keineswegs geordneter und sichrer, daher sich ebenfalls in dem gewonnenen Resultate eine Verschiedenheit von 20 Jahren von den *de Sacy*'schen Angaben herausstellt. Was der Vf. hier giebt, ist übrigens nicht weniger frei von beliebigen Conjecturen, die dadurch, dass der Stoff sie in gröfserem Umfange möglich macht, um so gefahrvoller werden. Der Gang der Untersuchung ist aber auch hier der gewöhnliche, indem die eingestreuten Citate die Hälfte des Raumes wegnehmen. Ueberdiefs wäre es gut gewesen, um in das Detail der Begebenheiten einzudringen, noch einzelne vorhandene Thatsachen wenigstens für die nächste Zeit vor *Mohammed* zu benutzen. Sowohl das Leben dieses oder jenes Mannes als andere Begebenheiten enthalten solches Material, wie die Einnahme des Schlosses *Hadhr* am Ufer des Euphrat durch *Sapor*, dem Sohne *Ardeschir's*. Der Beherrscher desselben *Sátirúm* (ساطرون) war der mächtigste der ملوك الطوآئف (*reguli provinciarum*), und unterlag durch Verrath seiner eigenen Tochter. Dann die Geschichte dieser ملوك الطوآئف selbst, die Geschichte der Tempelhüter aus dem Hause *Chozáa*, die Genealogie der Koreischiden, die Geschichte der acht heiligen Monate البسل oder تحريم ثمانية اشهر من السنة), die Geschichte des *Cosaji Ben Kiláb*, und wie die Koreischiden Tempelhüter werden, ferner das Leben des *Chálid Ben Sinán Ansi*, der während des Intervallum (فى زمن الفترة) blühte.

Die Ueberzeugung also, welche uns der Vf. durch seine Constructionen gewährt, ist im Ganzen wie im Einzelnen, nicht die zuverlässigste und kann es nicht seyn. Der Gang der Untersuchung mufs oft auf zu künstliche Voraussetzungen basirt werden, um sich dabei beruhigen zu können. Dagegen darf keineswegs verkannt werden, dafs das, was er nach seiner individuellen Ansicht aus dem Stoffe zu bilden im Stande gewesen, von seinem unermüdlichen Streben in der Benutzung desselben zeigt. Sollen wir es aber geradezu sagen, so legen wir den synchronistischen Tabellen den meisten Werth bey. Sie geben nämlich in einfacher Uebersicht die von allen Gelehrten, die sich mit der Vorgeschichte *Mohammed's* beschäftigt haben, gewonnenen Resultate so tabellarisch neben einander gestellt, dafs nun erst ein Ueberblick des gesammten Gebiets dieser Forschung möglich geworden ist. Zugleich enthalten sie deren Chronologie, wie sie der geehrte Vf. vermittelt hat, und da sie sich durch grofse Treue in Benutzung des fremden Materials und gewissenhafte Einsicht in die Schriften der bezüglichen Vorgänger auszeichnen, so sind sie dadurch ein zuverlässiger Führer in jenem wirren Gebiete geworden.

Die *Anhänge*, von denen der erste über den Dammbruch und die Zerstreuung der *Azdideh* bereits erwähnt worden ist, enthalten der Citate noch mehr, als die fortlaufende Darstellung der vier Perioden des eigentlichen Werkes. Der zweite Anhang beschäftigt sich mit der Würde der *Tobba*, und hier ist in der Note (S. 217) eine Bemerkung darüber, ob die Könige von Jemen, die obigen Titel führen, auch, wie *de Sacy* bemerkt, *Oman*, *Bahrein* und *Hadhramut* beherrscht haben, was der Vf. in Bezug auf *Oman* und *Bahrein* nicht geradezu annehmen mag, da sich keine Nachricht darüber vorfindet. Auch Rec. weifs nichts Positives für *de Sacy* zu erwähnen, und eine schon oben von ihm angeführte Stelle sagt ausdrücklich „es nannten die Araber den, der über *Jemen*, *Shahr* und *Hadhramút* herrschte, *Tobba* (وكانت العرب تسمّى كلّ من ملك اليمن مع الشاكر والحضرموت تبعا)" gerade so, heifst es weiter, wie sie den Herrscher von Syrien mit Mesopotamien *Caesar*, den Herrscher von Persien *Chosru*, den ungläubigen Herrscher von Aegypten *Pharao*, den von Abyssinien *Nedschási* und den von Indien *Ptolemaeus* nennen. (Wegen der letztern Alberaheit mufs Rec. für seinen Autor um Verzeihung bitten.) — Von dem Worte *Dhu* (ذو), welches mit einem Genitiv verbunden, mehren kleinern Jame-

nischen Herrschern beigegeben wird, (wie ذو رعين d. i. Herrscher von *Roein* d. i. entweder eine Burg, oder ein Berg oder ein Gebiet *Roein* genannt) sagt (S. 221) der Vf.: *Schultens* übersetzt das Wort *Dhu* oder *Dsu* durchgehends durch *Dominus*. Es kommen aber in Yemen auch mehre Ortsnamen vor, die sich mit demselben Worte anfangen, wie z. B. *Dsu-Adinah*, *Dsu-Djabalah*, *Dsu Harim* (*Johannsen hist. Yem.* S. 270), so dafs man glauben möchte, dafs es die doppelte Bedeutung *Dominus* und *Domus* oder *Domicilium* gehabt habe, oder Besitzer und Besitzthum in derselben Benennung identifizirt worden sey. Die Sache ist bekannt und einfach genug. ذو (*dominus*) bedeutet nämlich auch einen Ort, der etwas hat, z. B. in einem der vom Vf. angeführten Fälle *Dsu-Chalása* Ort wo sich *Chalása*, es sey das sogenannte Götzenbild oder der Strnuch dieses Namens, befindet. Der dritte Anhang betrifft die Epochen, Aeren und Series der *Sassaniden* (richtiger *Sasaniden* ساسان), deren Einschaltung hier dadurch entschuldigt ist, dafs die Dynastie dieser Herrscher sehr oft bei den Synchronismen als Leitstern gedient hat.

Noch aber sind, ehe wir völlig abbrechen, einige Versehen zu rügen, dergleichen dem Vf. noch oft zustofsen werden, so lange er nicht etwas tiefer in das Studium der bezüglichen Sprachen eindringt. S. 8 steht *Ebn Khalican*, und da ahnete der Vf. wohl kaum, dafs es derselbe Schriftsteller sey, den er S. 9 *Ibn Kilkhán* nennt. Schlimmer ist S. 42 „*Alfirauzabad*, *Kamusi* und *Almotarezzi* geben der Meinung den Vorzug", allein 1) ist *Firuzabadi* zu schreiben, jenes ist Name der Stadt, dieses dessen, der von dort gebürtig ist oder sich daselbst aufhält; 2) ist *Kamusi* gar kein Schriftsteller, vielmehr *Firuzabádi* ist Vf. des *Camus* d. h. des Oceans, was der Titel eines bekannten Wörterbuches ist. Daher war zu sagen „*Firuzabádi* der Vf. des *Camus*"; 3) mufs anstatt *Almotarezzi* vielmehr *Almotarrezi* geschrieben werden. — Um so mehr wundert man sich, wenn man (S. 231) findet: „Ferner ist der Name *Habshan* zweimal *Habsjan* orthographirt, im Texte jedesmal حبشان." Das aber hat gerade der Vf. so oft selbst Andern nachgethan, wie z. B. in dem oben erwähnten *Hasjem* st. *Haschim* (هاشم). Auch steht z. B. S. 129 und 130: *Joctaniden*, *Sassaniden*, *Coreischiten*, gerade als ob das letzte Wort ein *Gentile* wäre und nur die beiden ersten *Patronymica*. Allein es ist in der That auch *Patronymicon*, und gerade hinsichtlich der Beobachtung dieses Unterschiedes ist aller Fleifs aufzubieten, um den Leser nicht zu falschen Vorstellungen zu verleiten. Das *spensor beneficia(o)rum* S. 116 bedurfte freilich der Verbesserung, aber nicht, wie in den Druckfehlern durch *sparsor*. Zu letztern gehören noch S. 14 *gebracht* st. *gebricht*, S. 33 *Lachmiten* st. *Lachniten*, S. 46 *Archachsad* st. *Arphachsad* oder *Arfachsad*, S. 45 *Aura* st. *uno*, S. 234 اسكندر st. لسكندر. Papier und Druck verdienen ehrenvolle Erwähnung.

Gustav Flügel.

MÜNCHEN, gedr. b. Wolf: *Lehrsaal des Mittelreiches.* Enthaltend die Encyclopädie der chinesischen Jugend und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie. Zum ersten Mal in Deutschland herausgegeben, übersetzt und erläutert von *C. F. Neumann*. 1836. 45 S. Druck und 19 S. Lithographie. 4. Mit den Skizzen des Konfucius und des Lao nach chinesischen Originalen.

Der Geist des Sinesen ist seit lange rückwärts gewendet auf die Thaten und Lehren der Vorfahren. Die Erziehung der sinesischen Jugend ist mit eiserner Consequenz darauf bedacht, diese Richtung zu erhalten, wodurch alles freie Aufstreben des Geistes niedergehalten wird. Der Nachwuchs des Volkes soll nur immer wieder das werden, was das Volk *war*; in der *Vergangenheit* liegt das Ideal, zu welchem jede neue Generation von neuem hinanstrebt; aller selbständigen Geistesentwickelung entsagend, die sich nicht mit diesem Princip verträgt, wagt sie weder vorwärts zu blicken noch seitwärts, wenn von aufsen her eine fremde Cultur sich ihr aufdrängen möchte. Aus diesem Princip, welches durch die Erziehung eingepflanzt wird, erklärt sich vorzugsweise das Statarische in der neuern Bildung der Sinesen, so wie das constante Abwehren jeden Einflusses auswärtiger Cultur. Der Mensch ist dort nur an seine Abkunft gewiesen, er hat nur eine schon gemachte Carriere wieder zu machen, über sie denkt er nicht hinaus, sein ganzes Thun und Treiben bewegt sich im Diesseit nach dagewesenen Normen, in der Zukunft hat er weder einen religiösen noch überhaupt einen geistigen Strebepunkt. Nur innerhalb seines Zwanglaufes und innerhalb der Schranken jenes Princips hat er eine freiere Bewegung, und auf diesem legitimen Wege allein tritt noch ein gewisser schneckenartiger Fortschritt des sinesischen Geistes hervor. Ueber diese Richtung des sinesischen Lebens, so wie über die steifen und eingefrornen Formen der Erziehung, wie sie dort seit dem siebenten christlichen Jahrhundert fast unverändert festgehalten werden, verbreitet sich Hr. *Neumann* in der Einleitung zu dem vorliegenden Lehrsaal des Mittelreiches. Unter diesem von Hn. *N.* selbst gewählten Titel giebt derselbe den lithographirten Text und die Uebersetzung zweier sinesischen Bücher mit Anmerkungen, welche die Uebersetzung theils rechtfertigen, theils erläutern sollen. Das erste dieser beiden Werke, welches der Titel als eine Encyclopädie der sinesischen Jugend bezeichnet, heifst eigentlich

das

das Buch der drei Worte, und zwar darum, weil es durch und durch aus kurzen gereimten Sätzen besteht, deren jeder nur drei Wörter enthält. Diese Reime werden wie *versus memoriales* von der sinesischen Jugend auswendig gelernt, und es ist diese Form des Unterrichts so anerkannt und beliebt unter den Sinesen, dafs *Medhurst* in Batavia nach diesem Muster sogar ein *christliches* Buch der drei Worte herausgegeben, welches von den Missionaren beim Schulunterricht gebraucht wird. Von dem sinesischen Buch der drei Worte gab es in Europa unsres Wissens bisher drei Ausgaben des Textes, eine Londoner von Montucci, eine Pariser, und eine Petersburger (1832). Die letztere hat eine russische Uebersetzung; aufserdem hat *Morrison* eine englische Uebersetzung gegeben; eine deutsche war bisher noch nicht erschienen.

Das Buch der drei Worte geht von der confidenten Versicherung aus, dafs der Mensch seiner Natur nach nur für das Gute empfänglich sey und dafs das Böse ihm erst durch die Lebensverhältnisse eingebildet werde. Es wird dann der sorgfältigste Unterricht der Jugend empfohlen und durch Anstellung von Beispielen sorgsamer Aeltern und früh*gereifter* Kinder an's Herz gelegt. Darauf folgen *allerlei* Elementarsätze aus der Moral und Naturkunde bunt durch einander. Es wird Liebe gegen die Aeltern, Achtung vor ältern Brüdern, und dergleichen, sogar auch schon Nachgiebigkeit unter Eheleuten empfohlen. Daneben werden die Namen der Jahreszeiten, der fünf Elemente (Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde), der Jahreszeiten, Getreidearten u. s. w. genannt. Auch über die *Methode* des Unterrichts werden Regeln gegeben. Nach dem ersten Elementarunterricht sollen die vier Bücher, die fünf King, die classischen Schriften gelesen werden und endlich die grofsen Geschichtswerke. Von der vaterländischen Geschichte wird hier im Texte selbst ein kurzer Abrifs gegeben. Die Jugend soll sich dem Studium mit unermüdlichem Eifer hingeben, wie es die berühmt gewordenen Vorfahren gethan. „Der Hund wacht bei Nacht, der Hahn hat sein Amt des Morgens; wie kann man ein Mensch heifsen, wenn man nicht studirt! Der Seidenwurm spinnt Seide, die Biene erzeugt Honig; wenn der Mensch nicht studirt, so ist er weniger als diese Thiere."

Zu dem zweiten Werkchen, dessen Text nur dritthalb Quartseiten einnimmt, giebt Hr. *N.* aufser der deutschen auch eine wörtliche lateinische Uebersetzung, aber leider nur fünf kurze Anmerkungen. Dies „Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie" war bisher in Europa nicht einmal dem Namen nach bekannt. Es enthält eine Uebersicht von den Grundlehren der *Tao*-Secte, welche wir erst durch *Pauthier* und *Stanislaus Julien* etwas näher kennen gelernt haben. Im zweiten Theile der Einleitung S. 11 — 18 theilt Hr. *N.* Einiges über die Geschichte dieser Secte mit, die noch immer im Dunkeln liegt, zumal die Schriften dieser Anhänger der Vernunft von den Jüngern der herrschenden Orthodoxie theils auf die Seite geschoben, theils verketzert und verdreht sind, und auch die gelehrten europäischen Missionare gerade diese Literatur zu bearbeiten bei weitem wenigere Veranlassung hatten, als die der Schule des *Kong tse*. Um so mehr ist Hn. *N's.* Bemühung mit Dank anzuerkennen, und Rec. wünscht recht sehr, dafs Hr. *N.* Mittel und Anlafs finden möge, durch neue Schriften das Studium des Sinesischen in Deutschland mehr und mehr anzuregen und beliebter zu machen, als es zur Zeit noch ist.

SPRACHKUNDE.

DARMSTADT, b. Pabst: *Ueber Nationalität und Nationalisirung der Sprachen*, von *Emil Rautenbach*. 1835. VI u. 122 S. 8. (16 gGr.)

Der Vf. dieses Schriftchens spricht in dem Vorworte die Ueberzeugung aus, der wir beipflichten müssen, dafs es gar nicht gleich sey, welche Sprachen man hintereinander dem jugendlichen Geiste zuführe, wenn man bedenke, dafs nur das Verwandte einander annimmt, und will daher, dafs eine Sprachenfolge nach der Verwandtschaft statt finden solle, wobei natürlich nur vom Sprachstudium als Bildungsmittel die Rede ist. „Die *Wahl* und die Folge *gut* getroffen", sagt er, „kann man bedeutend, unbegreiflich schnell auf den jungen Geist zur *wahren Ausbildung*, zur *eigentlichen Bildung* wirken, wie umgekehrt eine *schlechte* Wahl und eine *unpassende* Reihenfolge dem Geiste eine *verkehrte* Richtung, eine *Ver-* und *Unbildung* geben, deren Quelle man dann gemeiniglich umsonst aufzufinden strebt." — Hierauf die Pädagogen im weitesten Sinne aufmerksam zu machen, das ist der Zweck dieses Schriftchens, welches in zwei Artikel zerfällt. Der erste bespricht kurz und etwas vage die Nationalität und Nationalisirung (Neubildung) der Sprache, und der zweite Artikel will dies speciell an den meisten Sprachen Europa's nach ihrem frühern Charakter und wie er sich jetzt gebildet hat, nachweisen. Der Vf. hält eine Besprechung dieses schwierigen Gegenstandes für höchst nothwendig in der gegenwärtigen Zeit, und spricht darum für dieses Schriftchen, als den ersten Versuch unsrer Zeit in dieser Angelegenheit, die Nachsicht an. In dem ersten Artikel stellt er die Meinung auf, dafs es allgemeines Europäisches Streben sey, sich zu *Unificiren*, so dafs, nach dem Muster des, wie er sagt, verläumdeten Sinesis. Reiches, alle einzelne Völker einander durchdringen, und da jede einzelne Sprache von der andern irgend etwas annimmt — (aber auch wol gelegentlich wieder ausstöfst — Ref.) so liefse sich der Fall denken, dafs es noch so weit

weit kommen könne, dafs nicht von einer deutschen, französischen u. s. w. Sprache die Rede sey, sondern von Europäischen Dialekten, deren Grund die Sprache bilden würde, welche noch das meiste innere Naturleben habe. — Der Vf. scheint zu dieser gegenseitigen Durchdringung bereits seinen Theil beitragen zu wollen, und besonders zu der Neubildung der deutschen Sprache durch neuabgeleitete Wörter wie *nothwendigen* für nöthig machen, durch Abänderung der Formen, durch Weglassung der Formwörter, so dafs es uns ist, als ob er unser Deutsch nur stammele. Wenigstens schreibt er es in möglichst schlechtem Periodenbaue, wovon gleich S. 1 u. S. 9 Proben zu finden sind. — Der zweite Artikel, welcher die Uebergänge der südlichen, also der italienischen, spanischen, portugiesischen und französischen Sprache unter dem Einflusse der *romana rustica*, der deutschen aus dem Gothischen, und der, theilweise unter dem Einflusse der römischen gebildeten englischen Sprache nach Aussprache, Uebergang der Buchstaben und Sprach-Organismus darstellt, zeugt von einem gründlichen Sprachstudium und verdient wol die Beachtung der Sprachforscher. — Uebrigens holt der Vf. oft zu weit aus und sagt Bekanntes mit zu vielen Worten. — Die Neuerungen in der Sprache und auch in der Orthographie, dafs z. B. mit Substantiven zusammengesetzte Adjective einen grofsen Anfangsbuchstaben bekommen, worin gar keine Consequenz liegt, können wir nicht billigen. — Druck und Papier sind gut.

STAATSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Wigand: *Förderungsmittel der Volkswohlfahrt in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Leben.* Haus- und Handbuch für Jeden, welcher für sein und Anderer Wohl zu wirken wünscht u. s. w. Von *Karl Preusker*, Königl. Sächs. Rentamtmann, Ritter des Königl. Sächs. Civilverdienstordens u. s. w. Zugleich als Fortsetzung der Bausteine; Andeutung über Sonntags- und Realschulen, Gewerbsbildung u. s. w. *Erster* Band. *Erste* Abtheilung. VI u. 408 S. 8. (20 gGr.)

Der für Volkswohlfahrt unermüdet thätige Vf. liefert hier wieder aus seinem reichen Schatze von Wissen und Erfahrungen höchst interessante Materialien die einer vielseitigen Prüfung und Beachtung werth sind. Er sagt selbst „dafs der Zweck der Schrift sey die Mittel anzugeben, wodurch Wohlfahrt erlangt und befördert werden kann; die letzte als Inbegriff aller der äufsern und innern Güter angenommen, welche zur Glückseligkeit des Menschen erforderlich sind. Doch ist hier hauptsächlich die Wohlfahrt im engern Sinne, die auf innern, geistig-sittlichen Gütern beruhende, gemeint, obwohl auch von den äufsern Erfordernissen öfters die Rede seyn wird, weil diese, als zum Theil unentbehrliche Mittel zu jenen höhern, dabei nicht unbeachtet bleiben können. Diese Wohlfahrt und in deren Folge die Glückseligkeit läfst sich durch Bildung erlangen." (?) In der Schrift ist nun getrennt: die physische Bildung, welche die Sphäre des Sinnlichen umfafst und die geistige Bildung, und zwar: die intellectuelle, oder Verstandesbildung, die ästhetische, oder Geschmacksbildung und die moralische oder Willensbildung. Der Schlüssel zum höhern, weisen Leben, zur echten Humanität, bestehet in der Einung aller jener Sphären zu einem harmonischen Ganzen im Menschen. Jeder dieser einzelnen Abschnitte wird nun mit möglichster Gründlichkeit und mit Hinweisung auf die vorzüglichste Literatur erläutert. In den Abschnitten welche Kirche und Staat zum Gegenstande haben, ist manches wahre Wort ausgesprochen. Mit ganz besonderer Vorliebe ist aber der Abschnitt, betitelt: Berufsgeschäfte, bearbeitet. Eine aufserordentliche Menge Citaten dienen hier zur Erläuterung der aufgestellten Sätze.

Ein besonderer Abschnitt des Buchs handelt von der Wirthschaft einzelner Abtheilungen des Volks (eine ganz eigenthümlich gewählte Benennung). Der Vf. hat nämlich hier im Sinne, die Staatsregierung an sich und die der einzelnen Gemeinden. Hierauf erläutert er die Wirthschaft einzelner Individuen; Privatwirthschaftlehre. Es würde für diese Beurtheilung zu weit führen in diese Fundgrube höchst praktisch wissenswerther Gegenstände tiefer einzudringen. Jeder der diese reichen Gaben zur Hand nimmt, wird sie gewifs befriediget und mit dem Wunsche durchlesen, sich der Fortsetzung baldigst erfreuen zu dürfen. Wir wollen nur noch hier mit wenigen Worten auf *die* folgenden als vorzüglich gelungenen Abschnitte einigermafsen aufmerksam machen. Hauswesen und Familienverhältnisse, und zwar örtliches Verhältnifs, physisches Verhältnifs, Geschäftsverhältnifs, ökonomisches Verhältnifs, häuslich-geselliges Verhältnifs. — *Zweite* Abtheilung. Allgemeine Förderungsmittel. Theoretische Wohlfahrtsförderung; im Allgemeinen, mündlich, schriftlich; möglichste Aneignung lebensweiser Kenntnisse durch den Einzelnen. Allgemeine Humanitäts-Wissenschaften; die Wissenschaften an sich betrachtet; in Hinsicht auf Anwendung im Leben. Encyklopädische Kenntnifs. Menschenkenntnifs. Anthropologie. Practische Wohlfahrtsförderung. Selbstwirken der Einzelnen. Vereinigtes Mitwirken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Kurze Erklärung des Briefes an die Römer.* Von Dr. *W. M. L. de Wette.* 1835. IV u. 159 S. 8. (1 Rthl.)

Diese Schrift ist das erste Stück eines exegetischen Handbuches zum N. T., in welcher eine kurzgefaſste Erklärung des N. T. gegeben werden soll, die nicht nur dem angehenden Exegeten und denjenigen, welche mit der so fruchtbaren neuern exegetischen Literatur nicht Schritt halten können, sondern selbst dem Manne vom Fache willkommen seyn werde, der „gern einmal, wenn ihn das Studium der weitläufigen Commentare eines *Fritzsche*, *Rückert*, *Reiche* u. A. ermüdet habe, bei einer fruchtbaren, gehaltvollen Kürze ausruhen werde" (Vorwort S. III.). Mit der ebendaselbst verheiſsenen, baldigen Nachlieferung der ersten, die Evangelien und Apostelgeschichte betreffenden, Stücke des Handbuches ist es dem Hr. Vf. Ernst. Denn schon ist die kurze Erklärung der Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas erschienen, über welche Rec. späterhin besonders berichten wird. Daſs auf einem tüchtigen Studio der Exegese beruhende und mit Umsicht ausgearbeitete Scholien (denn dieſs ist die hergebrachte Bezeichnung der nur die Hauptsachen in schriftlicher Mittheilung kurz andeutenden Exegese) dem Anfänger bei seiner Vorbereitung auf die Vorlesungen und dem Fortgeschrittenen bei einer cursorischen Lectüre gute Dienste thun, ist eben so bekannt, als daſs bloſse Scholien Niemanden zu einem Exegeten bilden und somit nie ausführliche Commentare, deren Gründlichkeit freilich jugendliche Ungeduld und Flatterhaftigkeit oft genug ermüden mag, ersetzen oder gar überflüssig machen können. Es fragt sich nur, ob gegenwärtig ein so gänzlicher Mangel an brauchbaren Scholien war, daſs der Hr. Vf. Aufforderung haben konnte demselben abzuhelfen. Die für ihre Zeit wahrhaft classischen Scholien von *Rosenmüller* sind freilich jetzt veraltet, weil sie auf jetzt verschollener Grammatik und Lexikographie beruhen. Aber Hr. *H. A. W. Meyer* hat in seinem kritisch exegetischen Commentare über das N. T., welcher bereits bis zum Briefe an die Römer vorgeschritten ist, als Scholiograph für die gegenwärtige Zeit auſserordentlich viel geleistet und eine exegetische Tüchtigkeit bewiesen, welche ganz auf der Höhe der Zeit steht und ihm einen Rang unter den ausgezeichnetsten Exegeten der Gegenwart sichert. Wenn indessen auch der Verf. durch sein exegetisches Handbuch eine wesentliche Lücke unserer exegetischen Literatur auszufüllen meinte, so durfte er sich doch nicht vornehmen, Scholien auszuarbeiten, welche den Anfänger in die Wissenschaft einführen und zugleich dem durch das Studium weitläufiger Commentare ermüdeten Manne vom Fache Gelegenheit geben sollen, an ihrer fruchtbaren, gehaltvollen Kürze auszuruhen. Denn soll hiermit gesagt seyn, daſs die zu liefernden Scholien dem Anfänger und Forscher gleich lehrreich seyn sollen, so ist weder Hr. *de W.*, noch irgend ein anderer Exeget im Stande, dergleichen Scholien zu liefern. Die für Anfänger berechnete Erklärung kann den Mann vom Fache nicht beschäftigen oder fesseln, und für Gelehrte geschriebene Scholien, in welchen die Resultate tiefer Forschungen in gedrängter Kürze mitgetheilt wären, würden dem Anfänger ungenieſsbar seyn, von Seiten des Exegeten aber ein weit angestrengteres Studium erfordern, als eigentliche Commentare, welche nicht bloſs die Resultate der Untersuchungen nebst kurzen Andeutungen der Wege, auf welchen sie gewonnen wurden, mittheilen, sondern zugleich die Untersuchungen selbst vor den Augen der Leser führen, also auf keinen Fall Ruhebänke seyn für den durch angestrengtes Nachdenken ermüdeten Gelehrten. Soll aber von Scholien die Rede seyn, welche nicht nur dem Anfänger eine zweckmäſsige und verhältniſsmäſsig gründliche Anleitung ertheilen, sondern auch dem Gelehrten erwünscht sind, weil sie ihm eine *zuverlässige Skizze der bisherigen Leistungen in der Exegese* geben; so ist allerdings die Idee unverwerflich, aber — der Vf. hat sie nicht ausgeführt, wie aus dem, was wir weiter unten beibringen werden, unwidersprechlich hervorgehen wird. Tief soll übrigens die Arbeit des Vfs. nach Vorw. S. IV. *in die Wissenschaft* eingreifen. Denn sie soll die n. t. Exegese vor zwei Abwegen bewahren helfen, auf welche sie sich in der neuesten Zeit zu verirren drohe, nämlich vor der „philologischen Kleinmeisterei" der Einen und „dem neu aufgeputzten Dogmatismus" der Andern. Es geht aus den drei Bändchen der „kurzen Erklärung", welche bis jetzt erschienen sind, klar hervor, daſs der Vf. mit der in neuerer Zeit begonnenen rationalen Erforschung der biblischen Grundsprachen sehr unzufrieden ist und die Sprachstudien derer, welche die *philologia sacra* mit der höheren Bildung unsers Zeitalters in Einklang zu bringen und die durch die rohe Empirie einer verschwundenen Zeit dem Spotte der Philologen preisgegebene zu einer achtungswerthen Wissenschaft auszubauen suchen, „der philologischen Kleinmeisterei" bezüchtigt. Es bleibe hier unerörtert, mit welchem Rechte Hr. *dW.* den vielleicht-

rigen und jedenfalls ernsten und umfänglichen Studien der selbsterwählten Gegner darum den Stempel philologischer Kleinmeisterei aufzudrücken sucht, weil von ihnen auch einige Observationen des seligen *Glafs* mit logischen und sprachlichen Gründen als ungereimt dargestellt wurden, welche der Vf. in früher Jugend kennen gelernt und als treue, in jeder exegetischen Verlegenheit aushelfende Freunde in einer langen Reihe von Jahren erfunden hatte. Aber verschweigen kann Rec. nicht, dafs die Richtung derer, welche an die Stelle der verschollenen biblischen Sprachforschung eine dem Geiste der gegenwärtigen allgemeinen Sprachforschung entsprechende setzen, durch den gehässigen Ausdruck „philolog. Kleinmeisterei" keineswegs bezeichnet wird. Denn was ist in der Wissenschaft grofs und klein und wo ist die Grenze zwischen beiden? Was ist namentlich in der Sprachwissenschaft grofs und klein, wo die umfassendsten und wichtigsten Probleme nichts sind, als eine grofse Masse kleiner und geringfügiger? (*Num omnium magnarum artium, sicut arborum, altitudo nos delectat, radices stirpesque non item: sed esse illa sine his non potest. Cic. Orat.* 43, 147.). Für einen Bearbeiter des Römerbriefs ist die Frage, ob die Doxologie 16, [14] 25 – 27. ächt oder unächt sey, gewifs ein *grofses* Problem. Hr. *dW.* hat sie, wie Rec. einleuchtend bewiesen zu haben glaubt, mit unhaltbaren, übrigens gröfstentheils von *Reiche* entlehnten, Gründen für unächt halten wollen, — weil er eine Menge Kleinigkeiten übersehen oder falsch beurtheilt hatte. Doch gesetzt, es befände sich gegenwärtig die n. t. Exegese wirklich auf den beiden vom Vf. bezeichneten Abwegen; so würde immer die „kurze Erklärung" dadurch, dafs sie nur den Verirrten entgegenerklärt, ohne ihre Verirrung nachzuweisen, und hin und wieder gegen dogmatische Steifheit und strengen Sprachpurismus ohne Entgegenhaltung von Gründen eifert, weder die Verirrten auf den rechten Weg zurückbringen, noch die Jünger der Wissenschaft vor Verirrung auf die beiden falschen Wege bewahren. Mit Noten, wie S. 84 zu 8, 3. „Dogmatisch steife Erklärer denken an die *satisfactio activa Christi*" ist gegen die Aufputzer der alten Dogmatik nichts bewiesen und ausgerichtet und S. 144. zu 14, 14. „*εἰ μή*] = *ἀλλά* (1 Cor. 7, 17. Gal. 1, 7.)" ist durch blofse Repristination der alten, vielfach widerlegten, Satzung kein Streich gegen die philologische Kleinmeisterei ausgeführt, zumal da die drei das Unmögliche beweisen sollenden Stellen nur allzuklar sind. Nimmt man nun vollends das zu Matth. 12, 4. S. 113. Gesagte hinzu, was eine Rechtfertigung der alten, empirischen Ansicht enthalten soll „*εἰ μή*] heifst freilich eigentlich *als* [aufser]: *da aber* dabei eine gänzliche (nicht blofs theilweise) Negation vorausgesetzt werden mufs, und eine solche nicht vorhergeht, *so* mufs man dafür *in der Uebersetzung sondern* brauchen. — Vgl. *ἐὰν μή* Gal. 2, 16.", so vermifst man nicht nur in dem Schlusse selbst, worin aus der unter angenommenen Umständen *passenden Uebersetzung* die *Bedeutung* der Worte gefolgert wird, *Zusammenhang*, sondern wundert sich auch über die verfehlte Beurtheilung der Syntax in einer so klaren Stelle. Der Verf. meint, *εἰ μὴ τοῖς ἱερεῦσι μόνοις* beziehe sich auf *οὐκ αὐτῷ οὐδὲ τοῖς μετ' αὐτοῦ*, was aber so auszudrücken gewesen wäre: *οὓς οὐκ αὐτῷ ἐξὸν ἦν φαγεῖν, οὐδὲ τοῖς μετ' αὐτοῦ, ἀλλὰ τοῖς ἱερεῦσι μόνοις*, während die Wortstellung zeigt, dafs *εἰ μὴ τοῖς ἱερ. μ.* von *οὐκ ἐξὸν ἦν* abhängt: — welche *nicht erlaubt* war ihm zu essen, auch nicht seinen Begleitern, *aufser* den Priestern allein. Wie mag man sich aber erst Gal. 2, 16. — *ὅτι οὐ δικαιοῦται ἄνθρωπος ἐξ ἔργων νόμου, ἐὰν μή* (scil. *δικαιῶται*) *διὰ πίστεως Ἰ. Χρ.* (— dafs *nicht Rechtfertigung* erhält ein Mensch durch Beobachtung des Gesetzes, d. i. durch Einschlagung *des einen* Weges zum Heile unter zwei überhaupt denkbaren und möglichen, *wofern er nicht Rechtfertigung erhält* durch den Glauben an Christus, also durch Einschlagung des andern möglichen Heilsweges) einbilden, *ἐὰν μὴ δικαιοῦται* heifse *sed*?! Kurz, will Hr. *dW.* den philologischen Kleinmeistern und den Aufputzern der alten Dogmatik das Spiel verderben, so wird er sich wohl entschliefsen müssen, ebenfalls weitläufige Commentare zu schreiben, um zu einer gründlichen Widerlegung der gegnerischen, bereits sehr weit verbreiteten, Behauptungen Raum zu haben; mit den Plänkeleien der „kurzen Erklärung" werden die Bollwerke der Gegner nicht erstürmt.

Sehen wir nun, was Hr. *dW.* im Römerbriefe hat leisten wollen und was er wirklich geleistet hat. „Innerhalb der mir vorgeschriebenen engen Grenzen, schreibt er Vorwort S. III., habe ich mir *alle nur mögliche philologische Genauigkeit und Schärfe* zum Gesetze gemacht, und eben so der Sacherklärung durch Andeutung des Wesentlichsten zu genügen gesucht." In der That mufs von dem höchsten Grade philologischer Akribie geringe Vorstellungen haben, wer jenen in dem vorliegenden Bändchen der kurzen Erklärung zu finden im Stande ist. Denn *εὐαγγέλιον* bedeutet nach dem Vf. S. 1. *die Verbreitung* des Evangeliums *ὑπακούειν* (*τινί*) *εἴς τι obtemperantem esse* (*alicui*) *quod ad rem attinet, in re* bedeutet im Griech. nach S. 69. aufhorchen auf —. Rom. 9, 11. — *ἀλλὰ καὶ Ῥεβέκκα ἐξ ἑνὸς κοίτην ἔχουσα* heifst *κοίτη effusio seminis*, was mit LXX Num. 5, 20. belegt wird, wo aber *κοίτη*, wie *κοιτασία* Levit 20, 15. und *εὐνή* und *λέχος* bei den Klassikern ebenfalls euphemistische Bezeichnung des Beischlafs ist (vergl. LXX Lev. 18, 20. 23.) und *von einem Manne effusionem seminis haben* (= *cum viro concubuisse*) soll heifsen: von einem Manne *schwanger seyn*. Zu Rom. 10, 1. *ἀδελφοί, ἡ μὲν εὐδοκία τῆς ἐμῆς καρδίας καὶ ἡ δέησις πρὸς τὸν θεὸν ὑπὲρ αὐτῶν εἰς σωτηρίαν* sagt der Verf. S. 113: „*ἡ μὲν εὐδοκία*] *μέν* läfst ein *δέ* erwarten, das aber nicht folgt, obschon eine Art von Gegensatz in dem *ἀλλ' οὐ κατ' ἐπίγνωσιν* [v. 2.] liegt." Hier ist nur die Kleinigkeit übersehen, dafs v. 2. *ἀλλ' οὐ κατ' ἐπίγνωσιν* die unmittelbar vorhergehenden Worte *ζῆλον θεοῦ ἔχουσιν* beschränkt, folglich zu dem ersten Verse in *gar keiner* Beziehung stehen kann. Rom. 11, 1. ist

καὶ γὰρ ἐγώ statt καὶ γὰρ καὶ ἐγώ gesetzt S. 119. Ebenso 15, 2. nach S. 147. S. 88 schreibt der Verf. zu 8, 15. „υἱοθεσία Annahme an Kindes Statt, hier aber und Gal. 4, 5. die Kindschaft, das Verhältnifs der Kinder zum Vater selbst." Wie solches ἡ υἱοθεσία bedeuten könne, wird eben so wenig untersucht, als ob denn nicht auch Rom. 8, 15. Gal. 4, 5. das Wort die Bedeutung der *Adoption* habe. Freilich lehrt schon eine oberflächliche Kenntnifs des Paulinischen Lehrbegriffs, dafs die frommen Christen *nicht natürliche*, sondern *adoptirte* Söhne Gottes sind. Von Natur waren wir Söhne des göttlichen Zorns und des *Satans* Eph. 2, 3. fg. 2, 2. 1 Joh. 3, 8., aber durch Christi Verdienst haben wir die Kindschaft Gottes *erworben*, sind also ohne von Natur Kinder Gottes zu seyn, von Gott zu Kindern *adoptirt* worden Gal. 4, 4 fg. Eph. 1, 5. Bald darauf heifst es zu ἀββᾶ, ὁ πατήρ: „Das syr. ἀββᾶ setzt der Ap. wahrscheinlich darum, weil es ihm und anderen Christen im Gebete geläufig war, vgl. Mk. 14, 36. Gal. 4, 6." Aber wie ist diefs gekommen? und was bestimmte den Ap., hier und Gal. 4, 6., dem gewifs auch den Hellenisten und Heidenchristen verständlichen ἀββᾶ (vgl. 1 Cor. 15, 22.) ὁ πατήρ anzufügen? S. 142. zu 14, 5. (ὃς μὲν κρίνει ἡμέραν παρ' ἡμέραν, ὃς δὲ κρίνει πᾶσαν ἡμέραν) wird gesagt: „κρίνει ἡμ. παρ' ἡμ.] *beurtheilt*, achtet, einen Tag vor dem Andern, d. h. heiliger als den anderen; nachher ist κρίνειν, *vermöge des Parallelismus* (!), ohne παρά, *gleichsam im Positivo* [diefs ist die mögliche philosophische Schärfe], für *gleichachten* (!) gebraucht. Weder Parallelismus noch irgend etwas kann bewirken, dafs je κρίνειν *gleichachten* heifst. Man übersetze: der Eine sondert einen Tag vor einem andern Tage aus, *der Andere aber sondert jeden Tag aus.* Durch das paradoxe: *der Andere sondert jeden Tag aus* will P. recht fühlbar machen, dafs der Andere *gar nicht* einen Tag vor einem andern absondere, indem er *jedem* Tage die Bedeutsamkeit gebe, welche der im ersten Gliede Erwähnte nur *manchen* Tagen gebe." — Rom. 15, 24. — ὡς ἐὰν (*simulatque*) πορεύωμαι und 1 Cor. 11, 34. — ὡς ἄν ἔλθω bedeutet ὡς ἐὰν nach S. 115. *wenn etwa.* — S. 85. wird zu 8, 5. gesagt: „οἱ κατὰ σάρκα ὄντες] ungefähr [die mögliche philologische Genauigkeit!] so viel, als οἱ κατὰ σάρκα περιπατοῦντες." Zu 4, 17. wird S. 48. behauptet: „ὡς ὄντα kann *wohl* durch *ungenaue Kürze* für ὡς ἐσόμενα [also ὄντα kann bei ungenauer Kürze statt ἐσόμενα gesetzt werden!] oder für εἰς τὸ εἶναι ὡς ὄντα stehen." Wie solches geschehen könne, hätte gezeigt werden sollen. Denn in der Grammatik, wo Alles *natürlich* zugeht, gibt es keine Wunder. — Κλητοὶ *Berufene* heifst 1, 6. (S. 11.) und 8, 28. (S. 93.) *Auserwählte*, ἐκλεκτοί. Zu Rom. 14, 19 — καὶ τὰ τῆς οἰκοδομῆς τῆς εἰς ἀλλήλους *scil.* διώκωμεν *und lafst uns dem nachstreben, was die gegenseitige Erbauung erheischt* wird gesagt: „τῆς εἰς ἀλλήλους] *Dat. comm.*" und dafs dem so sey, soll aus der Phrasis λαλεῖν τινι οἰκοδομὴν καὶ παράκλησιν 1 Cor. 14, 3. hervorgehn. Rom. 13, 8. μηδενὶ μηδὲν ὀφείλετε, εἰ μὴ τὸ ἀλλήλους ἀγαπᾶν kann nach S. 138. ὀφείλετε ungeachtet des μηδενὶ μηδὲν Indicativus seyn und die Uebersetzung *ihr seyd Niemanden etwas schuldig* ist grammatisch möglich. Vgl. *Winer* Gr. p. 469. Rec. will solche Dinge nicht häufen, obschon sich bei ihnen manches Frage- und Ausrufzeichen anbringen liefse, dessen Beantwortung dem Vf. am Ende ungleich schwerer fallen würde, als den von ihm epitomirten Commentatoren auf die Fragen und Ausrufungen Antwort zu geben, welche Hr. *dW.*, wenn ihm eine ihrer Behauptung nicht gleich einleuchtete, an sie zu stellen für gut befunden hat. Lieber geht Rec. einige Stellen des Briefs genauer durch, um den Geist der kurzen Erklärung so zu charakterisiren, dafs jeder die philologische Bildung, die exegetischen Vorstudien und die Bedächtigkeit des Vfs. selbst zu beurtheilen im Stande ist. Nach S. 117. ist Röm. 10, v. 17. *störend*, *weil* sich ohne denselben v. 18. sehr gut an v. 16. anschliefsen würde. Diefs ist aber kein Grund, insofern der Interpret nur dann berechtigt ist eine störende Zwischenrede zu finden, wenn das dazwischen Gelegte den Fortgang von dem Einen zu dem Andern hemmt, anstatt ihn zu vermitteln. Hier aber recapitulirt P. das v. 13 — 16. Bewiesene, und bauet dann auf die Recapitulation sehr passend den folgenden Einwand v. 18.: Folglich kommt der Glaube aus der Predigt (vgl. v. 14. πῶς δὲ πιστεύσουσιν οὐ οὐκ ἤκουσαν); die Predigt aber erfolgt auf Gottes Befehl (vgl. v. 15. πῶς δὲ κηρύξουσιν, ἐὰν μὴ ἀποσταλῶσι, καθὼς γέγραπται ὡς ὡραῖοι οἱ πόδες κ. τ. λ.;) Aber ich frage: haben sie denn etwa die auf Gottes Geheifs erschallende Predigt (ἀκοή) nicht vernommen? Falsch läfst Hr. *dW.* den Ap. v. 17. nur aus der Stelle des Jesajas v. 16. argumentiren (ἄρα). Rom. 12, 1. hält er mit *Reiche* τὴν λογικὴν λατρείαν ὑμῶν für *Epexegèse* von θυσίαν. Diefs ist lexicalisch bedenklich, so lange nicht bewiesen ist, dafs auch λατρείαν παριστάναι τῷ θεῷ wie προσφέρειν Joh. 16, 2. gesagt worden sey, und logisch unzulässig, sofern der geistige Opferdienst der Christen nach dieser Stelle nicht darin besteht, dafs sie ein lebendiges, reines und Gott wohlgefälliges Opfer darbringen, sondern dafs sie *ihre Leiber als ein solches Opfer der Gottheit darbringen.* Also ist τὴν λογικὴν λατρείαν ὑμῶν Apposition zum ganzen Satze, wie richtig *Winer* Gr. p. 335. erklärt. Vgl. auch *Pflugk ad Eur. Androm.* v. 291. Die angebliche *Auflösung dW's.* καὶ οὕτω παραστῆσαι τὴν λογικὴν λατρείαν ὑμῶν ist ein eben so prekäres, als unklares *quid pro quo.* Betrachten wir jetzt, was der Vf. zu Rom. 8, 19 — 25. gibt. S. 89 fgg. „Dafs nun diese Offenbarung [die v. 18. erwähnte] Statt finden wird, beweist (γάρ) der Ap. v. 19. mit der Hinweisung auf eine in der Natur liegende *Sympathie*." Diefs ist richtig, wenn man bei der *Form* der apostolischen Rede stehen bleibt, d. h. die Prosopopoeie v. 19 fgg. nicht auflöset, aber unrichtig, wenn man diefs thut und die Materie der Paulinischen Gedanken ins Auge fafst. Denn dann wird die Gewifsheit der den frommen Christen bevorstehenden Herrlichkeit aus der Gewifsheit der von Gott beschlossenen und an die Erhebung der

gläu-

gläubigen Christen zur Unvergänglichkeit durch göttlichen Rathschluſs geknüpften, Erneuerung der Natur bewiesen v. 19—22. „*Schneckenburger* — und *Reiche* nehmen an, daſs das Folgende ein Beweis der *Gröſse* der Herrlichkeit seyn solle; allein dafür zeigt sich *keine Spur*; es heiſst *ja* bloſs: „das Harren der Schöpfung wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes." Hätte der Verf. ältere Interpreten, z. B. den *Chrysostomus* und *Theophyl.* nachgelesen, so würde er gefunden haben, daſs man durch nachdrückliche Betonung der Worte τῆς κτίσεως als der Hauptworte sehr natürlich auf jene Ansicht hingeleitet wurde und daſs dieselbe ganz anders bekämpft werden muſste, als geschehen. „ἀποκαραδοκία] *das Harren* —; *wahrscheinlich* ohne Emphase (Luther: das ängstliche Harren)." Der Vf., welcher hier *Rückert* epitomirt, will sagen, ἀπό sey in ἀποκαραδοκία *beziehungslos*, so daſs dieses Wort so viel, als καραδοκία bedeute. Aber hat ἀπό auch nur in einem einzigen Verbo keine Beziehung? Ist *Emphase* der richtige Ausdruck zur Bezeichnung der der Präposition inwohnenden Bedeutung (vgl. *Tittmann De synonymis in N. T.* p. 106.)? Haben *alle* die Ausleger, welche ἀπό etwas bedeuten lassen, ἡ ἀποκαραδοκία die *gespannte, sehnsuchtsvolle Erwartung* mit *Luther* bedeuten lassen, oder ist es nicht klar, daſs Hr. *dW.* weder *Fischer* D. V. L. N. T. p. 130. noch *Tittmann* a. a. O. nachgelesen hat? Ist ἀποκαραδοκεῖν und ἡ ἀποκαραδοκία auch anderwärts, ganz so viel als καραδοκεῖν und ἡ καραδοκία? Erlaubt endlich die vorliegende Stelle, wo P. sichtlich durch Zusammenstellung von ἡ ἀποκαραδοκία — ἀπεκδέχεται seiner Rede Nachdruck geben will, die Annahme, ἀπό stehe im Substantive und Verbo bedeutungslos? Weiter behauptet der Vf. nach *Rückert* und *Reiche*, ἡ κτίσις sey hier die ganze leblose *und lebendige* Natur im Gegensatze gegen die Menschheit, und diejenigen nähmen das Wort in einem *willkürlich beschränkten* Sinne, welche es nur von der *leblosen* Schöpfung verständen, *wogegen die Vorstellungen* in den Worten οὐχ ἑκοῦσα v. 20. und συστενάζει καὶ συνωδίνει v. 22. *stritten, welche ein der κτίσις einwohnendes Leben voraussetzen*; *denn* die Annahme einer *Prosopopoeie* habe *etwas Willkürliches*. Allein um nichts über die häufige Wiederkehr der *Prosopopoeie* bei P. und über den fast poetischen Grundton der ganzen Stelle zu sagen, so ist ja doch die *Prosopopoeie* aus v. 19. gar nicht hinwegzubringen, da, mag man ἡ κτίσις erklären wie man will, immer τῇ ἀποκαραδοκίᾳ τῆς κτίσεως ein ἀπεκδέχεσθαι zugeschrieben wird, als wäre sie eine Person. Auſserdem ist leicht zu begreifen, daſs, wenn man mit dem Vf. ἡ κτίσις und πᾶσα ἡ κτίσις *die leblose und lebendige* Schöpfung heiſsen läſst, auch der *leblosen* Schöpfung Hoffnung v. 21., Seufzen und schmerzliche Empfindung v. 22. beigemessen wird. Bei tieferem Eindringen in den Geist der ganzen Stelle und bei sorgfältiger Erwägung aller verwandten Stellen des N. T. muſste sich ergeben, daſs die aus flachem Grunde verworfene Erklärung, die einzig richtige ist. S. 90. „V. 20 f. Der Grund (γάρ) ihres Harrens ist, daſs sie alsdann von der Vergänglichkeit befreiet zu werden hofft." Diese Sinnangabe ist sehr ungenau, da die Hauptsache fehlt, welche der Text ganz klar andeutet: diese Hoffnung habe Gott der Schöpfung eröffnet. „τῇ ματαιότητι] = φθορᾷ v. 21." Daſs ματαιότης = φθορά sey, wird der Verf. mit nichts, auch nicht mit Stellen der LXX zu beweisen im Stande seyn. Niemand hat μάταιοί εἰσιν οἱ ἄνθρωποι statt φθαρτοί εἰσιν οἱ ἄνθρ. gesagt. Der Schluſs aber aus v. 21. ist ein Fehlschluſs. Denn daraus, daſs ἡ ματαιότης und ἡ φθορά wechseln, folgt nur die Nothwendigkeit ἡ ματαιότης so zu deuten, daſs entweder aus der Unterwerfung der Schöpfung unter die ματαιότης für die Schöpfung die δουλεία τῆς φθορᾶς hervorging, oder überhaupt beide neben einander ohne Widerspruch bestehen. Aus ὑπετάγη geht allerdings nicht hervor, daſs P. auf den Sündenfall und die Verfluchung der Erde um der Menschen willen deute, aber aus οὐχ ἑκοῦσα eben so wenig.

Der Grund, *weil dadurch die Schöpfung schon als vorhanden gedacht werde*, ist spitzfindig. Wollte P. hier sagen, daſs die Natur gleich bei der Schöpfung gegen eignen Wunsch und Willen in schlechte Verfassung gerathen sey, so muſste er die Natur personificiren und durch οὐχ ἑκοῦσα ihre Existenz früher, als den ihr angethanen Zwang setzen. Daſs übrigens P. die Deterioration der Natur an den Sündenfall geknüpft habe, ist nicht nur nach der in der jüd. Theologie vorkommenden Idee des Falles der Natur mit dem Menschen wahrscheinlich, sondern aus der Stelle selbst klar. Ihre Verklärung ist mit der Verklärung der Söhne Gottes (der gottwohlgefälligen Menschheit) verbunden v. 19. 21.; hiernach wird wohl auch die durch Sünde verschuldete Sterblichkeit der Menschheit der Natur vergängliches Wesen zugezogen haben, so daſs der jetzige Himmel und Erde vergehen und zu seiner Zeit einem neuen Himmel und einer neuen Erde Platz machen muſs. „Die Vorstellung der Unterwerfung schlieſst schon die der Unfreiwilligkeit ein — [falsch; ὑπετάγη heiſst hier *subjecit se* und dieſs kann ganz freiwillig geschehen]: diese wird aber noch besonders herausgehoben durch οὐχ ἑκοῦσα *und damit das allem Leben einwohnende Widerstreben gegen den Tod angedeutet*."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, in d. Weidm. Buchh.: *Kurze Erklärung des Briefes an die Römer*, von Dr. *W. M. L. de Wette* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 124.*)

Hiermit hat Hr. *de Wette* erklärt, was keiner Erklärung bedurfte: warum wenig glaublich sey, dass die Natur gutwillig sich unter die Gewalt der *ματαιότης* gethan haben werde (alles Lebendige hat einen *horror* vor dem Tod und Untergange), aber nicht erläutert, was zu erläutern war, wodurch der Ap. bewogen worden sey, *οὐχ ἑκοῦσα* hinzuzusetzen. Nämlich 1) sollte *οὐχ ἑκοῦσα* zeigen, dass *ὑποτάγη* hier *sensu subiecit*, nicht *subiecta est rerum natura* sey, und 2) erforderte die Argumentation den Zusatz *οὐχ ἑκοῦσα*, *ἀλλὰ διὰ τὸν ὑποτάξαντα*. Denn hätte sich die Natur freiwillig unter die *ματαιότης* und somit auch unter die Knechtschaft der *φθορά* gestellt, so hätte sie auf die Unvergänglichkeit aus freien Stücken verzichtet und hätte keinen Grund auf die Erscheinung der Kinder Gottes als auf die Zeit beharrlich zu warten, wo auch sie *restitutio in integrum* d. h. unvergängliches Wesen erhalten werde. Ein ganz Anderes aber ist es, wenn sie zur Zeit des Sündenfalles *nicht weil sie*, sondern weil *Gott* es wollte, sich der *ματαιότης* unterwarf und zwar unter der von Gott eröffneten Hoffnung, dass sie ebenfalls, wie die Kinder Gottes, der Fesseln der Vergänglichkeit entledigt und in die Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes d. i. in den freien, ungebundenen Zustand der Unvergänglichkeit versetzt werden solle. Denn dann hat die Natur ihre Herrlichkeit nicht aufgegeben, sondern sich nur in den Willen Gottes gefügt; Gott aber wird die Hoffnung, welche er der Natur gegeben hat, nicht unerfüllt lassen. „*ἀλλὰ διὰ τὸν ὑποτάξαντα*] *durch* den, der sie unterwarf, *διά* ist *durch*, wie Joh. 6, 57, aber *nicht gerade* s. v. a. *διά* c. gen., sondern *mehr den Grund* [ist dies die *möglichste philologische Genauigkeit und Schärfe?*] anzeigend: *vermöge* des Willens und der Macht dessen, der sie unterwarf [dies wäre *διὰ τοῦ ὑποτάξαντος*]." Der Vf. ist in grossem Irrthume, wenn er sich vorstellt, dass *διά* c. Accus. in Stellen, wie Joh. 6, 57. *ἐγὼ ζῶ διὰ τὸν πατέρα* (vgl. Lin. 8, 33. — *eum, propter quem dictum delubra patuisse* und des Rec. *Dissert. ad Gal.* III, 12) etwas anderes, als *wegen* bedeute. Vielmehr sind in dergleichen Stellen die Schriftsteller bei der weitern und minder bestimmten Vorstellung des *Grundes* stehen geblieben, anstatt die engere und bestimmtere Vorstellung des Werkzeuges, durch welches etwas bewirkt wird, mit *διά cum Genit.* zu markiren. Hieher aber gehört die vorliegende Stelle keineswegs. Denn der *ματαιότης* unterwarf sich die Natur nicht gutwillig, *sondern um dessen willen, der sie unterwarf*, d. h. sondern *weil* es *ὁ ὑποτάξας* also wollte. Mit welchem Rechte *Griesbach*, *Knapp* u. A. die Worte *οὐχ ἑκοῦσα, ἀλλὰ διὰ τὸν ὑποτάξαντα* parenthesirt haben, darüber hat der Vf. nichts bemerkt. Eben so wenig hat er S. 91 angedeutet, warum nicht, was noch von mehreren neuern Interpreten geschehen ist, *ἐπ' ἐλπίδι* mit *διὰ τὸν ὑποτάξαντα* verbunden werden dürfe. „*καὶ αὐτὴ ἡ κτίσις*] Dieses *auch selbst* deutet an, dass die Befreiung, eigentlich *Sache der Menschheit* [! der Vf. hat nicht an die Personification gedacht], sich noch weiter erstrecken werde, selbst dahin, *wohin man es nicht erwarte.*" Bei dieser stillschweigend von *Köllner* p. 290. entlehnten Deutung ist übersehen, dass in der Stelle die *κτίσις* mit den Kindern Gottes verglichen wird, also hier *καὶ αὐτός* weder *ipse quoque*, noch, wie es der Vf. nahm, *ipse adeo*, sondern *et ipse* bedeutet: — dass sie *ebenfalls*, die Natur u. s. w. *Ἡ κτίσις* ist aus Streben nach Deutlichkeit erwachsene Epexegese Luc. 24, 15. Marc. 6, 17. „*τῆς δουλείας τῆς φθορᾶς*] — der Genit. erklärt, worin die Knechtschaft bestehe. Die Vergänglichkeit ist eine Knechtschaft, *weil sie ein der innern Natur der Schöpfung widerstrebendes Gesetz ist.* Nicht doch, sondern die ebenfalls personificirte Vergänglichkeit ist darum eine Knechtschaft, weil sie über die ihr Anheimgefallenen herrisch gebietet, ihnen die Freiheit, so lange als sie wollen und wie sie wollen, zu leben nimmt und sie zwingt zu sterben, wenn sie gebietet (Cic. De Offic. I, 20, 70. Hebr. 2, 15). „*τ. ἐλευθ. τῆς δόξης κτλ.*] *die Freiheit, die in der Herrlichkeit des S. G.* besteht." Sehr gut, aber dass P. unter *der Herrlichkeit der Kinder Gottes* ihre *Unvergänglichkeit* (*τὴν ἀφθαρσίαν* 1 Cor. 15, 54) verstehe, was man wissen muss, um die Stelle zu fassen, bemerkt der Vf. nicht. Eben so wenig setzt er auseinander, wodurch P. bestimmt wurde *εἰς τὴν ἐλευθερίαν τῆς δόξης τῶν τέκνων τοῦ θεοῦ* statt *εἰς τὴν ἐλευθερίαν τὴν ἀφθαρσίας τ. τ. τ. θ.*, was sehr conciin gewesen seyn würde (vgl. *ἀπὸ τῆς δουλείας τῆς φθορᾶς*) zu schreiben. „Andere: die *herrliche* Freiheit!" Wer? und was ist von dieser Erklärung zu halten? „V. 22. *οἴδαμεν*] Der Ap. beruft sich zum Beweise des *v.* 19 Gesagten auf eine allgemein zugestandene Wahrheit." Nicht auf v. 19, sondern auf v. 19—21 bezieht sich v. 22, und der Ap. giebt durch die Wendung: denn es

es ist eine allbekannte Sache, dafs — zu erkennen, dafs er abgethan dürfe, weil eine weitere Erörterung der aufgestellten Behauptungen, welche Niemanden befremden würden, unnöthig sey. *Σύν* in *συστενάζω* und *συνωδίνω* kann nicht, wie der Vf., welcher zwischen zwei Auffassungen schwankt, meint, die *verba simplicia* verstärken. Denn diese Kraft hat *σύν* in den *verwandten* Verbis *συνήδεσθαι, συγχαίρειν, συγγηθεῖν, συναλγεῖν, συγκάμνειν* u. A. nie. Eben so wenig ist die Erklärung: *sie* (die aus mehrern Theilen, Himmel, Erde u. s. w. bestehende Natur) *seufzet zusammen, gemeinschaftlich*, zulässig. Denn dafs auch sie gegen den Sprachgebrauch verstöfst, wird Rec. so lange behaupten, bis man ihm *passende* Stellen entgegenhält. Auf die Menschheit, nicht auf die Söhne Gottes, bezieht sich das *σύν*. Die ganze Natur stimmt (seit Adams Falle) in das Seufzen und in die Betrübnifs der Menschheit ein bis auf den gegenwärtigen Augenblick. Alle Menschen fühlen sich seit Adams Sünde durch die Fesseln der Sterblichkeit gedrückt Rom. 5, 12 fgg. 1 Cor. 15, 22, aber nur den Söhnen Gottes wird die durch Adam verscherzte *ἀφθαρσία* durch Christus zurückgegeben 1 Cor. 15, 50 fgg. „*ὠδῖνες, Geburtswehen haben*; ein sehr schickliches Bild; *so wie die Gebärerin eine lebendige Kind dem Tode abringet, so ringet die Natur, sich selbst* (?) *zum* (unvergänglichen) *Leben zu gebären.*" Diese Fiction steht mit dem Sprachgebrauche in dem offensten Widerspruche. Bei dem *metaphorischen* Gebrauche von *ὠδῖνες* Job. 21, 17, *ὠδῖνειν* Hom. Od. 9, 415. Eur. Hippol. 258. (vgl. *parturire* Cic. Lael. 13, 45) und *συνωδῖνειν* Eur. Hel. 726. ist immer die *Heftigkeit* des Schmerzes der Vergleichungspunkt, nicht das oder jenes, was man sich als die Geburtswehen begleitend oder ihnen nachfolgend denken mag. Wo also vom Schmerze der Seele die Rede ist, bezeichnen jene Worte *grofse Betrübnifs* und *starken Kummer*. Aber auch die Stelle selbst schon konnte dem Vf. sein Unrecht zeigen. Denn es liegt auf der Hand, dafs P. *καὶ συνωδίνει* aus keinem andern Grunde hinzufügte, als weil ihm *συστενάζει* noch nicht stark und bezeichnend genug war (Hom. Od. 9, 415). Also: die ganze Natur stimmt ein in das Seufzen *und den Kummer* bis jetzt. „*ἄχρι τοῦ νῦν*] *von jeher* [aber die Natur liefs ja oben der Vf. mit Adam fallen] bis jetzt." „V. 23. Diese Sehnsucht hat aber nicht blofs die Natur, *sondern auch* — eine Steigerung — *wir selber, welche die Erstlinge des Geistes*, d. h. *zuerst* die Gabe des G., empfangen haben, die damaligen ersten Christen. So in Vergleich mit 16, 5. 1 Cor. 16, 15. wird der Ausdruck *am einfachsten* genommen (mit Wetst. Mor. Reich. Koelln.)." Hier giebt es sehr viel zu berichtigen. 1) steht die Uebersetzung wir selber, *welche* die Erstlinge des Geistes empfangen haben (d. i. *ἡμεῖς αὐτοὶ οἱ τὴν ἀπαρχὴν τ. πν. ἔχοντες*) sowohl mit dem griechischen Texte (*ἀλλὰ καὶ αὐτοὶ τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες*), als mit der Aufforderung des Vfs. S. 92, man solle den Partieipialsatz *τὴν ἀπαρχὴν τ. πν. ἔχοντες* durch *obgleich* auflösen, im Widerspruche. 2) ist die Bezeichnung der ersten Christen als derer, welche die Erstlinge, die erste Gabe des h. Geistes besitzen, willkürlich. Wo findet sich hier N. T. auch nur entfernterweise die Vorstellung angedeutet, die zuerst zum Christenthume Bekehrten hätten *die Erstlinge* und die später gläubig Gewordenen gleichsam die volle Aernte des Geistes (*τοὺς καρποὺς, τὰ γεννήματα τοῦ πνεύματος*) erhalten? 3) lassen die zur Bestätigung angezogenen Stellen Rom. 16, 5. 1 Cor. 16, 15. vielmehr *ἀπαρχὴ Χριστοῦ* oder etwas Aehnliches, wie *εἰς χριστὸν, τῶν πρωτῶν ὄντες*), erwarten: ob wir gleich die *Erstlinge in dem Herrn* sind. 4) ist die Erwähnung der ersten Christen und deren stillschweigende Unterscheidung von denen, deren Bekehrung späterhin erfolgen werde (11, 25 fgg.), hier ganz unpassend. Die Worte *τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος* müssen eine Auszeichnung enthalten, von deren Besitzern man geneigt seyn sollte voraszusetzen, sie würden *nicht* seufzen, sondern mit grofser Geduld sich in die traurige Gegenwart fügen und der Zukunft getrost entgegengehn. Denn als etwas Aufserordentliches wird durch die Steigerung hervorgehoben, dafs die und die, *obschon sie das und das besäfsen*, doch seufzeten. Nun aber erhält jeder, welcher sich Christo gläubig zuwendet, den h. Geist Act. 10, 47, und derjenige, welcher dafs einige Jahre früher gethan, erhält keine kleinere Gabe, als der um einige Jahre später zu Christo Gekommene und umgekehrt. 5) ist *Wetstein's* Fassung wenigstens in lexicalischer Hinsicht von der des Vfs. sehr verschieden. Der Vf. geht davon aus: die Erstlinge sind die *ersten* Früchte; also bedeutet *ἡ ἀπαρχή* metaphorisch *quod primum est* Eur. Phoen. 857. LXX. Ps. 77, 51. *Wetst.* dagegen bezieht sich darauf, dafs die Erstlinge die ersten *Früchte* sind, *welche der Gottheit geweiht worden sind* und dafs demnach *ἡ ἀπαρχή* metaphorisch *quicquid Deo consecratum est* Jac. 1, 18 bedeute. „Die Erklärung: die erste, vorläufige Gabe des h. Geistes im Gegensatz einer vollständigern Mittheilung *scheint* einen unpassenden Gedanken zu geben." Der Schein trügt und mufs in der Wissenschaft durch genaue Untersuchung der Sache aufgelöset werden. Rec. hält die ohne Gründe verworfene Erklärung für die richtige. Die Erstlinge (die ersten Gaben) des h. Geistes sind die Charismen des h. Geistes, welche er an die Gläubigen *ἐν τῷ αἰῶνι τούτῳ* austheilt 1 Cor. 12, 4 fgg. Gal. 3, 2. 5, 22. Diese werden stillschweigend einer zweiten Gabe des h. Geistes entgegengesetzt, welche *ἐν τῷ αἰῶνι τῷ μέλλοντι* erfolgt und in Gewährung der ewigen Seligkeit, der *δόξα, κληρονομία, σωτηρία, υἱοθεσία* bestehen wird. Als Verleiher des ewigen Lebens aber durfte P. den h. Geist betrachten. Denn ist er uns nach P. Unterpfand des ewigen Lebens und verbürgt uns, wenn wir seinem Zuge folgen, das ewige Leben 2 Cor. 1, 22. 5, 5. Eph. 1, 14. 4, 30. und werden wir gleichsam von dem Boden des h. Geistes, wenn wir auf ihn hienieden säen, das ewige Heil ärnten Gal. 6, 8; so durfte sich auch P. den h. Geist als den Geber der ewigen Seligkeit denken.

„Die

„Die Erklärung endlich [man glaube nicht, dafs dieſs die *letzte* Erklärung ist, welche der Vf. erwähnt; denn im nächsten Satze heifst es schon wieder: *Die Erklärung endlich* S. 92], nach welcher man τοῦ πν. als *genit. apposit.* nimmt und τὴν ἀπαρχὴν vom *ersten Anfange* oder Unterpfande der Seligkeit versteht, *Keil* Opp., *Wahl*, auch *Flatt* [aber *Flatt* entscheidet sich nicht] ist *sprachwidrig*, indem τοῦ πν. *natürlicherweise* [also *sprachwidrig*, *weil minder einfach* und *leicht*!] der *gen. partit.* ist, *jedoch dem Gedanken nach den Stellen* 2 *Cor.* 1, 22. 5, 5. *Eph.* 1, 14 *angemessen* [die letzten Worte bekennt Rec. nicht zu verstehen].“ Die von *Reiche* S. 204. 205 entnommene Behauptung, dafs in ἡ ἀπαρχὴ τοῦ πνεύματος einen *genitivus appositionis* anzunehmen die Sprache nicht erlaube, hat schon *Winer* Gr. p. 335 mit der Erinnerung gebührend zurückgewiesen, „die lebendige Sprache lasse sich nicht *so meistern*.“ Gleichwohl glaubt Rec. in s. Commentare einen entscheidenden Grund gegen diese im Allgemeinen sprachrichtige und einen guten Sinn gebende Erklärung beigebracht zu haben. „Die Erklärung *endlich* [s. oben], wornach der Ausdruck den Vorzug der Christen bezeichnen soll (Chr. Schmid [nicht Schmidt], Rosenm., Schneckenb.) entbehrt aller Begründung; *denn die Nichtchristen haben ja nicht blofs einen geringern Geist, sondern gar keinen* (πν. nämlich als christlich göttlichen Geist genommen).“ Jene drei Ausleger hätte der Vf. nicht zusammenwerfen sollen, da sie besonders nach verschiedener Fassung von τοῦ πνεύματος (der letzte schiebt aufserdem den Worten unter, was sie nicht besagen können) gar Verschiedenes wollen; übrigens trifft die Instanz des Vfs. keines einzigen Auslegung. Der Vf. erklärt sich nun über die Construction der Worte nach der Vulgata, welche er für ursprünglich hält — ἀλλὰ καὶ αὐτοὶ τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες καὶ ἡμεῖς αὐτοὶ ἐν ἑαυτοῖς στενάζομεν — S. 92 so: „αὐτοί *bildet mit* καὶ ἡμεῖς αὐτοὶ *zusammen das Subject*, welches durch den Participialsatz τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες (aufzulösen durch *obgleich*) getrennt ist.“ (!) Rec. vermag sich diese unerhörte und mit nichts zu begründende Behauptung nur aus einem Mifsverständnisse des Vfs. zu erklären. Hr. *dW.* fand bei *Tholuck* den schon von *Calvin* und *Beza* gemachten Vorschlag, καὶ ἡμεῖς αὐτοί als Epanalepsis des Subjects αὐτοί nach dem kurzen Zwischensatze τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες aufzufassen (sondern auch *wir selbst*, obschon wir die Erstlinge des Geistes haben, *auch wir selbst*, sage ich, seufzen in [oder unter] uns), mifsverstand denselben aber dahin, man meine, die Worte αὐτοὶ καὶ ἡμεῖς αὐτοὶ bilden gemeinschaftlich das Subject! „Die grofse Varietät der Lesart in Ansehung des ἡμεῖς [jene bezieht sich nicht blofs auf ἡμεῖς, sondern auf καὶ ἡμεῖς, welche Worte in den ältern Urkunden an den verschiedensten Stellen erscheinen], welches Viele gleich vorne lesen, Andere gar nicht, *scheint* nicht in der Unächtheit des ἡμεῖς (*Griesb.* [*Griesbach* erklärt nicht ἡμεῖς, sondern καὶ ἡμεῖς für verdächtig] *Lachm.*), sondern in dem Bestreben, *die Construction zu bessern* (!) ihren Grund zu haben.“ Grammatische Irrthümer erzeugen, wie man auch aus diesem Beispiele sieht, kritische. Genaues Studium der Varianten und der ältern Ausleger lehren gar bald, dafs die Vulgata keineswegs ächt ist, dafs die zahlreichen Varianten nicht aus absichtlicher Interpolation, sondern aus einem durch das nach wenigen Worten wiederkehrende αὐτοί veranlafsten Irrthume entsprungen sind, so wie in Betreff des ἡμεῖς wenigstens so viel, dafs es ächt ist und ursprünglich nach ἀλλὰ καὶ stand. „ἐν ἑαυτοῖς] *im Herzen*.“ Die Erklärung dieser Worte hängt von der kritischen Gestaltung der ganzen Stelle ab. Schreibt man mit alten Urkunden: ἀλλὰ καὶ ἡμεῖς αὐτοὶ τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες αὐτοὶ ἐν ἑαυτοῖς στενάζομεν, so ist des Vfs. Erklärung unstatthaft und αὐτοὶ ἐν ἑαυτοῖς στενάζομεν bedeutet *ipsi inter ipsos ingemiscimus*. „υἱοθεσίαν ist *auffallend* (*daher* es auch D. F. G. auslassen) [dieſs ist nicht so ausgemacht, als der Vf. meint; υἱοθεσίαν kann auch aus Versehen nach στενάζομεν ausgefallen seyn, zumal da man das ausgefallene Wort nicht vermifste, indem ἀπεκδεχόμενοι τὴν ἀπολύτρωσιν τοῦ σώματος ἡμῶν einen vollständigen Gedanken giebt:], theils weil sie ja die Christen schon besitzen (v. 14—16), theils weil, wenn darunter deren Vollendung oder vollkommne Enthüllung (vgl. τὴν ἀποκάλυψιν τῶν υἱῶν τοῦ θεοῦ v. 19) zu verstehen ist, der Artikel fehlt, der sie als etwas Bestimmtes und schon Bekanntes bezeichnen würde [dieſs ist alles stillschweigend aus *Rückert* p. 370 genommen]; allein dieser Mangel ist gerade bei *Nom. abstractis* nicht ungewöhnlich. *Winer* S. 170.“ Der Vf. hat nicht bedacht, dafs P. hier nicht *die Adoption* als *die* an den frommen Christen bei der Parusie zu vollziehende, sondern *eine* von ihr zu erwartende und höchst wünschenswerthe Auszeichnung, nämlich *Freiheit* von den Fesseln der Vergänglichkeit, im Sinne hat. Durch Adoption werden bekanntlich die Sclaven frei (vgl. *Grotius* zu Rom. 8, 15). Nun sind die in der Stelle seufzenden Christen zur Zeit δοῦλοι τῆς φθορᾶς (v. 21), sie seufzen also, wie der Ap. sagt, weil sie *Adoption* d. h. *Freiheit* beharrlich erwarten und υἱοθεσίαν wird dann durch τὴν ἀπολύτρωσιν τοῦ σώματος ἡμῶν genauer bestimmt: wir seufzen, weil wir beharrlich auf Adoption (Freiheit) harren, d. h. auf Befreiung von unserm Körper. Des Artikels bedurfte es hier im Griechischen so wenig, als er im Deutschen nothwendig ist. „τὴν ἀπολύτρωσιν τοῦ σώματος ἡμῶν] *die Erlösung unsers Leibes* nämlich von Sterblichkeit und Hinfälligkeit; nicht *die Erlösung vom Leibe, indem ja der Ap. eine Verwandlung des sterblichen Leibes in einen unsterblichen erwartete* (Phil. 3, 21. 2 Cor. 5, 2—4).“ Diese Stellen beweisen nebst 1 Cor. 15, 48 fgg. gerade für die verworfene und gegen die gebilligte Deutung. Wohl soll nach P. der sterbliche Körper der die Parusie Christi erlebenden Frommen in einen unsterblichen verwandelt werden (denn ἡ φθορὰ τὴν ἀφθαρσίαν οὐ κληρονομεῖ 1 Cor. 15, 50); aber dieſs geschieht nicht so, dafs der sterb-

sterbliche Körper zur Unsterblichkeit verklärt würde, sondern der sterbliche Körper wird durch den übergezogenen unsterblichen *verschlungen* und *verzehrt* 2 Cor. 5, 4. Folglich kann P. die Christen nicht auf Befreiung *des sterblichen Körpers von Sterblichkeit* harren lassen, sondern er muſs sagen, sie warteten auf Befreiung *von ihrem sterblichen Körper* und somit auf Ertheilung eines unsterblichen Körpers. Ἀπολύτρωσίς τινος *Befreiung von etwas* kommt im N. T. selbst vor, Hebr. 9, 15, was freilich oft genug verkannt worden ist. Vgl. ἀπαλλαγή τινος bei den Classikern. „V. 24 f. Begründung (γάρ) dieser Erwartung dadurch, daſs das Heil der Christen *in der Hoffnung* liegt. *Durch die Hoffnung sind wir gerettet* (des Heils theilhaftig 1, 16) worden, d. h. *dadurch*, daſs wir *den Glauben* und *somit auch die Hoffnung* (!) haben. Aus dem Begriffe der Hoffnung aber wird der Beweis geführt, daſs das Gehoffte noch nicht vorhanden seyn könne, mithin den Christen Standhaftigkeit *zieme*." Dieſs ist wieder nur ein Auszug aus *Rückert's* nicht angezogenem Commentar ohne eigne Zuthat. Aber die von *Rückert* angenommene Erklärung verstöſst gegen die Grammatik und den Paulinischen Lehrbegriff: gegen jene, weil ἀπεκδεχόμεθα v. 25 nicht heiſsen kann *expectare nos oportet*, δεῖ ἡμᾶς ἀπεκδέχεσθαι: gegen diesen, weil bekanntlich P. *die Hoffnung* von *dem Glauben* im Begriffe unterscheidet 1 Cor. 13, 13 und das Heil (τὴν σωτηρίαν) nicht von *der Hoffnung*, sondern *vom Glauben* (τῇ πίστει) abhängig macht Rom. 1, 16. Nichts kann klarer seyn, als daſs P. v. 24. 25 das v. 23 gebrauchte Verbum ἀπεκδεχόμενοι rechtfertigt. Dieſs geht nicht nur aus v. 24. τῇ γὰρ ἐλπίδι ἐσώθημεν, sondern auch daraus hervor, daſs P. nach gegebener Rechtfertigung v. 25 auf das Verbum ἀπεκδέχεσθαι zurückkommt und mit der Wiederholung desselben seine Rechtfertigung abschlieſst. Also können die Worte τῇ γὰρ ἐλπίδι ἐσώθημεν nur heiſsen: denn *der Hoffnung* nach (der stillschweigende Gegensatz ist: οὐ τῇ ἀπολαύσει *nicht dem Genusse nach*) sind wir im Besitze des ewigen Heils. Sehen wir nun, was Hr. *HW.* zu einer andern, ebenfalls schwierigen Stelle beigebracht hat, nämlich zu 7, 21 εὑρίσκω ἄρα τὸν νόμον τῷ θέλοντι ἐμοὶ ποιεῖν, τὸ καλόν, ὅτι ἐμοὶ τὸ κακὸν παράκειται. S. 78. „Gegen den *Zusammenhang* ist die Erklärung von Orig. Chrys.: *ich finde also* (?), *daſs mir, der ich das Gute thun will, das* (mosaische) *Gesetz gegeben ist, weil mir das Böse anhängt*." Aber J. erklärt anders Origenes und wieder anders Chrys. Jener meint, P. habe dieſs sagen wollen: „*igitur, quia malum mihi adiacet volens facere bonum invenio legem Dei et condelector ei secundum interiorem hominem*", habe sich aber nicht richtig ausgedrückt, wogegen dieser so erklärt: *reperio igitur, legem mos. mihi, qui velim honestum facere, patrocinari, ex eo quod inhonestum mihi in promtu est.* Beide Erklärungen waren aber nicht contextwidrig, sondern *falsch* zu nennen. Was Origenes sagt, verdient gar nicht den Namen einer Erklärung. Chrys. aber supplirte mit mehrern Aeltern eben so willkürlich ὄντα nach τὸν νόμον, als er ἐστὶ μοι ὁ νόμος so viel als συνήγορεῖ μοι ὁ νόμος bedeuten liefs. Der V. f. erinnert weiter, daſs *Knapp's* (Opusc. p. 389 sqq. ed. 2) Erklärung: „*ich finde also, daſs mir, wenn ich* [der ich] *das Gesetz, das Gute, thun will, das Böse anhängt*"; gegen die *Sprache* sey. Jedenfalls war nicht nur den Anfängern, sondern auch den Gelehrten anzudeuten, *worin* das Sprachwidrige der *Knapp*'schen Erklärung bestehe, zumal da diese Deutung der der griechischen Sprache Kundige sehr wohl begründet findet. Die *Knapp*'sche Erklärung hat nur *den* leicht zu verbessernden Fehler, daſs das doppelte ἐμοί verschieden bezogen wird, nämlich das erstere auf den inwendigen Menschen (den Geist v. 22), das letztere auf den Körper (die σάρξ v. 18. 23). Sonst ist sie sprachlich, wie jeder Philolog zugestehen wird, völlig untadelich und nach der jetzigen Einsicht des Rec. einzig richtig. Ὁ νόμος muſs das *mosaische Gesetz* seyn. Denn P. faſst das über die Stellung des Juden zum *mos. Gesetze* Gesagte (vgl. v. 14. 16) v. 21 in der Folgerung εὑρίσκω ἄρα κ. τ. λ. zusammen, und bestätigt wird diese Ansicht durch v. 22. 23, wo v. 21 erläutert wird. Was v. 21 ὁ νόμος heiſst, wird v. 22 ὁ νόμος τοῦ θεοῦ genannt. Die Worte τὸν νόμον τῷ θέλοντι ἐμοὶ ποιεῖν sind vorangestellt, weil auf ihnen der Nachdruck ruhen sollte. Sonst würde P. geschrieben haben: εὑρίσκω ἄρα, ὅτι ἐμοὶ τὸ κακὸν παράκειται, τῷ θέλοντι ποιεῖν τὸ καλόν. (Ποιεῖν) τὸ καλόν ist eine richtige Epexegese von (ποιεῖν) τὸν νόμον *das Gesetz vollziehn* (2, 13), d. h. mit andern Worten *das Gute thun* (vgl. 8, 23, wo ἀπεκδέχεσθαι υἱοθεσίαν durch ἀπεκδέχεσθαι τὴν ἀπολύτρωσιν τοῦ σώματος erläutert wird). Es ist aber dieselbe durch das Zurückblicken auf v. 16 und noch mehr auf v. 18 herbeigeführt. Nach der *Epexegese* ist der Satz gestaltet: ὅτι ἐμοὶ τὸ κακὸν παράκειται. Endlich das Pronomen ἐμοί ist der Deutlichkeit wegen wiederholt (vgl. *Matthiä* ausf. pr. Gr. p. 1312 und m. Note zu Marc. p. 14. 1 Cor. 3, 3 — 5. — παραδοῦναι τὸν τοιοῦτον — 2 Cor. 12, 2. — ἁρπαγέντα τὸν τοιοῦτον. — Die ganze Stelle besagt demnach dieſs: ich finde also (bei dieser Betrachtung vgl. Xen. Hellen. 7, 4, 2. κτᾶ Kohel. 7, 26 sq. und *reperire* Cic. ad Fam. 12, 3, 1), *daſs mir*, der ich das mosaische Gesetz beobachten, d. h. *das Gute* vollziehen will, *daſs mir* das *Böse* zur Hand ist." Daher ist *kein anderer Rath*, als mit Grot., Calv., Beza, Boehm., Flatt., Koelln. die Erklärung anzunehmen: ich finde also mir, der ich das Gute thun will, *das* Gesetz, daſs mir das Böse anhängt." Die angeführten Erklärer stimmen nur in der Fassung von ὁ νόμος als *norma, regula* zusammen, bestimmen aber die Construction verschieden.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Kurze Erklärung der Briefen an die Römer. Von Dr. W. M. L. de Wette u. s. w.*

(*Beschluss von Nr.* 125.)

Hr. *dW.* schliefst sich am nächsten an *Beza* und *Köllner* an, wenn er ἄντα oder δοθέντα nach τὸν νόμον supplirt. Aber mit der Bemerkung: „Die Härte des Ausdrucks: ich finde mir das Gesetz statt ich finde in mir (? warum nicht *für mich*?) oder *mir gegeben*, ist erträglich." ist nichts gethan. Denn hier galt es, historisch *aus Stellen* zu beweisen, dafs εὑρίσκω ἐμοὶ νόμον in der Bedeutung von εὑρίσκω ἐμοὶ νόμον δοθέντα gesagt worden sey. Aufserdem mufste hier nicht nur der Deutlichkeit halber τοῦτον τὸν νόμον geschrieben, sondern dieis auch ganz an die Exegese ὅτι ἐμοὶ τὸ κακὸν παράκειται gerückt werden, wie in den von Vf. angezogenen Stellen Act. 11, 10. 20, 35. also εὑρίσκω ἄρα τὸν θέλοντι ἐμοὶ ποιεῖν τὸ καλὸν τοῦτον τὸν νόμον δοθέντα ὅτι κτλ. Zuletzt erst macht sich der Vf. das Bedenken, ob denn auch ὁ νόμος hier „innere Einrichtung", welche Bedeutung v. 23. „natürlicher" als v. 21. sey, bezeichne, beruhigt sich aber damit, dafs „der Ap. auch sonst das Wort im weitern Sinne brauche, wie 3, 27. 8, 2." Nirgends heifst νόμος bei P. an sich *norma, regula*, sondern so oft νόμος von etwas Anderm, als dem mos. Gesetze gebraucht wird, findet Anspielung auf das mos. Gesetz und Antithese gegen dasselbe Statt 3, 27. 7, 23. 8, 2. 9, 31. Vor allen Dingen hätte der Vf. fragen sollen, was ὁ νόμος überhaupt bedeuten könne und was nicht und was es in dieser Stelle bedeuten *müsse*. Dann würde sich bei genauer Untersuchung das Weitere gefunden haben. Sucht man in so schwierigen Stellen des Briefs, welchen der Vf., wie man voraussetzen sollte, vorzugsweise Aufmerksamkeit gewidmet hat, vergeblich Spuren eines ruhigen und besonnenen Nachdenkens und gründlicher Studien des N. T. und seiner Erklärer, sondern findet, dafs Hr. *dW.* sein Buch meist nur aus einigen der neuesten Erklärer (*Tholuck, Köllner*, besonders aber *Rückert* und *Reiche*) zusammengetragen hat, indem er nach augenblicklicher Ueberlegung jetzt aus dem Einen etwas nahm, jetzt aus dem Andern, jetzt wieder theils dem Einen, theils dem Andern folgte, so wollen sich in den Stellen, welche der Vf. für leichter hielt, vollends keine Spuren von gründlicher Untersuchung und Studium finden, sondern hier epitomirt er, wo er nicht etwa seinem Genius folgt, um so getreuer *Rückert* oder *Reiche*, oder einen andern Neueren. Je mehr aber der Vf. *Rückert* und *Reiche* verdankt, um so weniger will es dem Rec. gefallen, dafs er über den Letztern zuweilen ziemlich geringschätzig und wegwerfend sich äufsert, wie S. 79.: was *Reiche* dagegen sagt, zeugt nur *von seiner Unbehülflichkeit*.

Wir kommen nun auf die Kritik des Textes, für welche Hr. *dW.* „*auch das Nöthige gethan zu haben*" (Vorw. S. IV.) glaubt. Dieis kann Rec. nicht finden. In Scholien, welche Anfängern den ersten Unterricht ertheilen und den Gelehrten in aller Kürze eine bequeme Uebersicht geben sollten, mufste der Vf. zu Gunsten der Letztern überall, wo die Kritiker angestofsen waren, die von ihnen gemachten Vorschläge vollständig aufführen und zum Frommen der Erstern theils in den wirklich corrupten, aber noch nicht hergestellten Stellen die richtige Lesart unter Anführung der für sie entscheidenden Hauptgründe angeben, theils in den Stellen, welche in verschiedenen cursirenden Handausgaben des N. T. verschieden geschrieben sind, mit besonderer Sorgfalt zeigen, welche Lesart die richtige, welche die falsche sey und warum — eine Aufgabe, welche natürlich nur ein tüchtiger Kritiker vollständig lösen kann. Aber jenes ist gar nicht geschehen, dieses nicht in der geeigneten, den Anfänger fördernden Weise. In keiner einzigen Stelle des Briefs, welche Hr. *dW.* bespricht, giebt er zur Textkritik einen beachtenswerthen Beitrag: meist wiederholt er nur, was die wenigen von ihm benutzten Vorgänger, gleichviel ob richtig oder falsch, bemerkt hatten; wo er ein eigenes Urtheil hat, legt er Eilfertigkeit an den Tag, verräth Unbekanntschaft mit der Lage der Sache und Mangel an historischen Studien, oder giebt andere Blöfsen. Zu 8, 11. S. 87. sagt der Vf.: „διὰ τοῦ ἐνοικοῦντος αὐτοῦ πνεύματος. Dafür haben Viele — διὰ τὸ ἐνοικοῦν αὐτοῦ πνεῦμα. Die Stelle ist, *weil man sie von der leiblichen Auferstehung allein verstand* (was der Vf. mifsbilligt!) in den Streit über die Gottheit des Geistes hineingezogen worden, und die Lesart διὰ τό ist *macedonianisch*." Soll dieis heifsen: διὰ τὸ ἐνοικοῦν αὐτοῦ πνεῦμα sey von den Macedoniasern zur Begründung ihrer Ansicht über den h. Geist eincorrigirt, so ist dieis ein handgreiflicher historischer Irrthum. Denn die Variante διὰ τοῦ ἐνοικοῦντος αὐτοῦ πνεύματος und διὰ τὸ ἐνοικοῦν αὐτοῦ πνεῦμα ist uralt, und war lange vor dem Ausbruche der Streitigkeiten über die Gottheit des h. Geistes (360 n. Chr. G.) vorhanden. Der Genitivus findet sich bei *Clemens Alex. Strom.* III. 334. *ed. Commel.*, der Accusativus bei *Irenaeus c. Haer.* 5, 10. p. 304. *ed. Massuet. Tertullian de resurrect.*

c. 35. und Origenes wiederholt. Meint aber der Vf., die Arianer seyn den Pneumatomachen der Genitiv dagegen den Orthodoxen günstig gewesen, so ist dieſs allerdings richtig; allein was folgt daraus für die Güte der einen oder der andern Lesart? Und würde wohl der Vf. die Vermuthung gewagt haben, man habe den Genitiv in den Accusativ verwandelt, weil man es anstöſsig gefunden habe, daſs der Geist das *Werkzeug* der Auferweckung seyn solle, da dieſs sonst Christus sey, wenn er die Sache historisch untersucht hätte? Da würde er gefunden haben, 1) daſs das Schwanken der Handschriften zwischen Genitiv und Accusativ bei weitem älter ist, als der Streit über die Gottheit des h. Geistes, 2) daſs jedoch *der Accus.* vor dem Ausbruche dieser Streitigkeiten das Uebergewicht über den Genitiv hatte, 3) daſs die Orthodoxen zwar unsere Stelle nach der Lesart *διὰ τοῦ ἐνοικοῦντος αὐτοῦ πνεύματος* für ihre Ansicht geltend machten, wie *Basilius c. Eunom.* I. III. (T. I. 276. *ed. Garn.*); *De spiritu s.* c. 24. (III, 48.) und *Athanasius epist. ad Serap.* I, 179. *ed. Col.*, ohne jedoch in ihr eine Hauptstütze ihrer Ansicht zu finden, oder gerade auf diese Stelle erpicht zu seyn. Denn sie hatten, wie sie meinten, eine Menge Stellen, welche die Gottheit des h. Geistes bewiesen, und daſs *in spevie* der h. Geist so gut als der Vater 1 Tim. 6, 13. und der Sohn Joh. 10, 28. könne *ζωοποιεῖν*, bewiesen sie am liebsten aus Joh. 6, 63. u. 2 Cor. 3, 6.; 4) daſs nur *Maximus Dial.* III. *de s. Trinit.* bei *Athanasius Opp.* II, 228. vgl. 234. diese Stelle leidenschaftlich urgirt und den Macedonianern schuld giebt, den Accus. eingeschwärzt zu haben, welchen Vorwurf aber die Geschichte widerlegt (vgl. oben), so wie sie den Einwand des Macedonianers bestätigt, *es möge wohl die eine und die andere corrupte Handschrift den Orthodoxen den Genitivus enthalten*, aber durch solche Codices lasse er sich nicht widerlegen (das Gewicht dieses Einwandes empfindet auch der Orthodox so stark, daſs er nach der kecken Behauptung, es lasse sich beweisen, daſs die alten Handschriften alle den Genitiv hätten, gleich abbricht und seinen dogmatischen Satz aus 2 Cor. 3, 5. 6. zu beweisen sucht); 5) daſs die Kirchenväter nicht einmal später, als die Gottheit des h. Geistes kirchlich festgesetzt war, die Lesart *διὰ τὸ ἐνοικοῦν αὐτοῦ πνεῦμα* in dem Verdachte eines ketzerischen Ursprungs hatten, sondern die Stelle bald nach der einen, bald nach der andern Lesart citirten, je nachdem die eine oder die andere in dem Codex stand, den sie gerade vor sich hatten (so z. B. *Chrys.* und *Augustin*). Hiernach ist es eben so unhistorisch, den Genitiv durch die Orthodoxen, als den Accus. durch die Heterodoxen einschwärzen zu lassen, sondern *διὰ τοῦ* ist ein uralter, durch *ἐνοικοῦν αὐτοῦ* leicht veranlaſster Schreibfehler und nur *τοῦ* geschrieben, so muſste natürlich auch *ἐνοικοῦντος πνεύματος* geschrieben werden. Denn die Aechtheit des Accus. verbürgt der Umstand, daſs in den Schlusworten unverkennbar der Inhalt von *εἰ δὲ τὸ πνεῦμα τοῦ ἐγείραντος Ἰησοῦν ἐκ νεκρῶν οἰκεῖ ἐν ὑμῖν* wiederholt wird, um diesen Gedanken als die Hauptbasis der Argumentation zu bezeichnen (vgl. meinen Commen. *ad Rom.* II, 33. *Martini Advers. Th. A. ἡ στείρους οὖσα μήτρα οὐκ ἀνέξεται τίκτοντας ἄλλους, οὐκ ἔχουσ' αὐτὴ τέκνα*). Da nun in jenen Worten dieſs liegt: *das Einwohnen des göttlichen Geistes* verbürge den Christen die Auferstehung des Körpers, so muſs bei Wiederholung dieses Gedankens am Schlusse des Satzes gesagt werden: ihre Körper würden auferstehen *wegen des ihnen inwohnenden Geistes*, d. h. *weil* ihnen der göttliche Geist inwohnt (nicht durch diesen selbst). Der Vf. versichert nur, daſs nach der richtigen Erklärung der Stelle der Genitiv *passender* sey; aber diese Versicherung überzeugt nicht, weil die für richtig ausgegebene Erklärung des Vfs. gegen die Sprache, die Logik und den Paulinischen Lehrbegriff verstöſst. — Zu Röm. 5, 10: *καὶ ἐσόμεθα μᾶλλον ἐν τῇ ζωῇ, αὐτῇ εἰς σωτηρ.* sagt der Vf., „*αὐτῇ*, so und nicht *αὐτῆ* ist zu schreiben, welches letztere nicht paſst, es müſste vermöge *ἡ αὐτὴ* stehen." Der Vf. hat *Rückert* S. 302 excerpirt. *Αὐτῇ* wäre an sich sehr richtig und passend (vgl. Matth. 12, 50. und *Kühner's* Ausf. Gr. d. griech. Sprache II, 330.). Aber daſs *αὐτῇ* hier zu schreiben ist, sieht man aus *τοῦτο* vs. 15. 16. 19. 20. — Zu 7, 20. lesen wir: „Die Weglassung von *ἐγὼ* nach *θέλω* ist zwar sehr stark bezeugt, man begreift aber nicht, wie es in den Text gekommen seyn sollte, eher, wie es weggelassen werden konnte wegen v. 15." *Ἐγὼ* ist, was sehr leicht zu begreifen ist, aus dem folgenden Gliede *οὐκέτι ἐγὼ κατεργάζομαι αὐτό, ἀλλ' ἡ οἰκοῦσα ἐν ἐμοὶ ἁμαρτία* herübergenommen. Die ältesten Urkunden lassen es weg, in den Sinn paſst es nicht (wohl aber in folgenden Gliede und v. 17., wo es einen Gegensatz zu *ἡ οἰκοῦσα ἐν ἐμοὶ ἁμαρτία* bildet); und in den Urkunden, welche *ἐγὼ* haben, erscheint es an verschiedener Stellen, nicht nur nach *θέλω*, sondern auch nach *τοῦτο* oder nach *εἰ δὲ ὃ*. — Zu Röm. 14, 6. S. 142. giebt der Vf. folgendes Excerpt aus *Rückert* und *Reiche*: „*Der negative Satz καὶ ὁ μὴ φρονῶν τὴν ἡμέραν κυρίῳ οὐ φρονεῖ* fehlt in den Uncialen, bei Vers. und lat. Kirchenvätern, *ff* (?) Kann aber leicht *per homoiot. homeotel.*) ausgelassen seyn, da die Continuität der Rede *ihn* (?) verlangt. *Dagegen ist das im Griesb. T. folgende καὶ hinreichend bezeugt.*" Wodurch? war um so mehr anzugeben, da dieselben Urkunden, welche nach dem Verf. den negativen Satz hinweglassen, *καὶ* haben. Kurz, es war zu sagen, *καὶ* vor *ὁ θεὸς γὰρ* ist ächt, weil es ausser den den negativen Satz auslassenden Urkunden eine Menge Anderer haben und weil selbst das Ausfallen des negativen Satzes *per homoeoteleuton* das *καὶ* vor *ὁ θεὸς γὰρ* voraussetzt. Denn man verwechselte das erste *φρονεῖ* mit dem zweiten darum so leicht, weil hinter dem zweiten so gut als hinter dem ersten *καὶ* stand. — Zu 14, 15. heiſst es S. 144.: „*Ν* bezeichnet völlig richtig einen Gegensatz, während die Lesart des *Lachm. T.* γάρ unpassend ist und mit *Uebersprung* von v. 14. sich an v. 13. anschlieſst." Nur eine Prüfung des logischen Verhältnisses, in welchem v. 15. zu v. 13. steht, kann ergeben, ob eine Anknüpfung

fang des 13ten Verses an den 13ten statthaft sey oder nicht. Jene hat aber der Vf. gar nicht vorgenommen! Zu 14, 18, S. 145 wird gesagt: „ἐν τούτοις. Die Lesart ἐν τούτῳ sc. (τῷ) πνεύματι ist zwar gut bezeugt („*Lachm. T.*"; aber Vieles, was *Lachm.* aufgenommen hat, ist *schlecht genug* bezeugt), die gewöhnliche *möchte* aber *doch* den Vorzug verdienen." Was dann weiter zu Gunsten des Pluralis hinzugesetzt wird, ist theils unrichtig, theils ungenau. Die Hauptsache ist ganz übersehen, dafs der Pluralis theils wegen der Worte καὶ δόκιμος τοῖς ἀνθρώποις, theils und ganz besonders wegen der aus v. 18. gezogenen Folgerung v. 19. *nothwendig* ist. Zu 15, 31. wird S. 152. bemerkt: „καὶ ἵνα (dies *vielleicht* Einschiebsel, *da* es im *Lachm. T.* fehlt)." Eine befremdliche Kritik! Ἵνα (denn nur dies, nicht καὶ ἵνα hat *Lachm.* getilgt, und es kann auch nach der Syntax und den Hdschr. nur in Frage stehen, ob ἵνα ächt sey oder nicht: καί ist unentbehrlich) ist *vielleicht* unächt, weil es in einigen Urkunden fehlt!" Diese Kritik hätte der Vf. fortsetzen und weiter sagen können: ἡ διαφοφορία μου ist *vielleicht* statt ἡ διακονία μόν vom P. geschrieben, weil jenes *Luchmann* aus ein paar Hdschr. aufgenommen hat! Es fragte sich aber wohl bei ἵνα, was nach dem individuellen Sprachgebrauche des P. von der Tilgung oder Hinzufügung des ἵνα zu halten sey. S. 153. wird 16, 7. — οἵτινές εἰσιν ἐπίσημοι ἐν τοῖς ἀποστόλοις, οἳ καὶ πρό ἐμοῦ γεγόνασιν ἐν Χριστῷ die Variante — ἐν τοῖς ἀποστόλοις τοῖς πρό ἐμοῦ ἐν Χριστῷ eine „*merkwürdige Correctur*" genannt. Sie ist aber nur *Sinnangabe* der Vulgata, nach der Erklärung, wo man οἳ auf τοῖς ἀποστόλοις, statt auf den *Andronicus* und *Junias*, von welchen P. im Verse spricht, bezog. — Zu Röm. 11, 21. εἰ γὰρ ὁ θεὸς τῶν κατὰ φύσιν κλάδων οὐκ ἐφείσατο, μήπως οὐδὲ σοῦ φείσηται (*Griesb.* φείσεται) wird S. 124. erinnert: „μήπως hängt von dem zu ergänzenden φοβοῦμαι ab. Die Lesart φείσεται ist mehr bezeugt, als φείσηται, und läfst sich grammatisch rechtfertigen (Gal. 4, 12. *Winer.* S. 420 f.)." Hier ist übersehen, dafs die Urkunden, welche φείσεται geben, gröfstentheils μήπως auslassen (wie *A. C. Copt. Ruf.*), dafs also nach den Principien der Kritik entweder mit *Lachmann* — οὐκ ἐφείσατο, οὐδὲ σοῦ φείσεται zu schreiben, oder die Vulgata — οὐκ ἐφείσατο, μήπως οὐδὲ σοῦ φείσηται zu lassen, die *Griesbach*'sche Schreibung aber — οὐκ ἐφείσατο, μήπως οὐδὲ σοῦ φείσεται als Gemisch aus den beiden, vorerwähnten Lesarten zu verwerfen ist. — Zu dem folgenden Verse: Ἴδε οὖν χρηστότητα καὶ ἀποτομίαν θεοῦ· ἐπὶ μὲν τοὺς πεσόντας ἀποτομίαν, ἐπὶ δὲ σὲ χρηστότητα, ἐὰν ἐπιμείνῃς τῇ χρηστότητι wird ebendas. erinnert: „Die Lesart ἀποτομία χρηστότης statt der gew. regelmäfsigern *mit* dem Accus. ist *vielleicht* ächt. Die meisten Zeugen, welche sie haben, fügen noch zu χρηστότης hinzu: θεοῦ, was *schon eher* den *Schein* einer *Correctur* hat." Dafs die Nominativen ursprünglich sind, die Accusativen den *Corrector*, welche die Veränderung der Structur (vgl. 2, 8.) übersahen, zuzuschreiben sind, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Θεοῦ aber nach χρηστότης hat gar nicht den Anstrich eines Glossems, zumal da diesen Genitiv auch manche, welche ἀποτομίαν und χρηστότητα lesen, haben. Die Construction ist: — ἀποτομίαν θεοῦ. Ἐπὶ μὲν τοὺς πεσόντας ἀποτομία (scil. θεοῦ ἐστιν) ἐπὶ δὲ σὲ χρηστότης θεοῦ ἐστιν, ἐὰν κ. τ. λ. — Was S. 97. zu 8, 38. bemerkt ist: „Nach den Codd. ABCDEF u. a. Z. folgt οὔτε δυνάμεις ganz unschicklich nach μέλλοντα, und *kaum* ist dies als die richtige Lesart anzusehen, zumal da ein Theil dieser Zeugen noch vorher (an welchen Stellen?) einschiebt: οὔτε ἐξουσίαι." kann nicht einmal die Anfänger befriedigen. Denn diese glauben bei der ersten Ueberlesung der Stelle und bei Vergleichung der Varianten zu bemerken, dafs P. hier constant je zwei und zwei Dinge (οὔτε θάνατος οὔτε ζωὴ — οὔτε ἄγγελοι οὔτε ἀρχαί — οὔτε ἐνεστῶτα οὔτε μέλλοντα — οὔτε ὕψωμα οὔτε βάθος) neben einander gestellt haben müsse, bis er Alles in οὔτε τις κτίσις ἑτέρα zusammengefafst habe, dafs demnach die Vulgata οὔτε ἄγγελοι οὔτε ἀρχαὶ οὔτε δυνάμεις, eben so, als die *Griesbach*'sche Lesart οὔτε ἐνεστῶτα οὔτε μέλλοντα οὔτε δυνάμεις, welche noch obendrein οὔτε δυνάμεις an befremdlicher Stelle bringe, die unverkennbar beabsichtigte Concinnität störe und begehren zu wissen, ob die Varianten auf ein ausgefallenes Doppelglied (etwa auf οὔτε ἐξουσίαι οὔτε δυνάμεις nach οὔτε ἀρχαί) deuten, oder, wenn dies nicht seyn sollte, woher sich das unstäte οὔτε ἐξουσίαι und οὔτε δυνάμεις schreibe und wie es namentlich gekommen sey, dafs οὔτε δυνάμεις mit grofser Constanz hinter οὔτε μέλλοντα, wo es auffällt, gerückt worden sey. Ueber dies alles erhält man keine Auskunft, also wird auf Lösung der kritischen Schwierigkeit gar nicht eingegangen! Rec., welcher die desultorische Kritik des Vfs. noch an 7, 25. 14, 9. und einigen andern Stellen charakterisiren wollte, mufs hier abbrechen, um noch Einiges über die auf die früheren Ausleger vom Verf. genommene Rücksicht zu bemerken.

Hierüber erklärt er sich Vorw. S. IV. auf befremdliche Weise so: „Nur *für die Geschichte der Exegese* habe ich wenig geleistet. Es ist immer *üblich* gewesen, besonders aber in neuester Zeit *Lieblingssache* der Exegeten geworden, die verschiedenen Meinungen der ältern und neuern Ausleger *anzuführen* und zu classificiren." Wohl soll der Ausleger, um seinen Gegenstand ganz zu beherrschen, überall die Geschichte der Auslegung genau kennen. Allein darum geht kein seine Aufgabe genau kennender Interpret die von seiner Ansicht abweichenden Erklärungen, welche er für falsch hält, kritisch durch, um beiläufig die Geschichte der Erklärung jeder Stelle zu geben, sondern um durch Widerlegung der entgegenstehenden, entweder wirklich beachtenswerthen oder doch für beachtenswerth geltenden Erklärungen die seinige desto mehr zu begründen. Ohne Widerlegung des entgegenstehenden Irrthums ist die Wahrheit unvollständig bewiesen. Die alte gute Sitte ist also durch die Sache selbst bedingt und wenn in neuester Zeit der Widerlegung noch gröfsere Aufmerksamkeit, als sonst, gewidmet wird, so ist dies nur

ein

ein Zeichen, dafs die Exegese jetzt nach gröfserer Gründlichkeit strebt. Der Verf. fährt fort: „Aber man glaubt nicht, welche Unrichtigkeiten in diese Angaben eingeflossen sind (ist leider wahr, und wird bei dem unseligen jetzigen Treiben, wo man, um in möglichst kurzer Zeit dicke Bücher zu liefern, Andere gern *bona fide* ausschreibt, wenig Falsches berichtigt, immer gewöhnlicher!). Oft ist es gar nicht möglich, eine Auslegung unter einen bestimmten Begriff zu bringen (ist immer möglich, wenn man sich nur der zu beurtheilenden Auslegung *bemächtigt* hat), und wenn man es thut, so läuft *Willkür* (?) mit unter; oft *scheinen* auch die Sammler *nicht genau* nachgesehen zu haben (freilich; desto genauer mufs man selbst nachsehen!). Ich habe *stillschweigend manche* irrige Angaben verbessert, *so weit meine Hülfsmittel reichten*, aber keine durchgängige Revision vorgenommen, noch auch Vollständigkeit beabsichtigt. Nur bei den *wichtigsten* Stellen habe ich die verschiedenen Meinungen der *vorzüglichsten* Ausleger kurz angedeutet." Allerdings hat der Verf., während er die kurze Erklärung zunächst aus einigen der neuesten Commentare arbeitete, bei den schwierigern Stellen auch ältere Erklärer, z. B. *Chrysost.*, *Calvin*, *Beza*, *Grotius*, nachgesehen und hiernach mitunter Referate Anderer berichtigt. Aber in der Regel verläfst er sich doch auf die Angaben seiner Vorgänger und sehr oft hat er die griechischen KV. und die Commentatoren, welche lateinisch commentirt haben, schief aufgefafst. Ja selbst an solchen Stellen fehlt es nicht, wo er deutsche Commentatoren mifsverstanden hat, z. B. *Rückert* zu I, 6. S. 10. unten. Von der Flüchtigkeit, mit welcher das Buch geschrieben wurde, ist die beständige Unsicherheit und Unentschiedenheit des Verfs. eine natürliche Folge: *vielleicht* ist's so, *vielleicht* aber auch anders; *wahrscheinlich* ist dies, aber *nicht unwahrscheinlich* jenes, oder gar wie S. 79. 80. dies *möchte wohl* in *jedem Falle* so und so seyn. Solches Schwanken beweist, dafs man seinen Gegenstand nicht beherrscht und ist von der gewissenhaften Bedächtigkeit des Forschers leicht zu unterscheiden, welche unter Angabe gewichtiger, aus tiefer Untersuchung geschöpfter Gründe und Gegengründe bei schwierigen Problemen zeigt, warum sich ein festes und zweifelloses Resultat nicht aufstellen lasse.

Nach dem Allen mufs Rec. urtheilen, dafs des Vfs. kurze Erklärung nicht so gründlich und bedächtig gearbeitet ist, dafs sie Anfängern unbedingt empfohlen werden dürfte und Exegeten in der beabsichtigten Weise gute Dienste thun könnte. Fast in keiner Hinsicht hält sie mit dem so eben erschienenen Kritisch exegetischen Handbuche über den Römerbrief von *Meyer* den Vergleich aus. Mit diesem Urtheile will Rec. den sonstigen grofsen wissenschaftlichen Verdiensten des Hn. Vfs. keineswegs zu nahe treten, bedauert vielmehr, dafs der reich begabte Verf. verkannt hat, wie ein übereiltes und mit der gegenwärtigen philologischen Bildung so wie mit der jetzigen Gründlichkeit der Bibelerklärung in grellem Contraste stehendes exegetisches Handbuch zum N. T. weder wahren Nutzen stiften, noch dem berühmten Namen des Hn. Vfs. Ruhm und Ehre bringen kann.

Rostock. Dr. *C. F. A. Fritzsche.*

KRIEGSWISSENSCHAT.

Dresden, b. Gärtner (b. Arnold): *Abhandlung über eine neue Art der Minenzündung mittelst Percussionsvorrichtung*, von *C. E. Peschel*, Ober-Lieutenant und Lehrer der Kriegs- und Naturwissenschaften am Königl. Sächs. Cadetten-Corps, der naturforschenden Gesellschaft zu Dresden wirklichem und der ökonomischen Gesellschaft im Königreich Sachsen Mitgliede. Mit 1 Kupf. 1834. 16 S. 8. (8 gGr.)

Der bekannte Unfall des K. Oester. Obrist-Lieutenant *Hauser* brachte den Vf. auf die Idee, eine Perkussionszündung anzuwenden, deren Einrichtung hier auseinandergesetzt wird. Die Brauchbarkeit derselben erleidet keinen Zweifel, nur wird man bei Minenanlegen im Felde nicht immer Gelegenheit finden, ein solches Perkussionsschlofs sich zu verschaffen; besonders bei Fladderminen, wo man sich wohl öfter genöthigt sehen wird, zu der alten Zündung vermittelst eines Granaten-Brändes, oder des Zündkästchens, die beide gleich einfach und sicher sind, zurückzukehren. Uebrigens ist die Erzeugung des mephitischen Gases keineswegs allein der Pulverwurst beizumessen; es dringt bei der Explosion der Ladung durch den Besatz und öfters durch die Seitenwände in die Gallerie, und kann oft nach mehreren Stunden, ja Tagen, lebensgefährliche Erscheinungen hervorbringen.

SCHÖNE LITERATUR.

Glogau, b. Flemming: *Frühblüthen*. Novellen und Erzählungen von *F. v. Hoven*. 1835. 236 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Titel des Buches ist etwas unbestimmt; sind die *Frühblüthen* die ersten schriftstellerischen Erzeugnisse des Vfs., oder soll der Name andeuten, dafs sie zu früh gekommen sind? Wir wollen lieber das Erstere annehmen. Das Büchlein enthält vier Erzählungen: *Schicksal und Liebe* — S. 94; *der kleine Mann* (eine Erzählung aus München) — S. 114; *der Zweck heiligt die Mittel* — S. 180, und *Mislungene Pläne* — S. 236. Die beiden letzten sind unter dem Gesammttitel „*List und Lohn*" aufgeführt. Die erste Erzählung, welche die Liebe eines deutschen Malers zu einer italienischen Marchese, die Flucht, spätere Trennung, Gefahren und Wiedervereinigung der Liebenden enthält, ist unstreitig die anziehendste von allen, demnächst die vierte. Unbedeutend ist die zweite und unnatürlich die dritte, indem ein Aufwand von Maschinerie darin ist, den die Gegenwart nicht gutheifsen kann. Uebrigens lassen sich die Erzählungen gut lesen, wenn sie auch weder in Sprache noch Darstellung ausgezeichnet sind, und werden für Leihbibliotheken ganz passend seyn. — Druck und Papier sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Eisenach: *Zur Biographie Jesu.* Vom Prof. Dr. *Theile* zu Leipzig. 1837. IV u. 170 S. 8.

Auch dieses Buch schliefst sich an die schon so umfangreichem Antistraufsische Literatur an, von deren bisherige Bestande der Vf. am Schlusse seines Werkes eine Uebersicht gibt. Es bekämpft das *Straufs*sche Unternehmen theils *direkt*, theils *indirekt*.

Dieses in den beiden ersten Abschnitten des Ganzen, von denen *der erste* (S. 3—24) Eröffnungs- und Schlufs-Worte theologisch-hodegetischer Vorlesungen im Sommersemester 1836 gibt, und *der zweite und Haupttheil* des Buches (von S. 24—74) eine Probe einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Lebens Jesu enthält. Direkt kämpft *der dritte und letzte Abschnitt* des Buches (von S. 74—170) wider Dr. *Straufs* an, mit der Ueberschrift: Zur Kritik der mythischen Auffassung der Geschichte Jesu von Dr. *Fr. Straufs*, so wie der Gegenschriften.

Die Zusammenstellung dieser 3 Stücke zu Einem Ganzen ist etwas auffallend. Ein eigentlicher fester innrer Zusammenhang findet sich bei ihnen nicht vor, und die antistraufsianische Tendenz verbindet sie etwas locker.

Gehen wir auf die einzelnen Abschnitte über und betrachten zuerst die Reden, welche uns schon einmal besonders gedruckt vorgelegen haben: so spricht sich darin eine tiefe, beredte Begeisterung für die göttliche Wahrheit und Sittlichkeit aus, wie sie *historisch* im Christenthume gelehrt und empfohlen erscheint. Das Eröffnungswort zeigt dabei den in das heilige Gebiet der Theologie Eintretenden den *speculativen* und den *mythischen* Abweg warnend auf, welche die neuere Religions-Wissenschaft dem historischen Standpunkte immer mehr und mehr zu entfremden drohen, und weist nach, wie die scheinbare Orthodoxie jener falschberühmten Speculation eben nur scheinbar, die Beschuldigung mythischer Entstellung der christlichen Geschichte aber keineswegs sehr furchtbar sey, weil bei wahrem wissenschaftlichen Sinn und Forschen wenig begründet. Die Schlufsworte ergehn sich theils in Verherrlichung des historischen Christenthums in seinem geschichtlichen Auftreten, seiner geistigen Fortbildung und seinem überschwenglichen Segen, theils in Abwehr des Gegensatzes gegen dasselbe.

So sehr nun auch der Zweck und der Geist dieser Reden gewinnen mufs, so geeignet sie gewesen seyn mögen, dem für die heilige Wissenschaft neu gewonnenen Jünglingen als wahrhaft väterliche Handreichung einer langen und reichen Erfahrung für ihren bedrohten Weg zu dienen: so wenig können wir bergen, dafs die äufsere Form derselben und hauptsächlich die zu lang gespannten Perioden uns das Verständnifs mehrerer Stellen sehr erschwert haben, und wir sie nur nach *öfterm* Lesen haben überwältigen können. Doch mag vielleicht der mündliche Vortrag hier viel nachgeholfen haben.

Von S. 24 an folgt nun der *zweite* Theil des Werkes: *die Probe einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Lebens Jesu.* Warum der Vf. seine Arbeit nur *eine Probe* nannte, darüber hat er sich nicht bestimmt und ausdrücklich erklärt. Doch liegt ein natürlicher Grund dieser Bezeichnung schon darin, dafs sie keineswegs das Leben Jesu ganz ausführt, sondern nur den einen kleineren von den beiden Theilen, in welche der Vf. dieses Leben am angemessensten zerfällt wissen will. Gleich im ersten § nämlich spricht er sich über die Anordnung einer Biographie Jesu also aus: „Es scheine am angemessensten, dafs nach einleitenden Erörterungen über Zweck und Bedeutung, Quellen und Literatur, die Geschichtserzählung selbst auf eine *Uebersicht der Begebenheiten* (Vorgeschichte, Lehrthätigkeit, Leiden und Tod, Auferstehung und Himmelfahrt) sich beschränke; alles Uebrige aber einer den Schlufs des Ganzen bildenden *Charakteristik* (als Mensch, Lehrer, Heiland) eingeordnet werde." Diese ganze Eintheilung ruht auf der wahren Annahme, dafs eine streng chronologische Erzählung der Lebensereignisse Jesu durch die Beschaffenheit der Quellen selbst unmöglich gemacht werde, es auch bei mehreren Begebenheiten, die bequem in eine Classe zusammengefafst werden können, wenig darauf ankomme, wann und wo sie sich zugetragen, für diese also auch, wie z. B. für Wunder, Lehrmethode u. A. eine Behandlung aus allgemeinen Gesichtspunkten sehr zweckdienlich sey. Indefs ist dabei die besondre Art, wie der Vf. diese Eintheilung aufgefafst hat, in mehrerer Hinsicht nicht ganz wohl begreiflich.

Zuerst mufs es auffallen, dafs er die einzelnen Begebenheiten in einem besondern Theile auf die allgemeinen Gesichtspunkte folgen lassen will. Es scheint, als ob wie diese durch jene gegeben und be-

gründet sind: so jene nur unter fortwährender Beziehung auf diese Sinn und Bedeutung erhalten. Es mufs hierhach dem ersten Theile an den nothwendigen Belegen und Erläuterungen, dem letzten aber an den nöthigen Haltpunkten fehlen, wenn nicht fortwährende Vor- und Rückweisungen und ununterbrochene Beziehung beider Theile auf einander den Leser verwirren und ermüden sollen. Und wenn dieſs in dem gegenwärtig Gegebenen noch weniger störend hervortritt, so möchte dieſs mehr daraus hervorzugehn, dafs der zweite Theil noch gar nicht durchgearbeitet vorliegt, und also das aus ihm Erforderliche ohne lästige Wiederholung für den ersten Theil anticipirt werden konnte, als dafs sich der Uebelstand selbst in der Ausführung wohl vermeiden lasse.

Dann ist auch nicht wohl abzusehn, wie der zweite Theil eben zur Bezeichnung *einer Charakteristik* Jesu komme, da doch dem ersten scheinbar ein bei weitem befsres Recht hierauf zusteht. Denn wie die allgemeinen Gesichtspunkte gerade das Wesentliche, was alles einzeln Geschehene zusammenhält und erklärt, in sich fassen sollen: so mufs der Charakter des Mannes das Princip aller einzelnen Handlungen seyn, die von ihm ausgehn, mufs er als das wesentliche Agens angesehn werden. Doch wir bescheiden uns gern den Vf. in den wenigen Andeutungen, die er über diese Sonderung gibt, nicht vollkommen erfafst zu haben. Besser wird sich über dieselbe urtheilen lassen, wenn sie in der weiteren Ausführung vor uns liegt. Denn eben nur der erste Theil ist bis jetzt als *Probe* gegeben; die sogenannte Charakteristik selbst fehlt noch; doch, hoffen wir, nicht für immer. Es wäre sehr wünschenswerth, dafs Hr. Dr. *Th.* recht bald das Begonnene vollendete und die Probe ausführte. Nicht nur würde hierdurch seine ihm eigenthümliche Eintheilung in ein kläreres Licht gestellt werden, sondern wir auch über mehre einzelne so wichtige Begebnisse im Leben Jesu des Vfs. besonnenes und belehrendes Urtheil vernehmen.

Gehn wir nun zur Beleuchtung des Lebens Jesu selbst fort: so ist offenbar die Frage: *von welchen leitenden Principien der Vf. hierbei ausgegangen sey*, die interessanteste und wichtigste. Die Beantwortung dieser Frage wird die Arbeit im Ganzen charakterisiren, und wir können dann über das Einzelne um so schneller und sichrer hinweggehn.

Die Principien aber, welche einen Bearbeiter des Lebens Jesu leiten sollen, müssen nothwendig doppelter Art seyn, *historische* und *dogmatische*. Zuerst ist doch Jesus selbst, sein Daseyn, sein Endzweck, sein Wirken offenbar *etwas geschichtlich Gegebenes*, was sich nicht *a priori* deduciren läfst. Es müssen daher auch, wie bei allem Historischen *Quellen* vorhanden seyn, die uns über ihn und Alles, was ihn angeht, *belehren*, Quellen, die eben *historische* seyn, d. h. alle Erfordernisse derselben an sich tragen müssen. Indefs kann sich nun allerdings nach sonstiger Bewährung und Benutzung dieser Quellen im Allgemeinen, ein Resultat aus ihnen herausstellen, wie es eben im Leben Jesu der Fall ist, was wir zwar als historisch wohl beglaubigt anerkennen müssen, was aber sonst wider alle Analogie der Geschichte, wider jede anderweite Erfahrung, wider alles aufserdem historisch Gegebene anstöfst; und dann mufs sich, wie eben bei Jesu, an diese erste historische Frage die andre dogmatisch-philosophische von selbst anschliefsen, ob dergleichen einzig dastehende historische Begebnisse *haben geschehen können*, um im Falle der Bejahung letztere Bedenklichkeit zu überwinden, im Falle der Verneinung aber uns zu der erstern Untersuchung zurückzuwenden und die Täuschung, durch die Quellen hervorgerufen, wo möglich zu vernichten; denn Täuschung mufs da obwalten, wo geschehen seyn soll, was *nirgends* und *niemals* geschehen seyn kann.

Es war im Voraus von dem Lehrertalente des Vfs. zu erwarten, dafs er seine Zuhörer und Leser vor Allem unterrichten werde, wie er über diese Principien denke; denn nur dadurch konnten sie auch beim Studium und zum Verständnisse einen festen Anhaltungspunkt von vorn herein empfangen, und es geschieht dieſs auch §§. 3—10., jedoch geht er in einer minder angemessenen Anordnung von den dogmatischen aus und zu den historischen über, ein Weg der nicht nur weniger übersichtlich ist, sondern auch leicht zu einem für oder wider die Geschichte parteiischen Resultate führen kann.

In Ansehung der Feststellung der Principien selbst erklärt es der Vf. *bei den dogmatischen* für unmöglich, selbst vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die Biographie Jesu rein natürlich und alles Wunderbaren entkleidet durchzuführen, ohne doch diesen Begriff näher zu bestimmen. Wir können nicht verhehlen, dafs wir hier eine tiefere Untersuchung gewünscht hätten, die auch *das* Wunderbare mit berührt hätte, was zwar nicht eben dadurch, dafs es wunderbar ist auffällt, wohl aber durch seine sonstige Beschaffenheit. Denn es wird allermeist bei Denjenigen, welche ein Wirken der höchsten göttlichen Causalität aufserhalb der Naturgesetze, also *ein wundervolles Wirken* derselben gestatten, vorkommen, dafs sie dieſs letztere nur dann in Wirklichkeit anerkennen wollen, wenn es in einer jener Causalität würdigen Weise geschieht. Wie nun, wenn es sich von einigen in den heiligen Quellen berichteten Thatsachen ergäbe, dafs sie im streng-wörtlichen Sinne genommen, nicht nur wunderbar wären, sondern auch der erhabnen Idee des vollkommensten Wesens nicht vollkommen entsprechend, die sie uns selbst an die Hand geben? Würden sich dergleichen dem Vf. dargeboten haben: so würde er dann von selbst in die Quellen zurückgewiesen worden seyn, um zu sehen, ob nicht bei aller Hochachtung gegen dieselben als geschichtlich im Allgemeinen sicher gestell-

stellten Urkunden, und als anerkannt heil. Bücher dergleichen wundervolle Erzählungen in einem andern Lichte aufgefafst werden könnten, als in welches sie zunächst gestellt sind und ob namentlich nicht auch in sie, wie in die Urkunden fast aller Religionen, möchten einzelne Mythen eingedrungen seyn. Es würden sich dann hier die Fragen über die Natur der historischen Mythe, über deren Ursprung, wesentliche Eigenschaften und Erkennungsmomente, und über die Möglichkeit, dafs dergleichen in höchst glaubwürdigen Geschichtsurkunden vorkommen können, ohne diese Glaubwürdigkeit abzuschwächen, von selbst entgegengedrängt haben. Die Untersuchung über diese Fragen vermissen wir aber am geeigneten Orte, d. h. in den einleitenden Notizen gänzlich, und Einiges davon wird nur nachgetragen, bei Gelegenheit der Geburt und Jugend-Geschichte Jesu §. 13., flüchtig, wie es bei so herbeigezogener Gelegenheit natürlich war und eben am wenig schicklichen Orte, da diese Untersuchung für alle Lebensmomente Jesu, zumal nach den *Strauſs*'schen Angriffen, gleiches Interesse haben muſs, und da das Werkchen ja auch hauptsächlich wider *Strauſs* waffnen will.

Freilich fragt es sich dabei noch, ob der Vf. dergleichen unwürdig Wunderbares in den heil. Schriften *finde*, so dafs es der Mühe verlohnte, die in solchem Falle motivirte anderweite Untersuchung anzustellen. Und fast möchte es auch scheinen, als erkenne er dergleichen wirklich überhaupt gar nicht an, theils eben wegen des Mangels dieser Untersuchung, theils nach den etwas seltsamen Worten S. 40, wo er auch die übernatürliche Zeugung Jesu nicht zur bloſsen Sage will gestempelt wissen, da mehreres Andere es hindere und „da endlich die Auffassung *als bloſse Sage* zu verfänglich und mit der historisch-begründeten Geltung der Bibel unvereinbar sey, während die Auffassung als Geschichte sich providentiell bewährt habe." Allein selbst in diesem Falle, den wir trotz des Gesagten bei dem Vf. nicht annehmen zu dürfen glauben, hätte die Untersuchung wenigstens negativ geführt werden müssen und ob überhaupt das Bemühen, jedes und alles Sagenhafte aus den heil. Schriften nach allen Kräften zu entfernen und möglichst alles als geschehen Erzähltes im strengsten Sinne als solches beizubehalten eine glückliche Polemik gegen *Strauſs* könne genannt werden, bezweifelt Rec. eben so sehr, als er es in Abrede stellen muſs, dafs dieſs dieselben religiös-christlichen Grundsätze seyen, von welchen der Vf., wie er S. III. behauptet, durch den ganzen Lauf seiner akademischen und schriftstellerischen Thätigkeit hindurch ausgegangen ist.

Die Untersuchung *über die nothwendigen historischen Voraussetzungen* handelt §. 5. über *die Quellen*, §. 6. über *die Schriften Jesu*, §. 7. *über die Nachrichten über ihn auſserhalb der christlichen Kirche*, §. 8. über *die kirchlichen Nachrichten*, §. 9. über *die kanonischen Evangelien*, §. 10. *die Synoptiker*, §. 11. *den Johannes* und gibt im 12. §. eine an *Hase* anschlieſsende und für das Einzelne auf ihn verweisende Literatur-Uebersicht. In allem Diesen begründet der Vf. nur in aller Kürze seine Ansichten, die von den sonst nach neuester Forschung angenommenen wie im Inhalte, so im Beweise nicht eben sehr abweichen. Vielleicht nur ist der Zusammenhang des Matthäus-Evangeliums mit dem Matthäus selbst S. 32 noch zu zuversichtlich angenommen. In Betreff des gegenseitigen Verhältnisses der Synoptiker unter einander ist der Vf. bei den früher von ihm aufgestellten Behauptungen im Wesentlichen stehen geblieben.

Den Vf. nun auch, nachdem wir seine Principien näher kennen gelernt haben in das Einzelne zu begleiten, mitzutheilen, von welchem Standpunkte aus er jedes einzelne historische Begebnifs Jesu, welches er seinem Grundsatze gemäfs schon hier näher beleuchtete, ansah und mit welchem Rechte, würde uns bei dem beschränkten Zwecke und Umfange der vorliegenden Schrift zu weit ablenken. Auch zeichnen sich diese einzelnen Untersuchungen weit weniger durch neue und auffallende Resultate aus, die angedeutet und besprochen werden müfsten, als durch eine zweckmäfsige Anordnung und Uebersicht des Inhalts, weſshalb ein Leben Jesu in dieser Methode gründlich durchgearbeitet und vollendet als Führer angehender Theologen sich empfehlen und auch Geistlichen einen wesentlichen Dienst leisten würde, welche Zeit und sonstige Verhältnisse verhindern von den einzelnen neuesten Forschungen *in extenso* Kenntnifs zu nehmen. In gedrängter Kürze sind die bedeutendsten Meinungen über die wichtigsten Ereignisse in Jesu Leben zusammengefügt, die Hauptgründe derselben angedeutet und die für die beifallswürdigste gehaltene Ansicht meistens herausgestellt. Doch bemerkt man hier auch ungern öfter eine gewisse Unentschiedenheit, die den Vf. bei mehren Untersuchungen zu keinem Resultate kommen läfst. Wir möchten hierbei nicht mifsverstanden seyn. Es verräth oft ungleich mehr historischen Sinn und richtigen Tact, zu gestehn, man wisse nicht mit Sicherheit über ein Factum zu urtheilen, als mit eingebildeter Weisheit zu prahlen und es bedarf eben erst keines Zugeständnisses, dafs in der Geschichte Jesu viele Puncte zu dergleichen gehören, über welche eine verständige historische Kritik ihr Urtheil suspendirt. Doch kann dieſs auch zu weit getrieben werden, an eigne Unsicherheit anstreifen und die zu Belehrenden ungewifs machen, wie dieſs in vorliegendem Werke nicht selten der Fall ist. So schwankt der Vf. über die wichtigsten Puncte, wie z. B. über die Verklärung, das Abendmahl, die Auferstehung, ob wirklich oder scheinbar, hin und her, Puncte, über die sich doch zu einiger gröfseren Bestimmtheit gelangen lieſse, welche auch bis zu einem gewissen Grade insbesondre in einem Lehrbuche äufserst wünschenswerth ist.

Sel-

Selten würden wir ein gefundnes Resultat unbedingt verwerfen, wie z. B. das über die Versuchung Jesu gegebene. Ueber diese spricht sich der Vf. S. 49. §. 23. also aus: „Als *äufsre Thatsache* erscheint jene Versuchung, mag man nun an den wirklichen Teufel oder an einen menschlichen Versucher denken, nur als eine Reihe der unbegreiflichsten Widersprüche; als *Vision* ist sie, obwohl nach Entstehung und Verlauf an sich nicht unmöglich, doch der sonstigen Besonnenheit und Klarheit Jesu entgegen; als *Mythus* oder allmählig wunderbar erweiterte Erzählung oder Dichtung steht sie der Begebenheit zu nahe und ist zu wenig anschaulich und zu rein. Wenn demnach nur eine *symbolisch-parabolische Schilderung* eines innern Seelenkampfs übrig bleibt: so würde die wirkliche Voraussetzung eines solchen zwar allerdings die Reinheit des Charakters Jesu gefährden; allein als ein von irgend einem Anhänger zur Begründung der geistig-sittlichen Ansicht gegen die Hauptmomente der irdischen Messiashoffnung gerichtete *Warnung* wird sie unbedenklich aufgefafst werden können", und er bestimmt diese angebliche Warnung in der Note S. 50 dahin näher, dafs sie eine Warnung sey gegen die Motive der Sinnlichkeit, des Ehrgeizes und der Herrschsucht, die demnach unbedingtes Gottesvertrauen, ohne ihn jedoch herauszufordern (besser gesagt: Vertraun auf Gott, ohne diesen u. s. w.) und unbedingtes Zurückweisen aller irdischen Messiashoffnungen im Gegensatze empföhle. Es ist einleuchtend, dafs durch diese Fassung die eigentliche Pointe der ganzen Erzählung abgestofsen wird, dafs das, was augenscheinlich das ganze Centrum der Begebenheiten bildet, um welches sich Alles dreht, nämlich eben *die Versuchung* zur unwesentlichen Form herabsinkt, und es noch obenein ganz unbegreiflich erscheint, warum diese Form für solche Warnung möge gewählt worden seyn. Passend mindestens war sie gewifs nicht. Leicht mochte sich vielmehr an sie die Entschuldigung anschliefsen, dafs, wenn selbst der Herr solcher Versuchung ausgesetzt gewesen sey, es wenig auffallen könne, wenn sie auch sonst schwachen Sterblichen sich nahe, und diese nicht grade, wie der Sündlose, fleckenrein sie überwänden. Der Grund, warum die Auffassung des Erzählten als einer symbolisch-parabolischen Schilderung eines innern Seelenkampfes abgewiesen worden, scheint irrig. Der *Gedanke*, als solcher, kann, so lange er noch nicht in den *Willen* tritt, nicht sündlich seyn und mithin die Reinheit des Charakters nicht gefährden.

Es ist uns aber, wie gesagt, nicht vergönnt, weiter in das Einzelne einzugehn. Wir können nur im Allgemeinen noch versichern, dafs Jeder, welcher den Vf. dahin folgen kann, nicht ohne mannichfaltige belehrende Anregung von ihm scheiden wird.

Wir wenden uns noch zum dritten und letzten Theile des ganzen Werkes, zur *Kritik der mythischen Auffassung der Geschichte Jesu von Dr. Fr. Strauſs, so wie der Gegenschriften*, welche von S. 75 an läuft. Wir müssen uns hier um so kürzer fassen, da wir nicht gesonnen sind Recensionen von Recensionen zu geben. Nur von der eignen Kritik des Vf's., die der Aufführung der übrigen Schriften vorausgeschickt ist, einige Worte.

Es finden sich in jener viele treffende einzelne Erwiederungen und Widerlegungen. Nur, dünkt Rec., ist auch in der Polemik der Hauptpunkt zu wenig hervorgehoben, den wir bereits in den einleitenden Principien zum Leben Jesu vermifsten. Mag zugestanden werden, dafs *H. D. Strauſs* seine eigne Aufgabe nicht klar verstanden, dafs das historische Resultat, was uns seine Untersuchungen übrig lassen, höchst bedeutungslos und unbegreiflich sey und dergl. mehr: so ist damit noch wenig gewonnen. Mufs eingeräumt werden, dafs, wo mythischer Bestandtheil sich in den Quellen vorfindet, die Glaubwürdigkeit der letzteren im Allgemeinen verfalle, indem auch das als Sage sonst nicht klar Nachweisbare doch Sage seyn *könne* so gut als das Andre; und kann es nicht geleugnet werden, dafs einzelne Mythen in der evangelischen Geschichts-Erzählung mit unterlaufen: so hat *D. Strauſs* in seinen wesentlichen Behauptungen Recht und das Einzelne ist zuletzt ziemlich gleichgültig. Es mufste defshalb, wie es uns dünkt, vorzüglich davon ausgegangen werden, den Begriff einer geschichtlichen Mythe recht klar herauszustellen, zu zeigen, wie eine solche zwar subjectiv leicht von dem Vf. heiliger Geschichte in ihre Erzählung könne aufgenommen worden seyn, diese sich jedoch objectiv sehr kenntlich von einer geschichtlichen Erzählung sondern lasse, und wie eben defshalb das Vorhandenseyn einzelner Mythen im N. T. leicht könne zugestanden werden, ohne dafs man der evangelischen Geschichte selbst hierdurch nahe zu treten fürchten müsse. Es wäre hieraus von selbst als letzter Spruch der Kritik über *Strauſs* hervorgegangen, dafs nur eine wissenschaftliche Uebereilung, welche ihre eigene Basis nicht sorgfältig betrachtete und die Folgen, welche hieraus für alle Geschichte entspringen müssen, nicht reiflich überdachte, eine solche Anwendung der Mythen, die sich im N. T. wirklich vorfinden, auf die evangelische Geschichte überhaupt sich erlauben könne, als sie von Dr. *Strauſs* gegeben ist.

F. D.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Koehler: Dr. *W. Rein. Das Römische Privatrecht und der Civilprocefs, bis in das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft.* Ein Hülfsbuch zur Erklärung der alten Classiker, vorzüglich für Philologen, nach den Quellen bearbeitet. 1836. XXXIV u. 537 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Das Verständnifs der Schriften des vorzugsweise klassisch genannten Römischen Alterthums ist unmöglich, ohne, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, eine Kenntnifs des Römischen Privatrechts zu haben. Dies haben von jeher die Gründlicheren und Tüchtigeren unter den Philologen eingesehen, die es als ihre Aufgabe erkannten, durch das Studium der Sprache in den eigentlichen Kern des geistigen Lebens der Völker einzudringen, und aus diesem heraus, wie die Gestaltung der geistigen und sittlichen Verhältnisse, so auch der Sprache, zu begreifen und ihren allmäligen Entwickelungsgang sich anschaulich zu machen. Gleichwohl ist es eine betrübende Erscheinung, dafs auf unsern Universitäten Vorlesungen über Institutionen so selten von Philologen besucht werden: Vorlesungen, die ihrem Zwecke nach, das Studium des Römischen Rechts einzuleiten, so allgemein gehaltener Tendenz sind, dafs sie auf gleiche Weise und mit gleichem Interesse von jedem, der nur einige Vorliebe für das klassische Alterthum von der Schule mitbringt, gehört werden könnten. Für Philologen soll freilich durch andre Vorlesungen, wenigstens einiger Maafsen, der Mangel der erforderlichen juristischen Vorkenntnisse ersetzt werden, namentlich durch Vorlesungen über Römische Antiquitäten. Allein wie wenig erfüllen diese, schon ihrer ganzen Tendenz nach, den Zweck den sie erreichen sollen. Sie sind bald mehr bald weniger eine Sammlung von *Curiosis*, ein Anecdotenalmanach Römischer Sitten und Gebräuche, aber nicht eine Darstellung und Entwickelung des sittlich-rechtlichen Lebens der Vorzeit. Sie sind etwa eine Anthologie, ein Duodez-Geist aus dem nur im Zusammenhange seiner Gesammtentwickelung zu erfassenden geistigen Leben des Römischen Volkes.

Diesem Mangel der Einseitigkeit, der nothwendig aus der Theilnahmlosigkeit unserer Philologen gegen juristische, namentlich Institutionen-Vorlesungen, entspringt, hat nun der Vf. auf andre Weise abzuhelfen gesucht. Die vorliegende Schrift enthält ungefähr das, was in einem Vortrage über Institutionen verbunden mit Rechtsgeschichte gelehrt zu werden pflegt. Dadurch erhält die Schrift natürlich den Character eines nur weiter ausgeführten und sorgfältig ausgearbeiteten gedruckten Institutionenheftes. In wie weit es ein solches, also im günstigsten Falle eine *specificatio*, oder eine selbstständige Arbeit des Vfs. sey, darüber kann freilich nur das eigene Gewissen desselben entscheiden. Wir lassen die Entscheidung dieser Frage billig dahin gestellt seyn; um so mehr da in der neueren Zeit die öffentliche Stimme sich (leider) so wenig indignirt über literarische Diebstähle, ausspricht. Für die Beurtheilung der vorliegenden Schrift haben wir von einem zwiefachen Gesichtspunkte auszugehen. Erstens von einem *subjectiven*, als Beantwortung der Frage, welche Aufgabe hat der Vf. sich gestellt, und in wie weit dieselbe gelöst: Zweitens von einem *objectiven*, als Beurtheilung des inneren Gehaltes der Schrift an sich.

1) Ueber den ersteren Punkt äufsert der Vf. selbst sich sehr bestimmt. In der Vorrede (S. VIII) sagt er „es sey sein Zweck ein *Römisches Recht für Philologen* zu liefern, welches in seinen Grundzügen ein möglichst vollständiges System, d. h. der *Ciceronianischen Zeit*, enthielte" und gleich darauf (S. X) er habe es sich zum Gesetz gemacht, das *Ciceronianische Zeitalter* als Mittelpunkt seiner Darstellung festzuhalten, und endlich S. XVII „der Zweck seines Buches sey eine systematische Darstellung des Römischen Rechts, in den letzten Zeiten der Römischen Republik." Wir fragen aber, ob überhaupt eine derartige durchgängige Sonderung des Römischen Rechts nach Perioden, möglich sey? zwar pflegen auch unsere Rechtshistoriker mit Cicero eine neue Periode der Rechtsgeschichte zu beginnen, aber mehr für die äufsere, für die Geschichte der Staatsverfassung, als der Entwickelung des Privatrechts. Die allmälige Rechtsbildung eines Volkes ist eine Geschichte seines Geistes. So wenig sich für diese bestimmte äufsere Epochen, sondern höchstens Andeutungen geben lassen in welchen äufseren Erscheinungen sich plötzlich ein Fortschritt der im Verborgenen geschehenen Weiterentwickelung manifestire: eben so wenig läfst sich die Rechtsbildung eines Volkes willkürlich in besondere Perioden zerhacken. Das Recht einer solchen Periode würde ein, aus seinem Zusammenhange gerissener Accord, unverständlich und unbefriedigend wie dieser selbst seyn. Es gewinnt derselbe seine volle harmonische Bedeutung, ja sein eigentliches Leben erst durch die Gedankenreihe, die wir vorangehend, wie nachfolgend

zu ergänzen haben. So ist namentlich im Römischen Recht eine strenge Sonderung nach bestimmten äufseren Zeitabschnitten unausführbar. Die Grundlage desselben blieb fortwährend das Zwölftafelgesetz: daneben als fortlaufende Quelle, das Prätorische Edict. Alles andere ist consequente Entwickelung aus gegebenen Grundprincipien. Da ist kein plötzlicher Fortschritt, kein Sprung, kein Haltpunkt, wie ihn das Abschneiden einer Periode erfordert. Alles durchaus eng in einandergreifende Fortbildung. Wer möchte bei einem sorgsam gesponnenen Seile Perioden unterscheiden? Dazu kommt, dafs die Hauptentwickelung des Römischen Rechts, die Blüthenzeit seiner Bildung, die Zeit wo es zum System — *ars boni et aequi* — ward, gerade in die Kaiserzeit also lange *nach* Cicero fällt. Vom Recht des Ciceronianischen Zeitalters, auf dessen Darstellung der Vf. es hauptsächlich absieht, wissen wir aus gleichzeitigen Schriftstellern, wenig; dieses wenige meist nur fragmentarisch: einzelne Bausteine, aus denen ein wohlgefugtes Gebäude aufzuführen wenigstens eben so schwierig, und eben so sehr das Werk willkürlicher Hypothesenjägerei seyn möchte, als das Bestreben mancher Historiker, aus halb entzifferten Hieroglyphen-Namen eine Geschichte Aegyptens zusammenzufügen. Vielleicht aber möchte man meinen, es sey eine Periodisirung, wie der Vf. sie bezweckt, wenigstens in einzelnen Theilen des Römischen Rechts, so namentlich im Sachenrecht, ausführbar. Aber warum? Etwa weil wir schon zu Cicero's Zeit den Gebrauch einer *mancipatio* und *in iure cessio*, eine Unterscheidung der *res mancipi* und *nec mancipi* finden? Aber bestehn nicht eben diese Unterschiede auch noch im Nachciceronianischen Zeitalter fort? Finden wir nicht auch da noch ein *testamentum per aes et libram*, eine *coëmtio*, eine *tutela legitima agnatorum* u. s. f.? Kurz, was gehört von all diesen einzelnen Instituten *ausschliefslich* dem Ciceronianischen Zeitalter an? oder welchen Standpunkt nahm, was von jenen Instituten verschiedenen Zeitaltern gemeinschaftlich war, die Entwickelung derselben gerade zu Cicero's Zeiten ein? Wo sollen wir hier einen Haltpunkt finden? Und träten die gründlichsten und gewissenhaftesten Kenner des Römischen Alterthums in ein Schicksalscollegium zusammen; wahrlich sie würden in Verlegenheit gerathen, wo der Lebensfaden jedes einzelnen Rechtsinstitutes im Ciceronianischen Zeitalter abzuschneiden.

Demnach müssen wir die Idee des Vfs., es lasse sich überhaupt ein vollständiges System des Privatrechts, wie dasselbe zu Ciceros Zeit entwickelt gewesen, aufstellen, für eine verfehlte und unhaltbare erklären. Ja es würde der Vf. selbst sich davon überzeugt haben, wenn er es eben mit der Durchführung strenger genommen und nicht, wie so häufig, ja bei seiner Arbeit fast ganz unvermeidlich früheres und späteres Recht einträchtig neben einander gestellt, die Lücken des ersteren mit letzterem *bona fide* ausgefüllt hätte. Allein es ist dies nicht ein Vorwurf den wir dem Vf. so ganz besonders hoch anrechnen wollen, da derselbe Irrthum auch von nicht wenigen Juristen vom Fach getheilt, ja von ihnen gefördert wird. Die mancherlei Aenderungen, die Justinian bei Abfassung seiner Rechtssammlung unternahm, rufen von selbst den Gegensatz von Justinianeischem und Vorjustinianeischem Rechte hervor: ein Gegensatz der in unsern juristischen Vorlesungen nicht selten recht geflissentlich hervorgehoben wird. Die Folge davon ist, dafs sich dem bestimmteren Bilde des Justinianeischen Rechts gegenüber, ein unbestimmteres nebelhafteres des Vorjustinianeischen in den Vorstellungen der Lernenden entwickelt. In demselben Maafse als jenes als das neue, erscheint dieses als das alte, der Zeit nach durchaus unbestimmte. So kann leicht geschehen, und geschieht nicht selten, dafs Vorjustinianeisches Recht überhaupt für uraltes ausgegeben wird, wenn vielleicht nur wenige Jahrhunderte vor Justinian es hervorgerufen. Die Zeit zwischen den zwölf Tafeln und Justinian wird so als ein historischer Hintergrund für das Justinianeische Recht angesehen, der je nach dem Belieben und willkürlichen Meinen des Einzelnen ausgefüllt werden kann.

2) Wenden wir, nach der Beleuchtung der Absicht des Vfs. uns nun zu der Beurtheilung des Gehaltes seiner Schrift, so wollen wir ihm vor *allen* das Lob einer fleifsigen und getreuen Zusammenstellung und Verarbeitung des sorgfältig gesammelten Materials, nicht vorenthalten. Zumal, wenn man erwägt, dafs ihm, einem Philologen, so manche Schwierigkeit in der Auffassung einzelner Institute entgegentreten mufste, die für den Juristen wegfällt. Nach einer Einleitung über Begriff, Periodisirung, Quellen und Literatur der Römischen Rechtsgeschichte, giebt der Vf. einen Abrifs der Römischen Staatsverfassung. Diese letztere ist, wie der Vf. selbst in der Vorrede (S. XVII) erklärt, für angehende Juristen geschrieben, während für eigentliche Philologen ein solcher Abrifs nicht ausreichen würde. Ob aber wohl ein gründlicher Jurist einer weniger gründlichen Kenntnifs Römischer Verfassung bedarf, als der Philologe? Der Vf. scheint also hier seinen Plan, vorzüglich für Philologen zu schreiben, etwas aufser Augen gesetzt zu haben. Uebrigens theilt der Vf. in diesem Abrifs der Staatsverfassung nicht mehr und nicht weniger mit, als in Institutionen-Vorlesungen vorgetragen zu werden pflegt. Eben dies bestätigt die Vermuthung, dafs seiner Schrift das Institutionenheft irgend eines Rechtslehrers zu Grunde liege. Die Periodisirung ist die gewöhnliche: 1) von Roms Ursprung bis auf die *Decemvirn*; 2) von den XII Tafeln bis zur Monarchie; 3) von der Monarchie bis auf *Diocletian*; 4) von *Diocletian* bis auf Justinians Tod. Sodann folgt eine ausführliche Darstellung der Quellen des Römischen Rechts, hauptsächlich, nach des Vfs. Erklärung, für Philologen berechnet, „die keine vollständige Kenntnifs dieses Gegenstandes bedürfen, das Hauptsächlichste aber aus diesem Bereich, und ih-

innen sowohl Nothwendige als Interessante kennen lernen möchten." Auch hier finden wir das gewöhnliche Mafs eines Institutionenheftes weder verkürzt, noch überschritten.

Das Römische Privatrecht handelt der Vf., nach einer Einleitung von den Rechtssubjecten, worin die Lehre vom s. g. *status* vorgetragen wird, nach folgenden Rubriken ab: 1s Buch Sachenrecht: 2s Buch Familienrecht (Eherecht, väterliche Gewalt, Vormundschaftsrecht, Sclaverei, *mancipium*): 3s Buch Obligationenrecht: 4s Buch Erbrecht: 5s Buch Actionenrecht.

Ein weiteres Eingehen in das Detail einzelner Bemerkungen und Ansichten des Vfs. hält Ref. für überflüssig, theils weil dies bereits in andern Recensionen hinlänglich geschehen: theils weil Berichtigungen von Einzelheiten hauptsächlich ein Interesse für den Vf., weniger für die Leser haben, die ja selten solchen Gegenbemerkungen mehr, als höchstens die Theilnahme eines flüchtigen Lesens zu widmen pflegen, in der Regel sogar, mit dem Totalurtheil zufrieden, die Kritik der Einzelheiten überschlagen. Ref. ist daher sehr gern geneigt dem Vf. auf sein Begehren, Bemerkungen über einzelne in seiner Schrift vorgetragene Ansichten und Behauptungen, mitzutheilen, die er hier um so lieber vorenthält, um nicht in die Unsitte mancher Recensenten zu verfallen, die recht geflissentlich darauf ausgehen, durch Tadel und Widerlegung einzelner Schwächen zum Ritter an Einzelnheiten zu werden.

v. Mudai.

Apodemus, in d. von Jenisch- und Stage. Buchh.: *Marquard Adolph Barth*, der Rechte Doctor. *Sammlung auserlesener, theils ursprünglich deutscher, theils aus dem Lateinischen übersetzter Dissertationen.* — *Erster* Band 510 S. 1835. *Zweiter* Band 384 S. 1836. *Dritten* Bandes Lieferung 1 u. 2. 256 S. 1837. 8.

Gewifs läfst sich nicht verkennen, dafs in Dissertationen, Programmen und kleinen academischen Gelegenheitsschriften ein grofser Schatz von Gelehrsamkeit, man kann sagen, verborgen liegt. Die Dissertationen werden in wenig Exemplaren abgedruckt, von diesen wenigen Exemplaren kommt ein sehr grofser Theil an Leute, welche dem Fache fremd, sie nicht besser als zum Fensterputzen verwenden zu können glauben, in den Buchhandel kommen sie nur sehr selten und es ist mithin gar kein Wunder, wenn es nur schwer gelingt, von dergleichen Werken den möglichen Nutzen zu ziehen. Bedenkt man übrigens, dafs der gröfste Theil derartiger Arbeiten nicht der Wissenschaft wegen, sondern zu äufsern Zwecken, etwa zur Erlangung eines höhern Grades im Doctordiplome geschrieben und in einer holperigen ungenieſsbaren Sprache abgefafst sind, dafs die Vff. in der Ueberzeugung, dafs ihre Arbeiten nicht gelesen werden, das trivialste Zeug zu Markte bringen, so möchte man im Interesse der Wissenschaft, im Interesse der Männer, deren Zeit und Thätigkeit unausgesetzt der Förderung der Wissenschaft gewidmet ist, eine Art *index librorum prohibitorum* ein zuverlässiges und systematisches Verzeichnifs der Dissertationen, welche nicht gelesen werden sollen, wünschen. Anderer Seits aber ist ein Unternehmen, welches wahrhaft werthvolle Dissertationen sammelt, *sie gut übersetzt* und so dem Publicum zugänglicher macht, gewifs ein zeitgemäfses zu nennen. Wir können hierbei den Wunsch nicht unterdrücken, dafs es endlich einmal dahin kommen möge, dafs der Gebrauch der lateinischen Sprache in Dissertationen, Programmen und Prüfungen verschwinde. Wir gehören wahrlich nicht zu denjenigen, welche die Kenntnifs der alten Sprachen für etwas gleichgültiges halten, glauben vielmehr, dafs eine genaue und zwar eine weit genauere Kenntnifs der lateinischen Sprache, als zum Lateinischschreiben und Lateinischsprechen gehört, die erste und wichtigste Bedingung eines erfolgreichen Studiums der Jurisprudenz ist. Allein für diejenigen, welche es ernstlich mit der Wissenschaft meinen, bedarf es keines äufsern *Compelle*, um der lateinischen Sprache den gehörigen Fleifs zu widmen, und diejenigen, welche durch ihr Studium nur eine bürgerliche Existenz sich zu verschaffen beabsichtigen, haben ohnehin nach unsern jetzigen Einrichtungen nicht mehr nöthig, lateinisch zu schreiben und zu sprechen. Dafs aber ein Deutscher nur in seiner Muttersprache die höchste Bestimmtheit und Deutlichkeit erreichen kann, dafs viele unserer Gedanken und Begriffe uns so eigenthümlich angehören, dafs sie schlechterdings in einer alten Sprache nicht ausgedrückt werden können, ist anerkannt. Hierzu kommt noch, dafs, wenn wir Deutsch schreiben, uns die Sache hauptsächlich in Anspruch nimmt. Wer aber viele Dissertationen gelesen hat, wird sicher die Bemerkung gemacht haben, dafs vieles höchst Unbedeutende der schönen lateinischen Worte und des schönen Stils wegen gesagt wird, was dem Vf. deutsch zu sagen nicht einfallen würde.

Um auf vorliegende Dissertationensammlung zurückzukommen, so hat der Herausgeber den Begriff des Civilrechtes in ungewöhnlich weiter Bedeutung genommen, indem er z. B. Wechselrecht, die Lehre von den Zehnten, die kirchenrechtliche Lehre von den Ehehindernissen darunter begreift. Indessen wollen wir es keineswegs tadeln, dafs er auch diese Lehren berücksichtigt. Eben so wenig wollen wir es mifsbilligen, dafs er rechtshistorische Arbeiten ausschliefst, da seine Sammlung vorzüglich dem praktischen Juristen bestimmt ist und auserlesene rechtshistorische Dissertationen schon für sich Stoff zu einer reichen Sammlung geben. Der Herausgeber berücksichtigt vorzüglich die in den letzten sechs Decennien erschienenen Dissertationen. Wenn er die gesammelten Dissertationen „auserlesene" nennt,

en können wir zwar darüber, dass wir gar viele bedeutende praktische Dissertationen aus neuerer Zeit vermissen, deshalb nicht klagen, weil die Sammlung noch nicht abgeschlossen ist. Auch wollen wir gern bekennen, dass uns viele äußerst interessante Dissertationen (z. B. von *Zimmern*, *Gensler*, *Mackeldey*, *J. H. Heise*, *Huschke*, *Linert*) in dieser Sammlung begegnet sind. Vieles ist indessen aufgenommen worden, was wir bei der Nothwendigkeit, dieser Sammlung gewisse Grenzen zu setzen, lieber weggelassen gewünscht hätten. So findet sich im ersten Bande eine Dissertation von *Geyert* (die Lehre von der *dos* nach römischem Rechte und der deutschen Praxis S. 376...420.), welche an Seichtigkeit und Inhaltelosigkeit schwerlich ihres Gleichen hat. Die Aufnahme einer Dissertation von *Rodowé* über die Evictionsleistung bei Schenkungen (Bd. I. S. 84 bis 104) dürfte in sofern hauptsächlich verdienstlich seyn, als man daraus sieht, welche Trivialitäten unter dem Schutze lateinischer Worte in Dissertationen vorzukommen pflegen.

Die Uebersetzung der ursprünglich lateinischen Dissertationen schien uns abgesehen von manchen Provincialismen und manchen Worten, welche an veralteten Actenstil erinnern, im Ganzen genommen gut. Namentlich haben wir *J. C. von der Becke de iuribus et obligationibus usufructuarii usumfructum derelinquentis* etc. mit der Bd. II. S. 240 — 259 befindlichen Uebersetzung verglichen und keine Unrichtigkeit bemerkt. Sonderbar finden wir es, wenn der Herausgeber im Uebersetzen hin und wieder so weit geht von einer *nützlichen* (*utilis*) *actio de servo corrupto*, von *continuirlicher* und *nützlicher Zeit* zu sprechen, wenn er der *litis contestatio* im Sinne der Römer „Befestigung des Streites" substituirt und vieles Aehnliche.

Die wenigen Anmerkungen des Herausgebers enthalten hin und wieder kleine Berichtigungen des Inhaltes der Dissertationen. Im Anfange jeder Dissertation giebt der Herausgeber in einer Anmerkung den lateinischen Titel der Dissertation und die Stelle, wo sich dieselbe bei *Thibaut* und *Mühlenbruch* allegirt findet.

Der Gebrauch der Sammlung ist durch ein am Ende jedes Bandes befindliches sehr genaues Inhaltsverzeichniss erleichtert. Wir geben nicht das Verzeichniss der in vorliegender Sammlung enthaltenen Dissertationen, da es genügt, auf diess Inhaltsverzeichniss zu verweisen.

Bei der Fortsetzung der Sammlung möchten wir dem Herausgeber empfehlen bedeutende Männer unseres Faches über die Auswahl der Dissertationen zu Rathe zu ziehen.

S. B.

Helmstedt, im Verl. der Fleckeisen. Buchh.: *Uebersicht der Verordnungen welche im Herzogthume Braunschweig in Ansehung der weltlichen Geschäfte der Prediger ergangen sind.* 1828. 40 S. in 4. und: Nachtrag zu der Schrift: *Uebersicht* u. s. w. Ebendas. 1835. 34 S. in 4.

Die Ursache, welche den Vf. dieser kleinen Schrift (Kreisrichter *C. Bege* in Wolfenbüttel, dessen Repertorium zur braunschweig. Verordnungs-Sammlung wir vor längerer Zeit in diesen Blättern angezeigt haben) zur Herausgabe derselben bewog, war nach dem Vorwort keine andere, als weil die gesetzlichen Vorschriften, welche die Berufsgeschäfte der Prediger in weltlichen Hinsicht betreffen, gar oft nicht so bekannt sind, wie sie es sollten, oder weil sie wenigstens den Predigern nicht immer gleich zur Hand sind, um das Nöthige daraus schöpfen zu können. Gewiss lässt sich dagegen mit Grund nichts einwenden und die Prediger und Local-Beamten, welche mit Kirchen- Schul- und Armen-Angelegenheiten zu thun haben, werden es dem auch sonst um das braunschweig. Particularrecht verdienten Vf. Dank wissen, dass er einem, noch jetzt in andern deutschen Ländern gefühlten Bedürfnisse für Braunschweig abgeholfen habe. Uebrigens wird, da der gegenwärtige Zustand des evangelischen Kirchenrechts nur aus einer sorgfältigen Benutzung der Particular-Rechte erkannt werden kann, und das braunschweigische Kirchenrecht bis jetzt noch nicht bearbeitet worden ist, diese kleine Schrift als ein auch für das Ausland nützlicher Beitrag dazu betrachtet werden können. — Der Inhalt ist näher bestimmt folgender: I. Schulangelegenheiten. II. Armenwesen. III. Verwaltung des Kirchenvermögens. IV. Kirchenbücher und Auszüge daraus. V. Gesundheits-Polizey. VI. Publication der Verordnungen. VII. Processe, Contracte, Testamente. In dem Nachtrag finden sich die Bestimmungen des braunschweig. Particularrechts. VIII. Ueber Begräbnisse. IX. Ueber Auseinandersetzung der Prediger mit dem Vorgänger im Amte oder dessen Erben. X. Ueber Stempel und endlich einige Zusätze zu Nr. I — VII. Zuletzt findet sich noch ein genaues alphabetisches Register.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1837.

MEDICIN.

Berlin, Verl. von Hirschwald: *Notizen aus dem Gebiete der psychischen Heilkunde*, gesammelt und dargestellt von *Friedrich Bird*, Med. Doctor, zweitem Arzte an der Irrenheilanstalt Siegburg und Mitglied (e) mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1835. VIII u. 160 S. 8. (16 gGr.)

Wir machen hier zum erstenmale die Bekanntschaft des Vfs. dieser Schrift, wissen aber, dafs er sonst noch Vieles geschrieben und in kurzer Zeit veröffentlicht hat, wüfsten wir es aber auch nicht, so würden wir es durch diese Schrift erfahren haben, in der an vielen Stellen auf andere Abhandlungen verwiesen wird, ja, der Vf. scheint es fast als nothwendig vorauszusetzen, dafs man schon die Bekanntschaft mit seinen früheren Werken gemacht habe, indem er sich oft auf Ansichten und Grundsätze beruft, deren weitere Begründung er sich hier erlassen zu können glaubt. Aus manchen hier und da zerstreuten Bemerkungen haben wir uns das Resultat zusammengesetzt, dafs er alle Seelenstörungen als rein körperliche Krankheitszustände und namentlich als solche des Gehirns betrachtet, dafs er insbesondere das Gefäfssystem eine grofse Rolle dabei spielen läfst und Vieles von Andrang des Blutes nach demselben und ungleicher Vertheilung desselben herleitet. Abgesehen nun davon, dafs wir für diese Ansichten eine hinreichende Nachweisung aus der Erfahrung allenthalben vermissen, so scheint es uns für den Irrenarzt sowohl, als überhaupt für den Naturforscher eine sehr gefährliche Klippe, wenn er von dergleichen vorgefafsten Meinungen ausgeht, und sich so gleichsam selbst jeden andern Weg zur Erforschung der ursachlichen Momente der natürlichen Erscheinungen verschliefst. Der Vf. weifs sich viel auf seine Erfahrung, und auch wir lassen dieser Schiedsrichterin in ärztlichen Dingen alle Gerechtigkeit wiederfahren, aber eben diese Erfahrung (mit der wir übrigens nicht die unsrige allein, sondern die aller Zeiten gemeint haben wollen) sagt uns, dafs wir mit der Annahme eines Gehirnleidens, des Andrangs von Blut nach diesem Organe und der ungleichen Blutvertheilung die ursachlichen Momente des Irreseyns noch keineswegs erschöpft haben. So wenig, als es bis jetzt gelungen ist, den Sitz der Seele unter der Schädeldecke nachzuweisen, eben so wenig wird man dort die Quelle aller ihrer Störungen allein auffinden können.

Der Vf. nennt seine Schrift selbst ein ziemlich buntes Allerlei und beabsichtigt darin vorzüglich Scenen aus dem Leben Verrückter, Situationen, Ansichten, Behauptungen, Mittheilungen derselben niederzulegen. Nun läfst sich zwar nicht leugnen, dafs dem Arzte einer Irrenheilanstalt mannichfaltige Gelegenheit zu Gebote steht, interessante Beobachtungen über das somatische und geistige Leben mancher Irren anzustellen, aber mit der blofsen Schilderung ihrer krankhaften Zustände dünkt uns wenig geholfen, wenn sie nicht der Geist des Beobachters belebt und ihnen die psychologische Deutung und Entwicklung fehlt. Mit Vergnügen gedenken wir noch mehrerer solcher Krankengeschichten, wie sie uns früher *Reil* und *Hoffbauer* in ihren Schriften gaben, und damit tiefe Blicke in das Wesen der Seelenstörungen verbanden. Von einem solchen Geiste läfst sich nun aber hier nichts verspüren. Abgesehen davon, dafs die Schilderungen jener Seelenzustände, wie sie hier gegeben werden, keineswegs erschöpfend, sondern gröfstentheils nur fragmentarisch sind, haben auch die an sie geknüpften Reflexionen nur geringen Werth und wir wüfsten in der That nicht zu sagen, welchen Gewinn Psychologie und Psychiatrie daraus schöpfen könnten. Die ersten §§. z. B. namentlich §. 1. *Probe einer Uebersetzung aus Cornelius Nepos*; §. 2. *Sendschreiben eines Wahnsinnigen*; §. 3. *Poesien eines Wahnsinnigen*; §. 4. *Poesien eines Verrückten*; §. 5. *Bittschrift eines Wahnsinnigen*, sind sämmtlich dieser Art. §. 6. *Ueber den Geschlechtstrieb und seinen Einfluss bei geisteskranken Männern.* Der Vf. will bei mehreren Männern, bei denen während ihres kranken Seelenzustandes der Geschlechtstrieb eine Rolle spielte, einen Bocksgeruch bemerkt haben. §. 7. *Ueber die Rücksichten, welche wir zur Beurtheilung der Geisteskrankheiten auf deren Erziehung* (auf die Erziehung der Geisteskrankheiten?) *zu nehmen haben.* Der Glaube an Geistererscheinungen, Ahnungen, Hexen, Zauberei, Wahrsagen, dem (das) sogenannte Anthun, und ähnlicher Aberglaube kann allerdings bei Manchem den Schein der Verrücktheit annehmen, oder sich mit dieser compliciren. Aber, was hier das Wichtigste gewesen wäre, Andeutungen zur Unterscheidung dieser verschiedenen Zustände auf diagnostischem Wege zu geben, unterläfst der Verf. §. 8. *Ueber Heilung von Wunden bei Blödsinnigen und über organische Entartungen. Von Walther* beobachtete, dafs bei Blödsinnigen Körperverletzungen langsamer und unvollkommener heilen, und der Vf. will bemerkt haben, dafs ein Durchliegen dann ge-

gerade am schwierigsten heilt, wenn solche Kranke in den frühern Stadien ihrer Krankheit reichlich Narcotica gebraucht haben. §. 9. *Geisteskrankheiten und Sünde.* Obwohl wir mit dem Vf. der Meinung sind, dafs Geisteskrankheit und Sünde nicht mit einander verwechselt werden dürfen, so halten wir doch die hier angeführten Beispiele nicht für hinreichend, jene Meinung zu entkräften. §. 10. *Noch zwei Thatsachen, welche den Einfluss des Blutsystems auf das Hirn und somit auf das Seelenleben andeuten.* Der Vf. fand in zwei Fällen ein Mifsverhältnifs in der Pulsation der Carotiden und der Arteriae radiales bei Irren, was allerdings in ähnlichen Fällen Berücksichtigung verdient. §. 11. *Bemerkungen, eigene und fremde, über das Leben und die Bedeutung des Hirnorgans.* §. 12. *Aus dem Leben eines Wahnsinnigen.* §. 13. *Das Gefäfssystem des Gehirns.* Auch in diesen §§. das beliebte Thema des Vf. von dem Andrang des Blutes zum Gehirn. §. 14. *Zur Lehre vom Selbstmord.* Die Fälle, welche hier aufgeführt werden, sind eben nicht geeignet, den bei dem Selbstmord waltenden Seelenzustand mehr aufzuklären. §. 15. *Heinroths Meinung über das Walten des psychischen Arztes.* §. 16. *Zur Lehre vom Mordtrieb, aus dem Leben eines Melancholikers.* Eine Krankengeschichte ohne besonderen Werth. §. 17. *Einige Notizen über den Körperbau bei Geisteskranken, nebst Einleitung zu denselben.* Was der Vf. hier über die Körperformen von Canaris und Friedrich II sagt, ist doch gar zu unbestimmt und unverkürzt, als dafs sich darauf etwas zum Behuf der Seelenkunde gründen liefse. Dankenswerth sind dagegen die Ausmessungen einiger Irren. §. 18. *Beiträge zur Kenntnifs von der psychischen Bedeutung des Hirnorgans, so wie zur Lehre von den geistigen Beziehungen überhaupt, die dem Organismus annex sind.* Gröfstentheils Auszüge aus *Larrey's* chirurgischer Klinik.

Ueberblicken wir nochmals den Inhalt dieses Buches, so können wir davon nichts Anderes aussagen, als dafs es seinem Vf. zunächst darum zu thun gewesen seyn müsse, schnell einige Bogen zum Drucke zu befördern. Er hat dazu benutzt, wo und wie es sich ihm eben in der Eile darbot. An tief gehender, gründlicher Forschung gebricht es ihm allenthalben. Auch der Stil, in dem das Buch geschrieben, ist höchst leichtfertig. So heifst es von einem Kranken: er wurde genesen, st. er genafs; von einem anderen: er spuckt die sich nahenden, st. er spuckt auf die sich nahenden; ferner: dafs ich ihm etwas Suppe futterte, st. ihn mit etwas Suppe fütterte; ferner: wenn man ihn ansprach oder annäherte, st. sich ihm näherte; ferner: er leidet starke Blutfülle im Unterleibe, st. an starker Blutfülle im Unterleibe; er sieht sich herum, st. um; die Lähmung minderte, st. minderte sich; hätte *Larrey* den in Rede stehenden Kranken genesen, st. geheilt u. s. w. Auch an Druckfehlern ist kein Mangel.

m.

STUTTGART, in der Balz. Buchh.: *Vergleichende Ideàlpathologie.* Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von Dr. *Karl Richard Hoffmann*, Medicinalrathe der k. b. Regierung des Unterdonaukreises in Passau. 1834. IV und 687 S. 8.

Die Ansicht, in den verschiedenartigen Formen und Gestaltungen der Natur immer nur das Eine, Absolute zu erkennen, wie sie besonders wieder durch die Naturphilosophie ins Leben gerufen worden ist, hat, wie sich nicht verkennen läfst, zum Theil auf sehr fruchtbare Bahnen der Untersuchung geleitet, zum Theil aber auch zu einem so eiteln Spiel mit Analogieen und Vergleichungen die Veranlassung gegeben, dafs es sich oft kaum der Mühe lohnt, sie zum Gegenstand einer näheren wissenschaftlichen Prüfung zu machen.

Dafs der ganzen grofsen Naturschöpfung eine allgemeine Idee zum Grunde liege, dafs Alles nach einem Grund-Typus geschaffen sey, und sich, wenn auch auf eigenthümliche Weise, aus dem Ganzen und Allgemeinen evolvire, sich an dem Einzelnen und Besonderen auch wieder seine allgemeine Abkunft erkennen lasse, ist wohl kaum zu verkennen, indessen scheint es uns nur von sehr geringer wissenschaftlicher Bedeutung zu seyn, wenn man sich die Mühe nimmt, Verwandtschaften und Aehnlichkeiten ganz verschiedenartiger und weit auseinander liegender Glieder jener grofsen Kette aufzuzeigen. Dergleichen Aehnlichkeiten liegen allenthalben vor, und ihre Entdeckung führt doch am Ende zu nichts weiter, als zur Anerkennung der allgemeinen Abkunft aus *einer* gemeinschaftlichen Quelle, von der wir ausgingen. Weit wichtiger dagegen scheint uns die Aufgabe, nachzuweisen, wie sich das nahe und verwandte Glied aus dem ihm zunächst stehenden evolvirt und in welcher analogen Beziehung es zu ihm steht, wie sich z. B. die niederen Thierformen zu den pflanzlichen verhalten, wie sich die einzelnen Organe auseinander entwickeln u. s. w., ein Verfahren, das bekanntlich auch von vielen Naturforschern neuerer Zeit mit ausgezeichnetem Glück befolgt worden ist. Nur wenn wir in diesen Untersuchungen weiter vorgeschritten und auf diesem Gebiete ganz heimisch geworden sind, lassen sich seine Grenzen erweitern, dann erst werden wir im Stande seyn, entfernter liegende Glieder mit einander zu vergleichen, und uns diese Vergleichung wirklich zu Nutze zu machen.

Legen wir nun aber diesen Mafsstab an das vorliegende Werk, so müssen wir sehr bezweifeln, ob es überhaupt noch an der Zeit sey, aus solchen Analogieen die Grundsätze für die Pathologie zu entnehmen. Wir unseres Theils wenigstens können darin nichts anderes sehen, als ein sehr gewagtes und müfsiges Spiel, an dem sich zwar der Scharfsinn und die Vergleichungsgabe üben kann, aus dem indessen die wahre Wissenschaft weiter keinen Gewinn zu ziehen

ben vermag. Ja, wir müssen es um so mehr bedauern, dafs der Vf. darauf so viele Zeit und Mühe verschwendet hat (denn dafs sie ihm diese gekostet, geht aus jeder Seite des Buches hervor), als wir überzeugt sind, dafs, hätte er seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn auf etwas Anderes verwendet, und wäre er dabei in dem gewöhnlichen Geleise des natürlichen unbefangenen Denkens geblieben, er gewifs ein Werk geliefert haben würde, durch das er sich den Dank des ärztlichen Publikums verdient hätte. Wir kennen die Vorbilder, die den Vf. zu seinem ikarischen Flug verleitet haben, aber nicht Jedem sind Flügel gegeben, die zur Sonne tragen und auch mit den besten Flügeln gelingt nicht jeder Flug.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir von dem ganzen Werke unseren Lesern einen Abrifs vor Augen legen, wir begnügen uns daher blos Einzelnes herauszuheben, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie der Vf. das Wesen der verschiedenen Krankheiten auffafst.

Die Skrofelkrankheit besteht ihm zufolge darin, dafs sich die dem Menschen eigenthümliche Entwicklungsweise in die den Insekten zukommende verwandelt. In der Skrofelsucht strebt sich der Mensch nach Art der Insekten, mittelst der Metamorphose, zu entwickeln. Der Skrofulöse ist demnach eine Larve, ist die Menschenlarve. Wie sich die Larve zum geflügelten Insekte verhält, so verhält sich das skrofulöse Kind zum gesunden, erwachsenen Menschen. Den Skrofelstoff stellt der Vf. mit dem Fettkörper der Insekten zusammen. Der Fettkörper ist Bildungsstoff, Fruchtstoff, Eistoff, der von der Larve einstweilen schon bereitet und niedergelegt wird, um für die späterhin eintretende Metamorphose benutzt zu werden; aus ihm sollen sich die neuen Organe des geflügelten Insektes bilden, die bleibenden verändern. Aber auch der Skrofelstoff ist Bildungsstoff, er ist sekundärer Dotter, wie der Fettkörper; er wird von dem Skrofulösen einstweilen gebildet und deponirt, um für eine spätere höhere Entwicklung, für die späterhin erfolgende Metamorphose der Menschenlarve verwendet zu werden. Die Skrofeln erweichen, wenn in dem ganzen Organismus, wenn in der abgelagerten Skrofelmasse insbesondere das Streben nach der höheren Entwicklung, nach der Metamorphose erwacht, wenn die Menschenlarve sich in die vollkommene Menschenform umzubilden trachtet. Die Erweichung ist der unmittelbare Ausdruck, die unmittelbare Folge dieses rege gewordenen Strebens. Auch die Uebereinstimmung des Habitus und der Lebensthätigkeit des Skrofulösen mit der Gestalt und den Verrichtungen der Insektenlarve wird dargethan.

Auf ähnliche Weise werden nun auch andere Krankheiten mit tieferen normalen Lebensstufen parallelisirt. So besteht die Rhachitis in der Herausschlingung und freien unabhängigen Darstellung der Idee des wirbellosen Thiers aus der Gesammtidee des menschlichen Lebens. In ihr trachtet der Mensch sich in ein Weichthier, in eine Molluske, zu verwandeln. Ferner ist die Bleichsucht das Herabsinken der menschlichen Pubertätsentwicklung auf die Stufe der Metamorphose, auf die Stufe des Puppenzustandes; in der Tuberkelbildung sinkt das höhere thierische Geschöpf auf die Stufe der Knollen- und Zwiebelgewächse herab, und der Tuberkel ist nichts anderes als thierische Knolle, Zwiebel und Bulbille. Die Gicht ist die im Menschen wieder auftretende Gelenkmauser, die Regeneration durch die Gelenke. Der Gichtknoten ist ferner eine verkümmerte Menschenknospe, ein mifsrathener Menschenzweig. Der Zweig aber ist eine Wiederholung, ein Abbild der ganzen Pflanze; so hat der Gichtknoten die Bedeutung eines ganzen Menschen; in der Gicht will aus dem afficirten Gelenk ein ganzer Mensch herauswachsen. Die Hämorrhoiden sind wie die Gicht die Wiederholung der Gliedansetzung der Myriapoden und derjenigen Anneliden, bei denen dieser Procefs vorkommt. Sie sind wie die Gicht neue Gliedbildung, Erzeugung eines neuen Gliedes, eines neuen Körperringes, die Krankheit ist ebenfalls Gliedmauser. Die Steinerzeugung ist Schalenbildung, ist Erzeugung eines äufseren Gerippes, eines Hautskeletes, und die Harnsteine sind den Schalen der Mollusken, den Muschelschalen, den Schneckengehäusen u. s. w. zu vergleichen. Das Wesen der Wassersucht besteht darin, dafs sich die Idee des Deuteromenschen aus ihrer Involution unter die des Protomenschen herausschlingt und sich frei für sich, auf unvermittelte embryonische Weise zu entwickeln und zu verleiblichen trachtet, wodurch der Protomensch veranlafst wird, aus seinem entwickelten Zustande in den unentwickelten, ursprünglichen Eizustand zurückzukehren, sich in ein Ei, in Eistoff für die zur Entwicklung strebende Idee des Deuteromenschen zurückzubilden. Die Krebsdyskrasie besteht ihrem Wesen nach in der immer gröfser werdenden Neigung der Einheitsidee, ihre Herrschaft über die Theile aufzugeben und sich wieder in diese selbst zurückzuziehen; oder in dem Streben des Organismus, wieder in den Gegensatz von Stamm und Polypen auseinanderzugehen. Der Skorbut ist der Winterschlaf des Menschen u. s. w.

Der Vf. hat diese verschiedenen Analogieen mit vielen Gründen zu stützen gesucht und es läfst sich nicht leugnen, dafs ihm dabei Fleifs und Scharfsinn zur Hand gewesen sind, obwohl sich auch nicht verkennen läfst, dafs manche dieser Gründe, wie man zu sagen pflegt, bei den Haaren herbeigezogen sind. Aber fragen wir uns am Ende der Betrachtung dieser mühseligen Arbeit, was der reine Gewinn für die Wissenschaft ist, ob wir dadurch eine tiefere Einsicht in das Wesen aller auf diese Weise dargestellten Krankheiten gewonnen haben; ob uns dadurch neue Ansichten über die Heilung derselben aufgegangen sind, so können wir, bei aller Achtung für die Anstrengungen und für das rege Streben des Vfs., darauf nur eine verneinende Antwort abgeben.

Hbm.

Bars-

Breslau, b. Aderholz: *Zur Geschichte der Medicin in Schlesien.* Erstes Heft. Die vorliterärischen Anfänge. Von Dr. *A. W. E. Th. Henschel*, o. ö. L. a. d. Univ. Breslau. 1837. X und 123 S. gr. 8. (16 gGr.)

Ebend.: Viro doctissimo, experientissimo Dr. *Eliae Henschel*, medico apud Vratislavienses practico et obstetricio felicissimo, ante hos quinquaginta annos Doctoris dignitate ornato, die III. Januarii MDCCCXXXVII medici munere per dimidium saeculum functo, patri dilectissimo pie gratulatur filius Dr. *A. G. E. Th. Henschel*, P. p. o. Inest: *Iatrologiae Silesiae specimen primum*, exhibens brevissimam medicorum Silesiorum saeculi XIII ad XVI notitiam, cui catalogus medicorum Silesiae recentiorum eorumque celebriorum adiectus est prodromus. VIII u. 32 S. 4.

Wir verbinden die Anzeige beider Schriften sowohl wegen der engen Beziehung, in welcher sie ihrem Inhalte nach zu einander stehen, als auch wegen des Ereignisses, welches beide zunächst wenigstens der Veröffentlichung zuführte. Beide sind nämlich dem Vater des Vfs. am Tage der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums, zu dem auch die medicinische Fakultät zu Halle das erneuerte Diplom eingesandt hatte, gewidmet und überreicht worden, wie dies aus der Zueignung der erstern, und dem Titel der zweiten hervorgeht. In Bezug auf den Inhalt ist die zweite offenbar ein Supplement der ersten, wenn schon sie ganz selbständig einhergeht und auch einhergehen kann, insofern sie nicht die Wissenschaft selbst, sondern nur ihre Culturen ins Auge fasst, eine Trennung, die um so verdienstlicher ist, als sie bis jetzt von unsern Geschichtschreibern wenig beachtet ist, welche vielmehr eine Geschichte der Aerzte und ihrer subjektiven Ansichten als eine Darlegung des Entwicklungsganges der Wissenschaft im Ganzen uns vorlegen. Dieser nicht zu billigenden Manier haben wir es auch zum grofsen Theil wenigstens zu danken, dafs so mancherlei Lücken dem Leser vor Augen gelegt sind, und so manchmal der Faden der Geschichte plötzlich abgerissen bemerkt wird, obschon weder jene Lücken eigentlich vorhanden, noch auch der Faden wirklich gerissen ist. So mancher Heros der Kunst tritt uns auf dieselbe Weise mit einem Male gleichsam als *deus ex machina* entgegen, und wird uns als ein Wunderkind vorgeführt, eben weil er nur immer mit seinem nächsten Vorgänger verglichen wird, während er doch nur darin grade seine Gröfse zeigte, dafs er von der Beschränktheit seiner Zeit sich lossagend, seinen Blick weiter rückwärts richtete und die Untersuchungen da wieder aufnahm, wohin sie seine wirklichen Vorgänger als Geistesverwandte geführt hatten. Eben dadurch, dafs der wahre Freund der Wissenschaft gezwungen ist um mehrere Generationen zurückzuschreiten, um einen seiner würdigen Lehrer zu finden, da er doch hätte erwarten sollen, dafs das Wahre der Wissenschaft von Generation zu Generation treu aufbewahrt und fortgeerbt wurde, eben dadurch ist es zu erklären, dafs die angestrengtesten Studien dieser Heroen die Wissenschaft doch meistens nur um ein Geringes wirklich weiter gebracht haben; sie mufsten ihre besten Kräfte gleichsam vergeuden, um erst das wieder zu wissen, was man längst vor ihnen gewufst hat. So wie auf der andern Seite eben dadurch auch wieder jenes zu allen Zeiten beinahe, in den unsrigen aber nur leider zu oft, beobachtete Phänomen erklärt wird, dafs etwas längst bekanntes hervorgezogen und von einem grofsen Theil der Zeitgenossen als neu angestaunt wird. So wenig die Natur bei ihren Schöpfungen Sprünge macht, so wenig giebt es dergleichen auch in den Schöpfungen der Wissenschaft, überall ist der rothe Faden in den labyrinthischen Gängen derselben vorhanden, nur wird er nicht einem jeden von einer hülfreichen Ariadne in die Hand gesteckt. Bibliographie und Gelehrtengeschichte müssen nothwendig für sich behandelt werden, sie sind nur das Handwerkszeug, dessen sich der Geschichtschreiber der Wissenschaft bedient, um zu seinem Zwecke zu gelangen, auf die er sich andeutend berufen mufs, ohne dafs er nöthig hat sie uns *in pleno* wieder vorzuführen. Doch wozu soll Ref. hier abermals seine Ansichten von der Geschichtschreibung der Wissenschaft weiter entwickeln, da er sie erst kürzlich in der Altenburger medicinische Zeitung 1837. Nr. 1. niedergelegt hat, und die hier anzuzeigenden Werke, namentlich die Vorrede zu dem ersten deutlich darthut, dafs sie keine rein subjektive sind. Auch den hochachtbaren Verfasser hat sie längst beseelt, und auch er hatte längst erkannt, dafs nur eine genaue Kenntnifs des Speciellen uns das Allgemeine erfassen lassen kann. Dies veranlafste ihn Hand an die Bearbeitung einer Geschichte der Medicin in Schlesien zu legen, von der wir in dem ersten Hefte des ersten Werkes den Anfang erhalten. In dem Vorworte zu derselben beklagt der Vf. zunächst dafs es ihm nicht geglückt ist, eine reichere Ausbeute über den Stand unserer Wissenschaft in den vorliterärischen Zeiten seines Vaterlandes zu gewinnen; spricht aber die Möglichkeit aus, dafs noch manches hier und da bei einem weitern antiquarischen Studium zu gewinnen seyn möchte, welches jedoch mit so vielem Zeitaufwande verknüpft sey, dafs es vielleicht noch lange gedauert hätte, bevor die Untersuchungen als abgeschlossen hätten betrachtet werden können, wodurch das Zustandekommen des Ganzen jedenfalls gefährdet worden wäre.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

MEDICIN.

Breslau, b. Aderholz: *Zur Geschichte der Medicin in Schlesien.* — — Von Dr. *A. W. E. Th. Henschel* u. s. w.

Ebend.: Iatrologiae Silesiae specimen primum — — scripsit Dr. *A. G. E. Th. Henschel* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 129.)

Allerdings ist es immer besser, etwas zu geben als gar nichts, indessen hoffen wir, dafs der Vf. diesen Zeitraum nie ganz aus dem Gesichte verlieren wird, da nicht sobald jemand in äufserer wie in innerer Beziehung so in den Stand gesetzt werden dürfte, dergleichen Forschungen zu unternehmen, wie dies beim Verf. sicher der Fall ist. Die geäufserte Furcht aber am Ende nicht Jedem durch solche Mittheilungen und Untersuchungen einen Dienst zu erweisen, ist gewifs nichts als ein scherzhafter, leider aber nur zu wahrer Vorwurf für einen grofsen Theil unserer Zeitgenossen, welcher sicher keinen Einfluss auf den Verfasser und seine Studien ausübt. Auch die kleinste, scheinbar unbedeutenste Notiz erhält oft für uns selbst bei weiterm Studium eine hohe Bedeutung, warum nicht auch bei andern uns Gleichgesinnten? Gern geben wir zu, dafs auch das lebenslängliche angestrengteste Studium der Antiquitäten eines Landes, somit auch Schlesiens, nur wenig über den Zustand der Wissenschaft in den Händen der Fachgenossen im vorliterärischen Zeitalter wird darbieten, indessen dürfen wir hierbei nicht stehen bleiben. Es giebt noch eine andere, freilich sehr dunkle Seite der Geschichte der Kunst, auf die wir zwar bei den Völkern des Alterthums zurückgehen, eben weil das Alterthum uns selbst dahin zurückweist, die wir aber in der Heimath fast ganz aufser Acht gelassen haben, es ist dies die Geschichte der *Volksmedicin*! Zwar haben wir hier und da einige Sammlungen von Volks- und Hausmitteln, aber sie stehen mehr als ein Curiosum und ohne Beziehung zur Geschichte, der Wissenschaft da, indem man nicht auf die Art ihrer Anwendung, und den Grund, wie man dazu kam, sie anzuwenden Rücksicht nimmt. Hier sind die Uranfänge der Geschichte der Medicin eines Landes zu suchen, und noch jetzt sind diese wie die Lieder Ossians im Munde des Volkes vorhanden, wo sie sich rein und unverfälscht von Generation zu Generation fortgepflanzt haben, und gemeiniglich als Volksrecurtheile dem Arzt zu seinem Verdrufs nicht selten in den Weg treten. Dergleichen Data aber zu sammeln ist weder leicht noch auch für den gröfsern Theil erfreulich; es gilt dabei nichts Geringeres, als dafs der graduirte Doktor bei Hirten, Schmieden, alten Weibern u. s. w. lernbegierig in die Schule geht, und da als unwissend erscheint, wo er sonst mit den Strahlen seines Lichts das Nichtigkeitsgefühl hervorzurufen gewohnt ist. Jedoch ein Umgang, den ein *Heim* nicht verschmähte, kann auch für andre wohl nicht entehrend seyn! Hierdurch allein können wir aber aus der Gegenwart selbst noch über eine ferne Vergangenheit Aufschluss erhalten, und so eine überall fühlbare Lücke in der Geschichte der Kunst ausfüllen. Wie wir bei den Griechen die ersten Anfänge der Kunst im Homer suchen, so dürfen auch die Lieder und Sagen des Vaterlandes nicht ganz unberücksichtigt bleiben, und manche interessante Notiz wird der Forscher in dieser Beziehung in *Jac. Grimms deutscher Mythologie*, Götting. 1835. gr. 8. finden. Möchte der geehrte Verf. auch hierauf in der Folge sein Augenmerk richten, vielleicht dafs auch für Schlesien manches über die Vorzeit klarer wird, und so das Speciellere auch hier deutlicher hervortritt, wie der Verf. ja auch selbst schon einiges der Art S. 10 anführt. — Der zweite Vorwurf, welchen der Verf. begegnen zu müssen glaubt, ist nämlich der, dafs er anstatt dem Titel zu Folge Specialgeschichte zu geben, mancherlei, was der Geschichte der Medicin, ja der Geschichte überhaupt angehörig, beigebracht hat. Auch hierüber kann sich Ref. nur freuen, da dies Bestätigung seiner geäufserten Ansichten über Geschichtsschreibung ist, dafs die Wissenschaft lebendig, d. h. in ihrer natürlichen Beziehung zu den übrigen Wissenschaften, wie zu dem Leben der Menschen dargestellt werde. Die Medicin will das physische Leben erhalten, Krankheit in Gesundheit umwandeln; ihre Heilmittel und deren Anwendungsweise sind daher abhängig von den Ursachen, die die Krankheit herbeiführten, und diese sind in dem physischen eben so gut wie in dem socialen Leben zu suchen; wie alles dies aber auf den speciellen Krankheitsfall Einfluss hat, so auch auf die Ausbildung der Medicin als Wissenschaft. Sodann aber erhält das Einzelne ja nur wahre Bedeutung in dem Zusammenhange mit dem Allgemeinen, die Specialgeschichte mithin nur durch ihr Verhältnifs zur Universalgeschichte; jene kann nur durch diese, und diese wiederum nur durch jene richtig aufgefafst und gewürdigt werden. — Dasselbe gilt von dem in des Verf. Schrift nicht zu verkennenden Streben, die von ihm geschilderte Zeit-

periode als Ganzes aufzufassen, und dem Leser davon eine Totalanschauung zu verschaffen. So lange Fakta kein allgemeines Resültat geben, sind sie unbrauchbar für die Wissenschaft. Es ist traurig, wenn der Schriftsteller in einer Zeit lebt, wo er solch ein Streben entschuldigen und mit Gründen zu rechtfertigen auch nur entfernte Veranlassung hat. *Odi profanum vulgus et arceo!* — Gehen wir jetzt zu dem Inhalte der Schrift selbst über, so führt sie uns zunächst in einem mit kräftigen Zügen entworfenen Bilde die Lage Schlesiens bis zu dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung vor, die freilich eine bedaurungswürdige war, da es überall sich in der Nacht des tiefsten Geistesdunkels befangen zeigt, während in den meisten übrigen Ländern Europas bereits längst der junge Tag hereingebrochen war. Selbst die religiösen Kenntnisse des Volkes wie der Geistlichkeit befanden sich auf der niedrigsten Stufe, wie hätten da Wissenschaften erblühen können! Allerdings tauchen einzelne Namen auf, welche auch für die Medicin nicht ohne Bedeutung seyn können, indessen sind es nur solche, welche der Geistlichkeit angehören, die als Leibärzte von Fürsten ihre Bildung fernher geholt hatten, weshalb es auch mehr als wahrscheinlich ist, dafs, wie überall, so auch in Schlesien, von diesem Stande die medicinische Cultur ausging. Diese Entwicklung des ärztlichen Standes aus dem geistlichen durch wirkliche, geschichtliche Data auch für Schlesien zu beweisen, ist eigentlich der Hauptgegenstand des vorliegenden ersten Heftes. Natürlich konnte dies nicht ohne ein tieferes Eingehen in die mittelalterliche Geschichte der Wissenschaften überhaupt und der Medicin insbesondere bewiesen werden, eine Schwierigkeit, welche nur der richtig zu würdigen im Stande ist, welcher sich in ähnlichen Studien bereits selbst versucht hat. Das Geleistete ist um so höher anzuschlagen, wenn wir finden, dafs der Verf. alle seine Data aus den entlegensten Quellen selbst unmittelbar zu sammeln gezwungen war, da ihm die wenigen vorhandenen Vorarbeiten leider unbekannt geblieben zu seyn scheinen, welche ihm sicher in mancher Beziehung die Arbeit würden erleichtert haben. Dem Verf. aber hieraus einen Vorwurf machen zu wollen, kann Ref. um so weniger einfallen, als diese Schriften ihm selbst, mit Ausnahme der zweiten und letzten, welche erst ganz vor kurzem in seine Hände kamen, nur dem Titel nach bekannt sind, obschon er sich vielfach bemüht hat, ihrer habhaft zu werden. Diese Schriften sind: 1) *S. W. Oetter: der Arzt in Deutschland* in den ältern und mittlern Zeiten historisch dargestellt. Nürnberg 1777. 8. — 2) *S. W. Oetter*: bestätigte Wahrheit, dafs die Geistlichen in Deutschland seyen ehehin die Lehrer der Arzneikunst und auch zugleich die Aerzte gewesen. Nürnberg 1790. 8. — 3) *J. H. Cohausen: Clericus medicaster, in quo sacrarum literarum auctoritate, sanctorum Patrum sententia, sacrorum canonum decretis, recta ratione atque experientia demonstratur: Sacerdotem imprimis curatum praxeos medicae exercitium non decere.* Frankf. a. M. 1748. 8. — 4) *Roth de nominibus, quibus medicos eorumque artem appellaverunt veteres.* — 5) *Mandosius de Pontific. Max. Archiatr. in Act. erudit. ann.* 1697. p. 183. — 6) *Marini Gli Architri Pontifici Rom.* 1784. — 7) *Reinhart de medic. origin. sacris.* Torgaviae 1733. — 8) *Hecquet Médecine theologique.* Paris 1733. — 9) *Scotti* A. A. Die Religion und Arzneikunde in ihren wechselseitigen Beziehungen dargestellt. A. d. Ital. von *M. v. Lenhossék.* Wien 1824. gr. 8. — Die meisten Mittel, welche gegen Krankheiten gebraucht wurden, waren, wie überall, so auch hier, in den frühsten Zeiten solche, welche mit dem Glauben in enger Beziehung standen. Die sogenannten Volksmittel waren wohl meistens dieselben, wie von *Richter* unter den Russen gesammelt sind, und auch die Schwitzbäder waren schon von den ältesten schlesischen Fürsten errichtet. Wie über die Medicin im Ganzen, so finden sich auch über die Krankheiten, welche in Schlesien herrschten, nur sehr dürftige Bruchstücke, aus den Jahren 1003, 1007, 1016, 1028, 1096. — Wenig änderte sich die Lage der Dinge im zwölften Jahrhundert, denn das Mönchsthum und der Bau von Klöstern begann erst in Schlesien vorzüglich durch des Bischofs Walter I. Bemühungen ins Leben zu treten, und die gegen Ende des Jahrhunderts damit verbundenen Schulen sind die ersten Anfangspunkte einer wirklichen Cultur. Hiermit mufste aber das medicinische Studium nothwendig in Verbindung stehen, da, wie der Verf. zeigt, schon von *Cassiodor* die Geistlichen zum Lesen des Hippocrates und Galen ermuntert wurden, und wir bereits in einer Urkunde Carls des Dicken vom Jahr 888 folgendes lesen: *Gisulfum venerabilem Abbatem et Medicum ad nostram direxisset perspicuitatem etc.* nach *Heumann Comment. de re diplom. Imperatric.* p. 63. Besonders waren es die Benediktiner Mönche, welche sich im 11ten Jahrh. durch ihre medicinischen Kenntnisse berühmt machten, von denen der Verf. mehrere namhaft macht, die wahrscheinlich auch die bessern medicinischen Ansichten nach Schlesien brachten, welche freilich erst im dreizehnten Jahrh. anfangen geschichtlich bemerkbar zu werden. In diesem Jahrh. beginnt überhaupt erst die gelehrte Bildung in Schlesien, welche jedoch von ihren Inhabern meistens erst aus Italien geholt worden war, wie denn der Verf. S. 33 zeigt, dafs mehrere Schlesier von 1270—1293 in Bologna studirten. „Alle diese Männer, lesen wir dort, haben das lateinische *D.* vor ihrem Namen, was entweder *Doctor* oder *Dominus* heifst: letzteres war aber damals mit ersterem auf juristischen Universitäten völlig gleichbedeutend.“ Indessen möchte Ref. an dieser Stelle das *D.* zwar für *Dominus*, nicht aber in des Verf. Sinne halten, denn es hat wohl keine andere Bedeutung als die, welche es noch jetzt in dem *Dominus citatur* hat, wie *Oetter* l. c. ganz richtig erinnert, wenngleich der *Dominus* damals ein ganz anderer als unser jetziger, nämlich ein wirklicher *Herr* war. Die Studenten in Padua z. B. wählten nach *Oetter* l. c. p. 25 den Rector

ctor und die übrigen Universitätsbeamte, hatten Einkünfte in ihrer Gewalt, schrieben Lehrern und sich selbst Gesetze vor, konnten Relegationen, Gefängnifs- und andere Strafen verhängen! Schon nach dem Kaiser Tiberius war *Dominus* ein Ehrentitel, welchen man besonders denen gab, die man begrüfsen wollte, ohne dafs ihr Name gleich im Gedächtnifs war. Aehnlich gebrauchte der Grieche sein τίμιος, cf. *Casaubon. ad Theophrast. charact.* p. 220. Auf der andern Seite aber scheint jenes *D.* wiederum auch wirklich als *Doctor* genommen werden zu müssen, da nämlich wo sich das *Canonicus* hinter dem Namen befindet, sobald nämlich *Oetter* l. c. Recht hat, wenn er sagt: die ersten Lehrer auf den Universitäten waren *Canonici*, sie hatten als solche weiter keine Besoldung als ihre Präbende. Ist dies richtig, so waren jene Schlesier nicht Studenten, sondern Professoren, und dies dürfte für die Geschichte der Wissenschaften nicht ohne Bedeutung seyn! Den Benediktinern schlossen sich in der Verbreitung der Wissenschaften besonders die Dominikaner an, und so mancher gelehrte Name taucht jetzt auf, freilich nur in der Theologie und kirchlichen Jurisprudenz; doch auch für die Geschichte nicht unthätig, wie der Annalist *Martin Strepus* und der Vf. der *Chronica Polonorum*, wodurch die Möglichkeit wirklicher Geschichtsforschung beginnt, die freilich für den Zustand der Arzneikunde auch jetzt fast nur Vermuthungen und Andeutungen zuläfst. Hierher gehört das Wenige, was sich über die im 12ten und 13ten Jahrh. in Schlesien eben so wie in andern Ländern Europas herrschenden pestartigen Volkskrankheiten aufgezeichnet findet, aus den Jahren 1122, 1125, 1179, 1221, 1264, 1282, 1295. So wenig Ausbeute auch das geschichtliche Studium in diesen und den folgenden Jahrhunderten für die Lehre von den Epidemien liefert, so hoch stehen die schlesischen Aerzte doch besonders im 17ten und 18ten Jahrh., und wir werden es dem Verf. Dank wissen, wenn er uns alles, was seine reichlichen Sammlungen in dieser Beziehung darbieten, später in einem besondern Hefte „die Epidemien Schlesiens" mittheilt, da dies in einer fortlaufenden Geschichte der Medicin immer nur andeutungsweise geschehen kann, zumal da sich Schlesien hier stets mit den Nachbarländern, besonders Polen und Böhmen, in enger Beziehung zeigt. War auch die ärztliche Hülfe im dreizehnten Jahrh. sicher noch eine sehr beschränkte, so entstanden doch jetzt bereits Krankenanstalten unter den Namen der *Hospitäler*, von denen als das erste das heilige Geisthospital 1214 von *Heinrich* I. auf Veranlassung des Augustiner Abtes zu U. L. F., *Vitoslaw*, gestiftet ward. Der auch in Schlesien sich nicht selten findende Aussatz rief besonders die *öffentlichen Bäder*, *stubae balneatoriae*, hervor, die sich jetzt in allen namhaften Städten finden, 1250 zu *Breslau*, 1251 zu *Wansen*, 1252 zu *Liegnitz* zwei, 1261 zu *Freistadt* u. s. w. Da dies häufig milde Stiftungen zum Seelenheil waren, so wurden die Bäder auch *Seelenbäder*, *balnea animarum*, genannt. Den Hospitälern standen besonders die Kreuzherrn von Neifse und von St. Matthiä vor, worüber der Verf. sich näher verbreitet, indem er die von ihnen gestifteten oder besorgten Hospitäler dieser Zeit namhaft macht, und nachweist, dafs die *cura aegrotantium*, welche in ihnen geboten und geübt war, hier wirkliche medicinische Behandlung war, worin wir ihm gern beistimmen. Von grofsem Einfluss waren auch in Schlesien sicher die Templer und deutschen Ordensritter, besonders aber die eigentlichen Hospitaliter, über deren Wirksamkeit wir nähern Aufschlufs erhalten. Diesen Rittern schliefsen sich die *Beghinen* an, welche sich gegen Ende des 13ten und im Anfange des 14ten Jahrh. in Schlesien verbreiteten, wo sie bei den Pesten von besonderer Wirksamkeit waren, und sich als *Seelweiber* noch lange erhalten haben; ja die letzte Stiftung für sie wurde erst im Anfange dieses Jahrh. aufgehoben. — Von S. 65 beginnt nun der Verf. eine Darstellung der Entwicklung des ärztlichen Standes überhaupt als eines eignen gelehrten Standes zu geben, welche um so verdienstlicher ist, als sie die Lehrbücher der Geschichte meistens nur obenhin erwähnen, oder doch so verflechten, dafs eine allgemeine Uebersicht der Lage der Dinge nur äufserst schwer ist. Ueberhaupt ist der Gegenstand ein solcher, der endlich einmal eine besondere Darstellung nothwendig erhalten mufs, und wir glauben nirgends eine Bitte besser angebracht, als wenn wir den Verf. ersuchen, uns eine Geschichte des ärztlichen Standes überhaupt wie insbesondere von Anfang der Geschichte bis jetzt zu liefern, was ihm bei seinen Studien nicht schwer werden kann. Jener ganze berüchtigte Streit über die servile Lage der Aerzte in Rom ist reich an Materialien, die der geistvollen Benutzung entgegen sehen. Möchte sie ihm bald werden! — In dem eigentlichen Lehrkursus war die Medicin unter den Geistlichen, von denen sie im Mittelalter wieder ausging, nicht unmittelbar aufgenommen, nur in so fern, als sie zur *Physica* gehörte, trat sie in das Quadrivium ein, daher rifs sie sich auch eigentlich am frühsten wieder los. Zunächst aber bildeten sich wie für die Jurisprudenz und Theologie besondere Lehrer, welche sich den Meister- Lehrer- oder Doctortitel beilegten, und interessant ist die vom Verf. geschehene Hinweisung auf das alte Rabbinat der Juden, welches jenem Titel zum Grunde zu liegen scheint, wie denn auch die Promotion eine nicht allzufernliegende Aehnlichkeit mit den Ceremonien des Rabbinerwerdens hat. Mit Recht macht der Verf. S. 80 Anmerkung auf die Verdienste der Juden um die Medicin im Mittelalter aufmerksam, und wünscht, dafs ein jüdischer Arzt diese aus den Quellen deutlicher hervortreten lasse! Eine äufserliche Bestätigung jener Aehnlichkeit mit dem Rabbinat scheint darin zu liegen, dafs zur Zeit des Augsburgischen Arztes *Leonhard Rauchwolf* die jüdischen Aerzte im Morgenlande noch fortwährend *rothe* Mützen tragen, eine Aehnlichkeit mit unsern rothen Doctorhüten, welche *Oetter* l. c. p. 53 wohl fälschlich von der Fleischfarbe, als für *Medici corpo-*

gium passend, herleitet, obschon er eben jenes Faktum von den Juden anführt. Sein Hauptgrund scheint zu seyn, weil die Aerzte früher Talare von *grünem* Sammet getragen haben, nach *Burgermeister Bibliotheca equestri* Th. I. p. 758. Die Bischöfe beaufsichtigten oder besorgten selbst früher die Confirmationen der Lehrerbefugnifs oder Promotionen, worüber auch *Oetter* l. c. p. 19 zu vergleichen ist; und der Ritus dabei war fast derselbe wie bei der Creirung der Canonici (*Oetter* l. c. p. 55). Am meisten trugen vielleicht zur Absonderung der Aerzte von den Geistlichen die Verbote der Päpste wegen der Ausübung der Medicin bei, obschon sie nicht eben sehr beachtet wurden, wie schon *Oetter* l. c. p. 68 zeigt. Zuerst war es Friedrich II., welcher die Aerzte unter Staatsaufsicht stellte, wodurch ihr besonderer Stand offenbar anerkannt ward. Zu jener Zeit fanden sich denn auch in Schlesien schon Hofärzte, wie denn, aufser dem Canonicus Conrad, der Meister *Günzel* der erste notorische zu seyn scheint, welcher den Herzog Heinrich IV. von einer Vergiftung rettete, welche ein anderer seiner Hofärzte, von Italien aus bestochen, veranlafst hatte. Aehnlich ist die Geschichte mit dem Kaiser *Ruprecht*, welchen der Meister *Hermann Pelein* von Wien vergiften wollte, cf. Diplomatische Historie von Nürnberg p. 515, und dem Kaiser *Günther*, den der Arzt *Freydank* vergiftete, nach Annal. Francofurt., wodurch die Günzelsche Geschichte, welche mehr als Sage existirt, an Glaubwürdigkeit gewinnt. — Der Name *Meister* war ganz eigentlich für die Aerzte, selbst auch im 15ten Jahrh., wie dies aus *Sigismund Imperat. Reformat. Basil.* P. II. T. XI., wo mehrmals von *Meisterärzten* die Rede ist, hervorgeht. Mehrere Beispiele siehe bei *Oetter* l. c. p. 57 sq. *Goldast de honore medici* §. 35 und *Roth* l. c. Allerdings war das Doctorat erst im 14ten Jahrh. für die Aerzte feststehend, doch findet es sich selbst hier und da mit dem Physicus verbunden, ohne dafs dieser die Bedeutung unserer Zeit hätte, so steht in *Falkensteins* Erfurter Chronik p. 305 ad an. 1394: *Venerabilis vir Amplonius de Berka in artibus Magister et in Medicina Doctor Physicus.* cf. *Du Fresne s. v. Archiater.* Der Verf. vermuthet, dafs *Günzel* in Breslau vielleicht selbst die Medicin erlernt, nicht aber seine Titel erlangt hatte, ja 1309 in Liegnitz befohlen ward, dafs *libri naturales* i. e. *physici* erlernt werden sollten, und die Liegnitzer Schule nach der Breslauer Domschule eingerichtet war. Bestätigt wird dies durch eine Stelle bei *Wursteisen* Basler Chronik S. 335, nach welcher das Concilium zu Basel in der 31. Session verordnete, dafs bei den Dom- und Stiftkirchen auch Doctoren der Arznei, welche ihrer Fakultät auf einer hohen Schule sieben Jahr obgelegen, sollten angenommen werden. Ob *Günzel* in Salerno Magister geworden, wo die Toxicologie besonders gepflegt ward, lassen wir dahin gestellt, denn alsdann hätte er wohl Theriaca oder andere Antidota, Emetica u. s. w. angewendet, nicht aber den Herzog bei den Füfsen aufgehangen! Hätte ihm des *Aegidius Corbol.* Rath de *compos. med.* I. 650 sq. unbekannt seyn können? welcher deutlich lehrt:

Cum modico mellis oleique recepta liquore
Interius sumpti delet nocumenta veneni:
Melle lavat, colat, detergit, noxia mundat,
Provocat ex oleo vomitum, purgatque vomendo etc.

Hiernach scheint auch die vom Verf. S. 117 geäufserte Ansicht über *Günzel* berichtigt werden zu müssen, welche ihm wohl nur die Vaterlandsliebe eingab.

S. 105 macht der Vf. darauf aufmerksam, dafs die salernitanischen Verse mit dem romantischen Geist des Minnegesangs in Beziehung stehen, um so weniger aber mit *Sprengel* für blofse Knittelverse zu halten, da sie in dieselbe Sprache gekleidet *sind*, welche man sich für den Kirchengesang bediente. (Wahrscheinlich rühren aus diesen Zeiten auch jene Besprechungsformeln in Versen her, deren man sich jetzt noch im Volke beim Rosen-Fieber etc. zum *Büfsen* bedient. Ref.) Nachdem die Leistungen und Bestrebungen der salerner Schule noch näher beleuchtet, auf die Verbindung mit griechischer Wissenschaft durch *Byzanz* hingewiesen, wird der Einfluss der Araber geschildert, der sicher besonders aus dem persönlichen Verkehr mit diesem Volke während der Kreuzzüge hervorging, weniger vielleicht durch *Spanien* vermittelt ward. Nach diesen Digressionen kömmt der Vf. S. 117 wieder auf Schlesien zurück, und zeigt, dafs unter Heinrich VI. bereits Arzneikräuter eingeführt wurden, indem in dem Zollmandate desselben eine Rubrik: Allerlei *Gekrude* vorkömmt. Dies dürfte um so richtiger seyn, als damals eine Apotheke ein *Krauthaus* genannt ward. cf. *Heumann* Opusc. p. 446. Ja es findet sich sogar die Nachricht, dafs 1264 bereits zu *Schweidnitz* eine *Apotheke* errichtet worden ist, was die allgemeine Annahme, dafs Berlin die erste Apotheke in Deutschland (1468) gehabt habe, als unrichtig darstellt. Dies ist sie um so mehr, als schon 1285 *Luitfried* ein Apotheker in Augsburg genannt wird, cf. *P. v. Stetten* Kunst etc. Geschichte der Reichsstadt Augsburg 1779. S. 242.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

MEDICIN.

Berlin, b. Aderholz: *Zur Geschichte der Medicin in Schlesien.* — — Von Dr. *A. W. E. Th. Henschel* u. s. w.

Ebend.: *Iatrologiae Silesiae specimen primum* — — scripsit Dr. *A. G. E. Th. Henschel* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 130.)

Im Jahre 1373 werden Apotheker in Nürnberg (kleine Chronik von Nürnberg 1790. S. 22) und 1403 ebendaselbst ein *Meister Conrad*, Apotheker, erwähnt, *Murr Journ.* zur Kunstgesch. Bd. 15. p. 102. *J. U. Steinhofer* Wirtenbergische Chronik Th. II. p. 1005 oder ann. 1458, hat folgendes: Zu Ende dieses Jahres bestellte Graf Ulrich von Wirtenberg *M. Johann Kettner*, der Arznei Doctor, zu seinem inwendigen Rath (Leibarzt) auf 8 Jahr, dafs er zu *Stuttgard* wohne, und eine *offne Apotheke* halte, die wohl versehen sey, und dafs er die Leute recht halte, der Herrschaft gut gemein Confect gebe, so viel sie bedarf, jedes to um 12 Heller, und S. 1011: In eben diesem Jahr, da es dem obgedachten Dr. Kettner wegen der Ohnruh beschwerlich seyn wollte, eine eigne Apotheke zu halten, bestellte der Graf Ulrich von Wirtenberg *Hansen Glaser* zu einem Apotheker nach Stuttgard, da er eine offne Apotheke halten und die Leute nicht übernehmen sollte. Darum soll ihm jährlich gegeben werden 10 Scheff. Roggen und 10 Scheff. Dinkels, und 2 Aymer Weins — und soll auch das *Haus der Apotheke* von Steuer und Schatzung frei seyn! Der Vf. verspricht selbst im Verfolge der Schrift deutlich darzuthun, dafs bereits in der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. vollständig eingerichtete Apotheken vorhanden waren, und schliefst damit das erste Heft eines Werkes, dessen Fortsetzung gewifs jeder, dem das wahre Wohl der Kunst am Herzen liegt, mit Sehnsucht erwartet. Da sich hier aber die Masse des Stoffs natürlich immer mehr häufen wird, so dürfte es wohl zweckmäfsig seyn, wenn das näher zusammen Gehörige in besondern Abschnitten abgehandelt wird, z. B. der ärztliche Stand, Apotheken, Krankheiten (Epidemien), Studium der Medicin, Medicin als Wissenschaft etc.

Was nun die *zweite* Schrift, das *Specimen primum Iatrologiae Silesiae*, betrifft, so folgt nach dem Glückwünschungsschreiben an den Vater des Vfs. eine kurze *Praefatio*, in welcher auf die schon früh von *Melanchthon* und *Justus Lipsius* anerkannte Bedeutsamkeit des literarischen Treibens aufmerksam gemacht wird. Trotz dieser Bedeutsamkeit hat es aber immer noch bisher an einer Literärgeschichte Schlesiens gefehlt, da die vorhandenen nur eigentlich Theologen und Dichter umfassen. Dafs man längst diesen Mangel gefühlt und auch abzuhelfen gestrebt hat, zeigen mehrere bedeutende Sammlungen, für diesen Zweck, welche leider aber nur im Manuskript vorhanden sind. Hierher gehören *Henelii Silesia togata*, wovon ein Theil unter dem Titel *Silesiographia renovata* im Druck erschienen ist; *Ezechielis Silesia literata*; *Grossii Silesii et Lusatiae sidera* mit Nachträgen von *Casper Sommer*; endlich ein Werk von *Joh. Theoph. Peuker*, welches die ganze Literargeschichte Schlesiens in deutscher Sprache umfafst. Diese Schriften boten auch unserm Vf. einen nicht geringen Theil des Materials dar zu der vorliegenden Schrift, in welcher er im Verein mit der ebenbesprochenen jene fühlbare Lücke in der Literärgeschichte, in Betreff der Aerzte wenigstens auszufüllen gesonnen ist. Als Muster gewissermafsen schwebte Hn. Prof. *H. Mercklin's Lindenius renovatus* vor Augen, da es ihm gerathner schien, sich so kurz wie möglich zu fassen, um das Werk wirklich zu Stande zu bringen, als den ganzen Vorrath seiner Materialien mitzutheilen und nur einen Theil des Ganzen zu vollenden. Im Allgemeinen stimmen wir gern damit überein, dafs für die wissenschaftliche Benutzung diese Skizzen ausreichen mögen, glauben aber doch, dafs es verdienstlich seyn dürfte, neben dieser Synopsis fortwährend eine ausführliche Arbeit vorzubereiten und dem Publikum nach und nach mitzutheilen, zumal da sicher nicht sobald jemand dergleichen Untersuchungen, welche das Vaterland von seinen Söhnen mit Recht fordern kann, aufnehmen möchte. Nun beabsichtigt der Vf. zwar dergleichen ausführliche Mittheilungen dem erstgenannten Werke einzuverleiben, indessen glaubt Ref. dafs dadurch der eigentliche Zweck desselben die Medicin als wissenschaftliches Ganze in ihrer Entwicklung darzustellen, leicht etwas verrückt, mindestens aber die Uebersicht bedeutend erschwert werden dürfte. Was nun den Inhalt der Schrift anbetrifft, so läfst sie begreiflicher Weise keinen Auszug zu, und die Anführung der Namen der Aerzte, über welche hier berichtet wird, dürfte eben so zwecklos seyn. Ueberall werden Geburts- und Sterbe-Zeit und Ort wo möglich angegeben, die etwanigen Aemter bezeichnet und die Schriften angeführt,

welche dem Vf. von dem Einzelnen bekannt geworden sind; den Beschluss jedes Artikels machen die Quellen aus denen der Vf. schöpfte. Im XIII. Jahrh. finden sich nur 3 Aerzte verzeichnet, vielleicht ist ihnen aber noch ein *vierter* zuzugesellen. Nach *Oetter l. c.* 69. steht bei *Würtwein Subsid. diplomat. Tom. XII. p.* 151. *Litt. Thomae Episcopi* 1284. folgendes: *Martino medico, Budivoyo et Vito Canonicis Vratislaviensibus etc.* Da wir aber die Stelle im Zusammenhange jetzt nicht vergleichen können, so müssen wir die Sache in *dubio* lassen. — Das XIV. Jahrh. führt 9, das XV. 18, das XVI. 134, von denen indessen 31 bis in das erste Viertel des folgenden Jahrhunderts ihre Wirksamkeit zeigten. Unter dem Titel *Addenda* werden noch 6 nur dem Namen nach bekannte Aerzte des XVI. Jahrhunderts angeführt, ferner 4 Chirurgen, die 8 ersten Apotheker und zuletzt wird noch eines Charlatans aus dieser Zeit gedacht. Als *Appendix* folgt das Namensverzeichniss der berühmtesten Aerzte des XVII. und XVIII. Jahrh., worüber der Vf. später ausführlichere Mittheilungen machen wird. Ueber die Vollständigkeit des Gegebenen kann Ref. nicht urtheilen, glaubt aber kaum dass erhebliche Nachträge möglich seyn werden. Nur bei dem *Valens Acidalius* S. 15 ist es ihm aufgefallen mit keinem Worte erwähnt zu finden, dass dieser Arzt allgemein für den Vf. jener ominösen Schrift: *Disputatio perjucunda, qua probatur mulieres non esse homines* gehalten worden ist. Er vertheidigte sich zwar dagegen in der *Epistola apologetica ad Jacob. Monavium*, welche sich angehängt findet an *Valent. Acidalii Epistolarum Centuria I. Hanoviae* 1606. 8. — indem er die Disputation von einem Andern erhalten, sie allerdings aber zuerst, Zerbst 1595 bei Bonaventura Schmidt, zum Druck befördert habe. Vgl. *Bayle Diction. hist. critiq. s. v. Acidalius. Pet. Dahlman*, Schauplatz masquirter und demasquirter Gelehrten. Leipz. 1710. 8. S. 543 sq. Ueber die Disputation selbst vergleiche man des Referenten: *De sexuali organismorum fabrica Spec. I. Hal.* 1832. 8. *p. X.* — Eben so wundert es Ref., dass der Vf. vergessen hat anzuführen: *J. Ch. Leuschner de Valentis Acidalii vita, moribus et scriptis commentatio. Lips. et Liegnitz.* 1757. 8.

Dies mag hinreichend seyn, die Leser mit einem Paar Schriften bekannt zu machen, welche sicher nicht bloss für die Landsleute des Vfs. von hohem Interesse sind. Ref. aber dankt dem Vf. freudig für die mehrfache Belehrung die ihm aus ihrer Lektüre geworden, und bittet das Gegebene als einen geringen Beweis des Ernstes, womit die Schriften studirt wurden, anzusehen, indem er schliesslich nur noch den Wunsch hinzufügt, dass dem Vf. Musse und Wohlseyn genug werden mögen, das Begonnene sobald als möglich fortzusetzen.

Dr. *Rosenbaum.*

RÖMISCHE LITERATUR.

QUEDLINBURG, b. Gebrüder Ernst: Annotationes criticae quibus *C. Velleji Paterculi* ex historiae romanae libris duobus quae supersunt pristinae integritati reddere conatus est *Carolus Schöpfer*, Phil. Dr. AA. M. et ministerii scholastici candidatus. Accedit Rutilii Lupi de figuris sententiarum et elocutionis libri primi fragmentum in vetustissima membrana repertum. VIII u. 56 S. 8. 1837. 8 gGr.

Nachdem unser Urtheil über die Arbeiten der Hrn. *Kreyssig*, *Halm* und *Laurent* (s. A. L. Z. 1837. Nr. 100.) längst geschrieben und eingesandt war, fiel mir die vorliegende kleine Schrift in die Hände, welche jenen anzuschliefsen rathsam schien. Konnte man sich nun dort freuen, dass dem lange versäumten *Vellejus* eine mehr oder weniger fruchtbare Aufmerksamkeit zu Theil wurde, so weifs man dagegen bei dieser *Schöpfer*ischen Leistung nicht, ob man darüber lachen oder unwillig werden soll; in der Regel freilich wird Einem vor Erstaunen der Verstand stille stehen, so dass man sich auf Augenblicke dem Vf. gleichsam assimilirt. Hatte sich schon Hr. *Laurent* vergriffen, indem er sich vornahm den Vellejus zu emendiren, so ist dies noch in weit höherem Grade bei Hr. *S.* der Fall, der vor der Kritik steht wie *asinus ad lyram*; er ist zu bedauern, dass er das Unglück gehabt hat, gerade in einer solchen Rolle zuerst vor dem Publikum aufzutreten; keineswegs will Rec. gemeint sein, ihm die Fähigkeit zu einer andern abzusprechen. Aber es scheint sich hin und wieder eine gar niedrige Vorstellung von der Kritik eingenistet zu haben; während sonst nur bewährte Philologen, ausgerüstet mit einem gründlichen Wissen und durchgebildeten Sprachgefühl sich darauf einlassen, wenn gleich manche von ihnen sich zu einem leichtfertigen Spiel mit Conjecturen hinreifsen liefsen, die indefs doch immer noch etwas Schickliches enthielten und etwas Mögliches, so scheint es, dass heutzutage wohl schon mancher Schüler, „wenn viel im Schachte der Stahl noch ruht, um einst zu scheeren den Flaum ihm" von einem allzu wohlmeinenden Lehrer angeleitet wird, *pro virili parte* seine Conjectur zu machen; und wenn dies zuweilen geeignet ist, den Verstand zu schärfen, ja wenn es wohl gar einmal ein Ergebniss liefert, das einigen Beifall verdient, so schwillt dem jungen Kritiker alsbald der Kamm und er meint, es gäbe nichts Leichteres auf der Welt, als die Texteskritik, so lernt er denn weit eher die alten Autoren verbessern als sie verstehen. Sollte Hr. *S.* auf ähnliche Weise mifsleitet seyn, so ist ihm um so weniger ein Vorwurf zu machen, als es an sich schon traurig genug ist, Andern als warnendes Beispiel zu dienen. In ahnungsloser Unschuld hat er vor 3 Jahren den Vellejus gelesen, und zwar in der Wiener Ausgabe von 1800, welche den blofsen Text von *Jam* und Krause gibt ohne Anmer-

merkungen; den wahren Zustand der Kritik lernte er erst später aus *Ruhnken's* Ausgabe kennen, deren Noten ihn benachrichtigten (*certiorem fecerunt*), dass allzu oft Conjecturen in den Text aufgenommen seyen, von denen die meisten unnöthig oder unwahrscheinlich; erst später lernte er, dass dies bei allen anderen griechischen und lateinischen Schriftstellern der Fall sey. Allmählig verschaffte er sich noch andere Ausgaben, die *Pancknuck*'sche, die er aber unwillig wegwarf, weil er sie unnütz fand; die zweite Bipontiner; die von *Oudius*, über welchen er sich folgendermaßen herauslässt: *Si unquam vir magnis invitis Musis et pingui Minerva quod aiunt, elaboratum auctorem edidit, meo quidem iudicio Oudius is est. Conjecturae praecipue ejus saepissime eae sunt, quae risum, saepius etiam quae commiserationem moveant; annotationes in universum si spectas, auctoris ingenium refertum, et lectionem non veteris elegantiae duco, sed omnino latini sermonis produnt.* Dies ist ein zwar nicht ganz unbegründetes, aber doch äußerst hartes Urtheil nach Form und Inhalt; daher darf sich der Vf. nicht beklagen, wenn Rec. erklärt, dass dasselbe in allen Stücken buchstäblich genau auf den Vf. passte.

Später sah Hr. *S.*, dass ihm *Huth*, dann *Orelli* und *Kreyssig* vieles vorweg genommen hätten, und sagt, er, *timebam ne idem aliquando eveniret, omnibus ita, quae ipse primus vidisse gaudeo.* Pag. 30 u. pag. 35 ff. finden sich zwei solche Fälle, wo der Vf. umständlich genug Bemerkungen von *Kreyssig* und *Orelli* auch sich vindizirt; wenn ihm aber nicht mehr und nichts Bedeutenderes genommen ist, so können wir ihn nicht damit entschuldigen, dass wir das, was er jetzt gegeben hat, nur für den übrig gebliebenen Ausschuss halten, auf den freilich nicht leicht Jemand verfallen konnte. Ehe wir davon Beispiele anführen, müssen wir noch erwähnen, dass der Vf. in folgendem schrecklichen Latein den Hauptgrundsatz seiner Kritik ausspricht pag. VII.: *Et praecipue quidem memendum est, mihi eaque mihi agendum esse, atque aviditatem illam, qua paullo quidem curiosius nulla alia rerum explicandarum ratione tentata conjecturali statim critica occurrendi atque alia adjungere, secare, alia addere, intrudere, alia mutare, interpolare.* Sollte man nun hiernach etwa eine grosse Besonnenheit erwarten, so ist man sehr im Irrthum; denn sowohl in dem Machen als in dem Abweisen der Conjecturen kann man unbesonnen seyn, und beides trifft den Vf. da, wo er nicht zu ahnden scheint, dass eine unglückliche, gewaltsame, unmögliche Erklärung um nichts besser ist als eine unnütze Conjectur.

Wäre nicht die ganze Schrift überflüssig, so könnte man es tadeln, dass der Vf. eine Menge Dinge hat mit abdrucken lassen, die kein Mensch von ihm verlangt; aber er mochte es wohl nicht über's Herz bringen können, ein Capitel oder gar mehrere zu überspringen, ohne eine Bemerkung dazu zu machen; daher kommt es, dass er bei der bei weitem größten Zahl von Stellen nichts weiter sagt, als dass er diesem oder jenem beistimme, wobei er dann in der Regel nach die Lesarten der Handschrift anführt, oder auch fremde Conjecturen. Auch in seinen Parallelstellen ist viel Ueberflüssiges und Unpassendes; doch auf das Einzelne näher einzugehen, wäre Papier- und Zeitverderb. Darum mögen hier zur Ergetzung der Leser nur einige Pröbchen stehen, nach dem Spruch *ex ungue leonem.* Ein Irrthum ist in der Conjecturalkritik leicht möglich, und Rec. ist weit entfernt, dies nicht zu berücksichtigen, zumal er dieselbe Rücksicht auch für sich selbst in Anspruch nimmt bei seinen eigenen Versuchen, die Kritik des Vellejus zu fördern; aber gewisse Irrthümer sind von der Art, dass sie ohne weiteres eine entschiedene Unfähigkeit in diesem Fache beurkunden, und zu solchen hat den Vf. sein verkehrtes Bestreben, die alten *sordes* der Handschrift um jeden Preis zu retten, verleitet. Was soll man dazu sagen, wenn er dorther sogar *ganz* neue Wörter und Wortformen entnimmt? Z. B. I, 16, 3. stehen in der Handschrift die verderbten Worte: *que urbes et initalia tullam studiorum fuere steriles*, womit wahrscheinlich gesagt seyn soll, dass die Städte Argos, Theben und Sparta nicht blos in der Beredtsamkeit, sondern auch in andern, oder überhaupt in allen liberalen Studien unfruchtbar blieben, und auf diesen Sinn gehen die verschiedenen Aenderungen hinaus, welche man vorgeschlagen hat; aber Hr. *S.* ändert keinen Buchstaben; *initalia* nimmt er für *initialia*, wie bei Capitolin. Antonin. Philos. c. 27. Dies Citat hat er wahrscheinlich aus *Scheller's* grossem Lexicon entlehnt, der überhaupt sein Orakel ist; bei *Forcellini* steht es, aber zugleich mit der Bemerkung, dass die Lesart sehr unsicher ist; endlich bezieht sich das Wort an jener Stelle auf die Mysterien der Ceres. Was sollen wir nun hier damit machen? Wir glauben 1) *initalia* ist eine richtige Form, nicht nur für Julius Capitolinus, sondern auch für Vellejus. 2) dieselbe bedeutet so viel als *initia.* 3) Vellejus hat sich poetisch ausgedrückt und den griechischen Accusativ gesetzt. 4) die Poesie gehört zu den Anfangsgründen oder Anfängen der Redekunst. Wenn wir dies alles glauben, so kann man über die handschriftliche Lesart allerdings mit Hn. *S.* das *Recte* ausrufen. II, c. 80, 4. *ad indissimillimam vita sua potentiam pervenerat.* Es ist sehr einleuchtend, dass hier *ad* und *in* deshalb neben einander stehen, weil das eine vom andern ein Glossem ist; nur möchte ich eben deshalb nicht mit den meisten Herausgebern *in*, sondern vielmehr *ad* als das vulgärere streichen, und nachher *vilde suae* lesen, obgleich auch *Ruhnken's ad indignissimam* nicht übel ist. Was thut aber Hr. *S.*? er vermuthet, die Schriftsteller hätten zuweilen *ad* und *in* pleonastisch verbunden, woher es auch komme, dass bei *Florus* (dem einzigen Autor, den Hr. *S.* ausser Vellejus fleissig tractirt zu haben scheint) IV, 12. §. 10. u. 27. die Lesart zwischen *ad* und *in* schwan-

schwanke; also ist auch dort *al in* zu schreiben! II, c. 88, 2. heißt es von Mäcenas: *vixit angusti clavi pene contentus*, wo dem Sinn nach richtig *fine* statt *pene* vermuthet ist. Aber Hr. S. bringt hier ein noch staunenswerthers Produkt ans Licht, als die obigen; er sagt, das Wort *pene* (warum nicht wenigstens *pena*?), verwandt mit πήνη, wovon *penula*, sei von den *viris doctis* deshalb nicht verstanden, weil es sich nur an dieser einen Stelle finde; übrigens sei es leicht zu merken, *fuisse penem vestimenti genus*. In der That, Hr. S. macht seinem Namen Ehre; nur sey es uns vergönnt, bei dieser Schöpfung an *Cludius* ebenbesprochenes *ingenium ratum et inscitia non veteris elegantiae dico sed omnino latini sermonis* zu erinnern. Hier möge nur kurz noch erwähnt werden, dass uns Hr. S. II, c. 97, 4. mit dem Depensus *peregratus* beschenkt, und II, c. 126, 3, in den Worten: *pax augusta per omnis terrarum orbis angulos a latrociniorum metu servat immunis* nimmt Hr. S. das *per* nicht als Präposition, sondern als Adverbium, das mit *immunis* zu verbinden sey, und eine gänzlich unähnliche Stelle des Gellius (XVIII, 4.) gibt ihm die sehr entschiedene Ueberzeugung, dass er Recht hat; Gegengründe wären hier ganz unnütz. Wie viel leichter aber wäre es, die verschiedenen Verbesserungen des *per* abzuweisen durch die Erklärung, dass bei *immunis* zu verstehen sei *homines*.

Die hauptsächlichsten Hülfsmittel aber, deren sich der Vf. bedient, um die unerträglichsten Ausdrücke zu rechtfertigen, sind seine ganz unerhörten Ideen von der Freiheit in der Wortstellung, von dem Gebrauch der Asyndeta, von der dem Vellejus eigenen Vorliebe für das Sonderbare, Seltene, Poetische sowohl in der Wahl der Worte als in der Fügung der Sätze; man bedarf nur weniger Mittel, und die genannten sind vollkommen hinreichend, um das Abgeschmackteste und Unsinnigste zu beschönigen, wenn man sonst einiges Talent dazu hat. Leicht ist es noch zu nennen, wenn der Vf. II, c. 119, 2. wo ich in der Recension über die *Orellische* Ausgabe *aut egrediendi* zu lesen vorgeschlagen hatte, ohne weiteres das *aut* wieder umstellt: *cum ne pugnandi quidem egrediendi aut occasio ita data esset*. Aber ein wahres Meisterstück hat Hr. S. zu II, c. 66, 5. von sich gegeben, wo er in der Apostrophe an Antonius, den Mörder Cicero's, deren Sinn ungefähr seyn muss, dass Cicero's Ruhm und des Antonius Schande nicht früher vergehen wird als das Menschengeschlecht selbst, also schreibt: *omnis posteritas illius in te scripta mirabitur, tuum in eum factum execrabitur, citiusque in mundo genus hominum quam cedet*. Dies soll nämlich gesagt seyn für: *tuumque in eum factum genus hominum in mundo citius execrabitur quam cedet*, und ausser der monströsen Wortstellung ist noch anzunehmen, dass *citius* für *potius* steht, und dass *cedet* so viel heißt als *desinet*, wobei noch *execrari* zu ergänzen ist. Alles dies muss man thun um endlich einen Gedanken herauszubringen, der — auf's mildeste gesagt — abgeschmackt ist, und den Hr. S. so angibt: *et hominis natio factum tuum execrabuntur, quam probabunt*, wobei er noch *de se* hinzuthut, dass *probabunt* gleichbedeutend ist mit *desinent execrari*. Hiernach wird man sich nicht wundern, wenn man II, c. 28, 3. *civis reipublicae*, c. 30, 14. *imaginem in jure* (für *in ianam*, oder *sine re*) vertheidigt sieht; so auch c. 35, 2. *neuterque ab eo quod arguebatur mentitus arguit posset*; dies soll stehen für *neuterque id mentitus arguit posset, quod ab eo arguebatur*. c. 41, 1. wird *inter omnis anthuissimos constabat* vertheidigt; thut es auch Hr. *Kreyssig* thut, der nur *homines* statt *omnis* setzt; Hr. S. ist jedoch hierbei viel offenherziger; er macht die scharfe Bemerkung: *Antiqui enimvero nihil quidem de Caesare constare potuit quippe cum non cognoscentibus, et ante ejus tempora ventibus; sed* fährt er fort, *tales meptiae a Vellejo alienae non sunt*. Der arme Vellejus! Cap. 118, 2. soll er geschrieben haben: *Arminius - adsiduis militiae nostrae comes, jure etiam civitatis Romae fit, equestris consilium gradus sequitur dicis in vocabulum sceleris usus est*. *Jure* steht hier nach dem VI. für *merito*; *Romae* heißt *Rom*, und *equestris gradus* ist der accus. plur. der, wie das vorhergehende *jus* von *consequens* abhängt; dass aber beides nicht verbunden, das scheint dem Vf. *caliginem virorum ad veritatis obtutum*. Es ist nur noch übrig auch von den Conjecturen des Hr. S. eine zu erwähnen, welche in keinerlei Weise von einer besseren Seite erscheinen lassen. Ganz matte und durch nichts sich empfehlende Einfälle sind es, wenn II, c. 13, 5. *fenori publico* statt *decori* schreibt will; ebenso I, c. 17, 5. *regis ergo rei*, und wenn *quoddam seculum ingeniorum simillimum congressique* etc. Ich übergehe die andern, die alle nicht mehr werth sind, um nur noch eine zu erwähnen, die wieder ein capitales Stück von Verkehrtheit ist, nämlich II, c. 109, 2. schlägt Hr. S. vor: *corpus suum custodiarum, imperium perpetuis exercitiis pene ad Romanae disciplinae formam redactum*, so dass hier blos von den Soldaten und der Disziplin die Rede sey. Aber welcher Sterbliche wäre je darauf gefallen, *corpus suum custodiarum* zu schreiben? und es so zu verstehen, wie *corpus custodiarum* bei Grüter. p. 48 und *corpus militum* Justin. XXV, 2.? Zuweilen trägt Hr. S. Conjecturen als seine vor, die er aus andern geschöpft hat; wie zu B. II, c. 12. *interque eos* und c. 28. *sua virtute eminet*, welche beide von Acidalius herrühren.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

Quedlinburg, b. Gebr. Ernst: Adnotationes criticae quibus *C. Velleji Paterculi* ex historiae romanae libris duobus quae supersunt pristinae integritati reddere conatus est *Carolus Schoepfer*, Phil. Dr. AA. M. etc. etc.

(*Beschluſs von Nr.* 131.)

Nach diesen Mittheilungen unterliegt es keinem Zweifel, daſs des Hn. Vf's. Erwartung noch viel zu hoch hinaus ging, wenn er seine Vorrede schlieſst: *Verum nihil est, quod tota cogitatione magis cupiam, quam ut, si non semper, saepe, tamen, quae vera sint, creverim, et aliquem certe fructum e studiis meis capiat Vellejanus contextus; ubi vero lapsus sum, ibi aequi judices eo jam contenti sint, quod prodesse certe volui.* Freilich müssen wir uns nun wohl an diesen guten Willen halten; aber wo doch auch weiter gar nichts ist, da ist doch zu wenig geleistet. Hr. *S.* hätte sich besser kennen und von der Kritik ehrerbietiger denken sollen. Wenn er sich in der Vorrede einige Kenntniſs der Grammatik vindicirt, so mag er darin nicht Unrecht haben; aber sie ist bei ihm noch so todt, wie bei einem Schüler; sie hat sich noch nicht in ein lebendiges Sprachgefühl umgesetzt; das beweisen sehr deutlich seine Erklärungen und Conjecturen; eben so deutlich zeigt dies auch sein lateinischer Styl, der auch nicht einmal immer grammatisch richtig ist, wie aus den schon mitgetheilten Proben zu ersehen; so heiſst es p. I. — *quisque sciet, qui cognoverit, quo in statu hodieque textus Vellejanus jacet.* Pag. 25. Z. 12 v. u. mag *elicendi* ein Druckfehler seyn, deren ziemlich viele sind; aber abgesehen davon, ist doch kaum irgend etwas tadellos auſser der grammatischen Richtigkeit (und auch die kaum) an einem Satze wie dieser: *Jam igitur illo tempore de periculo faciendo cogitabam, an et ipse ad restituendum Vellejum pristinae suae integritati aliquid, quantulumque illud sit, adferre possem.* — Das angehängte Fragment des *Rutilius Lupus* enthält nichts Neues auſser der eingeschobenen Bemerkung, die, wenn sie auch aus dem 9ten Jahrhundert herrührt, wie die zu einem Bücherdeckel verbrauchte Handschrift nach des Verfs. Angabe, merkwürdig genug klingt; sie ist eingeschoben nach den Worten *patris mortem* p. 20 ed. Ruhnk. und lautet: *heic est ingens lacuna in antiquissimo liuro, qui est scriptus anno urbis milesimo septuagesimo, excerpta palatina docent perisse heic harumce figurarum descriptiones: epanoioseos, paradigtos, prosopopoeias, epitrocasmi, dianoias, simploces, palillogias.* — Ebenfalls erst, nachdem Rec. sein Urtheil über die ersten drei genannten Schriften abgegeben hatte, kam ihm die reichhaltige Recension über sie und die Orellische Ausgabe zu, welche der Hr. Prof. *Kritz* in der Zeitschrift f. d. Alterthumswissenschaft, Jahrg. 4. H. 1. Nr. 8—11. und H. 2. Nr. 13—16. gegeben hat mit freundlicher Berücksichtigung der Bemerkungen, welche Rec. über die Orellische Ausgabe gemacht hatte. Möchte in dieser Recension vielleicht auch Einzelnes noch von dem Hn. Verf. etwas reformirt werden, so ist sie doch ein eben so schätzbarer Beitrag zu den neuesten Vellejanischen Leistungen, als sie, wenn es dessen bei dem längst bewährten Scharfsinn und gründlichen Wissen des Vfs. noch bedurfte, im Voraus für die Vortrefflichkeit der kritischen Ausgabe des Vellejus garantirt, welche wir von dem Hn. Prof. *Kritz* zu hoffen haben. Die Arbeit ist schwer und mühselig; möge sie bald und fröhlich gedeihen.

F. Haase.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Martiani Minei Felicis Capellae*, Afri Carthaginiensis, de *Nuptiis Philologiae et Mercurii* et de septem artibus liberalibus libri novem. Ad Codicum Manuscriptorum fidem cum notis Bon. Vulcanii, Hug. Grotii, Casp. Barthii, Cl. Salmasii, H. J. Arntzenii, Conr. Vonckii, P. Bondami, L. Walthardi, Io. Ad. Goezii, Henr. Surii, Marc. Meibomii aliorumque partim integris partim selectis et commentario perpetuo edidit *Ulricus Fridericus Kopp*, Hassus Cassellanus. 1836. XX u. 836. 4. (10 Rthlr.)

Habent sua fata libelli, nicht blos *pro captu lectoris*, wie Terentianus Maurus sagt, sondern, wenn von denen der Alten die Rede ist, mehr noch nach der Eigenthümlichkeit ihrer Herausgeber. Wie es manche höchst unwichtige Autoren giebt, welche durch die über sie ausgegossenen Commentare eine groſse Bedeutung und Verbreitung erlangt haben, so giebt es wieder andere, welche nur deshalb in unverdiente Vergessenheit gerathen sind, weil sie nicht das Glück hatten, ausgezeichnete Bearbeiter zu finden. Wenn von solchen einmal einer wieder ans Licht gebracht wird, so muſs man sich darüber um so mehr freuen, je seltener die Neigung zu Arbeiten wird, die ihrer Natur nach weit mehr Mühe als Ruhm mit sich führen, die in der Masse der Tageslitteratur fast unbeachtet verschwinden und die auch in *der* Be-

Beziehung von ihrem Urheber eine grofse Hingebung fordern, als die Sosier meistens ein saures Gesicht dazu machen. Andrerseits mufs man gerade, je seltener ein Buch einen Herausgeber finden kann, desto gröfsere Ansprüche an diesen machen; er mufs bedenken, dafs er nicht so bald einen Nachfolger haben wird, dafs er eine lange Zeit hindurch ausreichen soll für alle die Leser, die sein Buch in der Regel nur gelegentlich einmal in einem einzelnen Nothfall zur Hand nehmen und die deshalb um so mehr von demselben verlangen, je weniger sie im Stande sind, die Schwierigkeiten selbst hinwegzuräumen, welche sich bei längerem und umfassenderem Gebrauch ganz von selbst verlieren würden. Ist nun deshalb auch die Erklärung von grofser Wichtigkeit, so ist doch die Kritik noch bei weitem wichtiger, da es vor allen Dingen darauf ankommt, einen überall zuverlässigen Text zu liefern, zu dessen Feststellung selten ein Leser einige Mittel besitzt, und ohne den er überall mit Zweifeln und Unsicherheit Gebrauch von dem Schriftsteller machen kann. Würde uns demnach die Wahl gestellt zwischen einer einseitig kritischen und einer einseitig exegetischen Bearbeitung eines lange versäumten Schriftstellers, so würden wir unbedenklich die erstere vorziehen, auf die sich nachher die letztere weit leichter begründen kann als umgekehrt.

Dafs nun der gelehrte *Martianus Capella*, der im Mittelalter viel gelesen und als eine Art von encyklopädischem Handbuch benutzt, nachher aber fast gänzlich vernachlässigt wurde, endlich einmal wieder herausgegeben ist, kann dem philologischen Publikum nur erwünscht seyn; auch war der verstorbene *U. F. Kopp* ein Mann von einer so ausgedehnten, auch abgelegene Partieen selbst mit einiger Vorliebe umfassenden Gelehrsamkeit, und ein so tüchtiger Diplomatiker, dafs man ihn für einen dem *Martianus* vollkommen gewachsenen Herausgeber halten mufste. Es stand ihm ein bedeutendes Material zu Gebote; die Arbeit selbst betrieb er mit der gröfsten Liebe und Ausdauer, und es war ihm dazu die schönste Mufse und eine unabhängige, angenehme Stellung vergönnt; kurz es vereinigte sich alles, um eine nach allen Seiten hin vollkommene Ausführung seines Planes möglich zu machen, wie es nicht leicht je wieder bei einem andern Herausgeber stattfinden möchte. Unter diesen Umständen kann man es nicht genug bedauern, dafs der selige *Kopp* dennoch in den wesentlichsten Theilen seine Aufgabe nicht gelöst hat, weil es ihm an Sinn dafür fehlte, und dafs mithin das vorliegende mit vieler Liebe ausgestattete Buch, so viel Schönes es auch enthält, doch eine andere neue Bearbeitung des *Martianus* wünschenswerth macht.

In der That ist das Schicksal dieses Schriftstellers wunderbar genug. Obgleich in einer grofsen Anzahl von Handschriften vorhanden, unter denen manche von sehr hohem Alter, wurde er doch, wie es scheint, nach ziemlich trüben Quellen zuerst gedruckt *Vicentiae a.* 1499 durch *Henricum de Sancto Urso*; die Leistungen des *Bonaventura Vulcanius* in seiner Ausgabe Basel 1577 waren weder zuverlässig noch überhaupt von grofser Bedeutung, und so blieben abgesehen von einigen andern ganz unwichtigen Ausgaben einzelner Theile, nur noch die beiden neuesten Herausgeber übrig, nämlich *Hugo Grotius* (Lugd. Bat. 1599) und *Kopp*, von denen der eine zu jung, der andre zu alt war, um die Sache von der rechten Seite anzugreifen. *Grotius* war ein Knabe von 16 Jahren, als er den Martian edirte; und obgleich ihm dabei *Meursius*, *Lindenbrog*, und selbst *Jos. Scaliger* unterstützten, so wurde er dadurch doch nicht in den Stand gesetzt, mehr zu leisten, als eben hinreichte, um sich zum Vergnügen der Holländer als ein aufserordentliches, frühreifes Genie auszuweisen, deshalb wurde auch, damit er nicht älter und das Wunder geringer werden möchte, der Druck sehr übereilt, wovon denn die Folge war, dafs sich eine Menge von Druckfehlern eingeschlichen; dazu kamen noch eine nicht geringe Zahl von Mifsverständnissen, durch die *Grotius* besonders zu einer oft ganz verkehrten Interpunktion verleitet wurde; an eine durchgreifende, besonnene Kritik war nicht zu denken. Diese Ausgabe ist es, welche nun beinahe drittehalb Jahrhunderte hindurch als die beste verbreitet gewesen ist.

Kopp dagegen war ein ὀψιμαθής; bis zu seinem funfzigsten Jahre als Staatsmann vielfach beschäftigt, dann dieser wechselvollen Thätigkeit überdrüssig, wandte er die letzten 20 Jahre seines Lebens ganz allgemeinen, allumfassenden gelehrten Studien zu, wovon seine Kritische Paläographie einen anerkannt höchst achtungswerthen Beweis lieferte, wenngleich er darin die grofse Ausdehnung seiner Lectüre und die Weitschichtigkeit seiner Sammlungen nicht nach allen Richtungen zu entfalten Gelegenheit hatte. Mehr Gelegenheit dazu schien ihm Martian zu bieten, der aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens zu erläutern ist; und gerade diese Seite zog ihn besonders an. Er ist daher nicht als Philologe zu betrachten, sondern mehr als ein Polyhistor, dem es jedoch keineswegs an philologischem Wissen fehlte. Er hatte dasselbe aber nicht den Philologen seiner Zeit zu danken, deren Schule ihm fremd war, sondern es standen ihm am nächsten die holländischen Philologen, deren Methode ihm die beste schien, wie sie es auch einst gewesen war, und an die er sich so gewöhnt hatte, dafs er auf neuere Richtungen nicht mehr eingehen konnte, zumal da ihn dazu nicht nur das Alter, sondern auch sein ihm überhaupt eigenthümliches, etwas eigensinniges und hartnäckiges Wesen zu unbeweglich machte. Daher kommt es, dafs sich die vorliegende Ausgabe, als eine spüte Frucht derselben Richtung, an die der *Drakenborche*, *Burmanne*, *Oudendorpe* u. s. w. anschliefst, indem darin die Bemerkungen Anderer, auch wo sie unrichtig sind, in möglichster Vollständigkeit mitgetheilt werden; die eigenen Leistungen unterscheiden sich von denen der genannten Muster nur durch die Masse der Gelehrsamkeit, durch ob-

jective

jective und subjective Besonderheiten, nicht durch eine neue, das Ganze durchdringende Richtung. Nur die Texteskritik hat *Kopp* nicht ganz nach dem Muster der Holländer betrieben; er hat darin ihre Fehler ohne ihre Vorzüge. Des *Grotius* Text ist seine Grundlage, die Vulgata; die früheren Ausgaben sind sehr wenig oder ungenau berücksichtigt; so weit es irgend möglich ist, wird die Vulgata mit grofsem Eifer vertheidigt; nie wird sie durch blofse Conjectur geändert, sollte dieselbe auch noch so evident und nothwendig seyn, sofern sie sich nicht wenigstens durch *eine* Handschrift oder durch eine andere Autorität bestätigen läfst; wo dagegen eine solche Bestätigung vorhanden ist, da wird ein sehr willkürliches Verfahren angewendet; die Handschriften werden nicht ihrem innern Werthe nach gewürdigt; kaum ihre Zahl wird in Betracht gezogen und die selbstverglichenen geniefsen einiger Vorliebe: wo eine anscheinend fehlerhafte Lesart aus einem Schreib- oder Hörfehler erklärt werden kann, wird sie oft ohne Noth geändert; kurz da einmal der kritische Stoff nicht auf die rechte Weise betrachtet, gesichtet und zum Grunde gelegt ist, so verliert die Kritik alle haltbare Folgerichtigkeit; sie ist bald zu steif und unbeweglich, bald zu willkürlich und frei; und diesen grofsen Mangel kann der Leser nicht für sich gut machen, da weder die Handschriften ihrem Werthe nach charakterisirt, noch auch ihre Lesarten anders als in einer geringen, alles Princips ermangelnden Auswahl mitgetheilt sind. *Kopp* hielt dies für philologische Spreu.

Weit verdienstlicher ist die Erklärung des Textes, für welche fast gar keine der Rede werthen Vorarbeiten vorhanden waren. Hier mufsten sehr viele Schwierigkeiten überwunden werden, und *Kopp* hat das mit grofsem Glück gethan; indefs ist auch hier eine bedeutende Ungleichmäfsigkeit nicht zu verkennen; er hatte sich vorzugsweise mit den ersten beiden Büchern, welche mythologischen und astrologischen Inhalts sind, beschäftigt und zu ihrer Erläuterung sind mit bewunderungswürdiger Umsicht die reichsten Nachweisungen zusammengebracht; die übrigen Bücher, deren Inhalt *Kopp* weniger anzog, sind mehr nur der Vollständigkeit wegen, und mit weit geringerem Interesse behandelt; indefs ist doch auch hier ein grofser Fleifs nicht zu verkennen, und es ist offenbar, dafs der hauptsächliche Werth der Ausgabe in der fast üppigen Fülle exegetischen Stoffs liegt, der darin vorgelegt ist.

Aber mit besonderem Danke ist des Verdienstes zu gedenken, welches sich der Hr. Prof. *K. F. Hermann* um das Buch erworben hat. Er hatte ursprünglich nur übernommen, die Druckbogen zu corrigiren; dabei entging ihm die zum Theil wunderliche Einseitigkeit *Kopp's* nicht, der ihn gern über alles Grofse und Kleine zu Rathe zog, aber dennoch nicht leicht zum Aufgeben der eigenen Meinung zu bringen war; so konnte denn der Einfluss des Hn. Prof. *Hermann* nur ein geringer, fast verstohlener seyn, so lange *Kopp* noch lebte. In dieser Zeit war der Druck der beiden ersten Bücher vollendet, wenn *K.* den Commentar schon seit längerer Zeit bei noch gröfserer Rüstigkeit und frischeren Kräften verfafst hatte. Anders verhielt es sich mit den folgenden Büchern, die der Greis in seinen letzten Jahren (er starb am 20. März 1834, 70 Jahre alt) bearbeitet hatte; hier herrschte Weitschweifigkeit in der Darstellung, Wiederholungen, Unrichtigkeiten und Ueberflüssiges waren nicht selten, und manche sonst brauchbare Stücke aus den Collectaneen waren an unschicklichen Orten eingefügt. Demnach ist leicht zu ermessen, dafs die Arbeit, welche Hr. Prof. *H.* übernahm, als er das Manuscript zum Druck redigirte, eine sehr mühselige und unerfreuliche für ihn war, zumal da häusliche Leiden und amtliche Geschäfte zu gleicher Zeit auf ihn lasteten und es ihm wohl überhaupt einige Ueberwindung kostete, sich auf Dinge einzulassen, die so sehr weit von den Gebieten abliegen, auf welche seine ausgezeichnete Thätigkeit gerichtet ist. Trotz dem hat er Alles gethan, um das Werk auf eine des Verstorbenen würdige Weise erscheinen zu lassen; er hat alle Ungehörigkeiten und Auswüchse, die des Alters Schwäche verschuldet hatte, hinweggeräumt, ohne doch die Eigenthümlichkeit des Urhebers zu verwischen und die seinige an deren Stelle zu setzen, wodurch eine wunderbare Verschiedenheit entstanden seyn würde. Wo er selbst etwas beigesteuert hat, besonders aus neueren Schriften, hat er darauf verzichtet, es als das Seinige zu bezeichnen, und diese Anspruchslosigkeit rücksichtlich seiner eigenen Leistungen gereicht ihm eben so sehr zur Ehre als die Pietät, mit der er die fremden gepflegt hat. Kurz er hat dem Werke zu einer Form verholfen, wie sie nur irgend unter den gegebenen Umständen möglich war; dabei täuscht er sich nicht etwa über den Werth desselben, sondern er hat vielmehr die schwachen Seiten sehr wohl erkannt und äufsert sich darüber unverhohlen, im Ganzen übereinstimmend mit alle dem, was Ref. oben mitgetheilt hat; was noch fehlt, ist ihm nicht entgangen, und auch darüber hat er sich ausgesprochen in der schön geschriebenen Vorrede. Besonders dankenswerth ist es, dafs er sich bemüht hat, möglichst genaue Auskunft über die benutzten Handschriften des Martian zu geben; hierüber hatte *Kopp* nirgends etwas niedergeschrieben, so dafs man bei seiner auch übrigens verfehlten Art die Lesarten anzugeben gar nicht wissen würde, woran man wäre. Hr. Prof. *H.* zählt über 20 Handschriften, welche vor *Kopp* benutzt sind, freilich nach oft sehr unbestimmten Erwähnungen; von *Kopp* selbst sind 19 benutzt, nebst den an den Rand einer Ausgabe geschriebenen Varianten, welche indefs vielleicht nicht aus einer Handschrift gezogen sind. Diese Handschriften umfassen nun theils nur einzelne Bücher, theils sind sie nur für einzelne Bücher oder sonst unvollständig verglichen, und obenein ist von den Varianten nur ein Theil erwähnt. Auch für die Interpretation ist einiges von Wichtigkeit, was p. XVII fgg. mitgetheilt wird; die Untersuchung über

über den Martian selbst, seine An- und Absichten, seine Quellen u. s. w. wird vorläufig von der Hand gewiesen, und nur darauf aufmerksam gemacht, dafs manches aus Varro entlehnt zu seyn scheint. Die Hoffnung, dafs Hr. Prof. *H.* selbst einmal die noch fehlenden Stücke der Arbeit auf sich nehmen dürfte, wird in einer Weise erregt, dafs man wohl sieht, es ist ihm nicht recht Ernst damit; er würde es lieber sehen, wenn sich ein Anderer dazu fände, der recht eigentlich sein Studium hierauf richtete; wenn Rec. nun auch überzeugt ist, dafs Hr. *H.* alle Wünsche zu befriedigen im Stande wäre, die man für den Martian nöthig haben kann, so wäre es doch eine übel angebrachte Schmeichelei, ihn zu einer Arbeit auffordern zu wollen, die augenscheinlich seiner Neigung nicht ganz entspricht, während er auf andern Gebieten sich mit so bedeutendem Erfolg heimisch gemacht hat.

Aufser den oben erwähnten Fragen, welche im Interesse der Litteratur-Geschichte noch zu lösen sind, möchte Rec. noch besonders namhaft machen eine Untersuchung über die Sprache des Martian, wofür schon *Kopp* einige Beiträge aus den verwandten Afrikanern und aus seinen Nachahmern *Fulgentius* und *Saxo Grammaticus* geliefert hat, und freilich wäre es am rathsamsten, ihn gleich mit diesen zusammen zu betrachten. Sodann aber thut vor allen Noth eine kritische Bearbeitung des Textes, der nach umfassender und genauer Vergleichung der besten Handschriften berichtigt worden und durch zuverlässige Angabe der Varianten denjenigen Grad von Sicherheit bekommen müfste, dessen man durchaus gewifs seyn mufs, wenn man zu dem einen oder anderen Zwecke davon einen richtigen Gebrauch machen soll. Die von *Kopp* benutzten und von ihm selbst verglichenen Handschriften müfsten ohne Zweifel noch einmal verglichen werden; leicht aber möchten sich aufser diesen noch andere Handschriften in der Schweiz, in Frankreich, Italien oder selbst in Deutschland finden, die wegen höheren Alters oder sonstiger Vortrefflichkeit berücksichtigt zu werden verdienen.

Wollte nun Ref. die Ausgabe, wie sie vorliegt, im Einzelnen mit Bemerkungen begleiten, so wäre nach dem Gesagten leicht zu erachten, von welcher Art diese seyn würden und müfsten, und da er sich nicht im Besitz kritischer Hülfsmittel sieht, so würde damit weder den Lesern noch einem zukünftigen Herausgeber viel geholfen seyn. Doch um nicht ganz *sine symbola* davon zu gehen, mag wenigstens Einiges hier Platz finden, damit der grofse Vorrath von Belegen für das Obige nicht gänzlich unbenutzt bleibt.

Gleich im Anfange des Buches möchte wohl die Erklärung, welche *Kopp* von den letzten Worten des zweiten Verses gegeben hat, nicht beifallswerth seyn; nämlich in der Anrede an den Hymenäus: *Tu quem psallentem thalamis, quem matre Camoena Progenitum perhibent, copula sacra, deum*: hat *Kopp* das *deum* als Accusativ genommen, während man früher *deum* schrieb ohne vorhergehendes Comma; das letztere ist ohne Zweifel vorzuziehen; denn jener Accusativ ist ein ganz müfsiger Zusatz, dessen Stellung überdem nach dem Vocativ *copula sacra* eine fast unmögliche ist, indem diese Anrede dadurch sehr ungeschickt in den Relativsatz *quem perhibent* eingeschoben wird; so etwas darf man dem Martian nicht zur Last legen, dessen Verse, abgesehen von seinem oft excentrisch schwülstigen (manchmal jedoch auch geistreich gefärbten) Styl, nicht ungeschickt sind. Demnach ist die alte Lesart beizubehalten: *heiliges Götterband*. Die allgemeine Bedeutung des Hymenäus wird erst nachher entwickelt; hier lag es nahe ihn mit einer beschränkteren Bezeichnung anzureden, da es sich eben um die *nuptiae* zweier *Götter* handelt.

Nach Vollendung des so begonnenen Gesanges wird Martian von seinem Sohne gefragt, was dieses Vorspiel zu bedeuten habe, worauf die Antwort erfolgt: *Ne tu, inquam, desipis, admodumque perspicuis operis ἐγέρσιμον noscens creperum sapis? nec liquet Hymenaeo praelibante dispositia nuptias resultare?* Werden, wie geschehen, die zwei letzten Sätze als Fragesätze angesehen, so gilt dasselbe nothwendig auch für den ersten, und daher hätte consequenter Weise auch nach *desipis* ein Fragezeichen gesetzt werden sollen. Kann aber das affirmative *ne*, was, wie *Kopp* richtig bemerkt, mit Unrecht *nae* geschrieben wird, in einer Frage stehen? Ref. glaubt nicht, dafs es dafür irgend einen Beleg giebt, und wenn daher das *ne tu desipis* ohne Zweifel so zu nehmen ist, wie bei früheren Schriftstellern, so mufs auch im Folgenden die Frage wegfallen; demnach möchte unbedenklich zu schreiben seyn: *ne tu, inquam, desipis admodum, qui perspicuis operis ἐγέρσιμον noscens creperum sapis, nec liquet — nuptias resultare*, etwa wie Cicero sagt de Nat. D. II. 1. *Ne ego incautus, qui — conatus sum.* Der unerhebliche Uebelstand, dafs im letzten Satze die Construction einen anderen als den vorhergegangenen Casus des Relative voraussetzt, mochte bei Unkundigen die Veranlassung zu der falschen Gestaltung des Satzes geben.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Martiani Minei Felicis Capellae, Afri Carthaginiensis, de Nuptiis Philologiae et Mercurii et de septem artibus liberalibus libri novem.* — — Edidit *Ulricus Fridericus Kopp* etc.

(*Beschluss von Nr.* 132.)

In andrer Art scheint *Kopp* den Gebrauch desselben *ne* wiederum I. §. 32 verkannt zu haben; dort wird Jupiter angerufen, die fragliche Heirath zu bewerkstelligen, und nachdem mit mehreren Prädikaten seine Macht gepriesen ist, heifst es weiter: *Te ete igitur illo quo benignus numine es Deposco, — concede proli quo nepotum provehat Numerum.* *Kopp* bemerkt, dafs *ne* seinem Pronomen auch nachgesetzt werde, wofür er Plaut. Trin. III, 2, 8. Curcul. I, 2, 49 anführt; die letztere Stelle konnte hier nicht gebraucht werden, jedoch liefsen sich aus den Komikern mehrere andere dafür beibringen, nur würde dadurch doch nicht bewiesen werden, dafs das *ne* an dieser Stelle richtig ist; in solcher Zusammenstellung mit *igitur* und ohne die Bestimmung, eine nachdrückliche Versicherung zu geben, ist es unerhört. Darum wird man wohl mit Vulcanius und Grotius *tete* oder etwas anderes schreiben müssen, wofern man nicht einen Hiatus statuiren will, *te igitur*, den das unnütz eingeschobene *ne* vermeiden sollte, wie kurz vorher §. 31: *Possem minore ambigens fiducia.* Ob sich in den Handschriften Varianten finden, ist nicht angegeben. So findet es sich noch oft, dafs es *Kopp* nicht an philologischen Kenntnissen gebricht, sondern an der Fähigkeit und Uebung, sie mit richtigem Takt anzuwenden.

Von der eigensinnigen Kritik mag es als Beispiel dienen, dafs gleich nach der oben angeführten Stelle §. 2 in den Worten: *Si vero* [,] *concepta cuius scaturiginis vena profluxerint, properus perscrutator inquiris, fabellam tibi — explicabo,* das *perscrutator* aufgenommen ist, was sich nur als Randlesart beigeschrieben findet in dem Nürnberger Exemplar; welchen Grund *Kopp* haben konnte, auf so schwache Autorität die Vulgate *scrutator* zu ändern, ist nicht abzusehen.

Was die Sammlung der zerstreuten Beiträge für Erklärung und Emendation des *Martian* betrifft, so liefs sich einige Vollständigkeit nur für die frühere Zeit erwarten; indefs sogar von den Holländern, in denen *Kopp* am meisten zu Hause war, ist manches unbenutzt geblieben, z. B. VIII. §. 880 über *committetur* war die interessante Bemerkung *Oudendorp's* zu Cic. de Invent. II, 4. pag. 395 nicht zu übersehen, der *continuetur* wollte. Bei §. 897, wo diese Bemerkung weniger wichtig war, ist sie erwähnt.

Gegen *Kopp's* sonstige Gewohnheit, auf die Orthographie der Handschriften kein Gewicht zu legen, hat er doch IV. v. 4. die Lesart *scolicum axioma* beibehalten, während er mehr geneigt ist, *scholicum* für das richtige zu halten; zwar sagt er, beides habe etwas für sich; indefs möchte es schwer seyn sowohl das Wort *scolicum* für σχολιόν, als auch einen hierher passenden Sinn desselben nachzuweisen. Da nun bekanntlich die Schreibung *scola* für *schola* u. Ä. in den Handschriften ganz gewöhnlich ist, so hätte hier unbedenklich *scholicum* geschrieben werden sollen, welches Wort *Kopp* aus Gellius IV, 1 nachgewiesen hat; auch ist es schon gebraucht von Varro bei Nonius, wie Forcellini anführt.

Druck und Papier des Buchs sind von ausgezeichneter Schönheit, und es ist auch in dieser Beziehung ein würdiges Denkmahl von *Kopp's* Gelehrsamkeit und von der Pietät seines Schwiegersohnes, des badischen G. R. Dahmen, der die Druckkosten bestritten hat.

Druckfehler sind uns nur wenige aufgefallen; z. B. p. IV. Z. 4. v. u. *ipsos* statt *ipsas*; p. V. Z. 5. *sententis* st. *sententiis*; p. XIX. Z. 8 v. u. *scriptorum* st. *scriptorem*; p. 43 b. Z. 7 ἡμισέως st. ἡμίσεως; p. 732 a. Z. 9 ἕπτα st. ἑπτὰ, und andere p. XI. Z. 14. p. 31. Z. 1 u. s. w.

.X†X.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, Aachen u. Brüssel, b. Mayer u. Somerhausen: *Ptolemai Hephaestionis* Novarum Historiarum ad variam eruditionem pertinentium Excerpta e Photio edidit, lectionis varietate instruxit et commentario illustravit *Joh. Imm. Gisl. Roulez* Phil. et AA. LL. Doctor. Praefatus est *Fridericus Creuzerus.* 1834. 166 S. 8.

Unter sehr trübseligen Auspicien ist dieses Buch an's Licht getreten. Nachdem der Vf. zu Löwen unter Anleitung des Prof. *G. J. Bekker*, dem es gewidmet ist, ausstudirt hatte und Doctor geworden war, besuchte er auf königliche Kosten deutsche Universitäten und beschäftigte sich namentlich in Heidelberg mit mythologischen Studien. Er wünschte ein Buch zu schreiben, aber er wufste nicht was für eins, und *Creuzer* rieth ihm auf seine Anfrage zu einer

neuen Bearbeitung des *Antoninus Liberalis*, welche er auch sogleich damit begann, dafs er die Heidelberger Handschrift dieses Autors verglich. Bald aber wurde er inne, dafs dieser Plan nicht füglich ausgeführt werden könne als eine Nebenarbeit, während er Vorlesungen zu hören und Reisen zu machen hatte; er behielt sich also die Fortsetzung für die Zukunft vor und fragte *Creuzer* abermals um Rath wegen einer leichteren Arbeit. Da nun dieser den *Ptolemaeus Hephaestio* vorschlug, so sammelte er sich sogleich einen Apparat zur Erklärung dieses Schriftstellers, liefs jedoch dann die Arbeit während seines Aufenthalts zu Berlin ruhen und vollendete sie erst zu Göttingen, wo sie *O. Müller* las und einige Conjecturen hinzuthat. Hierauf kehrte der Vf. in sein Vaterland zurück; aber wenige Tage nach seiner Ankunft brach die belgische Revolution aus und setzte ihn in grofse Verlegenheit und Sorgen; zu seinen Studien fehlte es ihm sowohl an Ruhe als an Hülfsmitteln, und daher schickte er fast zwei Jahre nachher das Manuscript unverändert nach Deutschland zurück, in der Hoffnung, dafs es *Creuzer* mit Zusätzen bereichern und zum Druck befördern würde. Indefs geschah keins von beiden, und so liefs er es denn abermals zwei Jahre später wieder nach Belgien kommen, wo es nun gedruckt ist; *Creuzer* hatte nur Mufse eine *praefatiuncula* dazu zu schreiben, die der Vf. mit abdrucken liefs, *ne*, sagt er, *nominis mei novitas et mediocritas emtorum studiis obesset*; wahrscheinlich willfahrte er damit nur dem Begehren seines Verlegers; denn ihm selbst konnte es schwerlich entgehen, dafs die Vorrede nicht im Stande ist, ihn beim Publikum zu empfehlen; in dem kühlen Styl eines Zeugnisses verfafst, das der Professer seinem Zuhörer auf den Testir-Bogen schreibt, ist sie nur mit dem Lobe noch etwas sparsamer und hütet sich wohl etwas Entschiedenes zu sagen und einige Erwartungen zu erregen, obgleich der Vorredner schliefslich versichert, er hoffe, dafs der Vf. in dieser *tela pertexenda — iudicium suum ingeniique sollertiam atque diligentiam iis comprobet, qui hodieque* (?) *intelligentissimi harum rerum arbitri censentur.*

Wenngleich der Vf. vor vier Jahren, als er seine Schrift vollendete, schon längst promovirt hatte, so treten wir ihm doch gewifs nicht zu nahe, wenn wir sie nach deutschem Maafsstabe in die Klasse der Studentenarbeiten setzen, wie sie von den Mitgliedern philologischer Seminare oft selbst noch besser geliefert werden. Er hat unter *Creuzer* und *O. Müller* ohne Zweifel recht fleifsige Studien gemacht, und hat namentlich gelernt, wie man mythologische Gegenstände gegenwärtig zu behandeln pflegt; diese seine Kenntnisse hat er nun auf einen kleinen Autor angewendet und hat uns so ein *specimen diligentiae* gegeben, mit dem man wohl zufrieden seyn kann, das jedoch weit mehr geeignet ist, zu des Vfs. Uebung zu dienen, als ein Bedürfnifs der Philologen zu befriedigen. Er hat die Schriften von *Creuzer* und *O. Müller* sehr fleifsig benutzt, und noch mehr Lob verdient es, dafs er auch aus den alten Autoren mancherlei Notizen beigebracht hat, die nicht gerade nahe lagen; die wunderbaren Nachrichten des *Ptolemaeus* machten dies nothwendig; für manche jedoch hat der Eifer des Vfs. keinen Anknüpfungspunkt bei Andern finden können, und dann weifs er sich auch nicht durch eine Conjectur zu helfen. Besonders läfst er uns öfter im Stich, wo es sich nicht gerade um eigentliche Mythen handelt, wie z. B. lib. III. i. Anf. bei den διὰ δακτύλων λόγοι; sollte es etwa δακτυλίων heifsen? Ptolemäus nennt es eine Erfindung der Helena, die dadurch ihren Bräutigam erkannte; aber der Ausdruck Ἀλεξάνδρῳ λαχοῦσα ἐνέγκῃσε bedurfte der Erläuterung. Bald darauf wird erzählt, dafs Helena und Alexander, streitig über den Namen, den sie ihrer Tochter geben wollten, sich der Würfel bedienten, um zu entscheiden; schwerlich darf man annehmen, dafs dies dieselbe Art von κλῆροι ist.

Rückstände solcher Art lassen sich noch mehr namhaft machen, jedoch ist gleichwohl nicht zu verkennen, dafs die sachliche Interpretation die lobenswertheste Seite des Buches ist; sie ist aber zugleich auch das einzige lobenswerthe. Denn in der Behandlung des Textes ist dem Vf. kein Verdienst zuzugestehen. Neue Hülfsmittel hatte er nicht; er theilt die Varianten der früheren Ausgaben mit, wobei er selbst zuweilen offenbare Versehen, ja Druckfehler anführt, ohne jedoch eine absolute Vollständigkeit zu bezwecken, die hier auch unnütz gewesen wäre; übrigens giebt er den Bekkerschen Text wieder, der auf dem Bessarionschen Codex beruht; seine absichtlichen Abweichungen sind unerheblich und unnütz; z. B. p. 28 hat er die alte Lesart beibehalten: ὡς ὁ φυλάσσων τὰ χρυσᾶ (sic) μῆλα δράκων ἀδελφὸς ἦν τοῦ Νεμ. λέοντος. Es ist durchaus kein Grund abzusehen, warum er, allen kritischen Regeln zuwider, nicht mit Bekker der im Uebrigen zu Grunde gelegten Handschrift auch hier folgen wollte, die eine andere aber eben so tadellose Wortstellung bietet: ὡς ἀδελφὸς ἦν ὁ δράκων ὁ τὰ χρ. μῆλα φυλ. Auch eine Conjectur hat der Vf. gewagt p. 32 in den Worten: τοῦτον τὸν στίχον (nämlich: οὐδὲ σίθεν Μενέλαε θεοὶ μάκαρες λελάθοντο) παρῴδησεν ὁ Πύθιος Μενέδημε ἀντὶ τοῦ Μενέλαε. So hat Bekker mit dem Cod. Bess.: früher las man Μενέδημε καὶ θεοῦ ἀντὶ τ. Μ. Casaubonus wollte Μενέδ. θεὶς ἀντὶ, Teucher schrieb θεοῦ θεὶς ἀντὶ, und nun will Hr. *Roulez* der Vulgata recht nahe kommen, indem er vorschlägt Μενέδημε καθαθεὶς ἀντὶ τοῦ. Er meinte offenbar καταθεὶς; aber warum hier das Compositum niedersetzen? Auch hier hat man sich einfach an den Cod. Bess. zu halten, und ehe man sich von ihm entfernt, wäre sein Verhältnifs zur Vulgata und deren Quellen zu untersuchen, worauf sich der Vf. nicht eingelassen hat. Dagegen hat er ganz Recht, wenn er p. 28 Λέοντος — ἐπὶ μονομαχίας προκλήσει ὑφ' Ἡρακλέους ἀπηρημένου geschrieben wissen will, und er hätte kühn genug seyn sollen, wirklich so zu schreiben, während Bekker aus dem Cod. Bess. προσκλήσει aufgenommen hat statt des früheren

heben noch schlechteren προαχλήσεις. Diese Verwechslung ist nämlich äufserst häufig, gerade wo von einer Herausforderung zum Kampfe die Rede ist, jedoch ist πρόκλησις ohne Zweifel überall das Richtige; selbst bei *Ptolemaeus* p. 24 lesen wir εἰς μονομαχίαν προκαλεσαμένη, wo sich nicht die Variante προσκαλ. sondern μεταχαλ. findet. Gleicherweise ist bei Arrian Tactt. p. 51 ed. Blanc. προκαλέσασθαι τοὺς πολεμίους ἐς θάρσος zu verbessern; ebenso Etym. M. pag. 533, 45 und pag. 119, 4 προεκαλέσατο (an der letzteren Stelle auch ἀπεδειλίασε statt ἀνεδειλ.). Von andern Füllen vgl. z. B. Thucyd. III, 34. IV, 19. Xenoph. Anab. VII, 7, 2. Rep. Lac. XIV, 5 u. a.

Die Grammatik ist augenscheinlich die schwache Seite des Vfs.; er vernachlässigt sie gänzlich; das zeigt auch sein lateinischer Styl, an dem sehr viel auszusetzen wäre; um nicht weniger grobe Fehler anzuführen, werde hier nur *vereor ut* pag. 5 statt *vereor ne* erwähnt. Der Druckfehler ist gleichfalls eine sehr grofse Zahl, und sie sind zum Theil so verfänglicher Art, dafs sich ein kleiner Verdacht gegen den Vf. selbst kaum unterdrücken läfst. P. 20. Z. 11 συνεμτώσεως statt συνεμπτ. P. 21. Z. 12. Διόγνετον st. Διόγνητον. P. 22. lib. IV. Z. 4. πτηρωτὸς st. πτερ. P. 23. Z. 6 v. u. τεχθήναι. P. 32. Z. 6. ἀπότρεψαι st. ἀποτρέψαι. Z. 9 und wiederum p. 120. Z. 18. θεῖς st. θεὶς P. 36. Z. 9. Ξάντον st. Ξάνθον. P. 56. Z. 18 *Symbolyk*. P. 58. Z. 14. Ἱστορίων st. —ριῶν. P. 70. Z. 7 v. u. Σιμονίδης. P. 75. Z. 13 v. u. *Sycionem*, und *Sycionius* im Index unt. d. W. *Epopeus*. P. 80. Z. 7 u. 12. v. u. und im Index u. d. W. *Ropalus* st. *Rhop*. P. 88. Z. 17 Μακέδων — χαλεπὼς. P. 96. Z. 15 χῆνω st. χῆνα. Z. 16 τέχουσα st. τεκοῦσα. P. 97. Z. 5 Δαχονικῆς. P. 130. Z. 3 v. u. *Eurypilus*, und so noch zwei Mal auf der folgenden Seite, und auch im angehängten Index. Uebrigens ist das Aeufsere des Buches sehr gefällig.

.X†X.

STUTTGART, b. Löflund: *Synesii Cyrenai* Calvitii encomium. Ad fidem complurium codd. Mss. recensuit, interpretatione Germanica instruxit et Dionysii Petavii suasque annotationes adiecit *Ioannes Georgius Krabingerus*, Bibl. Reg. Monac. Custos. 1834. 18 Bogen. 8. (2 Rthl.)

Die Werke der spätern sogenannten Sophistik sind, einige Textesrecensionen abgerechnet, welche zwar eine Menge sonst unbemerkter Fehler hinausschaffen, aber für Erklärung und Kenntnifs des Sprachgebrauchs unfruchtbar blieben, in neuerer Zeit unbillig vernachlässigt worden; Corais und Jacobs allein haben ihre Gunst nicht versagen mögen. Es ist wohl an der Zeit, an eine Nachahmung dieser trefflichen Vorbilder zu mahnen, da man heut zu Tage, wo wir uns zu rühmen pflegen, dafs die Alterthumswissenschaft nach allen Seiten und Richtungen hin angebaut werde, dennoch einzelnen Partien und Schriftstellern eine unbillige Vorliebe zugewandt, andere ungerechter Weise vernachlässigt sieht. Desto löblicher war es, dafs der Herausgeber, der durch frühere Proben eben so sehr seine Sprachkenntnifs als seinen kritischen Scharfsinn an dem Synesius bewiesen hat, diesem Schriftsteller nicht untreu wurde, sondern in seiner Bearbeitung fortfuhr. Er ward in der Behandlung der vorliegenden Schrift durch sehr bedeutende kritische Hülfsmittel unterstützt. Denn er selbst verglich fünf Münchener Handschriften (Mon. A—E), unter welchen einer aus dem dreizehnten, ein anderer aus dem vierzehnten Jahrhundert stämmen soll; drei davon sind aus Augsburg in die Münchner Centralbibliothek gekommen; ferner eine Handschrift der Elisabethaner Bibliothek zu Breslau, welche ihm durch Unterholzners Vermittlung mitgetheilt wurde; gelehrte Freunde aber besorgten ihm Vergleichungen von zwei Florentiner, drei Venetianischen, zwei Römischen (eine aus dem Vatican, eine aus der Barberinischen Bibliothek) und vier Pariser Handschriften. Unter dieser soll die Pariser Handschrift A. aus dem 10ten, die erste Florentiner aus dem 11ten Jahrhundert seyn. Dafs mit diesem sehr bedeutenden Apparat eine sehr grofse Menge Stellen geändert und viele ganz offenbar berichtigt werden konnten, springt in die Augen. Indessen mufs Rec. bedauern, dafs der Herausgeber keine Beurtheilung seiner Handschriften gegeben und somit aufser der sehr unbestimmten Angabe ihres Alters (denn die Handschriften, welche er nicht selbst gesehen, können sehr leicht zu alt angegeben seyn, ein Fall, der bei den Bibliothekaren, welche ihre eigenen Bibliotheken katalogirt haben, ganz gewöhnlich ist) keinen Maafsstab zur Beurtheilung des gegenseitigen Verhältnisses und relativen Werthes derselben geliefert hat. Auszüge aus Bandini's Florentinischen, Montfaucons u. A. Pariser Katalogen wären hier sehr erwünscht gewesen: denn wie vielen Personen sind jene zugänglich?

In der Ausgabe des Herrn *Krabinger* geht der Text voran, die Seitenzahlen der Petavischen Ausgabe stehen am Rande (S. 3—31); es folgt die deutsche Uebersetzung (S. 35—69); dann die sehr ausführlichen, theils kritischen, theils erklärenden Anmerkungen. Die Uebersetzung hätten wir weggewünscht; denn wenn auch Synesius nicht weniger humoristisch schreibt als viele Lieblinge der heutigen Lesewelt, und oft nicht minder angenehm zu lesen ist, als der geistreichste der alten Humoristen, Lucian, so *wird* ihn doch Niemand lesen, als der Philolog, der die Uebersetzung nicht braucht, und ein Musterschriftsteller solcher Art ist Synesius doch immer nicht, dafs man versucht seyn könnte, an ihm seine Meisterschaft im Uebersetzen zu zeigen. Die Uebersetzung ist übrigens deutsch, gewandt und im Wesentlichen treu. Hin und wieder konnte der Ausdruck sich noch strenger an das Original anschliefsen, zuweilen ist aber auch der rechte deutsche Ausdruck einem grücisirenden aufgeopfert. Davon mögen hier ein Paar Beispiele stehen. *Kap.* 1. „Die Haare, welche sie (die Natur) uns von Kindheit an *zugesellte*." αἷς ἡμᾶς ἐκ παίδων ἡ φύσις ᾠκείωσεν heifst viel-

vielmehr *an welche sie uns als an ein Besitzthum gewöhnte.* — „Als das Uebel anfing und *mir Haar entfloss*" ϑρὶξ ἀπερρύη (statt *ausfiel*), ist mehr griechisch als deutsch gedacht. „Bäumefällung" (δενδροτομία) erinnert uns an eine Wald- oder Forstverwüstung; da aber die Oel- und Weinpflanzungen gemeint sind, welche die Lakedämonier bei ihren Einfällen in Attika zerstörten, so möchte *Baumverwüstung* oder *Verwüstung der Pflanzungen* entsprechender seyn. Kap. 2. „ich stellte mir dieses Ungemach nicht als gering vor", μικρὸν οὐδὲν ἐπενόουν περὶ τῆς συμφορᾶς trifft den Sinn nicht, weil wir *sich etwas so und so vorstellen* nur von zukünftigen oder ganz eingebildeten Dingen gebrauchen, während hier die Kahlheit bereits eingetreten war: *ich empfand mein Ungemach gar tief* war genauer. — „Jetzt unternahm jener Dion einen andern Strom", ἀνϑυπήνεγκεν αὐτὸ ῥεῦμα ἕτερον, ist dem Sinne nach gut, aber nicht wörtlich; treffender war *er leitete einen neuen Strom gegen mich.* — „Wenn er nicht den Jolaos als Kampfgenossen beigezogen hätte", εἰ μὴ τὴν Ἰόλεω συμμαχίαν ἀντεπηγάγετο, läfst ἀντί unübersetzt; wörtlicher war *wenn er nicht dagegen den Jolaos als Kampfgenossen aufgestellt hätte.* In πάλιν οὖν ἐκλαϑόμενος ist die Partikel unübersetzt geblieben. — „Bei aufgesetztem Brei", ἕτνους παρακειμένου ist zwar wörtlich, aber dem Deutschen ohne Kommentar nicht verständlich.

Doch Rec. bricht von diesen, gegen die ganze Arbeit gehaltenen, unwesentlichen Ausstellungen ab, um zu dem Kommentar über zu gehen. Die Verbesserungen des Textes sind fast durchgängig beifallwürdig. So K. I. S. 3. οὕτω δή τι λαμπρόν aus allen Handschriften, statt οὕτω δῆτα, wofür Thomas δή τοι bietet, welches ein deutlicher Fingerzeig für die wahre Lesart war; δή τι ist zugleich aus Herodot III, 12 und mehrern Autoritäten belegt. ἀνεπιτήδευτος Εὐβοεύς statt οὐκ ἐπιτήδευτος ist aus fünf Hdschrr. aufgenommen; wie die gewöhnliche Lesart durch Interpretation entstehen konnte, zeigt Cod. Mon. E., in welchem ἂν οὐκ ἐπιτ., und Mon. B., in welchem ἀνεπιτήδευτος vollständig übergeschrieben ist. Nämlich οὐκ ἐπιτ. war den Abschreibern geläufiger; da sie es hingeschrieben, sahen sie erst ihren Irrthum und setzten nun das Richtige darüber. Auch kundigere Korrektoren können es gethan haben. ἀντιδηξόμενος, *deos iniquos quasi invicem remorsurus* statt des absurden ἀντιδειξόμενος, welches *Bevingius* in seinen schätzbaren *Emendd. in Synes.* durch Konjectur gefunden hatte, ist nunmehr auch aus den meisten und besten Handschriften hergestellt und bewahrheitet. K. II. ist τόδε δέ nach alten Handschriften in τὸ δέ verändert, die erste Pariser ausgenommen, welche τόδε statt τὸ δέ ist eine sehr gewöhnliche Verderbnifs und δέ stammt von denen, welche fühlten, dafs der Gegensatz ausgedrückt werden müsse. φαλακρῶν μέν ὁ κράτιστος εἶ ist aus fast allen Mss. wegen des folgenden Gliedes δοκεῖς δέ τις εἶναι γεννάδας mit Recht geschrieben worden, während die Texte μέν auslassen. K. III. ist ὑπερειδοντες ὑπὸ τὴν κεφαλὴν μικρὸν ξύλον unstreitig die richtige Schreibung; schade dafs sie nicht allgemeiner beglaubigt ist, als durch Cod. Mon. a., denn *Varr. Lectt. Turnebianae* und *marg. Petav.* will nichts bedeuten. Die gewöhnliche Lesart ὑπὸ τῆς κεφαλῆς hat gar keine Beglaubigung, die meisten Handschriften bieten ὑπὲρ τῆς κεφαλῆς und κεφαλήν, welches durch den Gebrauch derselben Abkürzung für ὑπό und ὑπέρ begreiflich wird, wie *Bast Comm. Palaeogr.* p. 846 fgg. lehrt. Μενέλεων statt Μενέλαον schützen die Handschriften fast alle. καὶ τὸν Ὀδυσσέα δέ mag gewählter erscheinen, aber nur cod. Mon. A. und Ven. a. bieten es, die übrigen lassen δέ aus. Ganz unbezweifelt richtig ist dagegen K. IV. die Herstellung des Artikels in ὅτῳ ποτὲ τῷ καλάμῳ, nach Par. ABC. Flor. A. Barb. Mon. A. E. und Ven. 1, wie προαναχρουσάμενος statt προανεκρούσατο, welches gar nicht zu konstruiren ist, weshalb Bevingius vor ἅτε κιϑαρῳδ. νόμον einschob δ. Wie wir nun in den ersten vier Kapiteln eine nicht geringe Zahl offenbar richtiger Textänderungen nachgewiesen haben, so wird man es in dem übrigen ungleich gröfsern Theile ebenfalls finden. Dagegen kann man dem Herausgeber in einigen Stellen nicht ganz beistimmen. Wenn er z. B. zu K. III. S. 88. bedauert, ἑαυτόν wegen weniger handschriftlicher Beglaubigung nicht aufnehmen zu können statt σεαυτόν oder σαυτόν, wie die meisten Handschriften haben, während Bast a. a. O. S. 712 die häufige Verwechselung von ε und σ lehre, so hat er sich offenbar durch dasselbe Schattenbild von seynsollender Eleganz verleiten lassen, welches Brunck veranlafste, sogar gegen die Handschriften in den Tragikern ἑαυτοῦ und dergl. zu schreiben, wo σεαυτοῦ unangefochten bleiben mufste. K. IV. S. 106. ist die gewöhnliche Lesart οὐ καταισχυνῶ τὰ πάτρια τῶν ἀγρῶν in Schutz genommen gegen Bevings sehr geistreiche Vermuthung οὐ κ. τ. π. ϑέατρον ἀγελρων und erklärt *genitivus τῶν ἀγρῶν proprietatis reprimendae causa poetarum more additus videtur, ut pro adiective accipi possit.* Was heifst denn das? Der Verfolg zeigt, dafs ein Gegensatz des Lebens des Landmannes und des Rhetors gegeben werden soll; will man nicht mit Bevingius ändern, so bleibt kaum etwas Anderes übrig, als eine Auslassung durch die Abschreiber anzunehmen, so dafs etwa geschrieben würde τῶν ἀγρῶν ἀμελῶν, oder Aehnliches.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Löflund: *Synesii Cyrenaei* Calvitii encomium. — — Edidit *Ioannes Georgius Krabingerus* etc.

(*Beschluss von Nr.* 133.)

In den *erklärenden* Anmerkungen hat der Herausgeber sowohl die Sachen als die Sprache erläutert, und namentlich für die genauere Erforschung des Sprachgebrauchs des Synesius und seiner Vorgänger sehr schätzbare Beiträge geliefert. Auch hier kann Rec. nur Weniges ausheben. Gut ist die Anmerkung über die Epizeuxis τότε δή, τότε K. I. S. 77 fgg., doch konnten bei der Häufigkeit der Sache noch mehr Autoritäten angeführt werden, z. B. Dorville zu Chariton S. 311. Krüger zu Dionys. Hal. Historiographica S. 11. Bernhardy zu Dion. Perieg. S. 497 und 697, und es war zwischen der Wiederholung pathetischen Sinnes, wie hier, und der ohne allen Affekt zu unterscheiden, wie solche an der einen Stelle des Dionysius Periegetes v. 794 sich findet. S. 79 wundert sich Rec., wie der gelehrte Herausgeber die ganz widersinnige Erklärung des Hermogenes von ποίησις und ποίημα hat billigen können, dass ποίημα sich beschäftige περὶ πρᾶγμα ἕν, wie διήγημα; ποίησις δὲ καὶ διήγησις περὶ πλείονα, woraus denn weiter die vortreffliche Folgerung gezogen wird, die Ilias wie die Odyssee sey jedes eine ποίησις, die einzelnen Rhapsodien aber ποιήματα. Das Wahre ist, dass ποίησις sowohl *Dichtung* als *Dichtungen* bedeutet, woher Synesius es bald von der Ilias, bald von der Odyssee gebraucht, wie der Herausgeber ganz richtig anmerkt. In ἀδικῶν kann Rec. nicht mit dem Herausgeber das Präsens statt des Perfektums ἠδικηκώς gesetzt finden; das Verlieren des Haares wird da gleichsam als eine Strafe seiner Sünden gedacht, und da Jenes sehr allmählig geschieht und lange dauert, so erscheint es als fortgesetzte Strafe anhaltender Sündhaftigkeit. Ueber die Anaphora von ἀλλά steht S. 83 eine gute Bemerkung. Die S. 89 über den Gebrauch von ἑαυτοῦ statt ἐμαυτοῦ und σεαυτοῦ angezogenen Autoritäten, welche sehr vermehrt werden konnten (s. Ellendt lex. Soph. v. αὐτοῦ), hätten gar nicht hingestellt werden dürfen. Die Redensart ἐν πίσῃ (wofür gewöhnlich falsch πίσσῃ geschrieben wird) und ἐν πείσῃ ist vorzüglich gut S. 90 erläutert; ebenso S. 91 der metaphorische Gebrauch von προσιζάνω. Dagegen war ἐπιέναι und ἐπέρχεσθαι (ὑπιέναι und ὑπέρχεσθαι fehlt) nicht mit Autoritäten zu belegen nöthig (S. 94); sie könnten noch sehr vermehrt werden: eben so wenig bedurfte der adverbiale Gebrauch von ἀριθμόν (*an der Zahl*) der Beispiele. Die Bemerkung über δέ in der dritten Stelle, in welcher der Herausgeber auf sich zu Synes. de Regno S. 145 und Fritzsche Quaest. Luc. S. 100 verweist, hatte einer grofsen Beschränkung nöthig, denn *hier* wenigstens steht δέ hinter dem Artikel und dem Nomen, und wenn es gleich auch dann gewöhnlicher ist, μέν — δέ hinter den Artikel, also an die zweite Stelle im Satze zu bringen, so sind doch die Beispiele der andern Anordnung der Wörter so häufig, dass man darin gar nichts Besonderes erkennen kann. — Unbegründet ist die Bemerkung S. 101. πολλῷ zur Verstärkung des Comparativs sey seltener als πολύ. Es dürfte gerade umgekehrt seyn; aber beim Superlativ ist allerdings πολύ gebräuchlicher. Sehr gut ist S. 105 ἐργάζομαι statt ἀσκεῖν (*vom Ueben einer Kunst*) erklärt; eben so die Bemerkung über σοφός als ehrendes Beiwort von Personen, und die ausführliche Erläuterung S. 115 fgg. über die Aufstellung von Bildern, insbesondere Ahnenbildern, Gemälden und Büsten berühmter Männer. Ueberhaupt aber zeigt das ganze Buch so sehr von gründlicher Gelehrsamkeit, dass jeder Freund der griechischen Literatur daraus vielfache Belehrung schöpfen wird.

Druck und Papier sind anständig.

FRAM.

PHILOSOPHIE.

BAMBERG, b. Lachmüller: *Die Logik als Wissenschaft der Denkkunst*, dargestellt von Dr. *Ignaz Denzinger*, k. b. Professor an der Universität Würzburg. XIV und 302 S. gr. 8. (20 gGr.)

Der als gründlicher Denker bekannte Verf. unterscheidet ein *natürliches* und *künstliches* Denken. Beide haben ihre Gesetzmäfsigkeit. Die Gesetzmäfsigkeit dieses steht höher, als die Gesetzmäfsigkeit von jenem; die letzte liegt der Gesetzmäfsigkeit des künstlichen Denkens zu Grunde. Das künstliche Denken setzt eine Denkkunst voraus; die Denkkunst fordert eine Wissenschaft, und die Wissenschaft von der Denkkunst ist *ihm* die Logik. Also diese Wissenschaft beurtheilend, stellt er die Logik höher, als es nach der Aristotelischen Formen-Logik oder der gemeinen Logik geschieht, und doch meidet er die Irrwege, auf welchen sich manche neuere Logiker, namentlich aus Hegels Schule, befinden, deren Lehre ihm besonders den Schülern verderblich

zu seyn scheint. — Nach dem Vf. theilt sich die Logik in drei Theile: a) die *Phänomenologie*, b) die *Nomologie* und c) die *logische Kunstlehre* oder Systematik.

Im *ersten* Theile, der für die übrigen einleitend und begründend werden soll, wird gezeigt, wie der Gedanke, durch den das, durch den *Sinn* und die *Vernunft* gegebene, Materiale selbstthätig bearbeitet wird, in der Erscheinung hervortritt, und nach welchen Potenzirungen er sich insbesondere gestaltet. Wer Logik studiren will, mufs einen genetischen Begriff vom Denken und von den verschiedenen Arten von Gedanken erhalten, sonst versteht er nichts und kann noch weniger gründlich studiren. Dieser erste Theil spricht also nebst der Einleitung von der Logik im Allgemeinen in VI Kapiteln: *von dem Bewufstseyn*, von *dem Vorstellen* und *Erkennen* überhaupt, von den *allgemeinsten Bedingungen* der *Vorstellungen* und *Erkenntnisse*, von dem *Sinne*, von der *Vernunft* und vom *Denkvermögen*.

Im *zweiten* Theile werden die Gesetze der Reflexion und des Denkens im strengeren Sinne des Worts abgehandelt. Diese zerfallen in allgemeine und besondere. Die letzten sind in den besondern Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse enthalten. Die Begriffe werden in einfache und zusammengesetzte abgetheilt. Von diesen hat man bisher nicht in der Logik gesprochen. In den Urtheilen wird wenig von der alten Behandlungsart abgewichen, wenn man nicht die Unterscheidung der *formalen* und *realen* Urtheile als eigen hervorheben will. Mehr Eigenes hat der Vf. in der Lehre von den Schlüssen, in welcher die Unterscheidung der unmittelbaren und mittelbaren Schlüsse, so wie die Abtheilung der unmittelbaren Schlüsse in Reflexions- und Verstandesschlüsse, und die der mittelbaren in Substitutions- und Subsumtionsschlüsse, in Vergleich zu den ältern Logiken als neu erscheint. Kein geringes Verdienst wird es seyn, dafs der Vf. die Kantische Formen-Abtheilung nach den Kategorien und manche Irrthümer Twestens, Bachmanns und anderer zu berichtigen suchte. Dieser Theil enthält nebst der Einleitung über das Wesen der Nomologie im I. Theile: *Gesetze der Reflexion*, im II. Theile: *Gesetze des Denkens im strengeren Sinne des Wortes* und in V Kapiteln: *Allgemeine Gesetze des Denkens*, *von den allgemeinen Denkfunktionen*, *Gesetze der Begriffe*, *Gesetze der Urtheile und von den Schlüssen*.

Der *dritte* Theil lehrt, wie der Gedanke in allen seinen natürlichen Formen zur absoluten Vollendung gebracht werden soll. Um dieses zu können, müssen die Bedingungen des künstlichen Denkens gegeben seyn, die *subjektiven* sowohl, als objektiven. Nachdem der Vf. das Ideal des vollendeten Gedankens aufgestellt, werden diese Bedingungen auseinander gesetzt. Die subjektiven Bedingungen sind gegeben durch einen allseitig entwickelten Geist; die objektiven durch Beobachtung, Experimente, Benutzung fremder Erfahrung, richtigen Gebrauch der Vernunft, methodisches Denken. Dieses setzt voraus das *analytische* und *synthetische* Verfahren und die *Vereinigung beider* durch die *Combinations-* und *Constructions-Methode*. Sind die Bedingungen gegeben, so kann man jeden einzelnen Gedanken vollkommen entwickeln und vollenden; den *Begriff* durch *Definitionen*, *Erklärungen*, *Erörterungen* und *Beschreibungen*, so wie durch *Divisionen* und *Partitionen* der unter dem Begriffe enthaltenen Gegenstände, das Urtheil durch Entfaltung desselben in Perioden und durch *Begründung*; den Schlufs endlich durch Entfernung alles *Trügerischen* (Lehre vom Sophisma) und durch Zurückführung des Schlusses auf seine letzten Principien. — Der vollendete Gedanke eignet sich stofflich zu einem Systeme von Erkenntnissen. Dieses betreffend, setzt der Vf. nicht nur die Eigenschaften des Systems im Allgemeinen auseinander, sondern auch die Lehre von dem *beschreibenden*, *klassificirenden* und *spekulativen* Systeme; und bestimmt die *innere* und *äufsere* Form derselben, womit sich nach ihm die Logik schliefst. Dieser dritte Theil behandelt demnach nebst der Einleitung: über das *Problem der logischen Kunstlehre* in VI Kapiteln: *die subjektiven Bedingungen des vollendeten Denkens*, die *objektiven Bedingungen* desselben, das *absolute Begreifen*, das *absolute Urtheilen*, den *absoluten Schlufs* und das *System der Erkenntnifs*.

Nach dieser Behandlung also bekommt die *Logik* eine Gestalt, welche sie bisher nicht hatte. Der Vf. wollte besonders Anfängern nützen, daher seine grofse Mühe, in einem hohen Grade deutlich zu seyn; für sie soll die Logik Vorbereitung zum wissenschaftlichen Studium in formeller Hinsicht werden, auch Uebung im strengen, systematischen Denken. Wir sind überzeugt, dafs es ihm gelungen sey, beides zu erreichen. Des Vfs. Lehre von der Vernunft, seine Abweichung von der Kantischen Kategorien-Abtheilung, so wie vieles andere, wo er von der gewöhnlichen Bahn abgegangen ist, werden sicher den Beifall der Denker erhalten. Möchte dem Vf. seine Absicht gelingen, den jungen Leuten Vertrauen auf die Vernunft, Bescheidenheit im Gebrauche derselben, wahre Liebe zur Wissenschaftlichkeit in allen Zweigen der menschlichen Erkenntnifs beizubringen. Mit diesem Wunsche hat der Vf. dieses Buch seinen drei hoffnungsvollen Söhnen, denen er es widmet, bei ihrem Uebertritte auf die Universität gewifs das beste Geschenk gemacht. — Druck und Papier sind gut.

PÄDAGOGIK.

KARLSRUHE, b. Braun: *Ansichten über Erziehung und Unterricht in gelehrten Schulen.* Eine Auswahl von Schulschriften von Dr. *J. G. E. Föhlisch*, Grofsherzogl. Bad. Hofrathe und Director des Gymnasiums zu Wertheim. *Erste* Sammlung. 1836. VIII u. 389 S. 8. (1 Rthl. 16 gGr.)

Ein sehr verdienter Schulmann, der die Grundsätze F. A. Wolf's und A. H. Niemeyer's mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit in der seiner Leitung

tung untergebenen Anstalt in Ausübung zu bringen gewufst hat, Herr Dir. *Föhlisch*, übergiebt den theilnehmenden Publikum in der vorliegenden Sammlung eine Anzahl der im amtlichen Auftrage verfafsten Schulschriften. Dafs diefs Unternehmen löblich und nützlich ist, bedarf von unsrer Seite keiner weitern Auseinandersetzung, auch wenn es nur den Vortheil hätte, dafs die Programme einer süddeutschen Lehranstalt dadurch auch in Norddeutschland bekannt würden und die Vorsteher gelehrter Schulen aus denselben erkennten, wie einer ihrer süddeutschen Collegen über die jetzt von so vielen Seiten her gefährdete Gymnasialbildung denkt. Denn an solchen Angriffen hat es auch im Grofsherzogthum Baden nicht gefehlt, und durch die neuesten Reformen sind verdiente Schulmänner, denen man sogar ihre Schüler entziehen wollte, um sie nach vollendetem Gymnasial-Cursus noch zu Lyceisten in Karlsruhe zu machen, auf das Tiefste gekränkt worden. Solche Erfahrungen haben doch norddeutsche Lehranstalten nicht zu machen gehabt. Um so wünschenswerther mufste es daher für den Verfasser der vorliegenden Schrift seyn, in diesen Programmen seine Ansichten über Lehrverfassung deutscher Gymnasien noch einmal zusammenzustellen, dadurch zu zeigen, nach welchen Grundsätzen er unterrichtet habe, und die betreffenden Richter aufzufordern, unparteiisch zu entscheiden, ob sie für eine tüchtige, zeitgemäfse und liberale Unterweisung der Jugend einen andern Weg wüfsten, als der von ihm eingeschlagene gewesen ist. Um aber durch diese Worte nicht etwa in den Verdacht zu gerathen, als halte sich Hr. *Föhlisch* in seinen Ansichten für allein wahr und glaube nicht irren zu können, so müssen wir bemerken, dafs derselbe durchaus bescheiden, ruhig und besonnen zu Werke gegangen ist, dafs er alle Verdienste andrer Gelehrten und Schulmänner auf das Freudigste und Dankbarste anerkennt, und dafs seine Bemühungen nur dahin gerichtet sind, in gleichmäfsiger Verbindung der Lehre und Uebung bis zur selbstständigen Fertigkeit schon im Knaben und Jünglinge die künftige Meisterschaft zu begründen. Demnach reihen sich diese Schulschriften an die vorzüglichen Werke dieser Art an, welche wir in den letzten zehn Jahren erhalten haben, und gewinnen überdiefs eine ganz besondre Färbung durch die individuellen Verhältnisse des Herrn Verfassers.

Die einzelnen Aufsätze, die sämmtlich bereits gedruckt waren, aber überarbeitet und mit literarischen Notizen reich ausgestattet erscheinen, sind folgende.

I. Ueber die logische Wichtigkeit der Mathematik in Gymnasien, nebst einigen wissenschaftlichen Andeutungen vom J. 1814 (S. 1—35). Die logische Fülle und Wichtigkeit der Mathematik wird von dem Vf. gut dargestellt, auch durch Sokratische, aber nicht Catechetische, Beispiele practisch gezeigt, jedoch stets in Verbindung mit den andern Unterrichtsgegenständen des Gymnasiums. Wo diefs nicht geschieht, da erscheint der formale pädagogische Nutzen der Mathematik allerdings sehr problematisch. Ueber die formale Bildung auf Gymnasien, über den Unterricht in Mathematik, alte Sprachen und Geschichte am Schlusse lesenswerthe Betrachtungen.

II. Ueber das Verhältnifs der Mittelschulen (d. h. der Gymnasien) zu dem Geiste unsrer Zeit vom J. 1821 (S. 36—72). Eine durchgängige, feurige Liebe zu dem Berufe des Schulmannes, klare Ansichten über das Wesen der Schule, die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens in der häuslichen und öffentlichen Erziehung, über religiöse Bildung, Schulzucht und den dreifachen Bildungsstoff in der Geschichte, in der Gröfsenlehre und in der Sprachkunde, zeichnen diese wohlgeschriebene Abhandlung aus.

III. Ueber Menschenbildung durch das Schöne, mit besonderer Rücksicht auf Ton- und Zeichenkunst, hauptsächlich in Mittelschulen, aus dem J. 1823. Erste Abtheilung (S. 72—124) und

IV. Zweite Abtheilung, aus dem J. 1824 (S. 125 bis 172). Zwei sehr zweckmäfsige Abhandlungen mit guter Literatur für die, welche diese Gegenstände noch weiter verfolgen wollen. Nach allgemeinen Bemerkungen, wie die Jugend zum Schönen erzogen werden und vor allen der Sinn für dasselbe an den Werken des Alterthums gebildet werden müsse und wie die verschiedenen Objecte des Gymnasial-Unterrichts damit in Einklang zu bringen sind, wendet sich der Vf. von S. 89 an zur Tonkunst, skizzirt in gelungener Darstellung die Geschichte derselben (vgl. noch *Jacobs Verm. Schrift. III.* 262—282) und weiset die Wichtigkeit einer tüchtigen Gesangbildung für den Kirchengesang und die deutsche Sprache nach, woran sich Bemerkungen über die reine Klangtonkunst schliefsen, die in dem Verfasser einen tüchtigen Theoretiker verrathen. In ähnlicher Weise wird in der zweiten Abhandlung über die Zeichnenkunst gesprochen. Zuerst über den Nutzen derselben für Berufsbildung, dann mit wahrer Begeisterung über ihren Einfluss auf schöne Menschenbildung überhaupt, dafs sie das Vermögen der äufsern Anschauungen durch eine zweckmäfsige Bildung des äufsern Gesichtssinnes entwickelt, dafs sie das Gedächtnifs unterstützt und die Erinnerung befördert, die Vernunft auf das Sittliche und Urbildliche hinrichtet und auf die Vereinigung anständiger, äufserer Haltung mit einem edeln Innern aufmerksam macht. Wir können hier nur andeuten, was von S. 138 an trefflich ausgeführt ist und glauben um so mehr auf den hier in andern Schriften eben nicht zu häufig behandelten Gegenstand aufmerksam machen zu müssen.

V. Ueber Zweck, Inhalt und Form der öffentlichen Prüfungen in gelehrten Mittelschulen. Erste Abtheilung aus dem J. 1825 (S. 173—198) und

VI. Zweite Abtheilung aus dem J. 1826 (S. 199 bis 236). In beiden Abtheilungen wird die Nützlichkeit öffentlicher Prüfungen mit wichtigen Gründen dargethan, der Stoff zu solchen öffentlichen Prüfungen ge-

genauer zergliedert und in seinen einzelnen Theilen in das richtige Verhältnifs gebracht, endlich die Form derselben bestimmt. Alles ist recht zweckmäfsig und unstreitig die Frucht langjähriger Erfahrung. Indefs vermag Rec. sich von den Schulprüfungen, wie sie nun an vielen Orten sind, keinen allzugrofsen Erfolg zu versprechen, weil der rechte Sinn dafür fehlt, weil namentlich so häufig die Bewohner der Stadt, welcher die Schule angehört, ihnen eine so geringe Berücksichtigung schenken und die Schüler natürlich dadurch, und weil sie die Unzufriedenheit ihrer Lehrer sehen, sich auch nur zu geringer Anstrengung angeregt fühlen. Man soll allerdings deshalb die öffentlichen Prüfungen nicht aufheben, aber eigentlich nützlich können sie nur durch eine innigere Theilnahme von Seiten der Eltern und Angehörigen werden, wobei man uns nicht so falsch verstehen wird als wünschten wir etwa solche Scenen, wie sie unter Napoleon in den französischen Lyceen Statt fanden. Daher haben uns die zweckmäfsigen Erörterungen über das Wesen der einzelnen Prüfungsgegenstände und besonders über das Verhältnifs, in welches hierdurch die Lehrer zu ihren Schülern treten, sowie über die Beförderungsmittel der Sittlichkeit und Gesetzmäfsigkeit auf Schulen in einem noch höheren Grade angesprochen.

VII. Das Gymnasium, eine natürliche Vorschule der Philosophie, aus dem J. 1832 (S. 237—255). Eine der vorzüglichsten Abhandlungen, über die auch in mehrern Zeitschriften, unter andern in der Allgem. Schul-Zeitung vom J. 1833. Abth. II. Nr. 109, ausführlich berichtet ist. Wir geben hier nur das sehr practische Resultat: kein förmlicher philosophischer Unterricht auf Schulen, keine philosophische Propädeutik: in der Sprache des Alterthums liegt die einzige Philosophie, welche für die Gymnasien gehört, sie nebst Mathematik und Geschichte bilden die natürliche Vorschule der Philosophie.

VIII. Aphorismen über allgemeine Schulreformen, aus dem J. 1832 (S. 256—268). Brauchbare Bemerkungen aus vieljähriger Schulmannserfahrung.

IX. Erinnerungen an Friedr. Aug. Wolf als Lehrer und Pädagogen, aus den Jahren 1820 u. 1830 (S. 269—289). Auch diese Schrift, welche für das dankbare Gemüth ihres Verfassers das schönste Zeugnifs ist, hat bereits in ihrem frühern Abdrucke eine gröfsere Verbreitung gefunden. Sie ergänzt die Hanhart'schen „Erinnerungen aus Wolf's Leben" in manchen Punkten und behält selbst nach Körte's ausführlichem Werke einen eigenthümlichen Werth. Etwaige Schattenseiten des grofsen Mannes hat Hr. *Föhlisch* eben so wenig als einer der übrigen Biographen berührt. In einer Schulschrift, die ursprünglich für die Jugend bestimmt war, ist diese Mäfsigung lobenswerth, denn die Jugend soll grofse Männer achten lernen und nicht schon früh mit ihren Fehlern bekannt gemacht werden.

X. *De doctrinae atque institutionis discrimine commentatio.* P. I. aus dem J. 1829 (S. 290—313). Eine im leichten und guten Latein geschriebene Abhandlung über die wesentlichen Unterscheidungen der Gymnasial- und academischen Bildung, die zugleich die Ansichten enthält, nach welchen Hr. *Föhlisch* sein Lehramt in dieser Beziehung seit dem Anfange seiner amtlichen Wirksamkeit verwaltet hat.

XI. Erinnerungen an Dr. August Hermann Niemeyer, als Pädagogen (S. 314—330). Wir haben über diesen werthvollen Beitrag zur Geschichte eines hochverdienten Gelehrten und edeln Mannes bereits in unsrer A. L. Z. vom J. 1835. Nr. 171 ausführlich berichtet und brauchen daher das diesem Aufsatze gespendete Lob nicht zu wiederholen. Der Abdruck ist fast unverändert: einige kleine, von uns berührte, Irrthümer hat Hr. *Föhlisch* verbessert.

Möge diese Anzeige dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Schulmänner und Freunde der Jugendbildung auf diese Sammlung von Schulschriften hinzuleiten! Gewifs werden dann mehrere mit uns wünschen, dafs Hr. *Föhlisch* seinen Vorsatz, eine zweite Sammlung derselben folgen zu lassen, recht bald ausführen könne.

SCHÖNE LITERATUR.

BLANKENHAIN, b. Anholt: *Der Pastor Oberlin.* Elsassische Novelle, nach dem Französischen des *Paul Merlin* von Dr. *Moritz Wilh. Gotth. Müller.* 1836. 187 S. 8. (1 Rthl.)

Dieses, mit dem lithographirten Bildnifs Johann Friedrich Oberlins gezierte, Büchlein hat den Zweck die segensvolle Wirksamkeit des 1826 im Steinthale im Elsassischen verstorbenen guten *Pastors* in Form einer Novelle sowohl seiner Heimath als auch einem gröfsern Kreise von Lesern vorzuführen. Mehrere Schriften: von *W. v. Türk*, Berl. 1829, von Dr. *G. H. Schubert*, 5te Aufl. Nürnb. 1834, aufserdem französische und englische haben verschiedentlich über das Leben und die allseitig verbessernd auftretende Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes geredet, welcher aus rohen armen Menschen, gesittete, betriebsame und religiöse bildete, welcher seinen wüsten unfruchtbaren Kirchsprengel für Cultur empfänglich machte. Es war kein unglücklicher Gedanke diesen Mann und sein Wirken zum eigentlichen Inhalt einer Novelle zu erheben, und hier seine Frömmigkeit, geistige Klarheit und strenge Rechtlichkeit auf einen mit der Welt zerfallenen Mann aus den höhern Ständen, dem nichts mehr heilig schien, mit voller Kraft einwirken zu lassen. Man wird das Buch mit Vergnügen lesen und nur bedauern, dafs es so wenige Bogen sind, denn der Stoff ist keinem deutschen oder englischen Bogenschreiber in die Hände gekommen, welcher sonst in seiner Breitseligkeit gewifs die üblichen drei Bände à achtzehn Bogen gefüllt haben würde.

MONATS-REGISTER

vom JULIUS 1837.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Apollonios Rhod., der Argonautenzug, oder die Eroberung des goldenen Vliefses; im Versmaafse der Urschrift verdeutscht von Dr. *Willmann*. EB. 67, 535.

B.

Barth, M. A., Sammlung auserlesener, theils ursprünglich deutscher, theils aus dem Latein. übersetzter Dissertationen. 1—3n Bds 1n. 2e Liefr. 128, 415.

Bayl's, F. G., poetischer Nachlafs; nebst Skizze seines Lebens, herausg. von F. J. *Felsecker*. 2te Ausg. EB. 69, 552.

Bouillaud, A. F., die Krankheiten des Herzen. Nach dem Franz. J. *Bouillaud's* bearbeitet u. mit Zusätzen herausgegeben. 1 u. 2r Bd. 61, 481.

Bege, C., s. Uebersicht der Verordnungen im Hrzgth. Braunschweig —

Betrachtungen üb. das Gebet des Herrn. 116, 520.

Bird, Fr., Notizen aus dem Gebiete der psychischen Heilkunde. 129, 417.

Bouillaud, J., s. A. F. *Becker* —

Bhendd, G., Handbuch des kathol. u. protestant. Kirchenrechts. 2te umgeänd. Ausg. der 2ten Aufl. EB. 70, 559.

D.

Denzinger, Ign., die Logik als Wissenschaft der Denkkunst. 134, 458.

Diana. Handbuch für die deutschen Bürgergarden zur Selbstbelehrung; von einem deutschen Officier. EB. 70, 559.

E.

Eisenlohr, W., Lehrbuch der Physik, bei Vorlesungen u. beim Unterrichte. 116, 515.

F.

Felsecker, F. J., s. J. G. *Bayl* —

Foehlisch, J. G. E., Ansichten üb. Erziehung u. Unterricht in gelehrten Schulen. 1e Samml. 134, 460.

G.

Gelpke, A. H. Chr., populäre Himmelskunde. 5e verm. Ausg. EB. 69, 552.

Gratii Falisci et Olympii Nemesiani Carmina Venatica cum duobus fragmentis de Aucupio; ed. R. *Stern*. EB. 65, 513.

H.

Hartenstein, G., die Probleme u. Grundlehren der allgem. Metaphysik. EB. 62, 495.

Henschel, A. G. E. Th., Iatrologiae Silesiae specimen primum — 129, 423.

— — zur Geschichte der Medicin in Schlesien. 1s Hft. Die vorliterär. Anfänge. 129, 423.

Herbart, J. F., Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. 4te verb. Aufl. EB. 69, 551.

Hesse, W., die Anfangsgründe der Zahlenlehre. 1r u. 2r Th. 2e verm. Aufl. EB. 69, 551.

Hoffmann, K. R., vergleichende Idealpathologie. — 129, 420.

v. *Houen*, F., Frühblüthen. Novellen u. Erzählungen. 126, 400.

K.

Kapp, U. F., s. *Martianus Capella* —

Krabinger, J. G., s. *Synesius Cyrenaeus* —

L.

Lehrsaal des Mittelreiches; die Encyclopädie der chinesischen Jugend u. das Buch des ewigen Gesetzes u. der

der ewigen Materie enth. Uebersetzt u. erläut. von C. F. *Neumann.* — 123, 372.

Lenau, N., Faust; ein Gedicht. 116, 317.

— — — s. auch: Ueber *Lenau's* Faust von *J. M....*

Lepsius, R., Palaeographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen. EB. 69, 547.

Lesebuch, deutsches, für untere u. mittlere Gymnasialklassen u. Bürgerschulen. 3te verm. Aufl. EB. 69, 551.

v. Lilienstern, Rühle, zur Geschichte der Araber vor Muhammed — 120, 345.

M.

Martiani Capellae de Nuptiis Philologiae et Mercurii et de septem artibus liberalibus libri novem — — ed. U. F. *Kopp.* 132, 442.

Messerschmitt, J. A., die Bamberger Bierbrauerei. 118, 335.

Müller, M. W. G., der Pastor *Oberlin*; classische Novelle, nach dem Franz. *Paul Merlin's.* 134, 464.

N.

Neumann, C. F., s. Lehrsaal des Mittelreiches —

O.

Oberlin, J. F., s. M. W. G. *Müller.*

P.

Peschel, C. F., Abhandl. üb. eine neue Art der Minenzündung mittelst Percussionsvorrichtung. 126, 400.

Preusker, K., Förderungsmittel der Volkswohlfahrt in Bezug auf Wissenschaft, Kunst u. Leben. 1r Bd. 1e Abth. 123, 375.

Ptolemai Hephaestionis novarum Historiarum ad variam eruditionem pertinentium Excerpta e Photio ed. J. I. G. *Roulez.* Praefat. Fr. *Creuzer.* 133, 450.

Pustkuchen-Glanzow, Dr., der Beruf des evangel. Pfarrers nach seinem Zwecke u. Wesen dem Worte Gottes gemäfs — 118, 336.

R.

Rautenbach, E., üb. Nationalität u. Nationalisirung der Sprachen. 123, 374.

Rein, W., das röm. Privatrecht u. der Civilprocefs bis in das 1ste Jahrh. der Kaiserherrschaft. 128, 409.

Rintsch, M. F. G., Predigten üb. das christl. Kirchenjahr nach dem 1sten Jahrg. des neuen Weimar. Evangelienbuchs. 1ste Abth. 119, 344.

Rost, V. Chr. F., deutsch-griechisches Wörterbuch. 5te umgearb. Aufl. EB. 69, 551.

Roulez, J. I. G., s. *Ptolemaeus Hephaestio.*

Rühle v. Lilienstern, s. *v. Lilienstern.*

S.

Schilling, G., s. Universal-Lexicon der Tonkunst.

Schmid, H., Vorlesungen üb. das Wesen der Philosophie u. ihre Bedeutung für Wissenschaft u. Leben. EB. 64, 507.

Schoepfer, C., Adnotationes criticae quibus C. *Velleji Paterculi* ex historiae romanae libris duobus quae supersunt pristinae integritati reddere conatus — accad. *Rutilii Lupi* fragmentum — 131, 436.

v. Sommer, Fr., Grundriss der gesammten reinen Mathematik. 1n Thls 1e Abth. Auch:

— — die Elementarlehre der Arithmetik u. Geometrie. EB. 70, 553.

Stern, R., s. *Gratius* Faliscus —

Synesii Cyrenai Calvitii encomium. Ad fidem codd. Mss. recensuit — — J. G. *Krabingerus.* 133, 453.

T.

Theile, Dr., zur Biographie Jesu. 127, 401.

Trotsche, C. H. C., das Vorpfändungsrecht des Pfandgläubigers. 2te Ausg. EB. 69, 551.

U.

Ueber *Lenau's* Faust, von *Joh. M....n.* 118, 334.

Uebersicht der Verordnungen die im Hrzgth. Braunschweig in Ansehung der weltl. Geschäfte der Prediger ergangen sind — nebst Nachtrag zu dieser Schrift. (Von C. *Bege.*) 128, 416.

Universal-Lexicon der Tonkunst; unter Mitwirkung mehrerer Mitarbeiter — redigirt von G. *Schilling.* In Lieferungen. 2 Bde bis zu F moll. 119, 337.

V.

Velleius Paterc., s. C. *Schoepfer.*

Voelker, H. L. W., das Thüringer Waldgebirge nach seinen physischen, geograph., statist. u. topograph. Verhältnissen —, 115, 305.

Volger, W. F., vergleichende Darstellung der alten, mittlern u. neuern Geographie. 2te verm. Aufl. Auch:

Volger, W. F., Lehrbuch der Geographie. 3r Cursus. EB. 70, 560.

W.

de Wette, W. M. L., kurze Erklärung des Briefes an die Römer. 124, 377.

Willmann, Dr., s. *Apollonios*, der Argonautenzug —

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 50.)

II.

Verzeichnis der im Intelligenzblatte Julius 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Universitäten, Akad. u. ind. gel. Anstalten.

Halle-Wittenberg, Universit., *Voigtel's* 50jähriges Amtsjubiläum; nähere Beschreibung dieser Feier 45, 369.

Vermischte Nachrichten.

Brutzer's in Riga Preisaufgabe, verlängerter Termin zur Einsendung der Bewerbungsschriften, Personal der Preisrichter 43, 353.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Amelang in Berlin 43, 355. 44, 361. *Anhuth* in Danzig 43, 358. *Bamberg* (*Mauritius*) in Greifswald 43, 356. *Bran.* Buchh. in Jena 43, 358. *Breitkopf* u. *Härtel* in Leipzig 44, 364. *Brockhaus* in Leipzig 45, 375. *Elwert* in Marburg 44, 367. *Erdmann* in Holzminden 45, 374. *Focke* in Leipzig 43, 359. *Franke.* Verlagsexpedition in Leipzig 44, 365. 45, 374. *Goeschen* in Leipzig 43, 359. 44, 364. 45, 375. *Hahn.* Hofbuchh. in Hannover 44, 362. 45, 373. *Heyer*, Vater, in Giefsen 44, 367. *Hinstorff.* Hofbuchh. in Parchim u. Ludwigslust 43, 356. *Klinkhardt* in Leipzig 44, 364. *Kummer* in Leipzig 44, 364. *Oehmigke* in Berlin 43, 353. 44, 363. *Reclam* in Leipzig 43, 357. *Reichenbach* in Leipzig 43, 357. *Schultheſs* in Zürich 43, 357. 44, 363. 45, 374. *Tauchnitz* in Leipzig 44, 366. *Wagner* u. *Richter* in Magdeburg 43, 359. Waisenhaus-Buchh. in Halle 44, 365. *Weygand.* (*Gebhardt.*) Verlagsbuchh. in Leipzig 43, 358. *Wienbrack* in Leipzig 45, 376.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Jena, *Walch*'sche 43, 360. *Hahn.* Hofbuchh. in Hannover, herabgesetzter Preis von *Heinsius* Wörterbuch der deutschen Sprache 43, 360. *Hoelscher* in Coblenz, Verzeichnis von im Preise heruntergesetzten Büchern 44, 368.

ANHANG ZUM JUNIUS-REGISTER.

Todesfälle.

v. Algovich zu Agram 38, 313. *Amar* in Paris 37, 306. *Balbo* in Turin 38, 313. *Barby* in Berlin 38, 315. *Bauer* in Hamburg 37, 309. *Baverstock* in London 37, 306. *Benecke* in Heidelberg 38, 313. *Bergt* in Bautzen 37, 308. *Bunsen* in Göttingen 38, 315. *de Chénier* in Paris 37, 307. *Deckmann* in Kiel 37, 309. *Dewora* in Trier 37, 310. *Dubois* in Paris 38, 315. *Ehrhardt* in Dresden 37, 307. *Eugen s. Jewgenis. Evers* in Hamburg 38, 314. *de Favières* in Paris 38, 313. *Field* in Moskau 37, 309. *Geise* in Wilhelmsberg 37, 310. *v. Gerning* in Frankfurt a. M. 37, 309. *Grilli-Rossi* in Bologna 37, 305. *Grimm* in Wildenhain 37, 307. *Hammacher* in Lessenich 37, 305. *Hameaux* in Gießen 37, 307. *Himly* in Göttingen 38, 314. *Hoffmann* in Waldheim 37, 306. *Hugo* in Paris 37, 310. *Jais* in Pforzheim 37, 305. *Jewgenis (Eugen)* in Kiew 38, 313. *Kicfhaber* in München 37, 310. *Kohlschütter* in Dresden 37, 307. *Kreyſsig* in Dresden 37, 308. *Kuhfahl* in Berlin 38, 314. *Lang* in Erlangen 37, 308. *Lange* in Poetewitz 37, 309. *de Latra* in Madrid 37, 308. *Locherer* in Gießen 37, 309. *Macneish* in Glasgow 37, 305. *v. Mann* in München 38, 314. *Massé* in Paris 37, 305. *Mayer* in Illereichen 37, 310. *Mimaut* in Paris 37, 307. *Molard* in Paris 37, 308. *Morand* in Paris 38, 315. *Osmont* in Paris 37, 307. *Patton* in Fareham 37, 305. *Paucker* in Gatschina 37, 305. *v. Popp* in München 37, 306. *de Pradt* in Paris 38, 314. *van Prinsterer* in Haag 37, 310. *Puschkin* in St. Petersburg 37, 308. *Robert* in Lüttich 37, 309. *Rump* in Bremen 37, 310. *Schneisser* in Hamburg 37, 307. *Schmidel*, Director des Lomsynsker Gymnasiums 38, 313. *Schwarz* in Heidelberg 38, 315. *de Scqueira* in Rom 38, 313. *Sickel* in Leipzig 37, 310. *v. Siedmogrodzki* zu Drossen in Pr. 37, 305. *Stange* in Weißig 38, 314. *Stegmann* in Augsburg 37, 309. *Stieber* in Ansbach 37, 310. *v. Sutner* in München 37, 306. *Sykes* in Newcastle 37, 306. *v. Theobald* in Stuttgart 38, 314. *Trommsdorff* in Erfurt 38, 313. *Waltz* in Potsdam 37, 309. *Weigel* in Leipzig 37, 308.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Turin, in d. Königl. Buchdruckerei: *Lexicon linguae Copticae* studio *Amadei Peyron*, equit. ordd. Maur. et Sabaudi ob mer. civ., Profess. ling. or. in Taurin. Athen., Socii R. Acad. Scient. Taur. al. 1833. XVII u. 470 S. 4.

2) Oxford, in d. academischen Druckerei: *Lexicon Aegyptiaco-Latinum* ex veteribus linguae Aegyptiacae monumentis et ex operibus La Crozii, Woidii et aliorum summo studio congestum, cum indice vocum Latinarum, ab *Henr. Tattam*, A. M., Soc. R. Londin. Soc., Soc. R. Lit. et Soc. Asiat. Paris Sodal. nec non Eccles. S. Cuthberti ap. Bedefordenses Rectore. 1835. VII u. 958 S. 8.

Das älteste gedruckte *Coptische* Wörterbuch ist die sogenannte *Scala magna* von *Kircher* (*Lingua Aegypt. restituta*. P. II. 456 S. 4. Romae 1643). Es enthält nach einem jetzt wahrscheinlich in Paris aufbewahrten *Coptisch-Arab. Vocabularium*, das im 9. od. 10. Jahrh. entstanden seyn kann, mehrere tausend der gangbarsten Copt. Wörter nach Classen in 10 Abschnitten unter 32 Kapitel zusammen gestellt. Dieses Wörterbuch ist daher, ungeachtet seines Latein, *Index*, zu unbequem als Lexicon; enthält auch wegen falscher Buchstaben und unrichtiger Uebersetzung arabischer Wörter viele Fehler. S. *Quatremère Recherches sur la langue et la lit. d'Eg.* p. 53. Das erste *alphabetische* Wörterbuch von *La Croze*, bearbeitet von *Scholtz*, herausgegeben von *Woide* (Oxford 1775. XI u. 199 S. 4.), gründet sich nur auf die *Memphitische* Uebersetzung des N. T., des *Pentateuchs*, *Ezechiel*, *Daniel*, der kleinen *Propheten* und einiger anderen Stücke des A. T. und *Kirchers Scala*; so wie auf einige *Sahidische* (*Thebaische*) MSS. z. B. *Mysteria literarum*; welche Hülfsmittel nicht einmal vollständig benutzt worden sind. Dabei haben sich manche Unrichtigkeiten eingeschlichen und die *Sahidischen* Wörter sind als ein zweites Lexicon mit besonderem *Index* angehängt. Die später erschienenen *Etymologiae Aegyptiacae* von *Ign. Rossi* (Rom. 1808. XI u. 368 S. 4.) enthalten in alphabetischer Folge hauptsächlich nur solche Wörter aus MSS., *Zoegae Catalogus*, *Kirchers Scala*, *La Croze* und Classischen Autoren, die sich mit Leichtigkeit auf *Semitische* Wurzeln zurückführen liefsen. Da die Exemplare des *La Croz. Lexicon* (angebl. 300) seit einigen Jahren vergriffen waren, mufsten Viele ein neues und besseres wünschen, und gewifs verdienen daher die Hrn. *Peyron* und *Tattam* die allgemeine Anerkennung dafür, dafs sie sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen haben. An uns aber ist es, zu zeigen, in welchen Punkten diese beiden neuen *Lexica* das von *la Croze* übertroffen; wie sie sich, da beide unabhängig von einander sind, zu einander verhalten; und was dabei für ein künftiges Copt. Lexicon zu wünschen übrig geblieben sey.

Die erste Frage betrifft die Vollständigkeit der beiden neuen Wörterbücher. Die Hülfsmittel dazu waren ziemlich reichhaltig. Seit *Kirchers Scala* sind nicht wenige Copt. Werke gedruckt worden, wie das Verzeichnifs bis zum Jahre 1812 in *Adelung's Mithridates III.* 81 zeigt, wiewohl darin noch Bedeutendes, fehlt, z. B. *Zoegae Catalogus Codd. Copt. MSS.* Romae 1810. Aufserdem liegen mehrere hundert Coptische MSS. in verschiedenen deutschen, italiänischen, französischen, englischen und holländischen Bibliotheken noch ganz oder theilweise ungedruckt und unbenutzt. Sie enthalten nicht blos *Memphitische*, sondern auch *Sahidische* und *Basmurische* Uebersetzungen des A. u. N. T. nebst den *Apocryphen*, geschichtliche Werke, Kirchenväter, gnostische, ascetische, liturgische Bücher mit oder ohne Arab. Uebersetzung; so wie eine Anzahl *Coptisch-Arab.* Grammatiken und Vocabularien. Von diesen hat *Peyron* bei seinem Lexicon aufser den genannten 3 Wörterbüchern folgende Quellen und Hülfsmittel gebraucht. 1) *Zoëgae Catalogus*; 2) *Wilkins Pentateuch*; 3) *Tuki Psalterium* mit mehrern *Apocryphen*; 4) *Münter Specimen Danielis* und *Commentatio de indole vers. N. T. Sah.*; 5) Das Römische *Lectionarium* aus *Josua*, *Jud.*, *Reg.*; 6) *Wilkins Nov. Test. Copt.* 7) *Woidii Appendix ad N. T.*; 8) *Georgii Fragmm. Ev. Joh.*; 9) Desselben *Miracula Colluthi*; 10) *Mingarelli Aegypt. Codd. reliquiae*; 11) *Quatremère Notices et Extraits*; 12) Desselben *Recherches critiques*; 13) *Tuki Rudimenta ling. Copt.*; 14) MS. in Turin: *Sapientia Salomonis*; 15) MS. in Turin: *Sapientia Siracidae*; 16) MS. in Paris: *Ezechiel*; 17) MS. 44 *Bibl. R. Par. Vocabularium Copt. Arab.*; 18) MS. 43 *Bibl. R. Par. Vocab. C. A.*; 19) MS. *I. Taur. Martyria Ignatii, Gioorii*; *historia Eudoxiae*; 20) MS. *II. Taur. Hypomnemata Servatoris* (*Evangel. Nicodemi*); 21) MS. *III. Taur. Acta Johannis B.*, *vita Apae Aphu*, *Martyrium Heraei*, *historia Apa Theophili*, *aliaque*; 22) MS *IV. Taur. Sententiae morales*, *sententiae Synodi Nicaenae*, *vita Athanasii*; 23) MS. *V. Taur. Vita Hilarionis*; 24) MS. *VI. Taur. Sermones morales*, *Martyrium Ptolemaei*; 25) MS. *VII. Taur. Fragmenta proverbiorum*. Von die-

diesen sind geschrieben im *Memphit. Dialecte*: Nr. 1 (zum Theil), 2, 3, 4 (zum Theil), 5, 6, 11, 13 (zum Theil), 16, 18 (zum Theil), im *Sahidischen Dialecte*: Nr. 1 (zum Theil), 4 (zum Theil), 7, 8, 9, 10, 13 (zum Theil), 14, 15, 17, 18 (zum Theil), 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25; im *Basmurischen Dialecte*: Nr. 1 (zum Theil) und 12. *Tattam* hat leider nicht genau angegeben, welchen gedruckten und ungedruckten Hülfsmitteln er gefolgt sey. Im Allgemeinen versichert er in der Vorrede, alle gedruckten Coptischen Werke, nebst den zerstreuten hierher gehörigen Bemerkungen von *Jablonski* und *Rossi*; ingleichen viele MSS. in Oxford, im Britischen Museum, in den Privatbibliotheken von *Joh. Lee*, *Hartwell* in Aylesbury, *J. J. Marcel* in Paris u. a. gebraucht zu haben. Namentlich führt er nur an die Wörterbücher von *La Croze*, *Rossi*, *Kircher*; *Woide's* handschriftlichen Nachlafs in Oxford, das ungedruckte *Dictionarium Linguae Aegypt.* von *Th. Edward* in Cambridge und die auch von *Peyron* benutzten *Codd.* 43. 44 der K. Bibliothek in Paris. Die bei *Tattam* vorkommenden Citate beziehn sich allerdings auf viele gedruckte Coptische Werke und ungedruckte *Memph.* und *Sahid.* Uebersetzungen von A. u. N. T. Büchern. Ob diese MSS. vollständig, oder fragmentarisch waren, ganz oder nur zum Theil benutzt worden sind, hätte der Vf. angeben sollen. Wenigstens hat er aus *Zoegae Catal.* viele Worte nicht aufgenommen. So fehlen z. B. ⲗⲁϩⲱⲱⲩ *ZC.* 640., ⲛⲉⲓⲕⲉⲕⲉ ib. 617., ⲟⲉⲓⲗⲉ ib. 491, ⲟⲩⲉⲛⲉⲧ ib. 614, ⲡⲉⲙⲡⲁ ib. 663, ⲫⲓⲙⲙⲁⲩ, ⲫⲓⲙⲁⲗⲟⲩ ib. 529. 460 u. s. w. Selbst aus *La Croze* scheint manches übersehen worden zu seyn z. B. ⲃⲱⲕⲉⲙ p. 125, obgleich S. 115 bei *T.* auf dieses Wort verwiesen wird; ⲟⲩⲙⲟⲩ p. 348. Sonach haben *P.* und *T.* viel mehr Hülfsmittel benutzt als *La Croze*; und *P.* andere als *T.*; daher die beiden neuen *Lexica* einander ergänzen und den grofsen Vorzug haben, dafs sie viel mehr Wörter und Wortbedeutungen enthalten, als *La Croze*, besonders *Sahidische*, von denen bei *La C.* nur gegen 300 sind, und *Basmurische*, die dort ganz fehlen. Bei *La C.* findet man gegen 3000 Wörter und Wortformen, bei *P.* gegen 13000, bei *T.* gegen 16000. Unter diesen sind übrigens viele nur der Schreibart nach von einander verschiedene, viele geographische Namen und Eigennamen; auch manche griechische Wörter, besonders bei *Tattam*. Die Aufnahme der letzteren ist indessen nicht ganz zu verwerfen, da dieselben in den Coptischen Sprachschatz nun einmal aufgenommen sind: andere, wenn auch wenige, die uns griechischen Ursprungs scheinen, könnten auch ursprünglich ägyptische Wörter seyn, die nur früh zu den Griechen übergingen. Aus diesem Grunde ist es auch zu bedauern, dafs weder *T.* noch *P.* die bei Griechischen und Römischen Schriftstellern z. B. *Dioscorides*, *Appuleius*, *Manetho* als Aegyptisch vorkommenden Thier- Pflanzen- und Eigennamen, wie *Rossi* gethan, aufgenommen haben. Auch sie gehören zum *Coptischen* Sprachschatze. Viele Wörter fehlen in dem einen Lexicon, während sie in dem anderen stehen. So findet man z. B. bei *P.* aus dem Buchstaben ⲡ folgende von *T.* angeführte Wörter nicht: ⲡⲁⲩ *faba*, ⲡⲉⲓ *attendere*, *curare*, ⲡⲁⲕⲧⲉ *macula* aus MS. 43, ⲡⲁⲕⲧⲕ *desertum*, ⲡⲓⲧ *custos*, ⲡⲁⲩⲧⲉ *socius*, ⲡⲓⲣⲏⲧⲱⲣ *puteus*, ⲡⲓⲧⲏⲥ *spinam deputans*, ⲡⲏⲩ *sapiens*, ⲡⲱⲏ *vesicam levare*, ⲡⲓⲥ *vestem*, ⲡⲟⲟⲩⲱ *loquacitas*, ⲡⲥⲟⲟⲩ *habitaculum*, ⲡⲉⲩⲣⲁⲓⲧ *epilepticus*, ⲡⲁⲓⲍⲉ *liber*, ⲡⲏⲩ *venator* u. a. Dagegen fehlen bei *T.* ⲡⲁ, ⲡⲟ *humerus*, *pars*, *filum*; ⲡⲉⲣⲉ, ⲡⲉϥ *quota pars*, ⲡⲉϥⲡⲓⲉ *frustulum*, ⲡⲉⲕⲣⲓⲕ *praestrictis oculis*, ⲡⲟⲧⲛⲉ *observari*, ⲡⲁⲛⲁⲓ *placere*, ⲡⲁⲛⲁ *admirari*, ⲡⲓⲣⲕⲟⲃⲉ *cathedra* u. a. Einige von diesen stehn bei *P.* oder *T.* anders geschrieben, oder mit andern Bedeutungen. Der Wortbedeutungen finden sich bei *P.* mehr, als bei *T.*; daher der Lateinische Index bei *P.* gegen 7700 Begriffe, der bei *T.* etwa nur 6000, also verhältnifsmäfsig viel weniger enthält. Diese Lateinischen Indices machen jedenfalls beide *Lexica* viel brauchbarer; aber zu beklagen ist es, dafs in beiden ein Griechischer Index, wie bei *La Croze*, fehlt. Die Griechischen Wörter hinter den Coptischen führt *T.* regelmäfsig an, *P.* selten; die entsprechenden Arabischen aus den Vocabularien *P.* gewöhnlich, *T.* zu selten. Auch hat *T.* viele Etymologien aus *Rossi* und dem Aethiopischen, *P.* seltener angeführt; worüber ein besonderer Index nicht überflüssig gewesen wäre. Dagegen findet man bei *P.* viele brauchbare grammatische Bemerkungen eingestreut. Die zahlreichen Wörter aus *Zoegae Cat.* werden bei *T.* leider nicht nach der Seitenzahl, sondern nach der Nummer der von *Zoega* gebrauchten Handschriften angeführt. Uebrigens hat *T.* gegen 180 hieroglyphische Wörter verglichen und viele Gruppen und Figuren eindrucken lassen, die wohl nicht hierher gehören, zumal sie schon in seiner Coptischen Grammatik nach *Young* stehn.

Die Anordnung der Wörter ist in beiden *Lexicis* ganz verschieden. *Tattam* hat *La Croze's* Methode beibehalten und, ohne die drei Dialecte zu scheiden, alle Wörter nach der gewöhnlichen Buchstabenfolge an einander gereiht. Man findet daher bei ihm alle Wörter, die durch Schreibfehler oder Dialectverschiedenheit nur um einen Buchstaben von einander abweichen an eben so vielen verschiedenen Stellen z. B.

z. B. ⲑⲱⲟⲩⲉⲧ, ⲑⲱⲱⲩⲧ, ⲑⲱⲱⲧ, ⲑⲱⲱⲧ, ⲑⲱⲱⲏⲧ, ⲑⲱⲟⲩⲧ, ⲑⲱⲟⲩⲁⲧ, ⲑⲱⲟⲩⲁⲧ, ⲑⲱⲟⲩⲧⲥ. So die Composita und Flexionen der Wurzeln z. B. ⲃⲣ, ⲃⲉⲣ, ⲃⲟⲣ, ⲃⲱⲣ, ⲃⲟⲟⲣ, ⲗⲟⲣ, ⲗⲱⲣ, ⲃⲟⲟⲣⲉ, ⲃⲱⲙⲡⲉ, ⲃⲣⲃⲣ, ⲃⲉⲣⲃⲉⲣ, ⲃⲟⲣⲃⲉⲣ, ⲃⲉⲣⲃⲱⲣ, ⲗⲟⲣⲗⲉⲣ, ⲗⲉⲣⲗⲟⲣ, ⲫⲉⲣⲫⲱⲣ, ⲍⲃⲉⲣⲃⲣ, ⲃⲣⲃⲣⲉⲧⲍ die mit ⲙⲉⲧ, ⲙⲉⲑ, ⲙⲛⲧ, ⲣⲉⲓ, ⲉⲓ, ⲉⲣ, ⲣⲉⲙ, ⲁⲧ, ⲉⲧ, ⲟⲓ, ⲭⲓ, ⲟⲙ, ⲭⲙ, ⲱⲁⲙ, ⲇⲁ, ⲇⲁⲓ, ⲩⲟⲩ, u. s. w. Von letztern sind sogar die Wurzeln nicht alle an gehöriger Stelle aufgeführt worden. Da dergleichen Homophonen von derselben Wurzel abstammen und ihre Bedeutungen zusammenhängen müssen, so wäre es gut gewesen, Hr. *T.* hätte an irgend einer Stelle dieselben zusammengenommen, oder doch wenigstens auf dieselben vollständig verwiesen. *Peyron* dagegen hat alle Wörter nach den Wurzeln zusammengestellt, wobei die nach den Consonanten und Anfangsbuchstaben folgenden Vocale unberücksichtigt bleiben, wie in Hebräischen Wörterbüchern. Man findet z. B. obige Worte bei ⲃⲣ, unter ⲑⲧ und ⲃⲣ beisammen. Den Buchstaben ⲧ hat er mit ⲧ verschmolzen. Beiden Wörtern, die mit Vocalen anfangen, richtet er sich nach dem ersten Vocale, so dafs man ⲁⲙⲁⲗⲏⲕ unter ⲁⲙⲁⲗ, ⲟⲩⲛⲁⲙ unter ⲟⲛⲙ, ⲉⲓⲟⲩⲗ unter ⲉⲗ suchen muſs. Diese Zusammenstellung ist für den Anfänger und bisweilen selbst für den Sprachkundigen unbequem. Dabei fehlt es nicht an Unnatürlichkeiten. So sind ⲟⲩ und ⲉⲓ im Sahidischen keine zusammengesetzten Laute; warum muſs man nun bei dergleichen Wörtern das ⲟ und ⲓ im ⲟⲩ und ⲉⲓ überspringen, um ihre Wurzeln zu finden? Statt ϩ schreibt der Sahidische Dialect stets ϩ, daher die Sahidischen Wörter mit diesem Buchstaben in das ϩ zu verweben waren. Wenigstens waren Wörter wie ϩⲁ = ϩⲁ *sub*, nicht als zwei verschiedene Wurzeln an verschiedenen Stellen aufzuführen, oder es muſsten deren Sahidische Composita mit den Memphitischen verbunden werden. Bisweilen wird im Sahidischen Dialect ein Consonant verdoppelt, was der Anfänger nicht wissen kann; daher z. B. ⲉⲣⲣⲟ, ⲉⲣⲣⲱ unter ⲟⲣⲱ oder ⲟⲣⲣⲟ aufgeführt werden müssen. Die Buchstaben ⲓ (im Sahidischen auch ⲉⲓ) und ⲟⲩ, ⲱ sind zwischen Vocalen (überhaupt vor langen Vocalen) die Consonanten *j* und *w* (und ⲩ); daher man sehr viele Wörter an ihren eigentlichen Stellen vergebens sucht. Nicht wenige Wörter findet man unter falschen Wurzeln. So steht z. B. ⲁⲩⲙⲛⲧⲑⲟⲓ und ⲁⲟⲙⲛⲧⲑⲟⲓ *mentha* unter ⲁⲱⲁⲗ *multiplicari*, weil sie aus ⲁⲩⲁⲗ *multum* und ⲧⲑⲟⲓ *odor* zusammengesetzt seyn sollen, wie auch *T.* meint. Allein in den MSS. findet sich ⲙⲛⲧⲣⲱ, ⲙⲛⲧⲟⲩ deren ⲙⲛⲧ *basilicum* erklärt, daher obige Wörter eine Species von Basilicum, *menta agrestes* bezeichnen. Ungeachtet dieser Mängel und Unbequemlichkeiten ist die Zusammenstellung der Wörter nach Wurzeln die zweckmäſsigste. Auch hat *P.* zu Gunsten der Anfänger häufig abgeleitete Wörter zwischen den Wurzeln aufgeführt und auf jene verwiesen. Da *T.* die Handschriften 43, 44, *Edwards* Wörterbuch und Nr. 344 aus der Bodl. Lib. zu spät erhielt; so hat sein Lexicon noch einen Anhang von 79 Seiten erhalten, in welchem die fehlenden Wörter aus jenen und andern Quellen unter dem schwankenden Titel zusammengestellt sind: *Appendix, in qua sunt verba ex Graecis et aliis linguis corrupta.*

Die Hauptfrage betrifft den *innern Werth* der beiden neuen Wörterbücher, die richtige Erklärung der Coptischen Wörter, die Entwickelung und Folge der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes, die Scheidung des grammatischen Elements von dem lexicalischen, endlich die Zuverlässigkeit und Correctheit des Druckes. In allen diesen Rücksichten verdient *Peyron*'s Arbeit jedenfalls den Vorzug. Zehn Jahre hindurch, wie er selbst versichert, hat er mit groſsem Fleiſse eine Menge von gedruckten Werken und MSS. genau durchgelesen, unzählige Stellen aufgesucht, viele Fehler bei *La Croze*, *Kircher*, *Zoega* u. a. aus den MSS. verbessert. Zur Erklärung der arabischen Wörter hat er die neuern Hülfsmittel z. B. *Forskål*, bei den Bibelübersetzungen sogar die Varianten benutzt. Durchgängig findet man den Druck correct, und nur selten stöſst man auf Fehler oder Irrthümer. Dagegen muſs *T.*'s Lexicon an unzähligen Stellen zuvor verbessert werden, ehe man es mit Vertrauen gebrauchen darf. Zuerst hat er die grammatischen Formen häufig nicht beachtet. So hält er den vorgesetzten Artikel ⲧ, ⲡ, ⲫ, ⲟⲩ, in vielen Wörtern für radical z. B. in ⲧⲥⲓⲛⲛ S. 809, ⲡⲉⲙⲉⲛⲧ, ⲡⲉⲙⲛⲧ S. 380, ⲫⲣⲉⲩ S. 552, ⲡⲣⲓⲧⲱⲓ, ⲫⲣⲓⲧⲱⲓ S. 857, ⲟⲩⲁⲥⲃⲟⲗⲏ S. 853 u. s. w. daher solche Wörter an ihren Stellen nicht gefunden werden, oder doppelt stehn. Bei andern ist es umge-

gelehrt z. B. ⲡⲉⲩⲛⲁⲕⲟⲥ *simia*, wie aus dem griechischen Worte *πίθηκος* leicht zu ersehn war. Viele Wörter sind unrichtig übersetzt worden z. B. ⲭⲁⲥⲟⲩⲛⲉⲩ *sagitta*, statt *pharetra, repositorium sagittarum* (ⲥⲟⲩⲛⲉⲩ); ⲉⲓⲱⲧⲱⲛⲉⲓⲱⲧ *progenitor* statt: *avus, proavus*; ⲕⲁⲛⲛⲉⲃⲓⲱ *flos, canna* statt: Zuckerrohr; ⲣⲓⲣⲥⲟⲟⲩⲧ *ἀνάγκος qui apros venatur*, statt: *aper montanus* (ⲥⲟⲟⲩⲧ); Bei *P.* befremdet ⲥⲁⲣⲁⲕⲱⲧⲉ *venditer, artifex urbis Alexandriae*; da ⲥⲁ in allen S. 187 angeführten Fällen (*stationes*) *ad* bedeutet, daher ⲥⲁⲣⲁⲕⲱⲧⲉ *Racotensis, Alexandrinus*, und sprüchwörtlich: Betrüger, nicht gerade: *venditor Alexandriae* (Verkäufer Alexandriens?). Der Begriff von ⲥⲁ ist ein viel weiterer, als ihn der Vf. fasst. Aus *La Croze* sind manche Fehler bei *T.* abgedruckt, z. B. ⲉⲛⲥⲟⲟⲣ *silere* statt *horrere*; obgleich dabei ⲉⲩⲉⲛⲥⲟⲟⲣ *terribilis* steht. Derselbe ist häufig falschen Lesarten gefolgt, ohne sie zu verbessern. So ist z. B. statt ⲧⲉⲛⲥⲧⲱⲙⲡⲉ *Danuthis* und ⲧⲉⲓⲡⲉⲛⲉ *Tanedun* zu lesen: ⲧⲉⲛⲉⲧⲱⲙⲡⲉ und ⲧⲉⲛⲃⲏⲉ; statt ⲁⲣⲓⲛⲓ nach *Kircher*: ⲁⲣⲓⲕⲓ *reprehensio*; statt ⲁⲧⲟⲩⲍⲁⲓ *ἄζωτος discinctus, ἀσωτος luxuriosus*; statt ⲫⲟⲙⲓⲁⲛⲕⲟ: ⲫⲟⲙⲓⲁⲛⲧⲟ *dactyli Indici*; ϧⲣⲟⲩ غش Groll, Betrug, st. غش *obtrectatio*. Manche Wörter stehn zu weit vorn oder zu weit hinten; daher sie beim ersten Anblick ganz zu fehlen scheinen z. B. ⲥⲟⲧⲉ vor ⲥⲟⲧⲃⲉϥ, ⲫⲟ vor ⲫⲛⲟⲩⲧ. Oft sind Wörter getrennt, die zu Einer Wurzel gehören. So stehn zwischen ⲩⲱⲓⲩ *aequalis* und ⲩⲱⲓⲩ *similis* zwei andere Wörter als Wurzeln aufgeführt. Unter manchen Wurzeln stehn Wörter die zu fremden Wurzeln zu gehören scheinen, z. B. ⲉⲧⲭⲉⲣⲭⲉⲣ *fortis*, unter ⲭⲉⲣⲭⲉⲣ *luxus*. Wahrscheinlich gehört ersteres zur *radix* ⲭⲱⲣⲉ *potens*, letzteres zu ⲭⲱⲣ *ligare*, woher das ⲭⲱⲣ ⲉⲃⲟⲗ *solvere, spargere* stammt. Wenigstens verdienten dergleichen Wörter von unzusammenhängender Bedeutung besondere Plätze, zumal da *T.* viele andere verwandte Wörter besonders aufführt. Die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes mufsten so geordnet werden, dafs die Grundbedeutung voranging. Unter ϥⲓⲣⲓ z. B. findet man; *narratio, fabula, puritas, reflorescere, germinare, florescere, fulgere, nigrescere, variare, splendere, annunciare, narrare, annunciare*; wo folgende Ordnung passender wäre: 1) *proferre, germinare, florescere, splendere, puritas* 2) *narrare, annunciare, narratio, fabula*, oder wie bei *P. annunciare, narrare, proferre*, und als Nomen: *narratio, splendor, nitor, puritas.*

(*Der Beschlufs folgt.*)

MILITAERWISSENSCHAFT.

BERLIN, b. Dümmler: *Ueber die militairischen Pflichten und den militairischen Geist* von *A. L. Blondel*, Capitain im Königl. Franz. Generalstaabe. *Aus dem Französischen von einem Preufsischen Offizier.* 1837. VIII u. 72 S. 8. (8 gGr.)

Der Vf. unterscheidet den *kriegerischen* von dem *militairischen* Geiste: jener *ist* eine angeborne Eigenschaft, die im Blute liegt; der andere eine angeeignete Tugend, in der Sittlichkeit begründet. „Um den ersten Rang unter den Nationen zu erwerben und zu behaupten, mufs der kriegerische Geist mit dem militairischen vereint seyn — das kriegerische Volk und der grofse Feldherr — Frankreich und der Kaiser."

Der Vf. stellt den Soldaten und den Offizier einander gegenüber, und redet nun von den Pflichten des letzteren sowohl gegen sich, als gegen seine Vorgesetzten und Untergebenen. Nutzen der Subordination, ohne die kein Heer bestehen kann, sondern immer bald in sich selbst zerfällt. *Gehorsam* gegen die Höheren ist die vornehmste Eigenschaft eines guten Soldaten; *Vertrauen* in die Befehle derselben und *entschiedener Wille* sie unbedingt und augenblicklich nach besten Kräften auszuführen. Neben diesem unbedingten Gehorsam mufs aber der Offizier sich durch Zuneigung seine, ihm gleich stehenden Kameraden, und durch seine Art zu befehlen, so wie durch eine wohlwollende Beschützung seine Untergebenen sich geneigt machen. Strenge Gerechtigkeit, im Bestrafen wie im Belohnen ist dazu nöthig und verfehlet ihres löblichen Zweckes nie. Zum Schlusse werden die besondern Pflichten des Offiziers vom Generalstaabe und des Adjutanten erwähnt. Das Ganze ist jedoch keines Auszuges fähig und läfst sich in jeder Hinsicht als ein belehrender, nützlicher Aufsatz bezeichnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Turin, in d. Königl. Buchdruckerei: *Lexicon linguae Copticae* studio *Amadei Peyron* etc.

2) Oxford, in d. academischen Druckerei: *Lexicon Aegyptiaco-Latinum — — edidit Henr. Tattam* etc.

(*Beschluss von Nr.* 135.)

Vorzüglich zahlreich sind die falschen Bedeutungen der Wörter nach dem Arabischen bestimmt, von denen zu Gunsten derer, welche T's. Lexicon besitzen, mehrere anzuführen sind.

ⲙⲛⲧⲉⲡⲣⲁ الكذب Lüge, Falschheit; nach *T. albedo in unguibus apparens, ad albedinem vergens dilutusque sanguis.*

ⲁⲟⲩⲓⲛ وسق *onus (navis)*; nach *T. onus frumenti continens* wo die übrigen Worte aus *Golius* fehlen.

ⲧⲁⲕⲗⲏ القنيه *pelvis, labrum*; nach *T.* u. *Kirch. scyphus, mustela.*

ⲉⲗⲡⲉⲛⲓⲟⲥ (دزا) Hirsen; nach *Kirch.* u. *T. malum persicum.*

ⲁⲗⲟⲩ كف امسك *retine, arce*; nach *T. vola, planta*; nach *P. arcus instar volae manus, quo quid retinetur.*

ⲱⲃⲉⲛ الشب *alumen*; nach *P. vitriolum.*

ⲁⲗⲕⲟⲩ (البلسقيه) Flasche, Krug; nach *T. colum pastorum*; nach *P. onocrotalus.*

ⲁⲗⲭⲉⲍⲣⲱⲙ (سليخه كسيله) *cassia, lignum tinctor.*, nach *T. storax liquidus.*

ⲁⲗⲗⲟⲏ, طيب (صبى), Aloe, Wohlgeruch; nach *T. bonus, item odoramentum, unguentum.*

ⲙⲁⲛⲱⲙⲓⲕ (اللهاه) *das Zäpfchen*, der Gaumen; nach *T.* u. *Kirch.* auch *Spiratio.*

ⲁⲛⲕⲓⲧⲱⲙ (منتور) Levcoie; nach *T. viola.*

ⲉⲛⲧⲓⲧⲏ (الخرنه) Kelchdecke; nach *T.* auch *navicula incensi.*

ⲁⲛⲧⲟⲗⲓ (النورس) die Mewe, *larus*; nach *T.* und *P. rostrum.*

ⲟⲛⲟⲩ المقطف kleiner Korb; nach *T.* und *P. decerpens, vindemians.*

ⲁⲣⲟ (سعد) *Cypergras, Cyperus*; nach *T. cypressus.*

ⲟⲩⲣⲁ دنس *herba extrema aetate florens*; nach *T. avis, certa species herbae.*

ⲉⲣⲃⲓⲧ (عدة الجمال) Cameelsattel; nach *T. sarcina gestatoria.*

ⲁⲣⲃⲱⲧ (كسور) *fimbriae filorum*; nach *T. cursor, pannus textoris.*

ⲁⲣⲕⲏⲛⲧⲁⲣⲁ (القنطار) Centner; nach *T.* und *Zoega vas.*

ⲁⲥⲡⲁⲑⲏ (الاسابيط) Stiel der Blätter und der Blüthe des Palmbaumes, σπάθη, nach *T. racemus dactylorum.*

ⲁⲥⲟⲩⲡⲉⲣ (الجوزة المره) Weintraubenart, nach *T. P.* u. *Kirch. nux amara.*

ⲁⲍⲁⲛⲧⲱⲙ (المرخى) *gratus habitus*; nach *T.* auch *infirmitas, morbus.*

ⲧⲃⲁⲓ الجريد *palmae et libri folia*, Buch; nach *P. lanceola scriptoris.*

ⲃⲁⲗⲁⲛⲓⲛ (كبابه) *Cubeba*; nach *T. carpesium.*

ⲕⲉⲛⲍⲉⲛⲧⲁⲃⲓⲣ nach *T.* الدخير *forte ancilla tabernae pro* الدخار; ist das دخير דביר der christlichen Kirchen.

ⲛⲓⲡⲉⲗⲗⲁ الاخمص, وجه الرجلين *facies pedum, planta*; nach *T. facies peregrinae* = وجه الرطين.

ⲟⲩⲱⲙⲧ, ⲁⲩⲟⲩⲱⲙⲧ (اكلتنى) sie (er) hat gegessen mich; nach *T. niger.*

ⲡⲓⲫⲟⲛⲟⲥ (اليربوع) der Springhaase; nach *T. erinacius (sic!)*

ⲡⲏⲣⲁ (*πήρα* صبان) Reisesack; nach *T. balteus militaris.*

ⲡⲓⲣⲁ (*πεῖρα*) الرواح (?) *experientia*; nach *T. anima, vita.*

ⲫⲱϫⲓ عرش العرش das Throngestell; nach *T. validus, acquirere.*

ⲕⲱⲃⲃ (الضعف الاضعاف) nach ⲉⲩⲕⲏⲃ مضعف *duplex, duplicare*; nach *T.* u. *P. infirmitas, debilitas.*

ⲕⲉⲡⲏ سقف (von ⲭⲏⲡ) Dach; nach *T. longitudo.*

ⲭⲟⲩⲡⲉⲣ حنا تمر *Hennae dactylus*; nach *T. cypressus herba.*

ⲕⲁⲕⲓⲛ المصاجر الملل (*i. e.* ⲕⲁⲙⲓⲛ *καμεῖν*) *taedium*; nach *T.* الملك *possessio, locus pasturae.*

ⲕⲟⲩⲏⲣⲟⲥ (الرّدى) (*πόνηρος*) *malus*; nach *T. labilis, mobilis, inconstans.*

ⲕⲟⲩⲍ (الترك) *imberbis, Turca*; nach *T. equus Turcicus.*

ⲕⲟⲩⲍⲓⲥ *Turca*; nach *T. lingua Turcica.*

ⲕⲧⲏⲣ (عجل) *vitulus*; nach *T.* auch *ramus novellus.*

ⲕⲁⲗⲟⲩⲕⲓ (البكر) *camelus iuvenis*; nach *T.* u. *P. bos, quem pastor conscendere solet.*

ⲕⲁⲗⲁⲛⲕⲉⲍ المرافق *cubitus*; nach *T. colluviarium domus, etiam cubitus.*

ⲕⲱⲗⲁⲍⲓⲛ (*κολάζειν*) العذاب strafen; nach *T. pars tenuior arenarum.*

ⲕⲁⲙⲙⲁⲛⲏ, ϫⲁⲙⲙⲁⲛⲏ (*μηχανή*) (الساقية) Wässerungsmaschine, nach *T. rigatio.*

ⲕⲁⲣⲓⲁ (الجوز) Nufs, *κάρυον*; nach *T.* خور *carium rubrum, quo intus abducitur corbis seu cista viminea*, oder خور *populus arbor.*

ⲕⲟⲣⲓⲥ (البق) Wanze; nach *T. culex*, Mücke.

Dergleichen arabische Wörter aus den Vocabularien lassen sich oft nur dann richtig übersetzen, wenn man den Zusammenhang und die Ueberschriften der Kapitel beachtet, unter denen sie stehn, zumal wenn, wie häufig, die Punkte fehlen oder gar Schreibfehler zum Grunde liegen. Auch gehört dazu genauere Kenntnifs des neuern Arabischen, wie es in Aegypten gesprochen wird. Bei den meisten Wörtern aus diesen Quellen hat *T.* das entsprechende Arabische weggelassen; weshalb an sehr vielen Stellen die falschen Bedeutungen Coptischer Wörter ohne die Quellen nicht leicht verbessert werden können. Leider sind auch die Druckfehler bei *T.* sehr zahlreich. Da ein Verzeichnifs derselben fehlt, so mögen unter andern folgende bemerkt werden. S. 372 stehn zwei ganze Zeilen unter Π, die zu N p. 281 gehören, wo sie richtig stehn. S. 416 steht ⲣⲉϥⲧⲁϣⲉⲟⲉⲓϥ, st. ⲟⲉⲓϣ. S. 486 ⲥⲧⲟ *revertere*, st. *evertere.* S. 544 ⲫⲁⲁⲥϩ *ovium genus*, st. *avium g.* S. 549 ⲫⲓⲟⲙ falsch العجوم. S. 558 ⲭⲁⲥⲕⲉⲕ, st. ⲭⲁⲥⲕⲉⲥ. S. 585 *Hoc dialecto.* S. 608 ⲩⲗⲡⲉ, st. ⲩⲗⲣⲡⲉ. S. 641 ⲫⲓⲁϩⲟⲙ *suspicare* wie bei *La Croze*, st. *suspirare.* S. 680 ϩⲓⲉⲡⲉⲥⲏⲧ *inclinare me*, st. *se.* S. 713 ϩⲱⲥ *laenia*, st. *taenia.* S. 721. Z. 1 fehlt: *La Croze*, dem *T.* nachspricht. S. 725 ⲭⲉⲗⲭⲱⲗ, st. ⲭⲉⲗⲭⲟⲗ. S. 754 ⲭⲫⲉ *parire*, st. *parere.* S. 799 *lascivii, interpretat.* S. 818 *refrigerandum aquam.* S. 828 *velum alicis*, st. *calicis.* S. 832 ⲑⲉⲙⲁⲛ *exponet*, st. *exponit.* S. 835 ⲕⲁⲡ *laena*, st. *lana.* S. 845 ⲙⲁⲥ ⲡⲟⲣⲡ, st. ⲟⲣⲕ. S. 847 ⲙⲉⲑⲓⲕⲣⲙ — *qui non percipi potest*, st. *reprehendi.* S. 867 ⲥⲱⲟⲩϩⲓ ⲛⲁϣⲩϥ, st. ⲛⲁⲥⲱϥ. S. 875 ⲱⲃⲉ جوج st. جرج. S. 880 ϣⲟⲧ, st. ϥⲟⲧ u. s. w. Im *Index* sind mehrere Wörter versetzt, oder am unrechten Orte wiederholt; daher dieselben beim ersten Anblick zu fehlen scheinen, wie *confodere, confusio, cornus, cornu petere, demonstratio* (zweimal mit anderem Ziffern), *deus* (statt *dens*), *ducenti, foenum, foenus, genere* (st. *gerere*); *illatus* (st. *illotus*), *leaena, passerculus* (fehlt ganz), *sculptor* (zweimal mit andern Ziffern), *taenia* (steht 3 Columnen zu weit hinten), *ubi, vannus.* Bei *Peyron* findet man ⲁⲗⲕⲉⲥ st. ⲁⲗⲕⲉⲛⲉ, und manche Fehler aus *Kirchers Scala.*

Aus diesen Bemerkungen wird erhellen, dafs diese beiden neuen Lexica grofse Vorzüge vor dem *La Croz*ischen haben und einander ergänzen, dennoch aber das *La Croz*ische wegen des Griechischen *Index* und das *Rossi*sche wegen der Etymologien nicht ganz entbehrlich machen. Während das von *T.* reicher an Wörtern ist, bleibt das von *P.* weit zuverlässiger und geordneter. Bei einem künftigen Coptischen Lexicon wird dafür zu sorgen seyn, dafs die angedeuteten Fehler vermieden und die Mängel ergänzt werden, wovon beide Wörterbücher nicht frey sind. Der Coptische Sprachschatz ist noch lange nicht erschöpft und mit Leichtigkeit könnte man die von *P.* und *T.* gesammelten Coptischen Wurzeln und Wortformen nebst ihren Bedeutungen aus MSS. und andern Hülfsmitteln sehr bedeutend vermehren. Die äufsere Ausstattung der beiden Werke läfst nichts zu wünschen übrig. Die *Typen* bei *T.* sind die aus *La Croze*'s Lexicon bekannten Oxforder; die Capitaelchen bei *P.*, womit die Wurzeln allein gedruckt wurden, schliefsen sich an den Römischen Typus, die übrigen verbessert an die Oxforder an; daher sie mehr mit den spätern Handschriften, als den ältesten Coptischen, den Griechischen ähnlichen, MSS. übereinstimmen.

THEO-

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Die Hauptlehren des Rationalismus und Mysticismus oder der Denk- und Blindgläubigen kurz und faßlich einander gegenüber gestellt* für alle, welche sich von beiden Erscheinungen in der protestantischen Kirche eine richtige Vorstellung machen wollen, von Dr. *Heinrich Stephani*, K. B. Kirchenrathe und des K. Hagaritt. Ord. vom h. Michael Ehrenritter. 1837. IV u. 74 S. gr. 8. (9 gGr.)

Schon öfter ist der Wunsch rege geworden, dafs bei den immer schroffer einander entgegen tretenden Ansichten in der evangelisch-theologischen Welt eine klare Uebersicht und Nebeneinanderstellung derselben auch für nichttheologische Leser versucht werden möchte. Der ehrwürdige Vf. benutzte daher nicht unzweckmäfsig die ihm aufgedrungene Mufse, eine solche Darstellung zu unternehmen, die, wenn auch Mancher Einzelnes mehr oder weniger, oder auf andere Weise hervorgehoben zu sehn wünschen möchte, doch im Ganzen mit Recht empfohlen zu werden verdient. In neben einander fortlaufenden Columnen hat der Vf. Resultate einer vernunftmäfsigen Auffassung des Christenthums und Hauptsätze der alten symbolischen Lehrform unter der Ueberschrift: *Rationalismus* und *Mysticismus* zusammengestellt. Rec. will über den Gebrauch der angegebenen Namen mit dem Vf. nicht rechten. Denn obgleich der Rationalismus eigentlich keine besondere Religionsart, sondern vielmehr ein geregeltes Streben bezeichnet, aus den Glaubenssätzen der Christen alles das auszuscheiden, was sich vor der Vernunft nicht rechtfertigen läfst, so kann man doch auch einen Inbegriff von Resultaten eines solchen Strebens gar wohl mit jenem Namen belegen. Zwar haben neuerlich wieder manche Irrationalisten aller Farben mit dem Kunstgriffe, dessen sich die Katholiken so gern gegen den Protestantismus bedienen, den Rationalismus als längst widerlegt oder abgelebt darzustellen gesucht; allein so fern kein wissenschaftliches Denken ohne freien Vernunftgebrauch, ohne Anwendung einer freien Kritik nach Vernunftideen und richtig geleiteter Verstandesthätigkeit, statt finden kann und ferner kein denkender Religionsfreund der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Vernunftgebrauchs auch für Gegenstände des religiösen Glaubens, bei der unaufhaltsam fortschreitenden Intelligenz und Civilisation, sich entziehen kann, so wird nur ein durchaus Unkundiger oder Verblendeter an der Realität und einer gröfsern Verbreitung rationalistischer Ansichten in religiöser Hinsicht zweifeln wollen. Haben doch selbst strenge Vertheidiger des veralteten Symbolglaubens, welche allen Rationalismus verdammen, nur mit Hülfe eines rationalisirenden Verfahrens ihrem angeblich allein seligmachenden Glauben bei den Zeitgenossen Geltung verschaffen zu können gemeint. Die Vertreter eines neuen Schaukelsystems, die sich rühmen, über allen Gegensätzen schwebend eine neue glaubigwissenschaftliche Theologie zu geben, werden es vielleicht übel vermerken, dafs der Vf. ihrer Ansichten nicht besonders gedacht hat; da sie indefs aller wissenschaftlichen Consequenz und Klarheit ermangeln, so möchte selbst der gebildete Nichttheolog gar wenig Befriedigung bei ihnen finden. Was den von dem Vf. hier gebrauchten Namen *Mysticismus* betrifft, so möchte dieser mit mehreren Recht als der Name Rationalismus in Anspruch genommen werden können. Es wird hier nämlich nur der strenge Symbolglaube darunter verstanden, der zwar auch eigentlich so zu nennende mystische Elemente in sich fafst, aber doch nicht allein darnach benannt werden sollte. Unter folgenden Rubriken hat der Vf. den Inhalt seiner Schrift geordnet: I. „Die göttliche Offenbarungsweise." Wenn hier der übernatürlichen Offenbarung nur eine Vernunftoffenbarung entgegensetzt, dabei aber das Christenthum, gereinigt von menschlichen Zuthaten und unvollkommnen Zeitvorstellungen als der reinste Vernunftglaube bezeichnet wird, so hätte dasselbe vielmehr als eine historische auf natürlichem providentialen Wege den Menschen zugekommene Offenbarung dargestellt werden können. II. „Von der heiligen Schrift." III. „Von der rechten Auslegungsweise der heil. Schrift." Mit Recht wird hier darauf gedrungen, dafs solche, denen die gelehrten Kenntnisse abgehn, sich vornämlich an die (allgemein verständlichen) Lehren Jesu selbst, so wie an den Geist, nicht an den Buchstaben einzelner Theile der Schrift zu halten haben, wozu ihnen die Geschäftigkeit der Bibelgesellschaften leider noch immer nicht passende Hülfsmittel darbietet. IV. „Was uns Gott von seinem Wesen geoffenbart hat." Hier ist der einfache biblische Lehrtypus im Gegensatz der scholastischen Trinitätslehre kurz angedeutet. V. „Von der uns von Gott geoffenbarten Bestimmung des Menschen." Auffallend ist es, dafs der Vf. hier den Begriff von Glückseligkeit, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zuwider, im Gegensatz von Seligkeit, blos auf irdisches Glück und sinnliches Wohlseyn beschränkt. VI. „Von den Mitteln, zum ewigen höchsten Wohlseyn zu gelangen", wobei selbstthätiges Streben nach religiöser und moralischer Erleuchtung unter göttlichem Beistande vor Allem mit Recht empfohlen wird. VII. „Von Christo, dem Erlöser der Menschheit." Hier heifst es S. 47: „Abgesehen von dem Geschichtlichen und Jedem die Freiheit überlassend, der alten Glaubensformel — der Sohn ist Gott u. s. f. beizustimmen, verehren Alle, welche sich nur an die vom Apostel Paulus in seinem Briefe an die Römer 1, 19. 2, 15. als göttlich gerühmte Offenbarung Gottes durch die Vernunft halten, in Jesu denjenigen, welchem Gott einen Namen gegeben hat, der alle Namen übertrifft, und vor dem die Kniee aller, welche sein hohes Verdienst um die Menschheit zu würdigen wissen, sich ehrfurchtsvoll beugen, als vor demjenigen, welchem die geistige oder moralische Herrschaft über die ganze Menschenwelt zur Verherrlichung Gottes, unseres himmlischen

schen Vaters, von diesem übertragen wurde. (Phil. 2, 9—11.) „Leicht hätten hier noch andere Stellen beigebracht werden können, welche eine solche moralische Idealisirung Christi rechtfertigen, im Gegensatz zu dem Bilde, welches die sogenannte speculative Theologie neuerlich von Christo aufgestellt hat, ohne es geschichtlich überzeugend bewahrheiten zu können. VIII. „Von dem Zwecke der von Christo gestifteten Kirche." Der Vf. zeigt zuerst, dafs die Kirche, deren Eigenschaften wol am passendsten aus der Idee des Gottesreiches hätten abgeleitet werden können, keine neuersonnene Anstalt zum *Dienste* Gottes, keine neue *Glaubenszwanganstalt* und neue *Versöhnungsopfer-Anstalt* habe seyn sollen, sondern eine sittlichreligiöse Erziehungs- und Veredlungsanstalt, worauf die verschiedenen Institutionen derselben abzweckten. IX. „Grundsätze für die Verfassung der christlichen Kirche." Hier hätte die Forderung einer vollkommnen Glaubens- und Lehrfreiheit nähere Bestimmung bedurft. X. „Folgerungen aus diesen Hauptlehren der beiden Parteien" (in Beziehung auf die Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit der rationalen Ansichten). Das Ganze schliefst mit einer Aufforderung zu redlicher Förderung solcher, durch welche allein wahres öffentliches und Privat-Wohl gesichert und verbreitet werden könne.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke: *Simon Petrus, der Apostel des Herrn. Betrachtungen über seinen Bildungsgang und über sein Leben und Wirken für das Gottesreich*, in *Predigten* von *C. L. Couard*, zweitem Prediger zu St. Georgen. 1836. *Zwei* Bde. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Charaktere, wie der des Petrus gehören nicht eben zu den Seltenheiten und nicht gering wird die Zahl derer seyn, die es fühlen, sie stehen ihm in ihrer Eigenthümlichkeit am nächsten. Er stellt uns das Bild eines Jüngers vor Augen, der bei reger Empfänglichkeit für göttliche Wahrheit und göttliches Leben und bei dem redlichsten Willen, ganz dem Herrn anzugehören, doch in seiner Natur so viel Widerstrebendes findet, dafs er nur unter vielen Abwechselungen und Schwankungen für das Reich Gottes gebildet werden kann. An ihm offenbart sich die Willigkeit des Geistes und die Schwachheit des Fleisches im grellsten Lichte und nur allmählig, nur sehr langsam und nach wiederholten schweren Kämpfen gelingt es dem Geiste, den Sieg über die alte sündliche Natur zu erringen. Bei der Betrachtung dieses Jüngers werden ohne Zweifel die meisten Christen gestehn müssen: „das ist unser Bild." So der Vf. in der Vorr. über die Motive, die ihn bestimmten, gerade dieses Bild seiner Gemeinde in einer unter einander zusammenhängenden Reihe von Predigten vorzuführen und dieselben auch einem gröfsern Publikum zur Erbauung zu übergeben. Dürften sie nun die letztere bei der grofsen Lebendigkeit, durch welche der eifrige Vf. seine mündliche Rede zu heben versteht, in ihrem nächsten Kreise in verhältnifsmäfsig höherem Grade bewirkt haben, so werden sie doch auch in einem weiteren nicht ohne Nutzen gelesen werden. Wahr ist es: Hr. C. geht nirgends sehr in die Tiefe und der scharfe psychologische Blick, durch welchen solche Betrachtungen erst recht fruchtbar werden, geht ihm in mancher Hinsicht überhaupt ab; seine Art, die Sachen aufzufassen und durchzuführen, verräth häufig eine vielleicht durch überhäufte Amtsgeschäfte veranlafste Flüchtigkeit; seine Darstellung ist mehr breit, ja bisweilen weitschweifig, als körnig und kräftig; gewisse Lieblings-Ideen kehren oft in sehr schwebender Allgemeinheit wieder und nicht selten bemerkt man ein unbehagliches Schwanken über die wichtigsten Punkte der christlich-religiösen Weltansicht, die, wie es dem Vf. gerade bequem ist, jetzt so und jetzt anders gewandt werden, wobei es ihm dann auch auf einige Uebertreibungen nicht eben ankommt. *Allein* der gewöhnliche Leser pflegt das nicht zu bemerken; ein schärferes Nachdenken ist selten seine Sache; er wird sich durch die, wenn auch etwas gedehnten, Ausführungen immer angesprochen fühlen; eine leichte, gefällige Sprache kommt dazu; die Sachen sind meist klar und übersichtlich dargelegt, sollte gleich die Logik gegen die Eintheilung der Materien gar Manches mit Recht einzuwenden haben, und jeder Vortrag ist reich mit Bibelstellen durchwebt, welche der Vf. sehr glücklich anzuwenden weifs. So schliefsen sich dann diese Predigten mit ihren Vorzügen wie mit ihren Mängeln an die frühern Sammlungen des Vfs. an. Aber rathen möchten wir *ihm* doch, mit dem Druckenlassen etwas sparsamer zu seyn, wenn er mehr durch die innere Gediegenheit seiner Vorträge als durch die Zahl derselben einen Namen unter den bessern homiletischen Schriftstellern behalten will. Sollte er uns aber vielleicht bald wieder mit einer ähnlichen Sammlung beschenken wollen, so würden wir ihm, wenn sie historische Texte zur Grundlage haben soll, vorschlagen, den Gehalt derselben wenigstens abwechselnd auf einen bestimmten Gedanken zurückzuführen und sich nicht, wie bei allen Predigten dieser zwei Bände, mit den so bequemen blofsen Text-Ueberschriften beim Thema zu begnügen. Sicher würde dadurch nicht nur das Ganze an Mannigfaltigkeit, sondern auch die Gliederung des Stoffes an innerem Halt und an Reichthum der Gesichtspunkte gewinnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Stuttgart, b. Brodhag: *Samachschari's goldne Halsbänder*, von neuem übersetzt, mit kritischen und exegetischen Noten zur Erklärung der von Herrn v. Hammer misverstandenen Stellen, nebst Verbesserung des Textes nach einem in Kahira aufgefundenen Manuscripte. Von *Gustav Weil*, ehemaligem Professor an der polytechnischen Schule in Kahira. XX u. 158 S. 1836. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Auf des unterzeichneten Rec. Uebersetzung der goldnen Halsbänder*) folgte schnell die vorliegende, und es freut ihn, das bereits im *Gersdorf*'schen Repertorium 9. Bd. S. 65—67 über sie ausgesprochne Urtheil hier begründen und so zugleich ihrem Verfasser seine Dankbarkeit für die zahlreichen von ihm gelieferten Beiträge zur Verbesserung seiner Arbeit beweisen zu können. Es ist wahrscheinlich das erste Mal in der Geschichte des Studiums der arab. Literatur, dafs ein und dasselbe Gefühl des Unwillens gleichzeitig an verschiedenen Orten zwei von einander ganz unabhängige kritische Versuche hervorgetrieben hat, welche, Vorzüge und Mängel fast gleich theilend, sich wechselseitig so gut ergänzen und berichtigen, als diese beiden Bearbeitungen des Samachschari. Es sind freilich noch immer schwierige und zweifelhafte Stellen übrig, aber im Ganzen doch nur wenige, und vielleicht werden auch diese nächstens durch einen morgenländischen Commentator aufgehellt.

In der Voraussetzung, dafs die Leser dieser Recension auch Hr. *W's.* Vorrede gelesen haben oder noch lesen werden, übergehe ich die Entstehungsgeschichte des Buches — und wende mich sofort zu diesem selbst, wobei ich allerdings bedauern mufs, die *de Sacy*'sche Anzeige des Wiener, Leipziger und Stuttgarter Samachschari im Decemberhefte des *Journal d. Savans* vor. J. bis jetzt nur aus einer Zeitungsnachricht zu kennen. Ihr zufolge erklärt *de Sacy* das von Hn. *W.* verglichene Kahirensische Ms. für keineswegs fehlerfrei; indessen hat es wenigstens an vielen Stellen die richtige Lesart, wo sie in der Wiener Ausgabe, vielleicht eben so oft durch Lese- und Druckfehler, als durch Incorrectheit der beiden *v. Hammer*'schen Mss., verloren gegangen ist. Unbedeutende Varianten und daraus hervorgegangene Uebersetzungsverschiedenheiten, auch wo es wirkliche Verbesserungen seyn sollten, führe ich der Raumersparnifs wegen in dem Folgenden nicht besonders auf, ebensowenig als die mir hinsichtlich ihrer Güte noch zweifelhaften. Dagegen merke ich gleich hier einige Stellen an, wo das Kah. Ms. meine Vermuthungen zwar nicht bestätigt, wenigstens Hr. *W.* keine Variante aufführt, ich aber gleichwohl meine Meinung nicht aufgeben kann. Einleitung Bl. ٢ v. Z. 11 übersetzt Hr. *W.* nach der Lesart واسلة: „die Spitze meiner Zunge und die Zähne meiner Feder," was aber weder einer erweislichen Bedeutung von وعلى noch dem Parallelismus entspricht. Ich lese daher bis auf Weitres املة. Bl. ٨ r. Z. 5 غربت in عربت zu verwandeln. Bl. ٨ v. Z. 10 متخت will zwar Hr. *W.* in مبخت verwandeln, was, von بخت abgeleitet, Wahrsager, *diseur de bonne fortune*, bedeuten soll; allein die W. B. haben das Wort nicht, und ob dieſs gleich auch von meinem متخت gilt, so ist doch eine solche Intensivform v. einer wirklich vorhandenen arab. Wurzel in einem klassischen Schriftsteller immer wahrscheinlicher, als eine Neubildung von einem ursprünglich fremden Substantive. Man könnte in demselben Sinne auch مبخت lesen. Bl. ٩ v. Z. 7, والنظر الى الارائك, „und die Polster zu sehen bekömmt (auf denen man im Paradiese sitzt)." Aber der Ausdruck wäre doch sonderbar, indem er nur bedeuten könnte, entweder: die Seligen sehen die Polster aus gröfserer oder kleinerer Entfernung an, oder: sie sitzen darauf und sehen ihre eignen Sitze an. Das erste wäre gegen den Koran, das zweite abgeschmackt. Ich halte daher das على der angeführten Koranstelle fest, wozu besonders noch der 23 u. 24 V. derselbe Sure kommt: على الارائك ينظرون تعرف فى وجوههم نضرة النعيم, wo der von Samachschari mit dem Schauen auf dem Polsterkissen verbundne Freudenglanz ebenfalls dabei steht. Bl. ١١ r. Z. 10, الجوانح

*) *Samachschari's* goldene Halsbänder, nach dem zuvor berichtigten Texte der v. *Hammer*'schen Ausgabe von neuem übersetzt und mit kritischen und exegetischen Anmerkungen begleitet, von M. *Heinr. Lebr. Fleischer* (Prof. der orient. Sprachen in Leipzig). Leips., Reclam 1835. 87 S.

الجوائح, „d. h. مائلة غير معتدلة, Jahre die von den gewöhnlichen fruchtbaren Jahren abweichen, Hungerjahre." Ich vermisse ein sichres Beispiel dieser Redeweise; bis dahin halte ich الجوائح für das Richtige. Bl. ۱۲ v. Z. 7, من ذكي نفسه, „dessen Seele von seinem Ruhme stolz erglüht" — aber wo steht زكي in *dieser* tropischen Bedeutung? Auch das in der Wiener Ausgabe nur verschobne Teschdid bestätigt meine Lesart زكّى نفسه. Bl. ۱۲ r. Z. 11 liest Hr. *W.* رشح und übersetzt: „dessen Schweifs im Staube des Gehorsams trieft." Der in meiner Anm. erläuterte Sprachgebrauch und der Reim zeigen deutlich, dafs رَسَخَ عِرْقُهُ gelesen werden mufs. عِرْقٌ und سَبْقٌ bilden, wie die Formen فَعَلٌ und فَعْلٌ überhaupt, kein سَجْعٌ. Bl. ۱۳ v. Z. 5, حين, nothwendig حيث, wie auch Hr. *W.* selbst übersetzt „da doch." Bl. ۱۶ r. l. Z. اقلحت, ich lese aus den in der Anm. angegebnen Gründen اقحلت, und glaube, dafs Hr. *W's.* Uebersetzung: „bis die Jahre seine Aeste gelb machen (seinen Körper ältern)" sich nicht einmal naturhistorisch rechtfertigen läfst. Oder sollte man an gelbes Moos denken? Bl. ۱۶ v. Z. 7, واعتنق المستجار, Hr. *W.* „umarmt Mufstadjar," ohne etwas gegen die Möglichkeit der Sache einzuwenden. Meine in den Zusätzen aufgestellte Conjectur واعتق ist mir seitdem zur Gewifsheit geworden durch ein Ms. der Leipziger Rathsbibliothek, No. 160 der orientalischen Mss., wo es S. 86, Z. 6, in einem türk. Gedichte über die Körperbildung Muhammeds heifst:

حجّ واعتاقى ثوابن هر آن آكا احسان ايده صاحب جهان

Seiner Wallfahrt und seines *y'tāq* Belohnung spende ihm allezeit der Regierer der Welt. Das Metrum bürgt für die Richtigkeit der Form. Es ist also اعتاق irgend ein heiliger Gebrauch bei dem Besuche der Kaaba, wahrscheinlich, wie man aus den Worten Samachschari's sieht, das Umkreisen des Mustedschar und Multesem. Denn dafs *diese* Form die richtige ist, bestätigt auch das Kah. Ms., und noch eine Stelle aus einem Ms. der Leipz. Rathsbibliothek, No. 74, Bl. 11 r. طُفْتُ بيته العتيق في بعض الأحيان فبينا انا اطوف مسبّحا وممجّدا ومهلّلا ومكبّرا تارةً ألثم وأستسلم وتارةً للملتزم ألتزم, wo sonderbarer Weise استسلم wie in dem *v. Hammer*'schen Samachschari, Bl. ۱۶ v. Z. 7, für استلم steht, welche letztre Form das Kah. Ms. hat; Hr. *W.* „und ergreift den schwarzen Stein" — besser: berührt und küfst den schwarzen Stein. — Bl. ۱۷ v. Z. 2, das erste لك ist nothwendig in لمن zu verwandeln. Bl. ۱۸ v. Z. 13 تلت, Hr. *W.* ملت „da neigst du dich hin mit höchst freundlichem Munde," — ich sehe nicht ein, wie dieser Sinn mit den Worten بملء فيك اشد للهزل vereinigt werden kann, die sich hingegen, wenn man تلت für تللت liest, ganz bequem anschliefsen. Bl. ۲۱ r. Z. 5, وفدك, der Reim verlangt وفديك. Bl. ۲۲ v. Z. 5, الكنية, l. الكنية. Ebend. Z. 10 liest Hr. *W.* الحرص ما يحرّض ادم الحراص ويفرض الاعراض كالمفراض, oder يفرض und كالمفراض für يفرض und كالمفراض, wobei wenigstens die Bemerkung: „فرض und قرض sind gleichbedeutend" ungenau ist. Aber auch jene Lesart überhaupt hat das gegen sich, dafs durch sie das Spiel mit der doppelten Bedeutung von حرص wegfällt, und der zweiten Form von حرص eine unerwiesene Bedeutung und Beziehung beigelegt wird; hält man aber die Lesart يَحْرِص ادم الحُرّاص fest, so mufs natürlich auch يفرض und مفراض bleiben.

Stellen, wo Hr. *W's.* Lesart oder Uebersetzung, oder beide zugleich unzweifelhaft richtig oder wenigstens wahrscheinlicher, und der *v. Hammer*'sche Text, meine Uebersetzung und Anmerkungen danach zu verbessern sind: Vorwort, im Anfange, bei mir: wäre nicht deine Güte ein Reaner, und: wäre nicht deine Milde eine Riesenpalme. Hier sind سابق und باسق nicht Prädicate, sondern Adjective von كرم und فضل, da in jenem Falle كان als logische Copula nicht fehlen könnte, so aber das Prädicat in dem nicht besonders ausgedrückten Begriffe der Existenz liegt. Richtig H. *W.* „wäre nicht deine *zuvorkommende* Gnade" und „wäre nicht deine *unvergleichliche* Milde," wobei jedoch meine Anmerkung über die Kraft der Indetermination (italiänisch gleichsam: *se non fosse una tua premurosa benignità, una tua eminente liberalità*) wahr bleibt, und auch meine Uebersetzung wenigstens durch Wiedergebung des in سابق und باسق liegenden und in den folgenden Worten weiter ausgeführten Bildes etwas für sich hat. Zur „Riesenpalme" s. Sur. 50, 10, والنخل باسقات, und im Eingange des Gulistan: وتخم خرما نخل باسق كشته. Bl. ۲ r. vorl. u. l. Z. lies بالغزار für بالغزار: du hast meine Seele mit mileharmen Kamelen vergnügt, so dafs sie nicht mehr nach ergiebigen Mutterthieren verlangt, und hast sie nach genossenem Ueberfluese mit wenig Milch (غزار) zufrieden gestellt. — Spr. 3 am Ende بكتف جانب وطئ „am Rande einer abgebahnten (d. h. viel betretenen und dadurch geebneten) Gegend (am Ufer des jenseitigen

tigen Lebens)" — im Gegensatze zu dem holprigen und mühseligen Pfade des irdischen Diesseits. Das mir auffällige Präteritum nach حتى fasse ich nun so: folge den vorangegangenen Heiligen und Frommen, welche in diesem Leben unermüdet ihre Pflichten erfüllten, bis sie endlich, angekommen in jenem Leben, selige Ruhe fanden. Spr. 4 liest Hr. *W.* تُلْحِفُكَ حَصِيَّاهَا und تَقْذِفُ اعْبَاءَهَا, so dafs auch diese beiden Sätze den personificirten Erdboden zum activen Subject haben: da er doch über ein Kleines dich selbst in seinen Kies und Sand einhüllen, seine schweren Steine auf dich werfen, dich dann stärker belasten wird u. s. w. — was jedenfalls concinner und poetischer ist. Spr. 5 من الجار الجُنُب „von dem fremden Gaste" oder vielmehr Schutzverwandten. Ebend. من جاثينا على الرُّكُب „der bei der Karawane unser Reitgefährte war", eigentl. der, mit dessen Knieen wir auf den Reisekamelen reitend, zusammenstiefsen. So verlangt es der Reim mit الكُرُب. Spr. 6 im Anfange: „Deine Handlungen sind für den, der in ihrem Nichtseyn schon mehr davon weifs, als du nach ihrem Daseyn, und dein Gebet richtet sich zu dem, der besser weifs, als du selbst, was du willst und nicht willst." Ich hatte للذى عَلِم gelesen und الذى neutral genommen, was allerdings möglich, aber gegen den Parallelismus ist. Ich erkläre للذى nun durch لوجه الذى, um dessen willen, d. h. darauf hinzielend, die Gnade dessen zu erlangen; s. *Kosegarten's* arab. Chrestom. S. 44, vorl. Z. Das به nach اردت beziehe ich nun auf Gott: was du mit ihm willst oder vorhast, nämlich wenn du ihn anrufst. Spr. 9 ist فروة im eigentlichen Sinne nicht Pelzkleid, sondern „Kopfhaut." Ebend. المخضور, l. المنصور, der von Gott Unterstützte, Gegensatz von المخذول im Anfange des Spruches. الجناب الممطور ist überhaupt ein vom Himmel gesegnetes Gehöfte, d. h. Haus mit den dazu gehörenden Wirthschaftsgebäuden und Ländereien. اذا جاشت „wenn sie verzagt zurücktritt (im Kriege)" s. Hariri S. 335, Z. 2 mit d. Schol. Danach bedeutet auch مكانك „behaupte deinen Platz." تُصْمَدِى „man wird dich aufsuchen," nämlich deiner Trefflichkeit wegen, wenn man mit dem Wiener Texte امكانك, nicht mit dem Kah. Ms. وراءك liest. Spr. 10 أَصْحَبَ nach l. ist richtig, so wie auch اصحبه, als Imper. der vierten Form zu lesen ist: „sey sein Gefährte, so lange er der Wahrheit treu bleibt und ihr gehorcht." Durch die Lesart النِّسْع st. التِّسْع bekommt die ganze Stelle einen andern Sinn, indem dann عُوِّضْتَ und أُعْطِيتَ zu lesen ist; النِّسْع steht wie das parallele الشِّسْع (dann allerdings „Schuhriemen") bildlich von der Verbindung mit einem geringen Menschen. Spr. 12 حتى ينعاك الناعون „bis die Todesverkünder deinen Tod verkünden." Meine Uebersetzung ist aus einer Verwechslung von ناح und نعى entstanden. Spr. 13 لا يخلق الديباجة مثل التعرّض للحاجة, von mir selbst berichtigt im Anhange meiner Abhandlung *de glossis Habichtianis*. Spr. 14 الامر und الخطب bezieht Hr. *W.* richtig „auf die Lebens- und Zukunftsangelegenheit." Aehnlich schrieb ich im Mai vorigen Jahres an *de Sacy*: „*Je devais plutôt rapporter ces deux mots à l'état de l'homme pécheur menacé d'une mort prochaine et au danger auquel il s'expose par son insouciance, ce qui est indiqué par ce qui suit.*" Meine Conjectur وكلّ الراجى nehme ich um so eher wieder zurück, da كلّ schwerlich in dieser Beziehung vorkommt; es bleibt also bei Hr. *W's*: „Belohnung, die Jeder wünscht." Spr. 15 مرتضعة بغى l. مُرْضِعَةُ بَغْيٍ: aber ihre Brüste säugen (stillen) die Gier dessen, dem Verachtung leicht erträglich ist. العبس, l. العيش „des Lebens." Spr. 17 nimmt Hr. *W.* نال besser als *Vb. med. Waw*: nur das verächtlichste Geschenk ist das, welches die Unverschämtheit schenkt, nämlich ihren Anhängern. غراء, l. عزاء „Geduld." Spr. 19 لاعبائه, l. لاعدائه: wer seine Feinde (d. h. ihre Unbilden) am besten erträgt. Ebend. l. مَنْ عدوّه الى جَنْبه جَنِيبٌ, wessen Feind ein ihm zur Seite Gehender wird, d. h. wahrscheinlich, wer durch Milde seinen Feind dahin bringt, aus einem Angreifer (das bedeutet eigentlich عدوّ) ein ihm willfährig zur Seite gehender Begleiter zu werden. Spr. 22 والزم الجدد „und bleibe auf geradem Wege" oder vielmehr: auf ebner Erde; s. *Flügels* Thaalebi S. 162, Z. 2: الفضل لمن نبذ الحسد واراح الحسد (l. الجَسَد) ولزم الجدد, der ist trefflich zu nennen, der den Neid von sich wirft, seinem Körper Ruhe gönnt und auf ebner Erde bleibt, d. h. sich nicht durch Neid und Ehrgeiz gleichsam zum Ersteigen gefährlicher Höhen fortreifsen läfst. Spr. 23 ما شئت alles was du willst, *quidvis, quidlibet*: „du findest bei dem, der Philosophie zur Schau trägt, alle möglichen Schwächen und Gebrechen" — nämlich in Lehre und Raisonnement.

Für

Für نبي hat das Kah. Ms. das passendere بني „mein Söhnchen;" dann bedeutet صني „mein Brüderchen." Spr. 24 ist من vor لعمل und لقلب das fragende, und das ل in diesen beiden Wörtern للاستغاثة (wie nach يا, *de Sacy's* Gramm. II. §. 176. u. 177.): „Wer hilft dem, der" u. s. w. ما حق, l. ما أحق als Vb. der Bewunderung, und بليلة سليم: „Wie wohl ziemt es meinesgleichen, dafs er die Nacht mit verwundetem Herzen (eigentl. wie von einer Schlange gestochen, d. h. unter Angst und Furcht vor den Folgen seiner Sünden) zubringe, so oft er lesen hört" u. s. w. Spr. 27 على آثاره für علا آثاره als Optativ: „mögen seine Spuren ausgelöscht werden," eigentl. möge über seine Spuren die Verwischung kommen, — entsprechend dem ebenfalls optativen ادركت. Die auch auf das Ende des Spr. 58 anzuwendende richtige Erklärung von مجانيف الضعفاء habe ich schon im Anhange meiner obengenannten Dissertation gegeben. Spr. 29 مكلم deutet Hr. *W.* richtig auf den Teufel, mit welchem der Fromme einen beständigen Kampf, الجهاد الاكبر, zu bestehen hat, daher auch مقاتل nicht in مقابل zu verwandeln ist. Ich habe المكار fälschlich zu den Namen Gottes gerechnet; es wird ihm nur in einigen Stellen des Korans مكر zugeschrieben, Sur. 3, 47; 7, 97 etc. Spr. 32 اغر: l. nach der von Hn. *W.* aus dem Kamus beigebrachten Bemerkung اغر: „Kostbarer (geschätzter) als ein Straufseney." Spr. 34 l. ان مجد الاب ليس بمجد اذا كنت غير نبي, مجد, der Ruhm deines Vaters nützt dir nichts, wenn du selbst ruhmlos bist. Spr. 35 möchte wohl Hn. *W's.* Erklärung von الى بابه: „für göttliche Dinge" (gleichsam nach ihnen hin) die richtige seyn, nämlich باب in der Bedeutung von Genus, Categorie, oder das dazu Gehörige. Das Kah. Ms. bestätigt meine Verwandlung des الى in على oder في nicht, und die von mir dem باب gegebne Bedeutung beruhte auf Täuschung. متعبده, l. معتبده, aus Furcht vor dem Zukommen seiner (Gottes) Vorwürfe, d. h. aus Furcht, am Gerichtstage darüber von Gott zur Rede gestellt zu werden. Spr. 37, تتبع l. تقنع, wie nach Hn. v. *H's* Uebersetzung auch seine Mss. in Uebereinstimmung mit dem Kah. haben. عن عرينه l. في عرينه, und المتحم l. المحتجم: „der Löwe, in seiner Höhle verschanzt, ist nicht mächtiger als derjenige, der seinen Nächsten (besser: Gegner) durch Gründe überzeugt." Ich selbst war schon früher der Wahrheit etwas näher gekommen, indem ich, freilich noch durch لى irre gemacht, folgendes in *de Sacy* sagte: „*je crois à présent qu'il faut lire*, au lieu de المتحم, لمتحم, *celui qui tire des conséquences*, *comme opposé de* المقلد, *celui qui adopte sans jugement les opinions d'autrui.*" *Je traduis donc: le lion à qui l'on a coupé la retraite à son repaire, n'inspire pas plus de respect (à celui qui le poursuit) que l'homme qui raisonne bien n'en inspire à son adversaire.* Spr. 40 über das doppelte يورث sagte ich ebenda: *il faut lire* وايّة نار يورث, حين يقسم ويورث, *et quel feu (de haine et de discorde) n'attise-t-il pas, lorsqu'il fait le partage de biens et de successions!*" Doch kann man auch mit Hr. *W.* Höllenfeuer unter dem نار verstehen, wie ich selbst in meiner frühern Uebersetzung. Spr. 41 l. نكل, موقر مباجل, und den folgenden Satz ohne Veränderung: denn sie alle (كلها st. كلّها, sc. من الفرائض والسنن والآداب) sind zu ehren und hochzuschätzen, wenn auch das an der Stirne weifsgefleckte Rofs der Art ist, dafs das an den Füfsen weifsgezeichnete unter ihm steht, — sprichwörtlich von dem nothwendigen Vorzuge des in seiner Art höher Stehenden — hier der فرائض — vor dem tiefer Stehenden — hier der سنن und آداب. Spr. 42 auch das Kah. Mans. بلادها, mit Beziehung auf نفوسهم und قلوبهم, wobei das لله بلاده seine eigentliche Bedeutung ganz verliert und ein allgemeiner Ausdruck des Lobes und der Verwunderung wird. Spr. 43 شروطها ihre Regeln, nämlich die der مراسم oder gesetzlichen Bestimmungen, habe ich aus Versehen so übersetzt, als ob es شروطهم hiefse. صفّوا وحلّقوا „bilden (als Lehrer) Reihen und Zirkel um sich." Meine Erklärung hat schon das gegen sich, dafs حلّق bildlich wohl bedeuten könnte: in ganz zirkelförmigen, aber nicht: in leicht geschwungnen Linien schreiben. Spr. 44, nach dem Kah. Ms. حتى ان لا تخوض „damit du nicht untertauchest mit denen, die (im Sündenmeere) untertauchen." Aber حتى bedeutet nicht damit, und خاض hat in solcher Verbindung durch den Koran (vgl. noch Sur. 70, v. 42) die bestimmte Bedeutung bekommen: sich in grundloses Schwatzen und Streiten einlassen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Brodhag: *Samachschari's goldne Halsbänder* ذهب — von *Gustav Weil* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 137.)

In den Glaubensartikeln des Thahawi (العقائد للطحاوى), *Cod. Sen. Lips.* Nr. 159, S. 65, heifst es: ولا نخوض فى الله اى لا نتكلم فى ذات الله وصفاته من غير بصيرة بل نتبع فى ذلك ما دعانا اليه الكتاب والسنّة المتواترة والمشهورة التى اعتمد عليها العلماء من غير اختلاف ولا نذهب فى ذلك الى المقاييس الناشية من هوى النفس من غير برهان من الله ورسوله واصحابه الذين هم خلفاء الرسول ونقلة شريعته. Ich übersetze daher, mit Festhaltung der in meiner Note angegebnen Beziehung: ob du gleich nicht (wie die Asceten gewöhnlich) mit Schwätzern in grundloses Geschwätz dich verlierst. كسسة, l. كَسْتَهُ: und umgeben seine Glieder, als hätte ihn eine haarige Decke überzogen. Spr. 48 ايضاح الرأى والتخمير: klares Aussprechen seines Rathschlusses und reifliche Ueberlegung; vermöge eines auch in الجدّ فى الامور والتشمير (eig. das rüstige Einherschreiten in den Geschäften und das sich Aufschürzen) sichtbaren Hysteron proteron. وترك الهوادة والادهان: und gänzliche Entfernung des sich Vertragens und Gewährenlassens, nämlich mit Verrath der guten Sache. Die beiden Worte sind schwer zu übersetzen; zu هوادة vgl. Erpens N. Test. Rom. 2, 11, ليس عند الله هوادة ولا محاباة, *οὐκ ἔστι προσωπολημψία παρὰ τῷ θεῷ*, und zu ادهان Sur. 68, 9, ودّوا لو تُدْهِنُ فَيُدْهِنُونَ, wozu Beidhawi sagt: اى ودّوا لو تلاينهم بأن تَدَع نَهْيَهم عن الشرك او توافقهم فيه احيانا فيلاينونك بترك الطعن والموافقة. Spr. 53 استفزّ بك l. استفزّ بك, mit الباء التعدية, wodurch der Gegensatz mit استفزّك erst hervortritt: wenn dich das Leiden unbeweglich macht (an das Lager fesselt) und der Schmerz dich zum Aufspringen treibt. S. meinen Abulfeda S. 186, Z. 6 von unten, mit der Anm. dazu. Ganz eben so parallel stehen am Ende des Spruches ادبرت بك und عقرتك. Spr. 61 لاشدّ, l. الأَشَدُّ: er besitzt die gröfste Macht, oder, wie Hr. *W.* übersetzt, Geisteskraft, aus Sur. 13, V. 14. وَصْمًا, d. h. عيبا: es genüge dir, dafs du durch deinen Ungehorsam gegen ihn (Gott) gefehlt hast: vermehre diesen Fehler nicht noch durch andre (gegen Menschen begangene). Spr. 64 ما خَطْ عَارِضَيْهِ مَشِيبٌ, wie schon der Rec. des v. Hammer'schen Samachschari in der Jen. Lit. Zeit. 1835, Nr. 122, richtig las: Du bist ergraut, aber deine Ausgelassenheit — ihre Wangen hat noch kein graues Haar bezeichnet. رواء, lies رداء: Du bist eingealtert, aber deine Begierde — das Kleid ihrer Jugend ist noch neu. Spr. 66 beziehen sich هذا und ذاك auf mehrere nur im Allgemeinen angedeutete Gegenstände: das würde mich in's Verderben stürzen, jenes meiner Frömmigkeit Eintrag thun. Spr. 69 ايّها الشيخ الموطّأ العقب, „O du Alter mit zahlreichem Gefolge" eig. dessen Ferse von den hinter ihm Gehenden stark getreten wird. استعداء الركبان الرجال „wenn Reiter Fufsgänger zu Hülfe rufen", nämlich am jüngsten Gerichte, wo jene stolzen Reiter vielleicht die demüthigen Fufsgänger von ehedem um Hülfe bitten werden. Spr. 70 دنس وطبع ist richtig, und, wie schon der Reim zeigt, طَبَع zu lesen, d. h. Fleck, Makel, Schmach; nach einem Ausspruche Muhammeds, *Enchir. Studiosi* p. 104, l. *ult.* اعوذ بالله من طَمَع يُدْنِى الى طَبَع (die Ausg. falsch الطمع). Spr. 73 وان اغرّ, l. وإنْ أَعَزّ, in d. Bed. von غلب: „ist auch ein Theil seines Scharfsinns gröfser als das, was zwischen den beiden Rippen des (scharfsinnigen) Ajas (sein Herz), und übertrifft auch der zehnte Theil seiner Beredtsamkeit das, was zwischen den Kinnladen des (beredten) Kus (seine Zunge) war." Spr. 81 ما ها هنى هنىّ, l. ما هاهنا هنىّ, hienieden giebt es nichts Gedeihli-

liches, d. h. nichts dessen Genuſs für den Menschen wahrhaft wohlthätig wäre. Spr. 83 ينتكبوه l. يتنكّبوه, wenigstens hat nach den WB. nur das letztre die Bed. *abweichen*. Jedenfalls ist انتكب nicht *hindern*, wie ich übersetzt habe. Spr. 98 تعشّش امّ الردى „und die Mutter des Todes baut ihr Nest und legt ihre Eier da, wo weiſse Haare hervorwachsen" als allgemeiner Satz. Spr. 99 انجيت (was nicht bedeuten kann: du erbrichst dich) l. أَنْحَيْتَ, von نَحَى: ja du schlägst wohl gar (mit der Hand oder irgend einem Werkzeuge) nach seinem (d. h. ihn enthaltenden) Glase, nämlich um es aus Verdruſs zu zertrümmern.

Stellen wo mir Hr. *W.* geirrt zu haben scheint: Vorwort, فاصطنعتنى بالنقل „indem du mich auserkoren zur Hinüberführung" — was للنقل seyn würde. جذبت اليها بضبعى „indem du mir Kraft dazu verliehen" — s. meine Anm. وجواره „und dessen Umgebung" wie von جوار; es ist aber وجِواره zu lesen, als Handlung des Schriftstellers (جار الله), von ب regiert und durch و nicht mit بيتك, sondern mit حجّ verbunden, wie das parallele سواره nicht mit الفخر, sondern mit دملج. — نفحات سجلك „nur einen Hauch deiner Wohlthaten" müſste wenigstens نفحة من نفحات heiſsen; aber نفحات sind Ergieſsungen, Ausströmungen, als Ausführung des in سجل liegenden Bildes. Allerdings bedeutet نفح schenken, aber nicht blos „ein kleines Geschenk geben, das man gleichsam einem zublasen kann", sondern eig. jemanden mit etwas beströmen. Vgl. *Hariri* S. 426, Z. 2, mit dem Scholion, wo diese Bedeutung von dem Anhauchen mit Muscusduft abgeleitet wird. ما يهبّها, nicht das ما der Dauer, welches stets das Präteritum regiert. مهبّ ist مفعول مطلق in der Bedeutung von هُبُوب, wie *Hariri* S. 403, Z. 8. Der Süd- und Ostwind (aus Versehen hat Hr. *W.* „Nord- und Südwinde" geschrieben) steht deſswegen, weil sie im Vaterlande der arabischen Sprache gewöhnlich sanft, erfrischend und regenbringend sind. ما اوجبت للجار „was du dem Wirthe zur Pflicht gemacht" müſste ما اوجبت على الجار heiſsen. وقابسها „und dem der sie ergreift" wohl aus Versehen, etwa statt: der sie vorträgt; vgl. Hn. *W's.* richtige Anm. über dieses Wort. Spr. 2 وفيك ما لا يسعك الخ „und doch ist in deinem Innern nicht Raum genug für deinen Dünkel und Stolz" als ob es hieſse لا تسعه oder لا تسع به; denn وسع bedeutet nicht „*comprehendi posse* (*loco*)" wie das pers. كنجيدن, ital. *capire*, *capere*; sondern mit dem Acc. d. Person: möglich, gestattet, erlaubt seyn. Spr. 3 verwischt Hr. *W.* das in قائل liegende Bild der behaglichen, lässigen Ruhe, und zieht das vierte, sich an das dritte anschlieſsende Redeglied zum zweiten. Die Kraft, das Rechte einzusehn und zu beschlieſsen (الرأى) ist personificirt. Hr. *W.* hat dieses Wort hier und an andern Stellen, wie Spr. 25 u. 31, mit Blick und Gesicht übersetzt. Zwar kann رأى als N. Act. die Handlung des Sehens bedeuten, aber in diesen Sprüchen steht es immer in seiner gewöhnlichen Bedeutung als Substantivum. Spr. 4 يا ارعن ومثلك العن „o Thörichter! niemand ist unseliger als Deinesgleichen" als ob das و fehlte. Nach unserem Texte ist مثلك ارعن dem Sinne nach ein zweiter Vocativ: *o stultissime et cujus* (*qui*) *similis* (*est*) *maledictissimus est!* Unmittelbar darauf übersetzt Hr. *W.* كم „warum", also لم, doch ohne Angabe einer Variante. اضعاف „noch einmal so viel" — der Plural bedeutet drei, vier und mehrmal so viel. Spr. 5 اقتضاهم ان يفنوا „machte sie auch vergänglich" — die Stelle spricht von wirklich eingetretnem Sterben, wörtlich: forderte als Schuld von ihnen ein, daſs sie vergingen, d. h. lieſs sie auch sterben. Spr. 7 im Anfange hält Hr. *W.* die *Nomina actionis* für Acc. der Aufforderung; s. dagegen meine Anmerkung, wo ich aber für التوضّع zu setzen bitte التواضع. Vgl. den Anfang des Spr. 71. — Spr. 8 الخطّيّة liest Hr. *W.*, irre geleitet durch den Verbindungsstrich zwischen dem Artikel und dem *cha*, النخطيّة (auf ähnliche Weise ist aus انحاؤه Bl. ٥ v. Z. 2 in der Anm. *inchisāühu* geworden); das Wort ist aber nicht arabisch, und würde, dieſs zugegeben, nicht eine *ex pectore*, sondern *ex naso* auswerfende Frau bedeuten. Dazu wäre das *tertium comparationis* verfehlt, da نفاذ الطيّة nicht bedeuten kann: „schnell *an den Tag bringen* was man im Innern beschlossen", sondern dessen rasche und sichre Ausführung. Auch bedeutet nicht نفذ „vergehen", sondern نفد, was freilich in den Handschriften häufig mit jenem verwechselt wird. Spr. 10 وحلّ مع اشياعه وظعن „und mache Halt mit sei-

seinem Gefolge und brich auf mit ihm" — unrichtige Auffassung der beiden, wie der Reim und die Nichtexistenz der Form طعّن zeigen, im Präterito von ما regierten Verba als Imperative. Spr. 11 الّا وهو يقظان الذكرى „oder seine Betrachtungen sind immer wach" — wenigstens nicht deutlich, statt: außer so daſs seine Betrachtungen wach sind. فاستجلب عبرتك „so laſs dein Erstaunen rege werden" st. so ziehe daraus deine (d. h. die sich für dich daraus ergebende oder für dich passende) Lehre, — indem du dich durch dieses Gestirn und seinen Namen an deine Sterblichkeit erinnern läſst. عبرة bedeutet im concreten Sinne etwas Erstaunliches, in sofern es dem Menschen zum Beispiele, zur Lehre und Warnung dient, aber nicht das Erstaunen selbst. Spr. 13 فليرفع اليسير حصّتك „laſs einen niedrigen Antheil dir vornehm seyn" — und in der Anmerkung: „wörtlich: laſs erheben das Wenige, deinen Antheil, d. h. begnüge dich mit geringem Gute." Aber حصّتك (so im Acc. nach dem Reime) ist nicht بدل oder بيان von اليسير, sondern Object von يرفع: es ziehe ein Geringes (ein kleines in die Wagschale gelegtes Gewicht) deine Habe in die Höhe. Weniger mit dem Sprachgebrauche hinsichtlich des Wortes يسير vereinbar scheint mir jetzt meine frühere Deutung: *tollat exiguus* (*i. e. exiguus homo aut exiguum jumentum*) *opes tuas.* Spr. 14 وخلق محشور „die Geschöpfe werden wieder vereint" — حُشِر bedeutet in solcher Verbindung nach koranischem Sprachgebrauche speciell: zum jüngsten Gerichte versammelt werden. Spr. 15 مقذّه, nach der Anm. مُقِذّه „eig. seines Haarschneiders oder Friseurs" — gegen den Sprachgebrauch; auch zeigt der Reim, daſs مَقَذّه zu lesen ist. Spr. 16 „طَرْق, männlicher Saame" — der Sinn und die Analogie des von mir angeführten Sprüchwortes fordern طِرْق, Kraft, Stärke, *Spannung*, wie قُوّة. Spr. 17 ذى لسان „besser als Prädicat des Vorhergehenden" — müſste dann aber nicht nothwendig ذو لسان stehen? بكىء الضرع „immer weinend und unterthänig bittend" — wie von بَكَى; aber der Reim fordert الضَّرْع, nicht الضَرَع, und das Adj. kommt von بكأ, s. *Hariri* S. 369, Z. 4, رَكِيّة بَكِيّة. Spr. 19, die Erklärung der Redensart عرك اذاه بجنبه ist jedenfalls sehr unwahrscheinlich gegen die von mir aus Meidani entlehnte; عرك kann nach dem Sprachgebrauche nicht soviel als محا „durch Reiben auswischen" bedeuten. يزلّ ist nicht eine zweite Verwünschung, in welchem Falle زلّ stehen müſste, sondern, was Hr. *W.* nur für möglich erklärt, nothwendig mit dem ganzen folgenden Satze صفة von قلب. Was Hr. *W.* dagegen einwendet, daſs خير gewöhnlicher von „wirklichen zu genieſsenden" Gütern, als vom moralisch Guten gebraucht werde, ist ungegründet; selbst in diesen Sprüchen steht es wenigstens noch dreimal in letztrer Beziehung, Spr. 12 und 36, in beiden am Ende und von Hn. *W.* richtig übersetzt, und Spr. 33 in خيرك الملزّق „deine vergänglichen Güter", statt: deine in Verfall gerathne Sittlichkeit oder Tugend, wie auch das parallele دينك الممزّق zeigt. Spr. 22 لولا أنّ soll للتوبيخ stehen; dann kann aber auf لولا kein أنّ folgen. Es ist unser einschränkendes *wenn nur nicht*, so wie es mit إلّا أنّ parallel auch Spr. 56 und 67 steht. Spr. 23 kann الفج nicht von فجّ herkommen und mit قول „weitschweifige Reden" bedeuten; diese Metapher ist der Wurzel فجّ fremd. Auch ist طوّح به وراء كلّ فج nicht gut übersetzt: „versperrt ihm alle Wege." Die Rede ist von einem ضلال بعيد (vgl. *Hariri* S. 423, Z. 1), wie noch heutzutage طاح für ضلّ oder اضاع الطريق gesagt wird, *Dial. Savar.* S. 354, Z. 4, طحت „*vous vous êtes égaré.*" فج ist hier allerdings „Weg", besonders breiter Weg (Sur. 21, v. 32, Sur. 71, v. 19), und dieses hier soviel als وصراط مستقيم wie Spr. 42 فجّه الرحب. — التيس الذكىّ „ein geschlachteter Bock" st. ein alter Bock. Die dem Vb. ذَكَى und dem Subst. ذَكَآء entsprechende Bed. des Adj. ذَكِىّ, *annosus*, ist aus Versehen in Freytag's Wb. weggeblieben. Spr. 24 الدَبِر nicht „zurückbleibend", sondern auf dem Rücken aufgerieben und schwärend. Spr. 25 وفيك, der Sprachgebrauch, welchem Hr. *W.* in der Anm. folgt, indem er das واو الحال und das واو الابتداء identificirt, ist nicht genau. Die Grammatiker nennen einen gleichsam frei mit و anfangenden, logisch von dem vorhergehenden getrennten Satz

Satz (vor welchem bei uns etwa ein Punkt stehen würde) كلام مبتدأ, und ein solches Waw واو الابتداء, z. B. Sur. 3, 43, ويعلّمه, Sur. 5, 58, ويقول. — والرّأى المتفنّن „und dein Gesicht sich trübt" — s. die Bem. zu Spr. 3. تفنّن steht von der schwach werdenden, und daher nicht mehr das Rechte festhaltenden, sondern gleichsam variirenden Urtheilskraft. Spr. 26 وعصب سلمتهم „und ihren Umgang scheute" — s. meine Anm. Spr. 28 فذو دعوة سخيفة „der hat geringe Ansprüche zu machen" — دعوة ist hier nicht soviel als دعوى, das engl. *claim*, sondern, wie in Z. 4 des Spruches, ebendasselbe was دعاء, Z. 3, Anrufung Gottes, *invocation*, grade wie Sur. 13, v. 15 beide Worte in gleicher Bedeutung zusammen stehen. Das Mifsverständnifs ist auch bei Hn. *W.* zunächst aus der Verkennung des Gegensatzes zwischen den bildlich gebrauchten سخيف und مُحْكَم entstanden, welcher durch eine nothwendige Berichtigung meiner Uebersetzung noch deutlicher hervortritt; ذو نيّرين nämlich bedeutet hier: mit einem doppelten *Einschlage* (*subtegmen*) versehen, woher dann überhaupt gediegen, fest, stark. Statt لَمْ يَخْفَ glaube ich jetzt لَمْ يَخْفَ (Reim السَّخْفَ) lesen zu müssen; doch bin ich über diese Stelle noch nicht im Klaren. Spr. 29 ما رتب رتوب الكعب „es wird niemand auf den Knöcheln feststehen" — رتوب الكعب ist مفعول مطلق zur Vergleichung, nach der sprüchwörtl. Redensart: er steht fest wie ein Knöchel, s. *Hamas.* S. 39, 2r Vs. mit d. Schol. Spr. 30 الطوارق „die Gestirne" — die Erklärung des الطارق als Morgenstern (nicht ohne Widerspruch bei den Commentatoren selbst) beruht auf Sur. 86, v. 1 — 3. Aber von einem Pluralis in jener allgemeinen Bed. weifs man nichts. Das Wort ist gleichbedeutend mit النوازل, الحوادث, النوائب, s. *Hariri* S. 361, Z. 1, und das Schol. S. 187, drittl. Z. — قوم „Volk" und الاقوام „die Völker" — das Wort Volk entspricht dem arab. قوم blos in Verbindungen wie: gutes Volk, d. h. gute Leute. Nie bedeutet قوم Volk im Sinne von *populus*, Plur. Völker, und die Erklärung von עַמִּים Sprüchw. 30, 31, durch Volk im Verhältnifs zu seinem Könige läfst sich wenigstens nicht auf den arab. Sprachgebrauch stützen. Spr. 31 الحاجر „Vernunft" indem Hr. *W.* meint, die Redensart: er giebt ihr Steine zur Speise, sey doch gar zu hart. Aber das Bild liegt nicht so weit entfernt, vgl. Matth. 7, 9, Luc. 11, 12, und الحاجر, wie man nach Hn. *W.* lesen müfste, ist gegen den Reim حاجر (Vb.), wogegen الحاجر (Subst.) ganz dazu pafst. Spr. 33 تكاتب على دينك المدوّل „dich loskaufst von deinem zerfallenen Glauben" — das kann على nicht bedeuten; es leitet den als Preis der Loskaufung stipulirten Gegenstand ein, steht also للشرط, was auch durch das parallele تفادى بكبيرك الملزّق (s. die Bem. zu Spr. 19) bestätigt wird. Spr. 35 قوله بالتوكّل عليه مجزوم „dessen Worte im Vertrauen auf ihn beschlossen" — soll diefs bedeuten: der das, wovon er spricht, im Vertrauen auf Gott auch wirklich beschliefst? Aber جزم bedeutet das nicht. Oder dasselbe was ich in meiner Uebersetzung ausgedrückt habe? Dann müfste aber statt *im* gesetzt werden *mit dem*. Spr. 36 على أنّه ربّ مساخر الخ „dazu rechnen die Menschen noch viele Eitelkeiten" u. s. w. also رُبَّ statt رَبَّ; aber رُبَّ wird in gutem Arabisch mit dem Singular verbunden. Das على ist للحال, d. h. والحال أنّه ربّ الخ, während die Sache sich in der That so verhält, dafs er u. s. w. Spr. 39 ابق على نفسك واربع „erhalte deine Seele und pflege sie" statt: schone deiner Seele, deiner selbst, und steh an! انتظر, womit der Kamus ربع in dieser Verbindung erklärt, bedeutet nicht „auf etwas Acht geben, für etwas besorgt seyn", sondern warten, anstehen. Spr. 41 متناديا في اخذها „strecke deinen Arm aus, sie zu fassen" — wahrscheinlich Verwechslung von تنادى und تمادّ. Spr. 42 ثغر „Zähne" s. meine Anm. Nicht die Vorderzähne des Feindes sind das Ziel der Lanzenspitze, sondern seine Brust oder Kehle; vgl. *Hariri* S. 454, Z. 8. العلم الحنفيّ „die Wissenschaft des Chanef" — und in der Anmerkung: „Chanef, auch Abu Chanifa genannt"; aber jener Name existirt nicht; s. meine Anm. لله بلادها من جبال وقار „Gott segne das Land, das solche unerschütterliche Berge besitzt" — من ist للتبيين, indem die durch ها bezeichneten Seelen und Herzen selbst als جبال وقار dargestellt werden. S. *de Sacy's* Gramm. I. §. 1086, und *Hariri* S. 361, drittl. und vorl. Z. لله دَرُّك من بحر الخ.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Brodhag: *Samachscheri's goldne Halsbänder* — — von *Gustav Weil* u. s. w.

(*Beschluſs von Nr.* 138.)

Spr. 43 in ما لعلماء السوء جمعوا hat Hr. *W.* den grammatischen Zusammenhang gelöst, indem er übersetzt: „Was thun die Gelehrten der Schlechtigkeit? sie sammeln u. s. w. statt: Woher kommt es, daſs u. s. w. Eben so Spr. 64 ما لی اراك, Hr *W.* richtig: warum sehe ich dich. Ebend. und Spr. 83 übersetzt Hr. *W.* اذ durch das conditionelle *wenn*, was eine Verwechslung mit اذا ist. — يعمل بها الجاهل فيتوى „die die Unwissenden exploitiren und zu Grunde richten" — *st.* nach welchen die Unwissenden handeln, *und so* zu Grunde gehen. Ist bei Hr. *W.* vielleicht ein *sich* nach *und* ausgefallen? شُرَط, Plur. von شُرْطَة, kann nicht „Tyrannen" überhaupt, eben so wenig „Befehlshaber, Statthalter" bedeuten. Spr. 43 ازلام „Pfeile" im Allgemeinen, wodurch aber die besondre Beziehung auf die verpönten altarab. Loospfeile verwischt wird. Erst durch die Rücksichtnahme auf Sur. 5, V. 92 erhalten auch die beiden Verba يقمروا und ييسروا ihren vollen Sinn, den Hr. *W.* durch seine Uebersetzung und Anm. schmälert. In der Anmerkung zu diesem Spruche muſs *juzâdu* in *juzâda* verwandelt werden, s. m. Anm. 66, S. 41. — Spr. 45 على ما فرّط فيه من التحفّظ „über das, was er zu bewahren vernachlässigt (die Zunge)" — dann wäre من التحفّظ unerklärlich; ما steht allgemein und letztre Worte sind sein بيان: über die von ihm vernachlässigte Behutsamkeit; vergl. den Parallelsatz. وقلّما يحرس مهجته möchte Hr. *W.* lieber auf Bewahrung des Herzens vor sittlich Schlechtem deuten, — ich glaube, gegen den Sprachgebrauch, nach welchem مهجة, eigentlich reines Herzensblut, metonymisch für Lebensprincip, Lebenskraft, Leben gesetzt wird. Spr. 46 الروح الامين „der wahrhaftige Geist" s. m. Anm. Spr. 47, وافرغت على اخيك ملء الذنوب „und gieſst auch volle Eimer davon (von den Vergehen) über deinen Nächsten" — s. meine Anm. سويداء, schwarzes Korn ist allerdings die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, s. *Hariri* S. 144, Z. 3, mit d. Schol., und besond. *Hamas.* S. 79, 3. V. im Scholion. Spr. 48 الضبط البليغ مع الايقان „beständiges Festhalten an seiner Ueberzeugung" — ضبط مع bedeutet nicht: an etwas festhalten, überhaupt wird مع nicht unmittelbar von dem hier in prägnanter Bedeutung stehenden ضبط regiert: Kräftiges Walten mit fester Ueberzeugung, — wenn الايقان richtig ist. Spr. 48 ويخوض احشاء الحوادث „und geht unter in der Mitte der Unfälle" als zweites Prädicat von البليد, gegen Symmetrie und Sprachgebrauch; es bezieht sich wieder auf من كان سديد الشيمة zurück: *et penetrat in intestina casuum*, stürzt sich kühn gleichsam in das Innerste der heranziehenden Mifsgeschicke hinein. Spr. 49 المُطّلع richtig; s. m. Anm. Spr. 50 في يمين الحجر „zur Rechten des heiligen Steines" — l. الحِجْر, im rechten Flügel der nördlichen Ringmauer. Hr. *W.* meint, dieses الحِجْر reime nicht auf الفَجْر; aber solche blos durch den Vocal verschiednе Formen reimen in diesem, dem Korane nachgeahmten سَجْع ganz richtig (vgl. Sur. 89, V. 1—4, wo حِجْر auf عَشْر, وَتْر, und يَسْر reimt), dagegen nicht حَجَر und فَجَر, wie überhaupt nicht فَعَل und فَعَل. Spr. 51 من شرّ ما انت راء „vor dem Bösen, das du nicht siehst (das nach dir kömmt)" — vgl. gegen diese Erklärung des ما Sur. 113, V. 1—5, Sur. 114, V. 1—4. Das شرّ bedeutet schädliche Einwürkung. Wozu auch Gott noch besonders um Abwendung eines Uebels bitten, welches man nicht erleben soll? Spr. 52, die Möglichkeit der Erkl. von الاعناق als „die Grofsen" zugegeben, halte ich doch die allgemeinere Auffassung: die Nacken der in Ehrfurcht und Erwartung deiner Befehle nach dir hingekehrten Diener und Unterthanen, für natürlicher. Der Erklärung von وانك مستقلّ لكبيرها الخ „von deiner Auszeichnung als Oberster des Volks, der den grofsen Haufen gering-

schätzen kann," kann ich durchaus nicht beistimmen. Das ل vor كبيرها nimmt Hr. *W.* als للتعليل, aber dann müfste es heifsen لكونك كبيرها. Eine ähnliche von mir angenommene Breviloquenz (Spr. 19, Anm. 20) ist eben so grundlos. Aber darin hat Hr. *W.* Recht, dafs er nicht انّك, wie ich, sondern أنّك liest, und ich glaube nun richtiger so zu übersetzen: „und (lafs dich nicht von Stolz bethören dadurch), dafs die wichtigen derselben (nämlich الاوامر, deiner Befehle) für dich unbedeutend, und die vielen derselben (nämlich الامور, der Geschäfte) dir lästig (مستثقل) sind, — nämlich durch die lange Gewohnheit des Herrschens. Dürfte man freilich مستثقل لكثيرها مستثقل لكبيرها lesen, so würden die Begriffe noch besser zusammen passen. In den folgenden Worten ist Hr. *W.* durch Verkennung der Deminutiva أُمَيْر und نُهَيّ zu zwei sprachwidrigen Deutungen getrieben worden; erstens soll أمار bedeuten: eine Sache jemandem anheimstellen, gleichsam *eam ad illum revolvere*, und zweitens sollen نَهِيّ وأَمِير als فعيل بمعنى مفعول bedeuten: verboten und geboten. Spr. 53 ثنّ بالشكر „lobe und danke Gott" — als ob ثنّى soviel als أثنى, und das ب hier soviel als مع wäre; aber ثنّ ist der Gegensatz des vorhergehenden ابدأ, gleichsam *initium fac patientiâ*, *hinc secundum fac gratiarum actione*. Spr. 54 „willst du deinen Zweck erreichen" — الى القصد s. meine Anm. وادع نفسك النقرى الخ „lade deine Seele nur zu kleinen Familienmahlzeiten ein (nicht zu grofsem Schmaus)" u. s. w. Nicht nur die von mir, sondern auch die von Hr. *W.* selbst citirten Auctoritäten bestätigen meine Auffassung der Stelle. Denn die Hauptverschiedenheit von جفلى und نقرى liegt nicht in der Menge und Wenigkeit der Speisen, sondern, wie schon die Etymologie lehrt (s. b. Freytag نقر Bed. 6, und انتقر), darin, dafs zur جفلى viele Gäste aller Art, zur نقرى nur wenige gewählte eingeladen werden. Spr. 55 „oft wandelt وقد يجوز على الصراط الخ auf dem graden Wege, wer keinen Vers zu dichten weifs" — Verfehlung des durch den Gegensatz angezeigten speciellen Sinnes von الصراط, die Brücke über den Höllenschlund in den Himmel, wozu auch das يجوز على besser pafst; مفحم aber ist hier nicht so speciell, sondern als Gegensatz von مفوّه zu fassen: der, welcher von der Sunde des مفوّه besiegt wird oder gegen sie nicht aufkommen kann. تشقيق الخطب „schöne Reden zuschnitzeln" unrichtiges Bild; شقق bedeutet etwas in viele getrennte Theile spalten, also grade das Gegentheil von Zusammensetzen und Ausfeilen. Spr. 57 بياض ماجرد möchte Hr. *W.* lieber بياضِ مُجَرَّدٌ (Weifse des Körpers, eigentl. des nackten Körpers) lesen st. بياضٍ ماجرٌد, da ماجرٌد als Adjectiv keinen befriedigenden Sinn gebe. Aber erstens würde dies gegen den Parallelismus mit den drei folgenden Redegliedern verstofsen, und zweitens bedeutet مجرّد allerdings: auf das blofse Wesen der Sache zurückgeführt, von allem Fremdartigen, Aufserwesentlichen entblöfst, überhaupt = مخلّص, مصفّى *Hariri* S. 339, *Z.* 1, mit dem Scholion; daher (— ich verbefsere meine eigne Uebersetzung —) reine, lautre Weifse. Zu ممرض sagt Hr. *W.*: Statt مُمْرِض, 4. Form, liest man besser متمرّض, sich krank stellend, sich schlaff zeigend;" — nach dem *v. Hammer*'schen Texte l. مُمَرِّض, d. h. مقصّر, مفرّط, متوانٍ. So in einer *Epistola Hermetis Trismegisti*, *Cod. Senat. Lips. Nr.* 29, *Fol.* 112, *v.* وليكن فعلُ ذلك بريّاً من النفاق والتمريض والتمويه. In وانبعث منك الباعث الخثيث „und der deine Begier reizende wird von dir mit einer Botschaft beauftragt" übersieht Hr. *W.*, dafs من nach dem arab. Pass. nicht so wie das griech. ὑπό, lat. *ab* gebraucht wird, um das Agens auszudrücken, und dafs الباعث, wie oft, als Sache zu nehmen ist. Jenes من bezeichnet ein aufgelöstes Genitivverhältnifs: und angeregt wird dein heftiger Anreger, d. h. deine heftige Begierde. Spr. 62 او يشقّ كما يشقّ العصا الخ, Hr. *W.* macht sich mit diesen Worten in der Anm. vergebliche Mühe, indem er die hier passende Bedeutung von شقّ العصا und die dadurch bedingte von ترك, zulassen, gestatten, verkennt. Jenes bedeutet nicht blos: selbst mit jemanden brechen, sondern auch: die Verbindung und Freundschaft andrer trennen: s. mein Citat und *Reiske's* Sammlung einiger arab. Sprüchwörter, die von Stecken und Stäben hergenommen sind, S. 10—13, wobei zu bemerken, dafs *Reiske* dort S. 11, *Z.* 1, فرق جمعهم und فرق جماعتهم falsch übersetzt hat, als ob es hiefse: فارق: ihre Gesellschaft verlassen, st. sie trennen. Spr. 63, wenn ما شرب رنقا richtig ist, so mufs ما شُرِبَ gelesen wer-

werden: *Quicquid bibitur impurum post purum, est instar ejus qui propellitur ad injustitiam post justitiam.* Hr. *W.* fafst ما negativ und supplirt من vor يشرب; wie wäre aber eine solche Ellipse möglich? Spr. 64 من حروفه, Hr. *W.* bezieht ه auf حياء; dafs es auf محيّيا geht, zeigt das partitive من. — اسمع ist nicht „aufmerksamer," sondern schärfer hörend. Spr. 65, in dem كفلت توهين des Kah. Ms. müfste wenigstens توهين die Präp. ب bekommen. Uebrigens liest Hr. *W.* عُدّة st. عِدّة; mit der Lesart كُفَلاء, Plur. von كفيل (nicht كُفَلاء, wie Hr. *W.* in der Anm. liest) ist diefs unmöglich. Das تعطيك des Kah. Ms. scheint das von mir angenommene grammatische Verhältnifs zu bestätigen; denn تُعْطيك verräth sich schon durch das hier unpassende Pron. suff. als falsch; ich glaube, es ist aus توشيك, das nahe Bevorstehen, verdorben, was, so ohne و, nur بيان des Vorhergehenden seyn kann. Jedenfalls zieht Hr. *W.* das symmetrisch mit dem Folgenden verbundne وشيك التفصّي unrichtig zu dem Vorhergehenden. Spr. 67 mufs statt اقربيه „seine beiden nächsten Verwandten (Eltern)" اقربيه gelesen werden, was mit dem darauf reimenden امّه وابيه so zusammen steht wie im Korane oft الوالدان والاقربون, z. B. Sur. 2, V. 211, Sur. 4, V. 134, ذُرْبة nicht „grofsartige Unternehmung," sondern Uebungsmittel durch Erfahrung, Kraftentwickelung u. s. w. Spr. 69 „befürchte die bösen Folgen (deines Hochmuths) und stelle dir die Pein (der Hölle) als nichts Geringes vor" — indem er das erste عقاب als *N. Act.*, das zweite als Subst. fafst und تذر von اذرى ableitet, welches geringschätzen, eigentlich in den Wind streuen, wegwerfen, bedeuten soll. Hat Hr. *W.* vielleicht اذرى mit ازرى verwechselt? S. meine Abhandlung *de gloss. Habicht.* im Anhange, und zu dem Gebrauche von وذر besonders noch Sur. 75, V. 20 u. 21. Spr. 70 وتهالك „und der Untergang" s. *Hariri* S. 98, Z. 5, mit d. Schol. S. 79 „mit ihren Worten werden gereihte Schaaren ausgerüstet" u. s. w. Ich kann meine Erklärung nicht aufgeben. Man vergleiche das رأيت من زيد أسدًا der Grammatiker, d. h. ich sah Zeid gleich einem Löwen, eigentlich einen in Zeid enthaltnen Löwen; *Burckh.* arab. Sprüchw. No. 690: نزلت منه بوادٍ غيرِ ذي زرع, ich stieg in einem unbebauten Thale ab, welches er selbst war; er, bei dem ich abstieg, glich einem unbebauten Thale. *Burckhardt's* Anm. dazu ist ganz verfehlt. Eine Enallage der Präpositionen, wodurch man منه geradezu mit عنده oder فيه erklärt, gehört heutzutage zu den Curiositäten einer vergangnen Zeit; und noch dazu in einem *altarabischen* Distichon! اكالب „Plur. von كُلْبة" — es ist ein *plur. plur.* von كلب. Spr. 80 مقدّرها „der ihnen (den Sternen) Kraft verliehen" — das wäre مُقْدِرها, und was sollte das für eine *Macht* seyn? قُدْرة kann den Sternen von einem rechtgläubigen Moslim ohne Impietät nicht beigelegt werden. Etwas anders ist قوّة. قدّر bedeutet: den قَدْر oder مِقْدار einer Sache bestimmen. Die beiden hier parallelen Verba (denn مدبّرها ist ein blofser Druckfehler für مدبّرها) stehen mit etwas veränderter Beziehung auch in dem Sprüchworte العبد يدبّر والله يقدّر, der Mensch trifft Mafsregeln, aber Gott bestimmt ihre Ausdehnung, ihren Erfolg u. s. w. Spr. 81 nimmt Hr. *W.* das ل in لك als لام الاستغاثة; aber die Redensart من لي بكذا bedeutet durchaus: Wer wird oder kann mir das und das gewähren, verschaffen, als wünschende oder zweifelnde Frage, ähnlich dem מי יתן לי. عيشة ist nicht عَيْشة auszusprechen, sondern عِيشة, wie Sur. 69, 21 u. 101, 5, wo عيشة راضية beide Male von dem vergnüglichen Leben der Seligen steht. هيهات ist nicht: „Fern von dir! (ein solcher Wandel)", nämlich „dein vergnügter Lebenswandel", sondern: Fern der Gedanke, dafs jemand dir hienieden bei der Vergänglichkeit des Lebens die عيشة راضية jenes Lebens, oder etwas ihr Entsprechendes gewähren könnte! مع المُضيّ, bei der Vergänglichkeit, nicht wie Hr. *W.*, مع المَضيّ „beim Vergänglichen"; denn مَضيّ ist kein Wort. Spr. 86 لا ترفع, nach Hr. *W.* لا تُرْفَع „steigen nicht gen Himmel"; ich ziehe, des Parallelismus mit تنفع wegen, ترفع vor, *sc.* درجة صاحبها. Spr. 93 fafst Hr. *W.* الكتاب الموقوت wie auch ich anfangs: das Buch des Schicksals; aber sollte der grofse Koranerklärer diesen Ausdruck nicht in genauere Beziehung auf die auch von Hr. *W.* citirte Koranstelle gesetzt haben? S. meine Erklärung in den Zusätzen. Spr. 98 hält Hr. *W.* das ب vor غراب für ein *Beth essentiae.* Der von mir angegebne elliptische Sprach-

Sprachgebrauch ist gesichert; vergl. noch *Flügel's* Thaalebi S. 116, Z. 5 von unten: كأنّي بهم كالزقاق المنفوخة على طرقات المدينة, es ist mir als sähe ich sie schon wie aufgeschwollne Schläuche auf den Strafsen Medina's liegen, d. h. gewifs werden deine Nachfolger, nicht so geduldig wie du, diese ungestümen Forderer erschlagen und unbegraben in den Strafsen Medina's liegen lassen.

Noch einige Stellen, wo wir beide falsch übersetzt oder etwas übersehen haben: Spr. 9 enthält امن لا يبالي الخ die Antwort auf die erste, من خالف لخ die auf die zweite Frage, und وأنا ist nicht „oder", sondern: und soll ich ferner etc. Jene Weglassung des هو *das ist* der welcher etc. ist schon an und für sich sehr gewöhnlich, und grade in solcher Verbindung durch den Koran sanctionirt, z. B. Sur. 86, V. 2 u. 3, 90, V. 12 ff. — Spr. 16 kann بجمالة الحلم nicht richtig seyn; denn جمالة, welches wir beide in der Bedeutung von جمال genommen haben, bedeutet nichts hier passendes. Sollte vielleicht بجمالة zu lesen seyn? احتبى cc. ب bedeutet *sumsit, arripuit (gladium)*; also *qui se accingit balteo lenitatis* —? Spr. 40 ويلا وحربا übersetzt Hr. *W.* „Weh und Krieg," hat also حَرْبا gelesen, was der Reim mit طَرْبا nicht duldet; ich habe zwar حَرْبا gelesen, aber es falsch mit „Toben" übersetzt; s. über die Bedeutung des Wortes *Hariri* S. 137, Z. 1, besonders aber *Hamas.* S. 147, V. 1; also: dann ist er eine Waise an Jammer und Verderben, d. h. so unglücklich wie eine Waise; oder: dann ruft er wie eine Waise الويل والحرب, Jammer und Verderben! Spr. 66 كالحافي السالك للطريق الشائك, wie der einen dornigen Pfad wandernde Barfüfsige. Das ل in للطريق ist لتقوية العامل und die beiden letzten Worte bilden das Object von السالك. Damit gleichbedeutend ist das في الطريق الشائك des Kah. Ms. Ich habe übersetzt, als ob es الطريق hiefse, von يخشى regiert, und ebendasselbe hat Hr. *W.* im Sinne, wenn er sagt, es müsse für للطريق vielleicht الطريق gelesen werden. Spr. 72 müssen die Reimwörter der beiden ersten Redeglieder, dem صَدْع und فَدْع in den beiden letzten entsprechend, خِدْع und بِدْع gelesen werden. Der Sinn ist: الدنيا ذات خِدْع والناس ذوو بِدْع, die Welt ist betrügerisch und die Menschen neuerungslustig. Hr. *W.* übersetzt diese letzten Worte: „die Menschen sind unerfahrne Neulinge"; aber dieser Begriff ist der Wurzel بدع durchaus fremd.

Nachträglich die Berichtigung einiger noch nicht angemerkten Druckfehler des *v. Hammer*'schen Textes: Bl. ۱۴ r. vorl. Z. اطفادهم, l. اطفارهم, l. Z. قالواى, l. قالوا, Bl. ۱۹ r. vorl. Z. تطلّف, l. تطلّف, Bl. ۲۱ r. Z. 8 جمجم, l. جمجم.

Fleischer.

SCHÖNE LITERATUR.

Breslau, bei Leuckart: *Schauspiele* von *Bernhard Neustädt.* 1. Th. Der Bravo. Süd und Nord. 1836. 261 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Die beiden Schauspiele, welche der vorliegende Band enthält, sind weder besonders gut noch schlecht, denn die Arbeit ist zwar gut, aber ein Wenig mehr Poesie könnte nicht schaden. Das erste Stück, in fünffüfsigen nicht übel behandelten Jamben, ist, wie auch der Titel bemerkt, nach *Cooper's* Erzählung der Bravo bearbeitet; im Ganzen nicht ungeschickt, doch hätte leicht durch Aufnahme anderer Partien, welche *Cooper* sehr gut ausgeführt hat, z. B. die Scene zwischen dem Herzog, dem Mönch und Jacopo's Geliebten, mehr Pathos in das Drama gebracht werden können. Jetzt klingt Vieles steif und läfst kalt. Dafs Hr. *Neustädt* den Schlufs dahin abänderte, dafs der angebliche Bravo nicht als Opfer Venetianischer Politik fällt, sondern gerettet wird, kann nicht unzweckmäfsig erscheinen. Das zweite Stück: „*Süd und Nord*" ist in Prosa geschrieben und ziemlich unbedeutend. Ein deutscher Graf, welcher Frau und Kind in der Heimat hat, verliebt sich in Italien in eine Dame und heirathet sie. Kurz darauf kommt seine rechtmäfsige Frau mit ihrem Kinde und ihrem Vater um den Gatten aufzusuchen. Es gibt eine Scene. Die deutsche Frau will, um den Gatten von der Strafe der Bigamie zu retten, selbst ihre Ehre zum Opfer bringen; aber die Italienerin wird endlich auch edelmüthig und entdeckt dafs ihre Ehe ungültig sey, da die Trauung eine blofse Farce gewesen u. s. w. — Die Sprache ist meistens gut. Sonst ist weiter nichts Merkwürdiges an dem Buche als dafs der Hr. Vf. in diesem Bändchen seinen Namen *fünfmal* angebracht hat. Hat vermuthlich noch sehr wenig drucken lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

ARCHAEOLOGIE.

Breslau, b. Aderholz: *De Charonte Etrusco commentatio antiquaria.* Scripsit *Jul. Athan. Ambrosch*, Phil. Doctor Antiqq. Litt. in Acad. Vratislav. Prof. P. E.; accedunt vasorum fictilium, quae in museo regio Berolinensi asservantur, picturae adhuc ineditae tres lapidibus inscriptae. MDCCCXXXVII. 72 S. 4. (22 Ggr.)

Wenn der Ausspruch eines berühmten Alterthumsforschers, „dafs die Kunstdenkmäler nur eine untergeordnete, ergänzende Klasse von Quellen für die Erforschung der griechischen Mythen bilden, indefs die literarischen Denkmäler für sich verständlich sind, und keiner Kunstwerke zur Entzifferung ihres Inhaltes bedürfen," heut zu Tag leider noch allzuviel Anhänger besitzt, die dem Studium der Kunstdenkmäler den Rücken kehren, die Archäologie überhaupt als einen überflüssigen Luxusartikel betrachten: so kann die anzuzeigende Schrift des Herrn *Ambrosch* dazu beitragen, die Einseitigkeit einer solchen Behauptung durch die That zu widerlegen; und als eine solche erscheint sie nicht blofs erwünscht und zeitgemäfs, sondern darf auch im Voraus des Dankes aller Freunde der Archäologie gewifs seyn.

Obwohl der Vf. für diese, den Stiftern und Mitgliedern des Archäolog Instituts gewidmete, Monographie des Charon mit gewissenhaftem Fleifs die Quellen der Literatur in gleich erschöpfendem Maafse wie die der Kunst benutzt hat, so nöthigt ihn doch die unverhältnifsmäfsig gröfsere Belehrung, welche die Kunstdenkmäler für diese Untersuchung darbieten, der Archäologie den ersten Platz einzuräumen. Daher beginnt diese Schrift, deren erstes Capitel *De Charontis Etrusci forma et munere* überschrieben ist, mit der Angabe der Quellen des bildlichen Alterthums, bestehend 1) in einer Anzahl Basreliefs, welche das Bild des Charon entweder einzeln, oder in Verbindung mit mehreren Figuren auf Todtenkisten von Volterra, seltner auf denen von Chiusi, einmal auf einer in der *Gallia Narbonensis* zum Vorschein gekommenen *ara* kennen lehren; 2) in Malereien auf Gefäfsen von gebrannter Erde, von denen zwei im K. Museum zu Berlin unter Nr. 1621 und 1622 verzeichnet, auf den zur Ambroschischen Abhandlung gehörigen Steindrucktafeln I, II, III zum ersten Mal veröffentlicht werden, das dritte, Eigenthum des Baron *Beugnot* in Paris, vom Archäologischen Institut *Monum. ined. vol.* II, *tav.* IX, A, B. publicirt ward, indefs das vierte im Local des Archäol. Inst. in Rom zu sehen ist. Die ersten beiden Gefäfse verdanken wir den Gräbern von Volci, die letzten denen von Bomarzo. 3) in Wandmalereien, deren eine einem Grabmal von Tarquinii (*Mon. ined. dell' Instit. Archeol. Vol.* II. *tav.* V), die andere dem Eingang eines Volcentischen Grabes angehört.

Auf eine vierte Quelle, die Herr *Ambrosch* in einer kleinen Figur des Charon auf einem Volcentischen Grabe (*Micali, Monum. tav.* XXXV, Nr. 5) zu finden glaubt, möchten wir kein besonderes Gewicht legen, insofern diese nackte Figur mit Hammer sich vielleicht ungezwungener auf einen der Kyklopen oder der Paliken, als auf Charon beziehen läfst.

Die eben angeführten Quellen geben den erwünschtesten Aufschlufs über *Gesicht* und *Gestalt*, *Kleidung* und *Attribute des Etruskischen Charon*, sowie über den *Ort seines Aufenthalts*. Der Kopf des Charon, bald mit struppigem Haupt- und Barthaar, bald durch häfsliche Kahlheit entstellt, wird bisweilen noch durch zischende Schlangen an der Stirn um so gräfslicher. Eine bald habichtsmäfsige, bald stumpf aufgestülpte Nase und emporstehende Ohren, wie sie Wölfen oder Hunden eigen sind, erhöhen das Widerwärtige seines Gesichtes. Allein noch schrecklicher nimmt sich sein Bild auf einem Vasengemälde aus, wo er mit starrendem Blick und Mund, um seine Mordlust zu verrathen, die fürchterlichen Zähne medusenartig hervorstreckt. Seine übrige Gestalt weicht nicht von der menschlichen ab, nur dafs einige Basreliefs ihm wie bei den Furien Flügel beilegen, die auf einem dieser Monumente inwendig mit einem Menschenauge geschmückt sind.

Obwohl die eben erwähnte Verschiedenheit in der Bildung des Charon zur Genüge zeigt, dafs die Etruskischen Künstler nicht immer nach demselben Modell gearbeitet haben, so läfst sich doch andrerseits nicht bestreiten, dafs die Vorstellung des Charon als eines *wilden Dämon* ziemlich die allgemeine war, die nur bald gemilderter, bald scheufslicher, je nach der Individualität der Künstler, hervortrat.

Sehr selten sieht man den Charon ganz nackt, sondern, hat er den Kopf unverhüllt, so ist der Körper bekleidet, dagegen bei unbedecktem Körper bleibt der Kopf verhüllt. Die Kopfverhüllung besteht dann in einer Art Tuch oder Fell eines wilden Thieres, dessen Kopf über dem des Charon sichtbar ist, indefs die Klauen über der Brust zusammengebunden

sind. Die Bekleidung besteht in einer meist aufgeschürzten und ärmellosen Tunika, bisweilen noch einem zweiten Gewande. Abweichend ist die Tracht des Charon auf der Berliner Amphora, wo derselbe eine lange gegürtete ärmellose Tunika trägt. Wie andere Dämonen der Unterwelt trägt er häufig Kothurn, erscheint aber auch fast ebenso oft baarfuſs, der groſse Hammer fehlt ihm nie, selbst nicht auf den sehr seltnen Denkmälern, wo er noch ein Schwert hält.

Einzeln sitzt er entweder auf einem Fels vor der Thür des Hades, oder er erscheint an derselben, eben herauskommend. Eine gleiche Localität wird oft durch eine Schlange neben Charon bezeichnet.

In gröſserer Gesellschaft, auf figurenreichen Basreliefs der Todtenkisten, trifft man ihn in der Nähe der an der Thür des Orkus sich trennenden Gatten: während bei Griechen und Römern das Abschiednehmen allein sichtbar ist, höchstens im Beisein eines wilden Schlaf-ähnlich gebildeten Todesgenius an der Pforte, erscheinen bei den Etruskern die gewaltsamen Vollstrecker des Todes, Charon, die Furien und andere, um den Lebendigen gleichsam von seinen Theuren fortzureiſsen und hinabzuführen. Bei diesen Scenen steht Charon auf der Seite des Gemahls, die Göttin des Fatum auf der Seite der Frau.

Auf anderen Vorstellungen, wo der Verstorbene zu Pferd eine groſse Reise, nämlich die nach dem Orkus, zu unternehmen im Begriff ist, bisweilen Abschied nehmend von der Familie, bisweilen schon auf der Reise, von Sclaven umgeben, begleitet ihn Charon wie ein *Psychopomp*, gleich der Göttin des Fatum und dem Genius des Todes, *Lethum*.

Unabhängig von diesem Beruf dient aber der Etruskische Charon auch als *unterirdischer Henker*, z. B. auf der Todtenkiste des von ihm und den Furien zugleich gemarterten Orest (*Micali, Mon.* CIX. *Inghir. Ser.* VI. *tab.* Q. 2. *Raoul Rochette, Mon. ined. pl.* XXIX, 1.). Im Acherusischen Tempel geschieht die Züchtigung.

Bei Kriegern vertritt er oft die Stelle des Thanatos und der Ker der Griechen, die ebenfalls bei Zweikämpfen oder Mordscenen auf Kunstwerken sich einfinden. Bei solchen Gelegenheiten erscheint er, wie nirgend anders, den Hammer schwingend, um selbst den Todesschlag auszuführen; so auf dem *Beugnot*'schen Gefäſs, wo Ajax einen knieenden Gefangenen im Begriff zu ermorden, von dem andrerseits stehenden Charon mit erhobenem Beil unterstützt wird. Auf der Rückseite desselben Gefäſses dagegen hat Charon den Henkerscharakter, welchen er auch auf dem oben angeführten Sarkophag von Volterra zeigt, abgelegt. Er spricht als Psychopomp mit der Amazone Penthesilea und zwei anderen, die sämmtlich als Schatten in Schleier gehüllt auftreten.

Von diesen Darstellungen weicht die Malerei des Tarquinischen Grabes ab, die uns einen älteren und einen jüngeren Charon mit afrikanischer oder äthiopischer Physiognomie, Thierohren, starken Lippen und Stumpfnase zeigt, beide an einer Leichenprocession Theil nehmend, die aus Lebenden besteht.

Das zweite Capitel ist *De Charonte Graeco* überschrieben. Obwohl der Name Charon für den Etruskischen Dämon durch die Todtenkiste von Volterra und die *Beugnot*'sche Amphora gesichert ist, so läſst sich doch nicht leugnen, daſs zwischen diesem und dem gleichnamigen *griechischen Todtenfährmann* ein groſser Unterschied obwaltet. Denn während der etruskische sich auch auf der Oberwelt zeigt, so kommt der griechische Charon nie in die Angelegenheiten dieser Welt sich zu mischen. Der griechische Charon erscheint als Greis und mit einem gewissen Schmutz der Unterwelt behaftet, aber ohne alles Thierische, auf einem Schiffe rudernd, um die Seelen über die Flüsse der Unterwelt überzusetzen, oder nach beendeter Fahrt an das jenseitige Ufer zu entlassen. Auf keiner der in Tarquinii und Volci ausgegrabenen Vasen findet sich das Bild des griechischen Charon, geschweige denn das des etruskischen, aus dem einfachen Grunde, weil die Gefäſse dieser beiden Localitäten, sie mögen nun Griechenland selbst, oder der Colonisation griechischer Künstler zu danken seyn, jedenfalls um vieles älter sind, als das *Beugnot*'sche. Es ist bekannt, daſs die ältern attischen und campanischen Vasenmaler *nur sparsam* Todtenceremonieen und Mysterien berührten, dagegen die Apulischen und Lukanischen um so häufiger und vollständiger dergleichen Gegenstände darzustellen beliebten. Nichts desto weniger hat sich bisjetzt unter den Werken dieser letztern kein Bild des Etruskischen Charon gefunden.

Aus welchem Grunde haben die Etrusker einem Dämon, der einem Fährmann so unähnlich ist, den Namen Charon beigelegt?

Homer kennt noch keinen Tartarus, der mit vielen verschiedenartigen Strafvollstreckern bevölkert wäre; weder Name noch Beruf des Charon wird bei ihm erwähnt. Nach Homer führt Hermes allein die Seelen in den Orkus hinab, selbt der Tod hat bei ihm nicht einmal den Beruf des Tödtens, sondern sorgt für den Leichnam des Gestorbenen, und den obern Göttern nicht verhaſst verkehrt er im Gegentheil mit Apollo, und führt seine Befehle aus. Die *Κήρ* ist die einzige, die auf Geheiſs der obern Götter oder der Mören den Sterblichen Tod bringt, bei Homer schon ebenso gewiſslich wie bei Hesiod und auf dem Kasten des Kypselos. Hermes führt die Seelen hinab, Pluto und Proserpina herrschen über die Schatten, und die Furien martern auf ihren Befehl die Eidbrüchigen. Die Gorgone ist aufserdem das einzige Schreckbild der Unterwelt.

Bei Hesiod wird der Charakter des Pluto als günstig dem Ackerbau gemildert, und mit dem des Hermes als Gott der Heerden und Aecker verwandt. Dagegen bekommt Cerberus seine funfzig Köpfe, wird Thürhüter des Palastes des Hades, beleckt die hereintretenden Schatten, und beiſst die herausgehen wollen. Nicht weit davon sind die Wohnungen des

Schla-

Schlafes und Todes, der gräfslich ist, und selbst den unsterblichen Göttern verhafst, die Menschen verfolgt, und wenn er sie ergriffen, mit sich führt. Von Charon aber findet sich keine Spur, trotz der umständlichen Beschreibung des Styx: ein Beweis, dafs zu Hesiods Zeit Charon den Griechen nicht einmal dem Namen nach bekannt war. Daher mufs man denen beistimmen, welche behaupten, dafs die alten Griechen weder von der Gestalt, noch dem Beruf des Charon etwas wufsten; *Eustath. ad Il.* X, 502 p. 1666: *ὁ γὰρ ποριθμενὸς Χάρων, καὶ τὸ κατ' αὐτὸν πλοιάριον μετ' Ὁμηρον μεμύθευται* und *Lobeck Aglaopham.* p. 812.

Wenn aber der Tod bei Hesiod an den Etruskischen Dämon Charon erinnert, so ist doch nicht zu übersehen, dafs der Todesdämon der Griechen weder bei Hesiod noch bei sonst einem griechischen Dichter das Amt eines unterirdischen Henker vertritt. Allein, wird man entgegnen, wenn auch den ältesten Dichtern der Griechen Gestalt und Beruf des Charon unbekannt war, folgt daraus auch, dafs derselbe nicht aus irgend einer Ansicht der alten Griechen hervorgegangen sey? Die Ansicht, dafs Charon, der Fährmann, aus der ältesten Bedeutung des Cerberus entsprungen sey, welcher nach dem Ausspruch der *ältesten* Griechen die geraubten Seelen unter die Erde *führt* und in dieser Beziehung mit dem Etruskischen Charon übereinstimmt, verwirft Hr. *Ambr.* mit Recht. Die Griechischen Dichter aber, welche nach Hesiod bis in die mittlere Komoedie herab die Unterwelt erwähnen, kennen nur einen Charon, nämlich den der Griechen als *Fährmann*. Die Vasen mit Charon wie die Todtenkisten, worauf Charon, gehören sämmtlich der Etruskischen Kunst einer spätern Zeit an, lange nach der Einführung Griechischer Künste in Italien, nicht viel vor dem sechsten oder siebenten Jahrhundert Roms.

Des Namens und Berufs des Charon geschieht zuerst Erwähnung im Fragment der Minyas bei Pausanias X, 28, 1, wo von dem Todtenschiff und dem alten Fährmann die Rede ist. Demgemäfs malt Polygnot in der Lesche von Delphi ein kleines, von Schatten erfülltes Schiff auf dem Acheron, getrieben vom alten Charon, welcher rudert, aber eben so wenig gräfslich aussieht, als in den Fröschen des Aristophanes, V. 131 und 181.

Indefs könnte nicht Gestalt und Ruf des Charon als Fährmann in einer alten heiligen Localsage seinen Ursprung haben, von der Homer und Hesiod nichts wufsten, oder nichts wissen wollten? Sobald von Homer an unterirdische Seen und Flüsse angenommen wurden, so gehörte sich auch ein Fährmann für die herüberfahrenden Seelen dazu. Sollte daher nicht der Verfasser der Minyas aus einem älteren und religiöseren Mythus seine Dichtung vom Acherontischen Schiffer geschöpft haben? So wahrscheinlich dies auch scheint, so ist es doch nicht minder sicher, dafs vor und nach Hesiod Charon der eigentlichen Religion der Griechen stets fremd blieb. Denn er steht ganz isolirt da, kommt nicht im Verein mit andern Göttern vor, hat keinen besonderen, oder auch nur mit andern Göttern gemeinsamen Cultus, nicht einmal mit denen der Unterwelt. Sophokles läfst im *Oedip. Col.* V. 1549 und folgd. vom Chor die Götter des Orkus, Pluto und Proserpina, die Furien, Cerberus feierlich anrufen, ohne den Charon mit einer Silbe zu berühren. Während so vielen andern Ungeheuern der Unterwelt von Hesiod und den spätern Dichtern eine Genealogie und Verwandtschaft angedichtet wird, geht Charon ganz leer aus. Erst den Theologen, deren Werke zwischen Hesiod und Pindar mitten inne liegen, und die über die Gerechtigkeit der Götter, die göttliche Verwaltung der Welt, und den künftigen Zustand der Seele veränderte und entwickeltere Ansichten in Griechenland verbreiteten, haben wir auch den Charon zu danken.

Das bei Homer entworfene Bild des Orkus, in welchem der Todtenrichter Pluto und seine Gemahlin als gräfsliche Götter erscheinen, deren Reich selbst den grofsherzigen Heroen traurig und verhafst ist, weil die Frevler daselbst ihre Strafe, die Tapfern aber nicht ihre Belohnung finden, und die Sünden der Sterblichen ungebüfst bleiben, dies Bild mufste einer heiteren Ansicht vom Orkus weichen zu der Zeit, wo der unterirdische Zeus durch Gebete besänftigt, die Menschen zu begünstigen schien, und wo Zeus, ehemals den Mören unterworfen, jetzt zu einem Lenker und Vater der Mören, Grazien, Horen und Musen sich erhob. Noch gröfsern Modificationen war aber das Bild des Orkus in den folgenden Zeitaltern ausgesetzt, wo die Menschen zu glauben anfingen, der Leib sei das Grab oder der Kerker der Seele, der Mensch habe eine Schuld, wofür das Zusammenwachsen des Geistes und Körpers ihm als Strafe anheim falle. Keiner sei an sich gut und fromm, und würde jenseits ein heiteres Loos geniefsen, wenn er nicht die Götter gesühnt hätte, denen die Macht ein gutes oder schlechtes Loos zu verleihen zustände; dafs solche Ansichten unter den Griechen sehr alt sind, beweisen einige ächte Sätze der Orphiker und der Hymnus auf die Ceres, der den Eingeweihten eine Hoffnung auf ein heiteres Leben verheifst. Dafs aber diese Ansichten nach und nach selbst unter dem Volke sich verbreiteten, bezeugt Pindar Ol. II, 62 (102). 74 (122); *fragm. Thren.* I. *Pyth.* XI, 20 (30). Die Orphiker schmückten vorzugsweise das Bild der Unterwelt aus: diesem orphischen Bilde gehört auch der Fährmann Charon an. *Diodor* I, *cap.* 92 und 96 lehrt, dafs der Acherontische Schiffer, sowie die Wiesen der Seeligen, die Marter der Ruchlosen und die übrigen Schreckmittel vorzüglich in den Orphischen Gedichten gefeiert wurden; einem derselben kam auch wahrscheinlich vor, dafs Charon ein ganzes Jahr in Fesseln gelegen habe, weil er den noch lebendigen Hercules, erschreckt durch den Anblick des Heros, alsbald in seinen Nachen aufgenommen.

Da aber auf griechischen Denkmälern vor dem Verfasser der Minyas von Charon keine Rede ist, so frägt sich, wann und woher die orphischen Dichter ihn

ihn in die Scene der Unterwelt mithineingesetzt haben, ob aus den ältern epischen Dichtern ihn entlehnend, oder ob der bezeichnete epische Dichter ihn der Orphischen Theologie verdankt. *Lobeck* hat schon erklärt, die Minyas und die mystischen Gesänge, in welchen neue Fabeln von der Unterwelt verbreitet wurden, seien erst aufgekommen zur Zeit, als Aegypten den Griechen geöffnet ward, Ol. 31 unter Psammetich. Durch den Handelsverkehr ward natürlich auch ein Ideenaustausch vermittelt, und die Ideen Aegyptischer Theologen fanden um so leichter Eingang bei den Griechen, je verwandter sie mit denen der Griechen über die Unterwelt waren.

Bei der Beschreibung des Grabmals des fünften Rhamses, im funfzehnten Jahrhundert vor Christo, lehrt Champollion, dafs die Aegypter von der ältesten Zeit an das Reich der Unterwelt auf eine solche Weise geordnet und vertheilt hatten, wie wir erst nach der Verbreitung der Orphischen Lehre bei den Griechen finden. Der verstorbene König erscheint unter dem Bild der Sonne, auf einem Nachen, den die Aegypter Laris nennen, die obere und untere Hemisphäre befahrend, und auf seiner Reise verschiedene Orte berührend, wo die Verstorbenen nach gefälltem Urtheil neue Körper erhalten, und theils selige Wohnsitze erlangen, theils Martern und Strafen erleiden. In der obern Hemisphäre erscheint der Gott Athmu, sitzend, die menschlichen Seelen, die sich nach einander präsentiren, wägend, und neue Körper zur Wohnung ihnen anweisend. Wie bei Plato einige Seelen sich für den neuen Kreis der irdischen Wanderung freiwillig Thierkörper wählen, so werden von den Aegyptischen Richtern der Metempsychose die verurtheilten Seelen in die Körper der Bestien verwandelt, welche ihrem früheren Charakter am meisten entsprachen. Wie bei Plato *rep.* X. cap. 14 Orpheus das Leben eines Schwanes, Ajax eines Löwen, Agamemnon eines Adlers, andere anderer Thiere sich wählen, so erscheint auf dem Aegyptischen Sepulcral-Relief die Seele eines Schwelgers als Sau, welche auf eine Laris gesetzt, von Cynocephalen, die sie begleiten, fast geschlagen, durch ein vom Anubis bewachtes Thor auf die Erde zurückgeschickt wird. Die Metempsychose, die schon Pindar anerkennt (Ol. II, 75 [123] sqq. fragm. X, 4 p. 623), und Herodot (II, 123) auf eine beredte Weise den Aegyptern vindicirt, konnte von den Orphikern lange vor den Pythagoräern aufgenommen werden. Deshalb gehörte wahrscheinlich der Fährmann Charon, auch ohne das formelle Zeugnifs des Dioder, nach welchem Charon der Aegyptische Name ist, dem Orkus der Aegypter an, und in Bezug auf Bedeutung schenkt Herr *Ambrosch* der Versicherung *Jablonsky's*, dafs *Charo* auf Aegyptisch *Schweigen* bedeute, mehr Glauben, als den einfältigen Etymologieen der Griechen (*ineptae Graecorum etymologiae*). Doch zu Gunsten des Aegyptischen Ursprungs des Charons durfte Hr. *A.* statt so weit auszuholen, nur die Vorstellung des Basreliefs des grofsen Tempels zu Dendera, *Descr. de l'Eg. Ant. Pl.* Vol. IV, pl. 22, und vorzüglich die historische Vorstellung in den Grotten von Ilithyia anführen (Vol. I, pl. 70 no. 5) wo die Todten in Barken liegen, die ein Fährmann rudernd fortbringt, um so mehr als beide Monumente nicht ohne Rücksicht auf Charon, sowohl im Text jenes Werkes als auch bei *Guigniant Relig. de l'Antiquité*, *Not.* 102. *du troisième livre* p. 889 erklärt wurden.

Das Amt des Griechischen Charon, eigenthümlich den Aegyptern, den alten Griechen fremd, den Orphikern wohlbekannt, finden wir schon in dem Gedicht, das nicht nach Ol. 40 entstanden seyn kann: wenn der Verfasser der Minyas den Charon leichthin erwähnt, so ist es offenbar, dafs er nicht zuerst denselben seinen Lesern vorführte, sondern das Bild des Charon mufste ihnen schon von anders her bekannt seyn.

(*Der Beschluſs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Reutlingen, b. Mäcken jun.: *Sagen aus Schwabenland.* Von *H. Scherr.* 1836. 256 S. 8. (14 Ggr.)

Es ist sehr dankenswerth, wenn die Sagen eines Landes, welche meistens nur in mündlicher Ueberlieferung leben, aufgezeichnet werden, oder, wenn die einfache Sage bereits durch die Buchstaben gefesselt war, dem Publikum von Zeit zu Zeit in erneueter Gestalt geboten werden. Thüringen und Schwaben sind reich an Volkssagen, von jenen hat uns vor einiger Zeit L. Bechstein erzählt, und schwäbische Sagen liefert uns in dem vorliegenden Buche Hr. *Scherr.* Es sind folgende zwölf: der rothe Zwerg, die Nonne, der Minnesänger, die Brüder, die silberne Glocke, das Raubschlofs, der Ring, die Heimkehr (eine Erzählung vom edlen Möringer), die Nixe und der Fischer, der Graf von Zollern und die Würtembergerin, das Bergmännlein, der Berggeist; diese letzte Erzählung ist ein Commentar zu Uhlands Versen im Dritten Gedicht von Graf Eberhard: „Ach Allm —" stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stofs — Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hiefs davon das Schlofs. — Die Sprache ist einfach und natürlich, wie sie sich für dergleichen Gegenstände eignet; das Ganze ist dem Dichter Uhland in einem prosaischen Sonette gewidmet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

ARCHAEOLOGIE.

Breslau, b. Aderholz: *De Charonte Etrusco commentatio antiquaria.* Scripsit *Jul. Athan. Ambrosch* etc.

(*Beschluss von Nr.* 140.)

Das *dritte* Capitel handelt von dem *Charon der Bühne*: *de Charonte scenico*. In der Blüthe der Griechischen Kunst und Literatur erscheint Charon ebenso, wie der Autor der Minyas und der Maler der Delphischen Lesche ihn dargestellt haben, und nicht abweichend bei den späteren Dichtern, nur dass etwas Schreckliches und Hässliches noch aufgetragen wird. Ein wenig aber ändert sich Natur und Gestalt des Charon zur Zeit, wo Aberglauben und Furcht vor dem Tode immer zunimmt, und das alte Ansehn der Götter abnimmt, und zwar zur Zeit, als er auf die Bühne gebracht wurde. Wie heutigen Tags so viele am Gräßlichen Gefallen finden, sobald es sie nur nicht nahe berührt, so zeigte sich etwas Aehnliches auch bei den Alten. Daher von Homer bis auf Claudian herab dergleichen Stoff in die Gedichte mit eingewebt wurde. Auf Homer und die Cykliker folgten die Lyrischen Dichter, die in den *Threnoi* reiche Veranlassung hatten, den Orkus zu malen. Was das Drama anlangt, so waren die Griechen von Aeschylus Zeit an gewöhnt, unterirdische Figuren auf der Scene zu sehen. Auf die Bühne brachte Euripides den Orkus selbst, Aristophanes unter andern Schauspielen der Unterwelt, den Charon, ohne ihn durch thierische Gestalt zu entstellen. Machon bei Athen. VIII, 341, c. spottet des Timotheus von Milet, weil er in seiner Niobe den Charon auf der Bühne erscheinen und den Zuschauer Dinge fühlen und sehen läßt, welche die ersteren Dichter vorher nur mit Worten auf die Ankunft der Dämonen des Orkus bezüglich angedeutet hatten. Denn Charon rief nicht bloß, sondern zwang mit Gewalt die Niobiden ins Schiff zum Orkus, vielleicht indem er die Charonische Treppe hinaufstieg, die Todten ergriff, beim Bein von der Bühne herabzog, wie ein Fragment des Komödiendichters Antiphanes bei Stobaeus Floril. Ed. Gessner p. 608, 11 schließen läßt. In diesem Fall zeigte sich der alte Fährmann, abweichend von der gewöhnlichen Vorstellung des Griechischen Charon, als ein solcher, der selbst an das Tageslicht herauf kam. In den Italienischen Mimen tritt Charon und Orcus als Psychopomp auf. Dem Etruskischen Bildhauer schwebte bei dem angeführten Sarkophag von Volterra der scenische Charon der Griechen vor, und wenn Aeschylus die Furien, Euripides den Orkus schon scheußlich darstellen, warum nicht Timotheus den Charon auf gleiche Weise? Furcht und Graun, welche das Volk vor der Unterwelt empfand, trotz der Verheißung eines seeligen Lebens und der Bemühungen der Philosophen von Plato bis auf Lucian, waren vorzüglich Schuld daran, dass alle Gestalten der Unterwelt gräßlich erschienen, also auch Charon; womit die Bedeutung des Mannes zusammenhängt, die, wenn nicht früher, doch im Alexandrinischen Zeitalter aufkam. Das Wort χάρων bedeutet jedwedes wilde Thier mit glühendem Auge. Daher haben bei den Alexandrinischen Dichtern nicht bloß der Löwe, sondern auch der Adler, der Cyklop Polyphem den Beinamen χάρων (?!) Darum möchte es nicht zufällig seyn, dass Virgil, oder der Dichter, dem er in der Beschreibung des Charon gefolgt ist, dem Fährmann feurige Augen beilegt, und auf diese Weise eine gewisse Häßlichkeit des Gesichts sich erklären. Für den gemeinen Haufen war also Charon schon gräßlich, noch ehe er auf die Bühne kam, und Timotheus und ähnliche Dichter folgten nur in ihrer Darstellung dem Volksglauben, wenn sie den *Schiffer* in einen *Seelenräuber* verwandelten. Durch dies Amt des Psychopomp, welches sonst Pluto, Mercur und Lethum bekleideten, ward der ursprüngliche Charakter des Fährmanns, der beständig in der Unterwelt lebt, völlig verwischt. Später fällt Charon, der unterirdische Fährmann und der Psychopomp der Bühne, mit der Natur des Orkus und Lethum zusammen, wie die Ausdrücke χαρώνεια, χαρώνειος θύρα, χαρώνειοι κλίμακες bezeugen. Der Charos oder Charontas der Neugriechen entspricht mehr dem Psychopomp der Bühne, als dem Fährmann.

Da die griechischen und römischen Denkmäler uns im Stich lassen über Gestalt und Symbole des Charon oder Psychopomp, welche der Glaube des Haufens oder die Bühne ihm beilegte, so läßt sich diese Frage nur durch die Analogie anderer Dämonen des Orkus beantworten. Offenbar gab es viele dergleichen, deren Beruf darin bestand, die Schuldigen zu züchtigen. Wenn diese in der Blüthe der griechischen Kunst und Literatur seltner und minder ausführlich geschildert werden, so liegt dies an dem Geiste der Griechen, der dem Schrecklichen abhold, überall mild und human sich zeigte, und besonders in der Religion durch einen so characteristischen Euphemismus sich offenbarte. Bemerkenswerth ist es, dass diese unterirdischen Strafknechte von Plato (rep. X. p. 615) und Plutarch (*de ser. num. vind.* tom.

tom. X. p. 273) mit den Mythen verknüpft werden, die sie von den Aeoiern erzählen hörten, da es doch wahrscheinlicher ist, dafs dergleichen Gespenster, bei den Aegyptern im Glauben der ältesten Zeit anerkannt, lange vor Plato den Griechen so gut bekannt waren, wie die Gerichtshöfe der Unterwelt. Wenn Plutarch sie mit *Schmieden* vergleicht, so beweist dies, dafs sie Hämmer, Zangen, Nägel und ähnliche Instrumente trugen, weshalb auch die Cyklopen mit in den Orkus hinunkamen. Als Leto die Cyklopen Arges und Steropes als Schreckmittel für ihre Tochter heraufruft, so erscheint der unterirdische Hermes, berufst mit glühender Asche, und erschreckt die Artemis. Es mufs also ein Verhältnifs zwischen ihm und den Cyklopen geherrscht haben, welches nach Ambrosch darin bestand, dafs beide zu *Μορμολύκεια* gebraucht wurden. Wenn übrigens der Vf. mit Spanheim zum Callimachus richtig annimmt, dafs Hermes, aus der Schmiede des Vulcan heraufkommend, mit einem Schmiedewerkzeug versehn seyn mufste, und auf diese Weise mit dem von Tertullian (*Ad Nation.* I, 10) beschriebenen *Calvitio pennatulus, in caduceo ignitulus, corpora exanimata iam mortemve simulantia e cauterio probat* sich vergleichen lasse, so hätte er nicht übersehn sollen, dafs die Aehnlichkeit der Zange mit dem Caduceus, die statt des letztern auf einigen Bildern in der Hand des Mercur vorkommt, und die glühenden Steine, welche, in der Zange festgehalten, dem Hephaestos im Kampfe mit den Giganten zur Waffe dienen, zur richtigen Auffassung der beiden klassischen Stellen wesentlich beitragen.

Dafs übrigens der Etruskische Charon von den unterirdischen Dämonen des späteren Griechischen Aberglaubens seine Gestalt und Wirksamkeit entlehnt habe, scheint aus den Attributen beider hervorzugehn. Denn Hammer und Schwert finden wir bei diesen so gut wie bei dem Etruskischen Charon. Die schwarze Farbe, herausstehende Zähne und Flügel, welche Euripides schon dem Orkus giebt, deuten ebenfalls auf den Griechischen Ursprung des Etruskischen Dämon: desgleichen erinnern die Schlangen, welche auf einigen Bildern das Haupt des Charon umwinden, so gut wie die Kothurne an die Erscheinung der Griechischen Furien. Kennen wir doch selbst die grofse, häfsliche, gebogene Nase, bekanntlich der Sitz des Zorns und Hohns, bei einer männlichen Furie auf einem von Inghirami (*Mon. Etr. Ser. I, tab. XVII*) publicirten Denkmal. Die Kahlheit wird durch den von Tertullian beschriebenen Mercur gerechtfertigt, und ist den Komödien und Mimen entnommen, wo die unterirdischen Dämonen als schnurrige Sclaven mit kahlen Haupte auftraten. Die Bocksohren endlich lassen sich vielleicht von den Satyrchören herleiten, die vor der Leiche berühmter Männer vorantanzten. Wenn die gestorbenen Herrn von ihren Freigelassenen zu Grabe getragen wurden, so haben vielleicht die Aethiopen dabei eine besondere Rolle gespielt, theils weil es zum Luxus gehörte, Sclaven dieser Nation zu besitzen, theils weil Farbe und Gestalt der Aethiopen etwas Leichenartiges hatte, daher es als böses Omen galt, einem Aethiopen zu begegnen. Auf dem Leichenzug an der Wandmalerei des Tarquinischen Grabes, welche nach Orioli nicht vor die Kaiserzeit fallen kann, sind zwei Figuren offenbar Aethiopen: doch gehören ihre Bocksohren, Hämmer und Thierfellbekleidung zu den bekannten Bildern des Charon. Also möchten es Aethiopische Sclaven gewesen seyn, die bei diesem Leichenzug Charons Rollen zu spielen hatten.

Wenn die Griechische Kunst solche Gräuelbilder vermied, oder wenigstens zu mildern suchte, so darf es nicht Wunder nehmen, dafs weder Griechische Basreliefs noch Gemälde uns jemals den Etruskischen Charon gezeigt haben. Ganz anders steht es mit den Etruskischen Werken, zumal da so viele derselben nicht grofsen Künstlern ihre Entstehung verdanken, sondern Handwerkern, die blindlings kopirten, entweder was ein Dichter beschrieben, oder was ein Künstler in einer andern Kunstgattung dargestellt, ohne Rücksicht auf die Gesetze der Kunst. Dabei ist noch der unfreundliche und rauhe Charakter der Italer in Anschlag zu bringen, der sich am Gräfslichen erfreute, melancholischer Natur war, und düstere Gegenstände vorzugsweise liebte. Vielleicht kommt auch das häufige Bild des Charon auf Grabmälern daher, dafs Charon, wie er auf der Griechischen Bühne und Etruskischen Werken erscheint, einem einheimischen Gott oder Dämon der Etrusker genau entsprach. Daher Otfr. Müller in dem Charon den Etruskischen *Mantus* versteckt glaubte, worüber *Ambrosch* sich nicht ausspricht, da man über Mantus zu wenig wisse.

Als *vierter Abschnitt* schliefst sich hieran die *Erklärung der drei Steindrucktafeln*, nach zwei Gefäfsen des K. Museums.

Taf. I. Ein Krater mit rothen Figuren auf schwarzem Grund, Etruskischer Kunst, stellt auf der Hauptseite den Charon dar mit gebogener Nase, Bocksohren, bärtig, olivenbekränzt in einer aufgeschürzten, fast weiblichen Tunica, über der Brust zwei kreuzweis gehängte Kränze, in der Rechten den auf der Schulter ruhenden Hammer, in der gesenkten Linken einen Kranz; die Tunica ist unterhalb mit einem grofsen gestickten Stern geschmückt. Charon trägt Kothurne, und ist im Vorschreiten begriffen.

Die Rückseite stellt eine Bacchantinn mit gleichem Kranz um den Kopf und ähnlicher Bekleidung vor, in der Rechten einen mit einer Tänia umwundenen Thyrsus, in der Linken ein mit Bulle und Amuletten geschmücktes Halsband tragend.

Das Bild des Charon bezieht sich auf das Hinabsteigen der Abgeschiedenen, das der Bacchantinn auf die Hoffnung eines seeligen Lebens; daher auch der Maler den Charon in so eigenthümlicher Tracht gezeichnet hat.

Tafel II und III. Ein verschiedener Character zeigt sich in diesem Bilde auf einem mit rothen Figu-

ren

rem mit schwarzem Grund gleichfalls von Etruskischem Künstler geschmücktem Stamnos. Auf der Hauptseite schreitet Charon in kurzem, vorn zugeknöpftem Chiton und Cothurnen, mit gebogener Nase, spitzen Ohren und starkem Bart; er wendet sich zurück mit einem in beiden Händen gehaltenen Hammer, drohend dem auf galloppirenden Rofs einherreitenden Todten, in gegürtetem Chiton und Peplos, welcher seinen kopfbedeckenden Tutulus zum Theil verhüllt. Während seine erhobene Rechte im Begriff ist, einen Wurfspiefs zu schleudern, wendet er seinen Kopf zurück nach einer Frau hinter ihm, welche ein Kästchen und Taenia als Todtenspenden trägt, und die linke Hand auf den Schweif des Rosses legt, Abschied nehmend von dem Verstorbenen.

Auf der Rückseite erblickt man auf einem von zwei Ochsen gezogenen zweirädrigen Wagen einen bärtigen Mann ganz verschleiert, liegend wie auf einer Kline der Todtenkissen. Es ist ohne Zweifel der Verstorbene auf seinem Leichenwagen. Wie also hier das Loos des *Körpers*, der ins Grab gebracht wird, sich offenbart, so auf der Vorderseite das Loos der *Seele*, die unter dem Bilde des Reiters unter Anführung des todtbringenden Dämon in das Reich der Unterwelt gebracht wird, indefs die überlebende Gattin der Seele des Geschiedenen auf dem Grabe die Leichenehre zu erweisen im Begriff steht.

Wenn der vorliegende möglichst vollständige Auszug der Schrift des Herrn *Ambrosch* dazu dienen kann, die Bedeutsamkeit dieser Monographie hervorzuheben, so schien es passender, um den Gang fremder Untersuchungen nicht zu unterbrechen, einige wenige abweichende Bemerkungen bis zum Schlufs zu versparen. Wenn der Vf. dem Zeugnifs des Diodor, dafs Charon der Aegyptische Name für den Fährmann der Unterwelt sey, unbedingt Glauben schenkt, so ist doch nicht zu übersehen, dafs derselbe weder von Champollion, noch von andern Gelehrten dieser Wissenschaft auf irgend einem ägyptischen Denkmal bisher entdeckt ward. Allein gesetzt der Name Charon sey wirklich ägyptisch, so hinderte dieser Umstand die Griechen gewifs nicht ihn zu grücisiren und ihm eine griechische Bedeutung zu verleihen; weshalb Hr. *Ambr.* vielleicht zu rasch die Etymologie des Eustathius *Χάρων ἀπὸ τοῦ χαίρειν* als inept verwirft. Warum sollte nicht *χάρων* wie *χάρις* mit *χαίρειν* zusammenhängen? zumal da dieses Wort auf allen Leichensteinen der Griechen als der Ausdruck des Lebewohl! für die Abgeschiedenen zu finden ist; warum nicht euphemistisch den Geber der Freude, *χάρα*, eine Art *χαριδότης*, unter welchen Namen auch Hermes verehrt ward, bezeichnen, der Bedeutung nach verwandt dem Zeus Charmon, dessen hierin Pausanias (VIII, 12) in Arkadien erwähnt, oder dem Zeus Philios, dessen dionysische Bildsäule und Tempel in Megalopolis zu sehen war (Paus. VIII, 31, 2), in demselben Sinne wie ja die Todten *οἱ μάκαρες*, die Seeligen, genannt wurden?

Die Unterscheidung, welche Herr *A.* zwischen den zwei Arten der Darstellung des Etruskischen Charon angiebt, indem er die äthiopische Physiognomie der einen Gattung vindicirt, ohne die jüdische Physiognomie (als deren charakteristisches Kennzeichen schon Scaliger und Winckelmann (Kunstgesch. B. I. Kap. 3, §. 14) die Habichtsnase ansahen) für die zweite Gattung geltend zu machen, diese Unterscheidung liesse sich vielleicht mit gleichem Grunde an die Vorstellung der Griechischen Satyrn und Pane anknüpfen, da beiden die spitzen Ohren gemein sind und die Stumpfnase für die Satyrn ebenso charakteristisch ist, als die Habichtsnase für die Pane.

Weniger noch sind wir mit dem Vf. einverstanden, wenn er die Anwesenheit der Cyklopen in der Unterwelt auf eine unseres Bedünkens zu leichte Weise daher erklärt, dafs die unterirdischen Dämonen einerseits mit Schmiedewerkzeugen bewaffnet vorkommen, und andrerseits gleich den Cyklopen als Schreckbilder für Kinder aufgerufen werden. Die Verbindung der Cyklopen mit den Unterweltsdämonen beruht auf einem tiefern Grunde, nämlich auf dem in so vielen Culten und Mythen der Griechischen Religion sich offenbarenden engen Verhältnifs zwischen Hephaestos und Dionysos. So wie nämlich die Griechen, welche auf vulcanischem Boden wohnten, durch den Anblick und die Wirkung eines feuerspeienden Berges zur Anbetung des Erdfeuers in der Person des Hephaestos sich veranlafst fühlten, so mufste die später gemachte Beobachtung, dafs am Fufse eines solchen Berges der Wein am besten wächst, sie berechtigen, denselben Gott als einen Geber des Weins, d. h. als einen Dionysos zu verehren. Daher zeigen uns z. B. die Münzen von Lipara einen sitzenden Gott, der in der einen Hand einen Hammer und in der andern einen Kantharus hält. Allein nicht blofs den Segen des Dionysos empfanden dieselben Bewohner, sondern sie gewahrten auch, wie leicht und rasch derselbe Gott durch Lavaströme und Aschenregen vielen Tausenden Verderben und Tod herbeiführen konnte. Auf diese Weise bildete sich der Begriff des unterirdischen Zeus als Todesgott aus, und wir finden z. B. in der Nähe von Neapel, ebenfalls auf vulcanischem Boden, die Mythen der Unterwelt auf das vollständigste ausgebildet. Bei einer solchen Grundansicht der Griechischen Religion, wo die Freundschaft des Dionysos und Hephaestos so eng ist, dafs beide Götter oft in ein und dieselbe Person verschmelzen, wird es begreiflich, dafs die Diener dieser Herrn gleichfalls in guter und geselliger Nachbarschaft mit einander leben.

Vielleicht hätte auch die *δανάκη*, das Todtengeld, welches Charon als Ueberfahrtslohn *ναῦλον* empfing, einige Berücksichtigung verdient. Jedenfalls aber theilen wir nicht des Vfs. Bedauern über den Mangel der Vorstellungen des Griechischen Charon, von denen ihm nur zwei Basreliefs, das eine im Vatican (*Visconti Mus. Pio Clem.* IV, 35), das andere im Museum zu Palermo (*Raoul Rochette Mon. ined. Pl.* XLII. *A.* 1) bekannt waren, wollen aber zum Schlufs dasselbe durch die Beschreibung zweier athenischen Vasen

sen beseitigen, welche, durch ihren reinen und schönen Styl die Blüthezeit Griechischer Kunst verrathen, und somit als die schätzbarsten Documente für diese Untersuchung gelten können.

Beide Gefäfse haben die Form der für Todtenspenden vorzüglich geeigneten Lekythen; die Bilder, womit sie geschmückt sind, finden sich Taf. 43 u. 44 in dem vortrefflichen Werke Stackelbergs „die Gräber der Griechen". Taf. 43. Charon, dem Aethiopische Physiognomie und Schnurrbart ein gemeines und störrisches Ansehn geben, das Haupt mit einer braunen Schiffermütze bedeckt, übrigens mit einem kurzen aufgeschürzten braunen Chiton bekleidet, steht in seinem mit einem Auge geschmückten Nachen, mit beiden Händen das Ruder haltend; er richtet seinen Blick auf den ihm von Hermes rechts zugeführten Schatten einer mit rosenfarbigem Peplos über dem weifsen Chiton bekleideten Frau, deren linker Arm verdeckt ist; ihren rechten Arm ergreift Hermes, erkennbar an seinem gesenkten Caduceus in der Rechten, braunen Flügeln auf weifsem Helm, brauner Chlamys und gelben Schnürstiefeln.

Taf. 44. Abweichend erscheint das Bild des Charon auf diesem Lekythos mit edlen Griechischen Gesichtszügen, die zumal bei der Pileusartigen rothen Kopfbedeckung einen Odysseus oder Hephaestos mit gleichem Rechte uns vergegenwärtigen könnten, und mit einem kurzen aufgeschürzten grünen Chiton steht derselbe auf einem gelben, mit violettem Rand bemalten Nachen, die Rechte auf das Ruder gestützt; er richtet Gesicht und linke Hand nach dem in rothem Peplos ganz eingehüllten herzuschreitenden Schatten eines bärtigen Mannes, welchem der Schatten einer Frau nachfolgt in blafsgrünem Chiton und fleischfarbenem Peplos, den sie, die rechte Brust entblöfsend, mit der erhobenen Rechte in die Höhe hält. Um die Köpfe der beiden in den Nachen aufzunehmenden Schatten schwirren drei Seelen, unter dem Bilde violett gemalter Flügelwesen der feinsten und möglichst körperlichen Zeichnung.

Th. Panofka.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Neue Gedichte* von *Ida*, Gräfin *Hahn-Hahn*. 1836. X u. 236 S. 8. (1 Rthl. 4 gGr.)

Mit Vergnügen hatte Rec. in dem Februarheft 1837 Nr. 25 die 1835 bei Brockhaus erschienene Gedichtsammlung der Gräfin *Hahn* angezeigt, und er freuet sich auch diese neue Folge von Gedichten dem Publikum zu gleichem Vergnügen empfehlen zu können. Die Verfasserin gehört unstreitig zu den begabtesten Dichterinnen unserer Zeit, und man würde, wenn man einige sechszig Jahre in der Literatur zurück wäre, nicht ermangeln, sie mit dem Namen irgend einer griechischen Dichterin zu beehren. Die vorliegende Sammlung beginnt mit *Reiseskizzen*, vier und zwanzig Gedichten, welche auf einer Reise durch Baiern, Salzburg, die Schweiz u. s. w. entstanden, theils geweckt durch den Anblick von Naturschönheit und Kunstwerk, theils durch historische Erinnerungen, wie z. B. an Andreas Hofer, Tell, die Rache der Königin Agnes wegen Ermordung ihres Vaters, Kaiser Albrechts. Merkwürdig ist unter diesen Reiseskizzen der *Abschied von München*:

„Alle Künste kannst Du meistern,
Lehren was die Schule spricht;
Doch das Dichterherz begeistern,
Reiches München, kannst du nicht."

An diese Reiseerinnerungen schliefst sich von S. 39 bis 55 das Gedicht vom *armen Fischer*, welches man eine Variation auf das Goethe'sche Gedicht nennen könnte; doch hat hier der Fischer noch eine Braut, deren zu prosaischer Sinn die Veranlassung wird, dafs der Bräutigam der Nixe in die Arme sinkt. Den gröfsern Theil der Sammlung nimmt der *Liederkranz* ein, welcher dem *Kampfe auf der Wartburg*, d. h. dem bekannten Sängerkrieg auf der Wartburg unter Hermann von Thüringen, gewidmet ist S. 59 — 178. Er besteht aus eilf einleitenden Gedichten, woran sich die Lieder der sechs Sänger von der Wahrheit, Freude, Hoffnung, Treue, vom Glauben, von der Kraft anschliefsen, worauf von jedem Meister ein Minnelied und nach den Minneliedern ebensoviel Legenden folgen (vom h. Christoph, Johannes, Martin, Georg, Antonius, von der h. Margaretha). In sechs folgenden Gedichten bereitet sich der Kampf zwischen Eschenbach und Ofterdingen vor und wird in eilf Gedichten ausgeführt. Von S. 183 — zu Ende des Buches folgt ein lyrisch-episches Gedicht in sieben Gesängen, *Rudolf* überschrieben, welches aus der Sage von dem Fortleben Karl's des Kühnen von Burgund nach der Schlacht bei Nancy, wo er blieb, hervorgegangen ist. — Was Rec. früher schon ausgesprochen hat, würde er auch hier wiederholen müssen, daher mag es genügen aufmerksam zu machen, dafs die Dichtungen der Verfasserin im Ganzen genommen zu den erfreulichsten Erscheinungen der Zeit gehören; möchte es ihr aber gefallen die zuweilen durch Weglassung des Artikels vorkommende grofse Härte zu vermeiden. Ein Streben nach Vollkommenheit jeder Art dürfte für sie nicht undankbar seyn. — Druck und Papier sind schön.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

NATIONALWIRTHSCHAFT.

München, bei Weber: *Bericht der allerhöchst angeordneten königlich bayerischen Ministerial-Commission über die im Jahre* 1835 *aus den* 8 *Kreisen des Königreichs Bayern in München stattgehabte Industrie-Ausstellung.* Mit einem Hefte Lithographie 300 S. und im Anhange 300 S. 8. 1836. (18 gGr.)

Die allerhöchsten Orts angeordnete königl. Ministerial-Commission hat in dem Berichte über die vorletzte bayerische Industrie-Ausstellung die geschichtlichen Momente derselben angegeben, woraus erhellet, dafs dieses Institut, welches als ein wichtiges Förderungsmittel der Industrie allgemein anerkannt und in den meisten Ländern Europa's nach und nach eingeführet worden ist, schon seit längerer Zeit in Bayern die Aufmerksamkeit des Staats in Anspruch genommen hat. Als ein wichtiges Hindernifs eines schnellen Aufschwunges der Gewerbe wurden von den Gewerbetreibenden der erschwerte Absatz der Fabrikate ins Ausland, die Verminderung des Absatzes durch eine zu grofse Konkurrenz ausländischer und inländischer Verkäufer, hohe Tagelöhne und hohe Preise der rohen Naturproducte oder Halbfabrikate, Mangel der nothwendigen Kapitalien und hoher Zinsfufs; ferner auch ein gewisses Schwanken in der gewerblichen Gesetzgebung bezeichnet, und es wurden, nebst der Entfernung dieser Hindernisse, noch bedeutende Forderungen von direkter Unterstützung durch unverzinsliche Vorschüsse, durch Ertheilung von hohen Preisen u. s. w. an die Staatsregierung gestellt. In welchem Grade es indessen den grofsartigen Bemühungen des Königs von Bayern gelungen ist, die wahrhaft begründeten Hindernisse zu entfernen, ist der ganzen civilisirten Welt bekannt.

Die Ausstellung war im Ganzen reichhaltiger als die Letzte, und lieferte den Beweis, dafs der Zweck der Industrie-Ausstellung im Allgemeinen mehr erkannt und begriffen worden ist. Die Zahl der Einsender, welche sich auf 944 belief, bietet einen sehr günstigen Vergleich mit dem beinahe gleichzeitig in Wien und Brüssel stattgefundenen Ausstellungen dar, welche in dem grofsen Kaiserreiche nur auf 394 (wohl mit Ausschlufs Böhmens und Ungarns, Rec.), in Belgien auf 550 Einsender gestiegen ist, wobei der Umstand gewifs Beachtung verdient, dafs die Ausstellung von 1835 der von 1834 bereits nach 9 Monaten gefolgt ist.

Für die Beurtheilung der Gegenstände war die Kommission in 8 Comites eingetheilt, deren Vorträge in allgemeinen Sitzungen sämmtlicher Comités diskutirt und sodann einem eigenen Redactionscomité zur Bearbeitung für den Bericht übergeben worden sind.

Was die astronomischen Instrumente anbelangt, so hat Herr Traugott Ertel, Eigenthümer der sehr berühmten Werkstätte für astronomische und mathematische Instrumente in München, die Ausstellung mit einem von ihm neu konstruirten Universalinstrumente bereichert. Fast eben so wichtig sind die Einsendungen des Opticus Merz, Inspectors der weltberühmten optischen Werkstätte Utzschneider und Fraunhofer in München. Er hat unter mehreren andern Dingen auch ein achromatisches Doppelobjectiv von $10\frac{1}{2}$ Par. Zoll Oeffnung vorgelegt. Sehr erfreulich sind auch die Einsendungen des neuen optischen Instituts von Wörle, Erich und Gebr. v. Ruedorfer in München, so wie des Herrn Biergans in München gewesen, welcher letztere zwei Box-Chronometer vorlegte. — Unter der physikalischen Instrumenten-Einsendung verdient besonders die des Münchner Nadlermeisters Peter Rath, der zwei Reisebarometer und zwei Thermometer geliefert hat, Erwähnung. — Von mathematischen Instrumenten werden als besonders gelungen der von der Nürnberger polytechnischen Schule eingesandte Distanzmesser und das Nivellirinstrument gedacht. — Die chirurgischen Instrumente, auf gleicher Stufe mit den astronomischen stehend, werden, besonders was die Kaspar Schnetterschen Arbeiten anbelangt, rühmlichst erwähnt. — Musikalische Instrumente sind in mehreren Exemplaren zur Ausstellung gekommen; das, welches Alois Biber in München in Piano's geliefert, soll fast nichts zu wünschen übrig lassen. Die bedeutendsten Einsendungen von Saiten-Instrumenten sind von den Fabrikanten Neuner und Hornsteiner und Bader und Comp. in Mittenwald erfolgt. Unter den Blas-Instrumenten war die neu konstruirte Flöte des königl. Hofmusikus Böhm in München das Interessanteste. — Unter den Uhren findet man in dieser Rubrik wenig Erhebliches aufgeführt. — Das Kapitel der Maschinen ist so reichhaltig und bietet so viel Neues und Interessantes dar, dafs es keinen besondern Auszug hier gestattet. — Was die Eisenfabrikation anbelangt, so verdient wohl besonders ein von dem Hüttenamte Berger an der Maximilianshütte eingesandter Gebläse-Cylinder von 6 Fufs 3 Zoll Höhe und 4 Fufs Durchmesser, bei $\frac{1}{4}$ Zoll Eisendicke Erwähnung. Vorzügliches ist auch aus

dem Bereiche des Schmiede-Eisen, der Blech-, Draht- und Nägelfabrikation zur Ausstellung gekommen, so dafs auch diese Fabrikate die Konkurrenz mit ausländischen nicht zu befürchten haben. — Proben von Stahl, die dem äufsern Ansehn nach alle Anforderungen befriedigen, hat der Hammerschmiedemeister Michael Ueberlackner von Weifsbach bei Tegernsee zur Ausstellung eingeliefert. Ferner hat Franz Paul Lange eine Musterkarte dreifacher Art von allen Uhren- und Zahnfeilen, bestehend in 62 Stück, von verschiedenen andern kleinen Feilen zusammen 83 Stück, geliefert. — Zu den ausgezeichnetsten Geschmiedemacherarbeiten sind die von Johann Seewalder zu rechnen. Eine eingesandte Armbrust und eine Siegelpresse beweisen dies. — So ist gleichfalls manches Interessante, die Fabrikate der Zeug- und Bohrschmiede-, der Ketten-, Grob- und Hufschmiede-, der Pfannen- und Blechschmiede-, der Metallbleche-, Metalldrath- und Metallgewebe-, der Schlosser-, Büchsenmacher-, Nadler-, Bronze-, Zinngiefser- und Gürtler- und Sporer-Arbeiten betreffend, ausgestellt worden. Man würde für den Zweck dieser Blätter zu weitläufig werden, wenn man aller der kostbaren Stücke gedenken wollte, die zur Ausstellung gekommen sind und in das Gebiet der Gold- und Silber-Affinirung, der Metallschlägerei, der Gold- und Silberspinnerei, der Spängler-, Plattirer- und Gold- und Silber- so wie Juwelierarbeiten gehören. — Mit Vergnügen wird im Berichte sowohl der Fortschritte der Porcellanfabriken im Allgemeinen, als auch zwei neu entstandener in Tirschenreuth und Egendobel gedacht. Ganz vorzüglich soll dabei die Blumenmalerei gelungen seyn. An diese feinen Gefäffabriken schliefsen sich nun die von Steingut-Thonwaaren, künstlicher und natürlicher Steinmassen und Steinzeug an. — Die Glasfabriken werden mit Recht zu den wichtigsten Zweigen der vaterländischen Industrie gerechnet. Sehr interessant zu lesen ist, was über die Geschichte der Glasfabrication gesagt wird. — Nicht unwichtig ist in Bayern die Bereitung chemischer Fabrikate, so wie die von Farben.

Der Ausstellungsbericht geht nun auf verschiedene Gegenstände der Konsumtion über; erwähnt dann der Lein-, Oel-, Zucker- und Tabaksfabrikation; spricht dann von den Tischlerarbeiten und der Ebenisterei, den Drechsler- und Schnitzarbeiten, den Kammmacherarbeiten, der Regenschirmfabrikation, der Stroh- und Weidenflechterei und der Bürsten- und Pinselmacherarbeiten. Mit grofser Sachkenntnifs ist nicht allein in die einzelnen technischen Betriebsgegenstände eingegangen, sondern sie sind auch nach ihrer dermaligen Wirksamkeit gehörig beurtheilet worden.

Im weitern Verfolg des Berichts ist auf die Lederfabrikation, so wie auf die Schuhmacher- und Sücklerarbeiten Rücksicht genommen. — Die Papierfabrikation befindet sich in einem sehr hohen Aufschwunge; an diese reihen sich die der Spielkarten und die Buchbinder- und Etuimacher-Arbeiten. — Von den Buchdruckerarbeiten sind nur drei Einsendungen gemacht worden. — Die Leinspinnste und Gewebe machen gleichfalls einen der wichtigsten Zweige der bayerischen Industrie aus. Was die Baumwollengewebe anbelangt, so sind die diesmaligen Einsendungen zwar etwas sparsamer gewesen, jedoch haben sie gröfstentheils in vollkommen praktischen für den Handel geeigneten Gegenständen bestanden. — Wichtiger ist und durch die Mode ganz besonders befördert wird in neueren Zeiten die Teppichfabrication. Hr. Joseph Scherupp in München hat in dieser Beziehung sehr glückliche Resultate vorgelegt. — In Hinsicht der Tuchfabrication bleibt manches noch zu wünschen. — Was die Strumpfwirkerei anbelangt, so sind just aus den Gegenden, wo sie am schwunghaftesten betrieben wird, wie in Schwabach, Erlangen, Fürth und Nürnberg, keine Einsendungen erfolgt. — Den Schlufs des Ausstellungsberichts machen die Seide- und Seidengewebe-, so wie die Posamentirer-Arbeiten. In ersterer Beziehung verdienen vor allen die Leistungen der Fabrikanten Pelloux Brentano et Comp. in Lechhausen bei Augsburg ehrende Erwähnung; so wie insbesondere für letzteren Gegenstand die Handarbeit der Münchener Posamentirer an Solidität und Schönheit die der Pariser und Lyoner übertrifft.

Als Anhang des Buchs befindet sich ein Verzeichnifs der von der Jury für die Industrie-Ausstellung von 1835 zuerkannten Auszeichnungen. Es sind ihrer 167 an der Zahl. Endlich ist auch noch ein Verzeichnifs der wegen verspäteter Einsendung von der Preis-Konkurrenz ausgeschlossenen, jedoch einer Auszeichnung würdig befundenen 37 Personen gedacht.

Der mit beigefügte Heft Lithographien giebt die Umrisse einiger wichtigen ausgestellten Gegenstände.

Prag, in Commission b. Kronberger u. Weber: *Skizzirte Uebersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabriksindustrie in ihren vorzüglichen Zweigen.* Ein Versuch von *K. J. Kreuzberg.* 1836. 8. 118 S.

Der Vf. eröffnet seine Schrift mit folgender Bemerkung: „In einem Decennium, wo deutsche Gründlichkeit und deutscher Fleifs das Gebiet der gewerblichen und kommerziellen Statistik mit den eben so gediegenen als geschätzten Arbeiten eines Rudharts und Ferbers bereicherte, darf man bei ähnlichen Unternehmungen nur dann einer günstigen Aufnahme sich getrösten, wenn man Männern, wie den Genannten, sich wissenschaftlich ebenbürtig, oder durch äufsere Umstände und Anforderungen des Berufs zum Beginn von Arbeiten dieses Fachs sich gedrungen fühlt. Wenn auch Ersteres bei dem Vf. der nachfolgenden Skizze über Böhmens Gewerbs- und Fabrikindustrie nicht der Fall ist, und je weniger die geistreiche Auffassung und gelungene Darstellung

der

aller genannten Statistiker in seiner Arbeit wieder gefunden werden möchte, um so gröfser ist das Mafs von Nachsicht, das diese bei Berücksichtigung der äufsern Veranlassung, Hülfsmittel und Verhältnisse, unter denen sie entstand, anzusprechen berechtiget seyn dürfte."

Von diesem Gesichtspunkte aus mufs die kleine, jedoch inhaltsreiche Schrift beurtheilt werden, wenn dieses Urtheil gerecht und billig seyn soll. Der Vf. hat mit grofsem Fleifse aufserordentlich viel zusammengetragen, und das darüber aufgestellte Raisonnement verdient alle nur mögliche Berücksichtigung. So z. B. sagt er S. 25: „Nicht immer ist leider die Richtigkeit der Zeichnung mit dem gelungenen Schliff — nämlich bei der Glasschleiferei — in Uebereinstimmung, so dafs eine gröfsere Verbreitung des Zeichenunterrichts für die Arbeiter, wie er in der Neuwalder Fabrik den Lehrlingen bereits ertheilt wird, um so wünschenswerther wäre, als diese Beschäftigung auf die höhere Verwerthung unseres Hohlglases einen so überaus grofsen Einfluss übt" u. s. w. Mit grofser Ausführlichkeit und tiefer Sachkenntnifs ist der Runkelrübenzuckerfabrikation gedacht, und gewifs ist auch im Auslande sehr zu beherzigen, was der Vf. von der K. Weinrichschen Methode sagt, nach welcher mit höchst einfachen Apparaten aus dem Rübensafte gleich bei der ersten Krystallisation raffinirten Zucker darzustellen möglich zu machen ist; Vorzüge, welche sie wesentlich von der französischen Colonial- und Achardschen Methode unterscheiden.

Unter den verarbeiteten Producten des Pflanzenreichs ist die fabrikmäfsige Anfertigung von Resonanzböden interessant. Die Verwerthung des rohen Materials soll so bedeutend seyn, dafs in Hamburg, wohin schon allein das genannte Etablissement über 35000 Blätter liefert, die Kiste von 240 Blättern mit 280 bis 300 Mark bezahlt wird.

Was die Spinnerei und Weberei in Böhmen zu leisten vermag, beweist eine zu Brannay gefertigte Webe, welche 220 Gänge à 40 Fäden, folglich 8800 Werftfaden enthielt, von welchen das Garn von $\frac{7}{8}$ Weifse pr. 16,800 Ellen in rohem Zustande 2 und gewaschen $1\frac{1}{2}$ Loth wog, das zum Schufs verwendete dagegen roh $1\frac{1}{2}$, gewaschen $1\frac{1}{4}$ Loth enthielt. Eine solche ganze Webe doppelt zusammengelegt auf den Kopf gestellt hatte den Umfang eines Speciesthalers.

Zu den bedeutendsten Fabriken in Schafwollfabrikaten rechnet der Vf. die des Herrn J. Liebig und Comp. in Reichenberg. An 157 Weberstühlen in und 452 aufser der Fabrik nebst mehreren anderen Garndoublir- und sonstigen Vorbereitungs-Druck- und Färbemaschinerien werden an 850 Menschen unmittelbar beschäftiget.

Es ist nicht zu zweifeln, dafs es nur der Bekanntwerdung bedarf, um diese ganz praktische und zweckmäfsige Schrift nicht allein verbreitet, sondern auch berücksichtiget zu sehen.

SPRACHKUNDE.

Hannover, b. Helwing: *Kurzgefafste Sprachgesetz-Lehre der hochdeutschen Sprache in reinteutschem Gewande* von *Wilhelm Meier*. „Vorwärts!" 1835. XXIV u. 470 S. gr. 8. Anhang 72 S. (1 Rthl.)

Herr *Meier* eignet seine 566 grofs Octav-Seiten lange *kurzgefafste* Sprachgesetzlehre, welche in der Hof-*Bücher*handlung — (denn, sagt Herr *Meier*, sie handelt ja nicht mit *einem* Buche) — erschienen ist, allen denen zu, welche ihm „dieses Buches Unvollkommenheiten" nachweisen werden. Wir wollen die Ehre dieser Zueignung nur mit einigen Nachweisungen zu verdienen suchen. — Die erste Unvollkommenheit ist an diesem Buche das Daseyn desselben, da es völlig überflüssig ist, indem es gar nichts Neues bringt, sondern ganz von Andern entlehnt ist, und wo es von diesen abweicht, trivial und oberflächlich einseitig wird. Die zweite Unvollkommenheit ist die, dafs der Verfasser sich gegen seine Vorgänger einen höchst anmafsenden, ihm gar nicht zukommenden Ton erlaubt, wie gegen seinen gröfsten Wohlthäter *Heyse*, den er zwar oft mit „würdig, verdienstvoll" u. dgl. bezeichnet, welches ihn aber nicht abhält ihn zu höhnen, wie S. 193 und an mehrern Stellen, wo er bei Anführung von Behauptungen Heyse's ausruft: Man denke! — Die dritte Unvollkommenheit ist, dafs er sich zum Verbesserer der deutschen Sprache aufwirft und jeder seiner Vorschläge in dieser Hinsicht von der höchsten Einseitigkeit, Geschmacklosigkeit und von Mangel an allem Sinn für das Poetische der Sprache zeugt. Er eifert an mehrern Stellen gegen die *dummen* Deutschen, die mit der Feinheit, welche die Civilisation nothwendig herbeiführt, in der Anrede mit *Sie* u. ähnl. ein Auskunftsmittel für die Bezeichnung der verschiedenen bürgerlichen und vertraulichen Verhältnisse gefunden haben; er dringt auf die Ausmerzung aller Wörter, von denen er, oft nur nach Unkenntnifs der Sprachwurzeln, eine fremde Abstammung zu wittern glaubt, und darunter sind die Wörter: Vater, Mutter, Fenster, Meister, Wein (*Bier* läfst er trotz dessen keltisch-kymrischer Abstammung gelten), Nebel (wofür er *Dämmer* setzt), Krone, Abbé (nach ihm *Schöngeistlicher*), Sinn, Staat, Volk, lauter u. ähnl.; er verbessert *Schiller's* Distichon folgendermafsen (S. 100):

„*Wissenschaft*.
Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit *Fette* (st. Butter) versorgt."

„Zu Dionys, dem *Tyrannen* schlich" — soll nach ihm heifsen: Zu Dionys, dem *Gewaltner*; „dem Verdienste seine *Kronen*" — soll heifsen: dem Verdienste seine *Ehren* u. ähnl.; er ermahnt ernstlich, alle sogenannte unregelmäfsige Verben regelmäfsig zu bilden, so wie das Geschlecht der Substantive — (die er *Selbstandswörter* genannt wissen will), nach dem wirklichen Geschlecht der durch sie bezeichneten Gegenstände zu bestimmen — und was dergleichen

chen längst dagewesene Abgeschmacktheiten mehr sind. — Die vierte Unvollkommenheit ist, dafs er die Sprache ganz als etwas Gegebenes auffafst, und nicht als ein mit Nothwendigkeit aus dem Innern des Menschenwesens hervorgehendes Produkt, als Verkörperung der Seele. — Die fünfte Unvollkommenheit ist, dafs er durch den Gebrauch selbstgebildeter Kunstwörter, wie: *Selbstandswort* für Substantiv, *Selbstwesenwort* f. Pronomen Personale, *erforderndes* f. regierendes, *erfordertes* f. regiertes, *Rundbau* f. Periode u. ähnl., wofür es bereits eingeführte bessere Bezeichnungen giebt, die leidige Verwirrung in dieser Hinsicht noch zu vermehren sucht. — Die sechste Unvollkommenheit ist, dafs seine grammatischen Bestimmungen fast insgesammt — (wie S. 12 die Eintheilung der Substantive in *Besondername*: Karl, Weimar u. ähnl., und in *Begriffsname*: ein *Bürger*, ein *Deutscher* u. ähnl. — oder wie S. 102 die Erklärung vom Verb.: Ein Zustandswort ist die Bezeichnung des Zustandes — *des Zustandswortes* mit Angabe der Zeit, und so auch die vom Eigenschaftswort S. 206), höchst unwissenschaftlich und unbestimmt sind. — Die siebente Unvollkommenheit — doch, was bedarf es noch mehrerer, um *diesen kleinen Erstlings-Versuch*, wie der Vf. dies dicke Buch bezeichnet, zu charakterisiren. — Uebrigens sprechen wir Herrn *Meier* eine praktische Schulmeisterkenntnifs seiner Aelternsprache — (bei Leibe nicht *Muttersprache!*) — nicht ab, und er kann mit dieser nützlich werden, wenn er sich nur Höheres nicht anmafst, bevor er nicht die Sprache philosophischer in ihrer Tiefe und mit freierem Blicke aufgefafst hat, wozu es ihm gegenwärtig an trefflichen Vorbildern nicht fehlt. — Wir würden sein Werk allenfalls selbst Unkundigen zur Berichtigung der Mängel ihrer Sprachweise empfehlen, wenn nicht diesem sein der Sprachlehre aufgedrungenes *deutsches Gewand* entgegen stände. — O *Zesen*! o *Wolcke*! — hier findet Ihr Euren Meister! — Für den Schulgebrauch eignet sich das Buch gar nicht. — Druck und Papier sind zu loben.

SCHÖNE LITERATUR.

Stuttgart u. Tübingen, bei Cotta: *Erzählungen* von *A. T. Beer*. 1836. *Zwei* Theile. Ir 280, IIr 249 S. 8. (2 Rthl.)

Das erste Bändchen enthält zwei Erzählungen: *Kallendorf* — S. 169 und *Aus dem Tagebuche eines Dichters* — S. 280. Das zweite Bändchen enthält folgende vier: *Meine Geschichtsforschung in B.* — S. 33; *Soldatenschicksale* — S. 136; *Erste Liebe* — S. 213, und *Der ungerathene Prinz* — S. 249. Rec. hat diese sechs Erzählungen mit Vergnügen gelesen und ist der Ueberzeugung, dafs viele Leser in sein Urtheil einstimmen werden. Ganz unbefriedigt läfst keine, und wollte man die eine über die andere setzen, so wäre eine nähere Entwickelung nothwendig, da jede ihre besondern Vorzüge hat. Der Verfasser nimmt weder unsere Phantasie noch unsere Affecte zu stark in Anspruch, aber er erzählt durchweg anziehend, seine Schilderungen sind anschaulich und seine Charaktere nach der Natur gezeichnet, die Sprache ist gefällig. *Kallendorf* und *Soldatenschicksale* dürften vielleicht vorzugsweise ansprechend seyn, da sie an die grofsartigen Ereignisse unseres Jahrhunderts erinnern und besonders die zweite Erzählung, welche uns nach Spanien führt. In anderer Beziehung möchten wir „*erste Liebe*" auszeichnen, worin wir das Aufkeimen einer ersten Liebe in dem Herzen zweier edelgesinnten Personen, welche sich doch nicht angehören dürfen, zart und anmuthig dargestellt sehen, zugleich mit der Bekämpfung der erwachten Leidenschaft, sobald sie zum vollen Bewufstseyn derselben gekommen sind. Möge der Verfasser, welcher ein schönes Talent zum angenehmen Erzählen zeigt und der die Grenzen des Schicklichen mit Feinheit in diesen Erzählungen beobachtet, das Publikum bald mit mehren Früchten seiner Mufse wieder erfreuen; aber Rec. möchte auch den Wunsch aussprechen, dafs der Hr. Verf. nach Classicität im Stil streben und sich nicht der unseligen Zeitrichtung hingeben möchte, welche die Conversationsprosa der höhern Stände, als Musterprosa der Romane und Erzählungen, einzuführen sucht. — Papier und Druck sind sehr gut.

Meissen, bei Klinkicht u. Sohn: *Ritter Hyneck von Schafgotsch*, oder Heldenmuth und Edelsinn. Eine Erzählung aus den Zeiten Kaiser Karl IV, Königs von Böhmen. 1836. *Zwei* Theile. I. 206, II. 191 S. 8. (1 Rthl. 18 gGr.)

Eigentlich hat eine grofse Papierverschwendung bei diesem Buche statt gefunden. Erstens, dafs es überhaupt geschrieben; zweitens, dafs es überhaupt gedruckt, und drittens, dafs es auf die Art gedruckt ist, wie es vorliegt. Doch findet darin eine Uebereinstimmung mit dem Stile des Romans statt, denn beide nehmen sich gleich geschmacklos aus. Spafshaft ist der unendliche und unbehülfliche Gebrauch von *selbiger*, *selbige*, *selbiges* für er, sie, es, der — dasselbe u. s. w. Der Verf. ist gewifs ein eben so guter Patriot, als er kein guter Schriftsteller ist. Sollte er daher schon Mann und nicht, wie Rec. vermuthen möchte, höchstens Sekundaner seyn, so wäre es besser das letztere fahren zu lassen und das erstere auch ohne Druckerschwärze zu bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

GEOMETRIE.

Leipzig, in d. Hinrichs. Buchh.: *Anleitung, mehr als 50 Millionen gröfstentheils neue geometrische Figuren, die durch einen in der Ebene sich bewegenden Punkt nach gewissen Verbindungen zweier Kegelschnitte erzeugt werden, aus einer allgemeinen Construction herzuleiten und zu entwerfen.* Nebst allgemeinen Bemerkungen über die Anwendung dieser Figuren in der Zeichnenkunst und Mechanik. Ein Beitrag zur Curvenlehre. Von *Gustav Adolph Jahn*, Dr. Phil. und Lehrer der Mathematik in Leipzig. Mit 14 Steindrucktafeln. 1836. XII u. 212 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gGr.)

Der Vf. glaubt, dafs eine solche Schrift, wie die vorliegende schon darum nicht unwillkommen seyn werde, weil sie sowohl einen Beitrag zur Curvenlehre, als auch ein ganz vorzügliches Mittel abgeben könne, aus einer einzigen Construction nach systematisch geordneten verschiedenen Annahmen eine ungewöhnlich grofse Menge von Curven abzuleiten. Er glaubt dies um so mehr, da in keinem bis jetzt vorhandenen Werke der analytischen Geometrie die Entstehung der Curven durch Bewegung nachgewiesen werde, ausgenommen etwa für die Kegelschnitte in den Lehrbüchern der Mechanik; da ferner in dergleichen Werken gewöhnlich nur die allgemeinen Gleichungen des ersten, zweiten und dritten Grades für die Curven erster, zweiter und dritter Ordnung sogleich unmittelbar aufgestellt, die analytische Discussion derselben vorgenommen, und, um die Natur der sich aus ihnen ergebenden Curven zu erforschen, mittelst Differentialrechnung untersucht werde, welche Maxima und Minima, und welche besondere merkwürdige Punkte diese Curven haben; und endlich deshalb, weil nur solche Schriften vorhanden seyen, die eine Sammlung geometrischer, von einander unabhängiger Aufgaben nebst deren verschiedenen Auflösungen enthalten. Der Vf. beabsichtigt daher, die Erzeugung der Curven durch Bewegung eines Punktes zu lehren, die allgemeinsten Ausdrücke und Gleichungen der erzeugten Curven zu entwickeln, anzudeuten, wie aus denselben die Curven für irgend ein Hauptgeschlecht, eine Familie und Art von einem besonderen Stamme sich ableiten lassen, und endlich im Allgemeinen zu bemerken, wie solche Curven ihre Anwendung in der Zeichenkunst und Mechanik finden können. Diese Aufgabe hat der Vf. auf eine befriedigende Weise gelöst, und wir können sein Buch denen, welche sich für diesen Gegenstand näher interessiren, mit Recht empfehlen. Was die Anzahl der hier gezeichneten Curven betrifft, so zog es der Vf. vor, die Menge derselben zu beschränken, um nicht durch eine zu kleine Zeichnung der Genauigkeit, Deutlichkeit und dem leichteren Ueberblicke zu schaden, oder durch zu viele Kupfertafeln den Preis des Buches bedeutend zu erhöhen. Auch unterliefs er eine eigentlich theoretisch-mathematische Behandlung dieser Figuren und ihrer analytischen Ausdrücke, und setzte zum Verstehen des Inhaltes nur die Kenntnifs der ebenen Trigonometrie, der niederen Algebra und der Lehre von den Kegelschnitten voraus. Das Buch zerfällt in acht Abschnitte. Der *erste* handelt von der Entwickelung der allgemeinen Ausdrücke für die Stammfigur und der dazu gehörigen Hülfsgröfsen in Bezug auf die 25 Hauptgeschlechter. Der Vf. hat hier einige Benennungen gewählt, die auf den ersten Anblick auffallen dürften, über die er sich aber genügend erklärt. Er nennt nämlich diese Hauptgeschlechter so: gerade Gerade, gerader Kreis, gerade Ellipse, gerade Hyperbel, gerade Parabel, kreisförmige Gerade, kreisförmiger Kreis, kreisförmige Ellipse, kreisförmige Hyperbel, kreisförmige Parabel, elliptische Gerade, elliptischer Kreis, elliptische Ellipse, elliptische Hyperbel, elliptische Parabel, hyperbolische Gerade, hyperbolischer Kreis, hyperbolische Ellipse, hyperbolische Hyperbel, hyperbolische Parabel, parabolische Gerade, parabolischer Kreis, parabolische Ellipse, parabolische Hyperbel, parabolische Parabel. Der *zweite* Abschnitt enthält die Entwickelung der allgemeinen Ausdrücke für mehrere der interessantesten Familien in Bezug auf ein oder mehrere der 25 Hauptgeschlechter. Der *dritte* Abschnitt giebt mehrere allgemeine Aufgaben, die im zweiten Abschnitte angeführten 17 Familien der Curven vom ersten und zweiten Stamme betreffend, begleitet von mehreren Beispielen. Wir theilen hier einige mit. Aufg. 1: es soll die secundäre Curve auf die primitive Curve so gesetzt werden, dafs beider Abscissen einander parallel liegen, und der Endpunkt der Ordinate von der primitiven Curve jedesmal den Anfangspunkt von der secundären Curve abgiebt. Aufg. 6: an den Endpunkt der Ordinate einer Curve soll unter einem beliebigen constanten Winkel die Abscisse der Curve angelegt werden. Aufg. 8: es soll sich die primitive Curve um den Anfangspunkt ihrer Abscissen durch den veränderlichen Winkel bewegen, und vom Endpunkte der Ordinate an jedesmal die Ordinate der secun-

dären Curve, parallel mit der Abscissenaxe liegend, ausgehn. Hier hat der Vf., um bei diesen Rechnungen das jedesmalige Nachschlagen der ohnehin nur bis 90° gehenden Tafeln der natürlichen *Sinus* und *Cosinus* zu ersparen, eine Tafel dieser *Sinus* und *Cosinus*, in 10000 Theilen des = 1 gesetzten Halbmessers ausgedrückt, für alle einzelnen Grade des ganzen Kreises beigegeben, und an einzelnen Beispielen den Gebrauch dieser Tafel gezeigt. Aufg. 11: es soll sich die primitive Curve durch den veränderlichen Winkel im Kreise herum bewegen, und die secundäre Curve, mit ihrer Abscisse von dem Endpunkte der Ordinate der primitiven Curve ausgehend, auf derselben stets senkrecht stehen. Der *vierte* Abschnitt enthält eine indirecte Methode, die numerischen Werthe der Abscissen x und Ordinaten y einer zu entwerfenden Curve durch einige, der Wahrheit sich schnell nähernde, Versuche leicht und sicher zu bestimmen. Der Vf. bemerkt nämlich sehr richtig, dafs, wenn die Auflösung einer Aufgabe zu einer Gleichung für die gesuchte Curve führe, welche weder vom ersten Grade, noch eine quadratische ist, oder wenn eine in ihrer Form sehr zusammengesetzte Gleichung gefunden werde, das Berechnen der Ordinaten y für die zu entwerfende Curve sehr mühsam und zeitraubend ausfalle. Im ersten Falle, wo man für y eine Gleichung vom dritten oder vierten Grade gefunden habe, könne bekanntlich die numerische Auflösung nur durch Näherungsmethoden bewerkstelligt werden, welche, ungeachtet der Leistungen eines *Fourier* und *Cauchy*, immer beschwerlich seyen. Aber auch im zweiten Falle, wo die für y gefundene Gleichung zwar nur vom ersten oder zweiten Grade, also direct auflösbar, aber in ihrer Form so sehr complicirt sey, dafs die jedesmalige Berechnung des numerischen Werthes jedes Hauptgliedes der Gleichung am besten nur durch die successive Berechnung und Substitution der einzelnen Glieder geschehe, aus denen ein jedes der Hauptglieder zusammengesetzt ist, werde die Rechnung nicht weniger schwierig und langwierig seyn. Wir theilen diese Methode, die allerdings Beachtung verdient, hier mit, so gut es ohne die angezogenen §§. und Formeln möglich ist. Der Vf. sagt nämlich §. 15: „Nachdem man für alle x' der gegebenen Curven die Werthe von y' und y'' numerisch bestimmt und in Tabellen gebracht hat, nehme man zuerst einen beliebigen Werth x_0 von x an, substituire denselben in die vier ersten der für den gegebenen Fall modificirten Gleichungen 2) (pag. 12), und berechne hierauf die erste der Gleichungen 2*) (pag. 12) (es sind nämlich daselbst die Gleichungen $x = Gx' + Hy' + Iy'' + K$ und $y = G'x' + H'y' + I'y'' + K'$ gemeint, und das Zeichen 2*) durch einen Druckfehler ausgelassen), welcher man hier die Form $x - (Gx' + Hy' + Iy'' + K) = o$ (Nr. 29) geben kann. Gesetzt nun, es machte, was auch meistens der Fall seyn wird, die Substitution von x_0 in die eben gegebene Gleichung diese nicht gleich o, sondern sie gäbe w_0: so nehme man einen zweiten beliebigen Werth x_1 von x an, substituire ihn in die vier ersten Gleichungen von 2) und berechne hierauf abermals die Gleichung Nr. 29. Gesetzt nun, es würde auch diese nicht erfüllt, und sie gäbe statt o die Gröfse w_1: so findet sich dann der genäherte Werth x_2 von x durch die Formel $x_2 = x_0 - w_0 \left(\frac{x_0 - x_1}{w_0 - w_1}\right)$, (Nr. 30), mit dem man jetzt das ganze Verfahren wiederholen und den Fehler w_2 dieser dritten Hypothese finden wird. Die Betrachtung der drei gefundenen Fehler w_0, w_1, w_2 wird nun leicht zeigen, zwischen welchen beiden der drei Werthe x_0, x_1, x_2 der *wahre* Werth von x liegen müsse, und dann kann man zwei neue Hypothesen machen, die nebst ihren Fehlern, abermals nach der Formel Nr. 30 behandelt, die Gröfse x_3 als der Wahrheit x bedeutend genähertes geben werden. Auf diese Weise kann man so lange fortfahren, bis man den letzten gefundenen Fehler für unbedeutend genug und folglich als verschwindend ansehen kann. Gemeiniglich aber kann man die Wiederholung der Versuche bereits einstellen, sobald man zwei Werthe von x gefunden hat, die in der ersten oder in den zwei ersten Decimalstellen übereinstimmen. Da die Substitution der Werthe von x in die Gleichungen 2) öfters eintritt, und mithin das Verwandeln der Decimalstellen von x in die Minuten (und sogar Secunden, wenn nämlich die Rechnungen scharf geführt werden sollen) eben so oft vorkommt, dadurch aber beschwerlich wird; so kann man sich einer kleinen Tabelle bedienen, in welcher für jeden Decimalbruch von x dessen in Minuten und Secunden ausgedrückter Werth sich vorfindet." Eine solche Tabelle für alle Hunderttheile von x hat der Vf. beigefügt. Der *fünfte* Abschnitt handelt von der Entwickelung der Ausdrücke für eine besondere Art von Curven, die zwar nicht unmittelbar von der Stammfigur erzeugt wird, deren Abscissen und Ordinaten sich aber dennoch durch die im ersten Abschnitte gegebene Auflösung bestimmen lassen. Der *sechste* Abschnitt enthält die Erklärung der auf den Tafeln III bis XIV dargestellten Curven oder Figuren vom ersten, zweiten und dritten Stamme. Der *siebente* Abschnitt giebt die Bestimmung der Curven dritter Ordnung und deren Gleichungen vom dritten Grade, nebst der allgemeinen Auffindung der Grenzen, zwischen denen die Wurzeln einer numerisch ausgedrückten höheren Gleichung überhaupt liegen, und der näheren Bestimmung jeder dieser Wurzeln. Sehr wohl gefallen hat uns dabey, was der Vf. über die allgemeine Bestimmung der beiden Grenzen sagt, zwischen denen alle Wurzeln liegen müssen; wir würden es mittheilen, wenn der Raum es gestattete. Dafür wollen wir aber hier eine von dem Vf. selbst erfundene, und sehr oft mit grofsem Vortheile von ihm angewandte Methode mittheilen, alle reellen Wurzeln einer gegebenen Gleichung vom dritten oder vierten Grade bald aufzufinden, und ziemlich schnell an-

annähernd zu berechnen. Ist nämlich die Gleichung vom dritten Grade

$$y^3 + ay^2 + by + c = 0$$

gegeben, so kann man diese auch unter der Form

$$y^2(y+a) + (c+by) = 0$$

ansetzen, woraus dann sogleich folgt:

$$y = \pm\sqrt{-\frac{c+by}{a+y}},$$

$$\text{oder } y \mp \sqrt{-\frac{c+by}{a+y}} = 0, \text{ (Nr. 68)}$$

wo das obere Zeichen für positive y, das untere Zeichen aber für negative y, und y selbst so zu nehmen ist, dafs dadurch der Ausdruck unter dem Wurzelzeichen stets positiv, mithin die Quadratwurzel möglich wird. Es sey z. B.

$$y^3 - 7y + 7 = 0,$$

also $a = 0$, $b = -7$, $c = +7$;

mithin ist nach Nr. 68:

$$y \mp \sqrt{\frac{7y-7}{y}} = 0.$$

Hier sieht man sogleich, dafs y weder $= 0$ seyn, noch zwischen 0 und $+1$ liegen kann. Man mufs daher $y > 1$, das andere Mal $y > -1$ annehmen, wobei denn eine früher (in Nr. 30) von dem Vf. gegebene Verbesserungsformel mit Vortheil zu gebrauchen ist. Oder wäre gegeben die Gleichung:

$$y^3 - 4y^2 - 7y + 4 = 0,$$

also $a = -4$, $b = -7$, $c = +4$,

so ist nach Nr. 68:

$$y \mp \sqrt{\frac{4-7y}{4-y}} = 0.$$

Hier sieht man ebenfalls sogleich, dafs y weder $= 0$, noch $= +4$ seyn, noch zwischen 0 und $+4$ liegen kann. Man mufs daher einmal $y > +4$, und das andere Mal y negativ annehmen.

Ist aber die Gleichung vom vierten Grade

$$y^4 + ay^3 + by^2 + cy + d = 0$$

gegeben, so kann man diese auch unter der Form

$$y^2(y^2 + ay + b) + (d + cy) = 0$$

ansetzen, woraus dann sogleich folgt:

$$y = \pm\sqrt{\frac{d+cy}{b+ay+y^2}}, \text{ oder}$$

$$y \mp \sqrt{\frac{d+cy}{b+ay+y^2}} = 0 \text{ (Nr. 69)},$$

wo wieder das obere Zeichen für positive y, das untere Zeichen aber für negative y, und y selbst so zu nehmen ist, dafs dadurch der Ausdruck unter dem Wurzelzeichen stets positiv, mithin die Quadratwurzel möglich wird. Ist z. B.:

$$y^4 + 4y^3 + 6y^2 + 4y - 7 = 0,$$

also $a = +4$, $b = +6$, $c = +4$, $d = -7$,

so ist nach Nr. 69:

$$y \mp \sqrt{\frac{7-4y}{6+4y+y^2}} = 0.$$

Da immer weder Zähler noch Nenner $= 0$ seyn dürfen, so hat man die Bedingungen, dafs weder $7 - 4y$, noch $6 + 4y + y^2$ Null seyn dürfen, d. h. es kann y nicht $= +\frac{7}{4}$,

und y nicht $= -2 \pm \sqrt{-2}$

seyn. Ferner geht aus der Betrachtung des obigen Ausdrucks hervor, dafs $y < +\frac{7}{4}$ und $y < 0$ seyn, d. h. nur negative Werthe besitzen mufs. Oder ist

$$y^4 - 2y^2 - y + 6 = 0,$$

also $a = 0$, $b = -2$, $c = -1$, $d = +6$, so ist nach Nr. 69:

$$y \pm \sqrt{\frac{6-y}{2-y^2}} = 0.$$

Es kann hier nun y weder $= +6$, noch $y = \pm\sqrt{2} = +1,4142\ldots$ seyn; auch kann y nicht zwischen $+6$ und $+\sqrt{2}$ liegen, sonst würde der Ausdruck unter dem Wurzelzeichen negativ und also die Quadratwurzel unmöglich. Ferner kann y nicht zwischen $-\sqrt{2}$ und $-\infty$ liegen. Es mufs folglich y einmal sich zwischen den Grenzen 0 und $+\sqrt{2}$, so wie zwischen den Grenzen 0 und $-\sqrt{2}$ befinden, und das andere Mal $> +6$ seyn. Der *achte* Abschnitt giebt endlich noch allgemeine Bemerkungen über die Anwendung von Figuren aller drei Stämme in der Zeichenkunst und Mechanik. Papier und Druck sind gut; aufser den am Ende angezeigten Druckfehlern ist uns nur einer von Bedeutung aufgefallen. S. 175 nämlich mufs Nr. 68 statt

$$y \mp \sqrt{-\frac{c+cy}{a+y}} = 0$$

heifsen: $y \mp \sqrt{-\frac{c+by}{a+y}} = 0.$

M.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum.* Gesammelte Schriften von *Ludwig Rellstab.* 1836. *Erster* Theil. X u. 488 S. *Zweiter* Theil. 458 S. 8. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Hr. *Rellstab* ist als gewandter geistreicher Erzähler bekannt und bewährt sein Talent auch in den beiden Erzählungen, welche den ersten Theil dieser Sammlung bilden; allein — so wenig wir ihm Phantasie absprechen können, so finden wir doch die Erfindungsgabe in diesen beiden Novellen: *die Steinkohlengrube* und *die Räuber im Schwarzwalde*, nicht bedeutend, wohl aber auf bedeutenden Abwegen. Wir haben höchst ergreifende Situationen, und diese mit Wahrheit ausgeführt gefunden; aber im Ganzen

zen — wo sich eigentlich der Dichter bewährt, — finden wir keine Wahrheit, und daher erschüttern wohl diese Erzählungen, allein sie befriedigen nicht. Auch ist der Stoff überladen und die Einzelnheiten sind oft zu sehr in's Breite ausgemalt. Es bedurfte so vieler Hebel nicht, die nur gegen einander störend wirken. Hr. *Rellstab* hat Talent genug mit wenigerm Material auszureichen. Das Bergmannsleben, mit welchem er sich in der erstern Novelle wohl bekannt zeigt, so wie die Localtinten in der zweiten, gewähren einen eignen Reiz. Seine Naturschilderungen und Charakteristiken sind zu loben: besonders gerathen ihm die weiblichen Charaktere, die er mit Zartheit ausführt; doch ist auch der Bräutigam Baron in der ersten Erzählung, ein Bild vornehmer moderner Frivolität und Fadheit, sehr gut getroffen. — Im *zweiten* Theile zog uns *die Badereise*, deren Schauplatz Teplitz ist, durch ihren muntern leichten Ton und gute Charakteristik sehr an; doch bald sahen wir uns gezwungen, sie weit hinter die tragischen Darstellungen des ersten Theils zu setzen, und zwar sobald der Vf. in eigener Person mit zum Theil verbrauchten und in jedem Fall ungesalzenen Späfschen mit seinen Lesern, wie besonders S. 84 u. f., hervortritt, wodurch das Ganze noch dazu unleidlich gedehnt wird. Ein solcher Mifsgriff bei einem so geistreichen Manne ist kaum erklärbar. — Am Ende der Erzählung häuft sich denn auch Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit. — *Die Cholera im Fürstenthum Scherau* ist eine ganz ergetzliche Persiflage der unbeschreiblichen Angst, die sich Berlins bei dieser Krankheit bemächtigt hatte. Um den Vorwurf frivolen Scherzes bei einer so furchtbaren, verheerenden Erscheinung abzuwehren, hat Hr. *Rellstab* das Vorwort vor dem ersten Theile geschrieben. Er fafste den Gedanken, um in die übertriebene Furcht eine Diversion zu machen, eine scherzhafte Cholera-Correspondenz unter den bekannten Jean-Paul'schen Scherauern zu eröffnen und führte ihn mit mehrern Freunden aus, so dafs das Mein und Dein nicht mehr darin zu unterscheiden ist. Nach dem Schauplatz, wohin sie verlegt ist, läfst sich schon, wir sagen nicht der Geist, wohl aber die Art und Weise dieser Correspondenz ahnen. Sie erschien zuerst in der Zeitung für die elegante Welt; Hr. *Rellstab*, als der Erbe des Ganzen, da schon mehrere der Mitarbeiter gestorben sind, hat nun hier, mit Bewilligung der noch lebenden, alle Spuren von den bei der unmittelbaren Lebendigkeit der Gegenwart damals eingeschlichenen Personalbeziehungen, in sofern sie nicht ganz harmlos waren, wie er sagt, verwischt; doch hat er dies bei den ihn angehenden Personalbeziehungen nicht ganz über's Herz bringen können. Was würde aber wohl *Jean Paul*, der den Deutschen Witzkargheit vorwarf, zu der gegenwärtigen Witzvergeudung sagen, wie sie auch in dieser Correspondenz statt findet? Natürlich, dafs die Witzader dabei etwas stark forcirt wird. Wir haben ihren Versprudelungen nicht ganz folgen können, denn wir fanden das Ganze für eine Persiflage zu gedehnt. Der denkende Dramaturg bewährt sich aber in den an trefflichen Bemerkungen reichen, Aufsätzen über den grofsen verstorbenen Komiker *Ludwig Devrient*, und besonders als musikalischer Dramaturg in dem Aufsatze über die mit Recht gefeierte *Schröder-Devrient*, welche gewifs den geistreichen *Freund* anerkennen wird, der sich nicht scheut eine eigene Ansicht zu haben und diese, bei der höchsten Anerkennung ihres eminenten Talents, gegen sie geltend zu machen. — Da die Aufsätze dieser beiden Theile durch die Tagblätter, in welchen sie erschienen, hinlänglich bekannt geworden sind, und von einer grofsen Bedeutung für unsre Literatur dabei nicht die Rede ist, so begnügen wir uns mit diesen Andeutungen. — Papier und Druck sind gut.

Berlin, b. Nauck: *Die Sage von dem Schufs des Tell.* Eine historisch-kritische Abhandlung von Dr. *Julius Ludwig Ideler*, Privatdocenten an der Berliner Universität. 1836. VIII u. 101 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir sind der Ansicht, dafs der Geschichtsforscher verbunden ist, die Richtigkeit der Facta zu ermitteln, ohne irgend eine andere Rücksicht als auf die Wahrheit, und dafs dabei die etwaige Verletzung eines Nationalgefühls oder, wie man wohl sagt, der Poesie des Volkes gar nicht in Betracht kommen dürfe. Wir haben also auch gegen diese neuere Untersuchung des apokryphischen Tells-Schusses eben so wenig, als gegen die des Hn. Prof. *Huber* über den Cid, einzuwenden, nur wissen wir uns doch nicht recht zu erklären, wie denn die von ihm mit einer schätzbaren Literatur vorgelegten Akten Hn. *Ideler* zu der bestimmten Ueberzeugung gebracht haben können, dafs der Apfelschufs — die geschichtliche Existenz Tell's rechtfertigt er gegen *Jacob Grimm* — eine blofse Fabel sey, obgleich die Aehnlichkeit des Betragens und der Antworten *Tell's* und des *Toko* beim *Saxo Grammaticus* u. m. und des *Eigil* in der Wilkinasaga, höchst auffallend ist. — Die von ihm S. 72 angeführten geschichtlichen Schweizer-Denkmäler, welche von 1388 herrühren, sind doch nicht wegzuleugnen, und wäre das von *Rochholz* in seiner Eidgenossenschen Lieder-Chronik angeführte alte Lied als ein gleichzeitiges auszumitteln, oder das dort angeführte Epigramm von 1315 — woran seines guten Lateins und der metrischen Correctheit wegen gezweifelt wird — echt, so dürften die Acten über den Tell'sschufs wohl noch nicht geschlossen seyn. — Für die Mittheilung der englischen Ballade aus Percy von den drei Schützen *Adam Bell*, *Clym of the Clough* und *William of Cloudesly*, welche eine der schweizerischen analoge Sage enthält, sind wir, bei der Seltenheit des Percy'schen Werkes, dankbar; allein, was der 9 Seiten lange Abdruck der Scenen aus *Le Mierre's* Trauerspiel *Guillaume Tell* soll, wissen wir nicht, da denn doch die poetische Verarbeitung der Sage oder Thatsache nichts zur historisch-kritischen Untersuchung beiträgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Lehrbuch der reinen Mathematik* von *Georg E. J. Ulrich*, Dr. d. Phil. und ord. Prof. der Math. in Göttingen. Mit 5 Steintaf. 1836. XII u. 674 S. 8. (2 Rthl. 20 gGr.)

Die nächste Veranlassung zur neuen Bearbeitung der Grundlehren der reinen Mathematik waren die Vorlesungen des Vfs.; jedoch soll das Buch auch für Andere nützlich seyn. Bei den Verdiensten anderer Lehrbücher vermisse man selbst in den besseren eine genaue Nachweisung des inneren Zusammenhanges der einzelnen Lehren; sey das irrationale Gröfsenverhältnifs sehr vernachlässigt; habe die Lehre von den widerstreitenden (?) Gröfsen zu manchen Schwierigkeiten und auffallenden Folgerungen geführt u. s. w. Diese will der Verf. beseitigt, die Lehre von den Potenzen nach ihrem wahren Zusammenhange dargestellt, die Potenzformen zuerst streng begründet, die Wurzelgröfsen nach ihrem gebührenden Rechte behandelt, manche Widersprüche beseitigt und überhaupt vieles verbessert haben, was die bisherigen Bearbeiter von Lehrbüchern übersehen hätten: Die Geometrie sey gleich sorgfältig behandelt; praktische Brauchbarkeit sey stets berücksichtigt worden u. s. w. Bei diesen Versprechungen ist es Pflicht des Ref., in den Ideengang und die einzelnen Bearbeitungen tiefer einzugehen.

Das Lehrbuch behandelt im 1sten Haupttheile die Arithmetik, im 2ten die Geometrie; jener zerfällt in 3 Abschnitte, deren 1ster in 4 Kapiteln die Bildung der ganzen Zahlen und Grundrechnung, die zusammengesetzten Zahlen, die Brüche und nächsten Anwendungen der arithmetischen Operationen; der 2te in 4 Kap. die Erhebung zu Potenzen, das Wurzelausziehen, die Potenzen und Wurzeln der höheren Grade und die Logarithmen; der 3te in 2 Kap. die Verhältnisse und Proportionen nebst Progressionen zum Gegenstande hat: Ein Anhang verbreitet sich über die Kettenbrüche. Die Geometrie zerfällt in 8 Kap., deren 1stes sich mit der geraden Linie, den Ebenen und Winkeln; das 2te mit der Lage von 3 Linien; das 3te mit dem Kreise und dessen Gebrauch beim Winkelmessen; das 4te mit mehreren Aufgaben; das 5te mit Berechnungen der Flächen; das 6ste mit der Aehnlichkeit der Figuren; das 7te mit den regulären Polygonen nebst Kreisfläche und das 8te mit der ebenen Trigonometrie beschäftiget.

Diese Folge der mathematischen Disciplinen entspricht dem Charakter der Wissenschaft nicht ganz und die einzelnen Lehren hängen nicht überall consequent zusammen. Zahl und Raum sind die Gegenstände der Mathematik; die Betrachtung jener betrifft die Entstehung, Veränderung, Vergleichung und Beziehung der besonderen oder allgemeinen Zahlengesetze; letztere nennt der Verf. unrichtig und zweckwidrig „unbestimmte"; denn jede allgemeine Zahl, jedes allgemeine Gesetz enthält eine Bestimmtheit, kann also nicht unbestimmt seyn. Ref. unterscheidet zwei Hauptveränderungen, die Vermehrung oder Verminderung, deren jede dreifach modificirt wird, woraus sechs Veränderungsarten entstehen, welche drei Gegensätze enthalten, worauf die Arithmetik beruht. Die Kettenbrüche sind von der Bruchlehre getrennt, also ihres Zusammenhanges mit diesen beraubt, da sie gleich den Decimalbrüchen zu den besonderen Bucharten gehören. Die Gleichungen des 1sten Grades betrachtet der Vf. als Anwendungen der arithmetischen Grundoperationen, wozu die widerstreitenden Gröfsen einleiten sollen: Dort und hier liegt ein Fehlgriff, weil die Gleichungslehre einen Haupttheil der Zahlenlehre ausmacht; und durch diese Zerstückelung sowohl ihres inneren Zusammenhanges als auch ihrer Selbstständigkeit beraubt ist: In dem Begriffe „widerstreitende Gröfsen" liegt kein mathematischer Sinn, und ihre Vereinigung mit den Gleichungen widerspricht dem gesetzlichen Wissen. Der Verf. legt unrichtig in das Wesen der Zahl den Gegensatz der positiven und negativen Zahlen; er liegt blofs in der Beschaffenheit, welche sich einfach aus dem Rückwärtszählen unter die Null ergiebt.

Die Verhältnisse und Proportionen werden erst im 3ten Abschnitte behandelt und doch kommen im 1sten Aufgaben vor, welche auf jenen beruhen; mithin liegt hierin ein Mifsgriff, der den logischen Zusammenhang unterbricht. Die Lehre von Potenzen wird zweckwidrig zerstückelt; weil die quadratischen Gleichungen eingeschoben sind und dann wieder zu höheren Potenzen übergegangen wird. Daß die Gleichungslehre den Logarithmen, Proportionen und Progressionen vorausgeht, findet allen Beifall und begegnet Fehlern, in die viele Lehrbücher verfallen.

In der Geometrie begeht der Verf. ebenfalls manche Inconsequenzen, wovon Ref. die wichtigsten heraushebt. Vom Winkel geht er zum Dreiecke über und behandelt unter der Aufschrift „Lage dreier Linien in einer Ebene" die Parallelen und Parallelogramme,

gramme, was in so fern inconsequent ist, da erstere nur 2 und diese 4 Linien erfordern. Die Begründung der ersteren mittelst der Dreieckswinkel hat keine logische Richtigkeit, weil die Theorie selbst mit der Fläche nichts gemein hat, sondern blofs auf der Richtung der Schenkel der Winkel beruht. Die Richtung der Schenkel bestimmt die Winkel und umgekehrt, also läfst sich die Parallelntheorie auf einen Grundsatz zurückführen, welcher die Erklärung selbst als Wahrheit ausspricht, also nicht zu beweisen ist. Die Gesetze der Linien und Winkel der Ebenen sind nirgends von denen der Fläche geschieden, wodurch eine Vermischung von Sätzen entstand, welche der klaren Einsicht in den Charakter der Figuren zuwider ist; So hat die Aehnlichkeit der Figuren mit der Berechnung der Flächen nichts gemein, und doch vermengt sie der Verf. mit dieser: Gleichheit der Winkel oder Proportionalität der Seiten bedingen jene, welche also rein auf Verhältnissen von Linien und Winkeln beruht. Die Stereometrie scheint der Verf. nicht zur reinen Mathematik zu rechnen, da er sie nicht aufnahm; in diesem Falle stimmt ihm Ref. nicht bei, indem jene einen Haupttheil der Geometrie ausmacht.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über wissenschaftliche und pädagogische Charaktere des Lehrbuches wendet sich Ref. zu den besonderen Entwickelungen der Disciplinen. Da der Verf. nicht erörtert, was „Gröfse" ist, wie sie entsteht u. s. w., so ist seine Erklärung: „Mathematik wird sehr passend mit dem Namen Gröfsenlehre bezeichnet" u. s. w., unbestimmt und unstatthaft. „Zahl" soll ihm das Gesetz bezeichnen, nach welchem aus der Vorstellung einer Gröfse die einer anderen mit ihr gleichartigen erhalten wird"; hierunter sind die allgemeinen Zahlen nicht verstanden, mithin ist die Erklärung nicht vollständig; der Verf. hat blofs die Ziffernzahlen im Auge. In der Einleitung vermifst man die mathematische Methode, welche im ganzen Vortrage nicht beachtet ist, indem weder Erklärungen, noch Grundsätze, noch Lehrsätze u. s. w. unterschieden, sondern alle Wahrheiten wie in einer Erzählung behandelt sind; und viele der wesentlichsten Begriffserklärungen. Das Rechnen mit unbestimmten Zahlen, welche der Verf. vorher zweckwidrig „unbenannte" hiefs, nennt er algebraisch oder analytisch: Nun kann man sich auch mittelst besonderer Zeichen zu allgemeinen Gesetzen erheben, mithin ist jene Ansicht nicht haltbar. Lobenswerth ist der jedesmalige Uebergang von besonderen zu allgemeinen Operationen, mangelhaft aber das Uebergehen dieser in Buchstaben. Brüche, deren Nenner im Zähler restlos enthalten ist, sind blofse Formbrüche, also keine unechte: Die Vergleichung der Bruchwerthe setzt die Gleichheit der Nenner voraus; das Zurückführen auf Verhältnisse ist unstatthaft, weil dem Anfänger der Charakter eines Verhältnisses im Lehrbuche noch nicht erörtert ist; in der Einleitung wäre der Ort dazu gewesen. Das Gleichnamigmachen der Brüche stellt der Verf. zwar sehr wortreich, aber nicht ganz verständlich dar; dafs z. B. der Ausdruck $\frac{a}{b}-c=\frac{a}{b}-\frac{bc}{b}=\frac{a-bc}{b}$ negativ ist, muss unerwähnt lassen, weil der Charakter der negativen Zahlen noch nicht erklärt ist; in der Einleitung konnte es geschehen: denn der denkende Schüler kann leicht Ziffern statt der Buchstaben gebrauchen wollen, und weifs dann nicht, was z. B. $\frac{3}{4}-5=\frac{3-20}{4}$ bedeuten soll.

Die Zeichen, welche die positive oder negative Beschaffenheit der Gröfsen versinnlichen, heifsen „Beschaffenheitszeichen." In der Breite des Vortrages gefällt sich der Verf. sehr; so dehnt er das Gesetz, „das Aufheben der positiven Gröfse heifse das Setzen einer gleich grofsen negativen", durch 2 Seiten aus, und doch läfst es sich in 6 Zeilen klar erörtern; die analytische Darstellung der Operation ist ganz übersehen und die Bedeutung des Begriffes „Coefficient" ist nicht berührt. Das Auflösungsgeschäft bei Gleichungen wird mit einer Weitschweifigkeit beschrieben, die keinem Lehrbuche, am wenigsten einem für Vorlesungen an Hochschulen bestimmten, Ehre macht: Der Charakter des Einrichtens, Ordnens und Reducirens ist gar nicht erwähnt, daher füllet der Verf. für das Verfahren der Auflösung von Gleichungen Seiten an und erhält am Ende eine Gleichung, z. B. in dem Ausdrucke $(180-7-360)x=68-7-120-756$, also $x=\frac{68-7-120-756}{180-7-360}$. Kein Sachverständiger kann eine solche Darstellung billigen. Der Gebrauch des Coefficienten bei Gleichungen von zwei Unbekannten will den Schein verbreiten, als käme derselbe bei denen mit einer Unbekannten nicht vor.

Das Bilden der Gleichung aus den Bedingungen der Aufgabe nennt der Verf. unpassend „Anschreiben", und die Gesichtspunkte, worauf dasselbe beruht, erörtert er nicht; zugleich vermifst man Aufgaben zur Uebung, obgleich der Verf. auf das Praktische sehr viel zu sehen verspricht. Die unbestimmten Gleichungen (besser Aufgaben) sind zwar gut behandelt, allein die Beseitigung der Bruchformen für die Werthe der Unbekannten ist nicht einfach versinnlicht. Der Uebergang von diesen Gleichungen zur Lehre von den Potenzen widerspricht dem consequenten Ideengange, da sie auf den Gesetzen der Multiplication beruht, wie selbst die Erklärung des Verf. beweiset, indem ihm „Potenz jedes Produkt ist, das aus zwei oder mehreren Faktoren gebildet ist." Die der Potenz zum Grunde liegende Zahl nennt der Verf. „Wurzel", Ref. aber „Dignand", der bezeichnet, was geschehen soll. Die Quadrirung und Cubirung 3- oder mehrtheiliger Gröfsen ist übergangen und führt auf grofsen Mangel im Vortrage. Dafs die Erklärung der Quadratwurzel zu dem Ausdrucke $(\sqrt{-a})^2=-a$ führe, ist in so fern sehr gewagt, als $-a+-a=a^2$ ist; Es fehlt die Nachweisung, dafs jede imaginäre Gröfse sich auf

den

des Kehlers, wie durch dies und dass die Quadratwurzel aus einer Quadratgröfse den Radicanden selbst giebt, dass $\sqrt{(a-a)^2} = \sqrt{a^2(\sqrt{-1})^2} = a + -1a = -a$. Das Ausziehen der 4ten oder höheren Wurzeln ist nicht angedeutet. Die irrationalen Quadratwurzeln behandelt der Verf. mit lobenswerther Ausführlichkeit; nur sollten die quadratischen Gleichungen nicht eingeflochten seyn. Für die Erörterungen der Potenzen von höheren Graden vermisst man die Erklärungen der wichtigsten Begriffe, z. B. von gleichartigen und ungleichartigen, gleichnamigen und ungleichnamigen Potenzen, Wurzelgrößen u. dgl.; daher sind manche Gesetze dunkel und unverständlich. So heifst es §. 201: „Produkt zweier Potenzen von gleicher Wurzel ist eine Potenz der nämlichen Wurzel, deren Exponent der Summe der Exponenten der Faktoren gleich ist." Nun ist z. B. für $8^2 = 64$ und für $4^3 = 64$ von 4 die Wurzel $= 8$ und doch ist $8^2 + 4^3$ nach des Verf. Gesetz in Potenzform nicht zu behandeln, mithin ist dieses nicht verständlich. Dieses und andere Gesetze lassen sich viel kürzer und bestimmter ausdrükken: Für $6a^{-2} = \frac{6}{a^2}$ für $a^0 = 1$ u. s. w. fehlen einfache klare Beweise, weswegen die Lehre von Potenzen und Wurzeln mangelhaft und unverständlich behandelt ist. Haben des Verf. Zuhörer alle Gesetze nicht an Gymnasien gründlich kennen gelernt, so erlernen sie dieselben aus dem im Buche Gesagten nicht. Die Rechnungen in zusammengesetzten Potenzen und Wurzeln, z. B. $(a^2b^3 + 4m^2n)^3$; $\sqrt{(6+\sqrt{5})}$; $(\sqrt{5}+\sqrt{8})^4$ u. s. w., bleiben ihnen fremd, weswegen sie das Lehrbuch nicht mit besonderem Nutzen zum Selbststudium gebrauchen können. Von den Reduktionen imaginärer Gröfsen, von den Eigenschaften des Faktors $\sqrt{-1}$ hinsichtlich seiner Potenzen und Wurzeln, der verschiedenen Operationen in ihnen, von der Ausführung der Divisionsfälle $a:(\sqrt{b}+\sqrt{g})$ u. dgl. sagt der Verf. nichts; kaum erklärt er die imaginären Gröfsen; von ihrer Behandlung ist keine Rede.

Die Logarithmenlehre ist am weitläufigsten behandelt, ohne jedoch die vier Hauptgesetze und logarithmischen Gleichungen gehörig zu erörtern: Uebrigens haben die Darstellungen viel Lehrreiches und gehören zu den besseren des Lehrbuches; nur vermisst man Aufgaben zur Uebung, welche zu Logarithmen führen. Die geometrischen Proportionen sind so behandelt, wie man sie in wenig anderen Lehrbüchern findet und bilden den gelungensten Theil der Arithmetik. Des Verf. Erklärung des Begriffes „Progression" passet blofs für steigende, nicht aber für fallende Reihen; die Differenz arithmetischer Reihen kann man nicht Exponent nennen; die Ableitung der summatorischen Formel ist bei aller Umständlichkeit doch nicht verständlich. Zugleich vermisst man viele Gesetze und Aufgaben, z. B. für je drei unmittelbar sich folgende Glieder, für das Interpoliren, für die Summirung der geraden und ungeraden Zahlen u. dgl. Die geometrischen Reihen sind besser behandelt, obgleich auch hier viele Formeln und erläuternde Aufgaben fehlen. Die Anwendung auf periodische Decimalbrüche, die Summation einiger anderer Reihen u. s. w. sind sehr gut. Von den im Anhange behandelten Kettenbrüchen fehlen viele Erklärungen, z. B. von vollständigen und unvollständigen Quotienten, von Einschaltbrüchen, von Reduktion derselben auf gemeine Brüche, von Bestimmung der Partialbrüche aus den Quotienten u. s. w. Die Hinweisung auf *Lagrange* zu *Euler's* Algebra ist dem Lernenden nicht hinreichend: Es giebt manche Lehrbücher, in denen viele Disciplinen der reinen Mathematik viel besser behandelt sind, als in dem des Verf., und doch verweiset er nicht auf sie.

In der Einleitung zur ebenen Geometrie spricht er viel von Theilbarkeit der Raumgröfsen, ohne den Gegenstand der Geometrie zu charakterisiren. Die Richtung ordnet er der geraden Linie unter und versinnlicht die dreifache Lage jener nicht, wodurch grofse Dunkelheit entsteht. Wunderlich erscheint die Erklärung der Entstehung der verschiedenen Winkelarten; was auf mehrere Seiten ausgedehnt ist, lässt sich in 10 bis 12 Zeilen bestimmter und verständlicher geben. Die Einführung von Drehungen ist völlig unstatthaft; dass die Summe der Nebenwinkel $= 2R$ ist, ist keine Erklärung; die Wahrheit fordert eine Begründung. Wegen des Mangels der Nachweisung, in wie fern mit dem Lothe der rechte Winkel eng verbunden ist, wird die Darstellung dunkel. Die Vernachlässigung der mathematischen Methode rächet sich an fast allen Erörterungen, welche meistens so breit und wortreich sind, dass der Lernende die Hauptwahrheit nicht erkennt: Dieses zeigt sich recht auffallend bei der Versinnlichung der Gleichheit von 2 Winkeln, welche 3 Seiten füllet und in den Bemerkungen selbst stets im Kreise sich herumdreht.

Von der Eintheilung der Dreiecke nach Seiten und Winkeln, von den Bedingungen für ihre Congruenz, vom Aufsenwinkel u. dgl. wird wenig oder gar nichts gesagt; die Congruenz ist mit der Gleichheit verwechselt; wohl sind congruente Dreiecke auch gleich, aber gleiche Dreiecke müssen nicht congruent seyn. Die Congruenzfälle sind zu sehr zerstreut; §. 27 ist mit §. 40 zu verbinden und der Satz etwa so zu stellen: Wenn man im gleichschenkeligen Dreiecke von der Spitze zur Grundlinie ein Loth fället, so entstehen zwei congruente Dreiecke. Viele Sätze für Linien und Winkel der Dreiecke fehlen; viele Beweise sollten kürzer seyn und doch mehr Bestimmtheit enthalten. Die Begründung der Parallelität ist nicht gelungen. Der Verf. setzt den Satz voraus, dass die Summe der innern Winkel $= 2R$ ist, geht dann von dem Satze aus, dass 2 Linien, wenn sie auf einer 3ten rechtwinkelig stehen, parallel sind, und beweiset diese Sätze indirekt. Ref. hält den Grundsatz, dass die Schenkelrichtung die Winkel bestimmt und diese bei gleicher Richtung jener gleich sind, für die Grundlage der Parallelität und

und beweiset dann letztere aus der Gleichheit der äufseren und inneren Gegenwinkel direkt.

In der Raute und Rhomboide, sagt der Verf., sind die Winkel ungleich; dieses ist in so fern unbestimmt, als die Gegenwinkel sich gleich sind; von recht- und schiefwinkeligen Parallelogrammen sollte er ausgehen. Was in §. 61 bewiesen wird, liegt in der Erklärung des Parallelogrammes, dessen Eigenschaften zugleich in einem Lehrsatze vereinigt seyn sollten. Nur die Rhomboide fordert für ihre völlige Bestimmung drei von sich unabhängige Bestimmungsstücke. Die Congruenz und Aehnlichkeit der Vierecke und Vielecke nebst anderen Sätzen sollten hier nicht fehlen, also der Lehre vom Kreise vorausgehen. Dem Verf. ist ein in dem Kreis eingeschriebener Winkel derjenige, dessen Scheitel ein Umfangspunkt sey und dessen Schenkel Sehnen seyen; hier ist die Kreislinie mit Kreisfläche verwechselt; dieser Peripheriewinkel ist viel einfacher zu erklären, wornach eine eingeschriebene Figur diejenige ist, deren Winkel Peripheriewinkel sind. Die meisten übrigen Darstellungen sind gut und die Zusammenstellung der Aufgaben, welche auf den vorgetragenen Sätzen beruhen, in einem Kapitel ist sehr zu billigen. Eine gröfsere Anzahl von Aufgaben und Lehrsätzen sollte dem Lernenden zur Uebung dienen.

Vor den Untersuchungen vom Kreise sollte die Aehnlichkeit der Figuren betrachtet und nach jenem die Bestimmung der Seiten regulärer Figuren in und um den Kreis nebst Rektifikation der Kreislinie, d. h. das Verhältnifs des Durchmessers zur Peripherie, behandelt seyn, wobei sich sehr viele lehrreiche Aufgaben über Dreiecke, Vierecke und Vielecke zur analytischen Auflösung mittheilen lassen. Erst dann sollten die Flächenberechnungen folgen, weil sie auf diesen Linienberechnungen beruhen. Dafs der Verf. weder hier, noch beim Uebergange von der Figurenberechnung zur Aehnlichkeit der Figuren consequent verfahren ist, wird er um so einfacher erkennen, je mehr er das Wesen der letzteren betrachtet, und es nur in der Gleichheit der Winkel und Proportionalität der Seiten begründen kann, mithin mit der Flächenberechnung nichts gemein hat, da keine Winkel zu betrachten sind.

Was der Verf. unter der Ueberschrift „Berechnung der Fläche geradliniger Figuren" vorträgt, sind meistens geometrische Flächenvergleichungen; die eigentlichen Berechnungen sollten von diesen getrennt seyn; in wie fern die Fläche des Parallelogrammes von der Grundlinie und Höhe abhängt, ist nicht deutlich erörtert; auch vermifst man viele lehrreiche Sätze von der Flächenvergleichung und die den Kreis betreffenden Sätze sind ausgeschlossen, weil dieser erst später behandelt wird, was einem logischen Zusammenhange nicht entspricht. Für die Aehnlichkeit der Figuren vermifst man die Nachweisung, in wie weit zwei Linien im Verhältnisse stehen, also 4 Linien proportional sind und für die Begründung der Proportionalität der Dreiecksseiten des Satzes. Wenn man einen Winkelschenkel in beliebig gleiche oder verhältnifsmäfsige Theile verlegt und nach dem anderen unter sich parallele Linien zieht, so wird dieser in eben so viele gleiche oder verhältnifsmäfsige Theile getheilt. Uebrigens findet man in diesem Kapitel mehr Sätze als in vielen anderen Lehrbüchern. Im Ausdrucke vermifst man oft Bestimmtheit; z. B. in §. 183 heifst es: „die Seiten beider Polygone stehen im gleichen Verhältnisse", statt „die homologen Seiten"; die Schreibart AB^2, ab^2 u. s. w. statt $(AB)^2$ oder $\overline{ab}^2$ ist undeutlich.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in d. Cotta. Buchh.: *Die Religion Jesu Christi in Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christlichen Kirchenjahres* mit Nutzanwendungen dargestellt von *Max. Joseph Herz*, geistl. Rath, erzbischöfl. Dekan und Residenz-Stadtpfarrer in Sigmaringen. 1836. 985 S. gr. 8. (1 Rthl. 16 gGr.)

Eins von jenen Erbauungsbüchern, mit welchen katholische Theologen jährlich ihre ascetische Literatur bereichern, um die Bedeutung des Kirchenjahres deutlich und für Glauben und Leben fruchtbar zu machen. Denn nach einer, aus Bibelstellen zusammengestellten Glaubens- und Sittenlehre, die aber fast nur einen gedrängten Abrifs vom Leben Jesu enthält, folgen die Evangelien so, dafs jede Perikope durch eine Betrachtung über den Sinn und den Zusammenhang des in ihr liegenden Hauptgedankens eingeleitet wird. Allerlei erbauliche Bemerkungen schliefsen sich in bunter Reihe an und jeder Abschnitt wird mit einem kurzen Gebete beendigt. Die Darstellung ist oft steif und trocken, so dafs wir uns von dem Buche für das Volk wenig Gewinn versprechen. Hat aber der Vf., wie die Dedikation verräth, bei seiner Arbeit zugleich mit Geistliche im Auge gehabt, so gestehen wir, dafs wir auch nach dieser Seite hin ihr keinen Werth beilegen können. Denn jeder einigermafsen denkende Pfarrer kann sich Betrachtungen, wie er sie hier findet, selbst machen, und nur die gröfste Armuth an Geist und theologischer Wissenschaft wird zu solchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Lehrbuch der reinen Mathematik*, von *Georg E. J. Ulrich* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 144.)

Ueber die Quadratur des Kreises wird viel Belehrendes gesagt; aber die ludolphische Zahl π wird früher in die Rechnung gebracht, als sie selbst abgeleitet ist; denn in §. 204 findet man sie und in §. 205—211 wird sie erst auf eine sehr weitschweifige Art entwickelt. Solche Anticipationen verträgt die mathematische Consequenz nicht. Die Substitution der regulären Einfachecksseite in die Formel für das Doppeleck führt kurz zum Ziele und würde kaum $\frac{1}{3}$ des Raumes erfordert haben.

Die Darstellungen des Zusammenhanges der Winkel mit den ihnen entsprechenden geraden Linien eröffnet der Verf. unrichtig mit dem Dreiecke. Nach des Refer. Ansicht haben diese Linienfunktionen nur dann mit dem Dreiecke erst etwas gemein, wenn jene auf dieses angewendet werden. Daher ist die Benennung „trigonometrische Funktionen statt goniometrische" nicht zu billigen. Diese Linien erklärt der Verf. als Verhältnisse zwischen Catheten und Hypothenuse, wodurch er weniger verständlich wird, als wenn er sie geometrisch gezeichnet, die Verhältnisse mit der Zeichnung verglichen und daraus ihre Bedeutungen als Quotienten abgeleitet hätte. Nebstdem ist die Ableitung der Formeln nicht geometrisch begründet, daher das Auffassen erschwert; das anschauliche Element ist ganz vernachlässigt. Die Schreibart *sin.* C^2, *cos.* C^2 statt *sin.* ^2C, *cos.* ^2C, ist insofern unrichtig, als nicht der Winkel, sondern die Linie zu quadriren ist; die Formeln *tang.* $C = \frac{sin.\,C}{\sqrt{(1-sin.\,C)^2}}$; *sec.* $C = \frac{1}{\sqrt{(1-sin.\,C)^2}}$; *Cos.* $C = \frac{1}{\sqrt{(1+tang.\,C)^2}}$ u. m. a. sind falsch und sollten unter den Druckfehlern verbessert seyn; die Nachweisungen von den Werthen der Funktionen und ihrem Verhalten bei veränderlichen Winkeln sind zu sehr getrennt; die Menge von Formeln reicht für die Auflösung der Aufgaben über ebene Dreiecke völlig hin; viele konnten wegbleiben. Für die Summe von drei Winkeln sind keine Formeln abgeleitet.

Ohne die Formeln für das rechtwinkelige Dreieck an einer Figur zu versinnlichen oder ihre Construktion nachzuweisen, giebt sie der Verf. ohne Berücksichtigung des Radius blos an, was nicht zu billigen ist, da dieser für alle logarithmische Rechnungen vorkommt. Das Gesetz über das Verhalten von zwei Dreiecksseiten, wie die ihnen entsprechenden Sinusse, beruht auf dem Satze, dass der Peripheriewinkel die halbe Sehne, worauf er ruht, zu seinem Sinus hat, mittelst dieser Wahrheit ergiebt sich der Beweis für jenes eben so leicht als einfach. Für das schiefwinkelige Dreieck vermisst man manche in der Praxis bequeme Rechnungsformeln; z. B. die Formel für den Sinus und Cosinus eines halben Winkels aus den 3 Seiten hinsichtlich ihrer Anwendung auf die Flächenberechnung, welche mangelhaft behandelt ist. Die Berechnung des Flächeninhaltes eines Winkels aus den beiden Diagonalen und eines an ihrem Durchschnittspunkte gegebenen Winkels; eines in den Kreis beschriebenen Viereckes aus seinen 4 Seiten, woraus der Beweis für den ptolomäischen Lehrsatz sich leicht ergiebt, und viele andere Aufgaben über bekannte Dreiecksstücke und Bestimmung der fehlenden Stücke hätten dem Verf. reichhaltigen Stoff zur Uebung der Lernenden gegeben, wenn er seinem in der Vorrede wegen der praktischen Richtung gegebenen Versprechen entsprechen wollte.

Ob der Verf. das in der Vorrede Berührte geleistet hat, mag diese kurze Beleuchtung des Inhaltes erörtern. Nimmt man den Titel als Entscheidungsgrund für die zur reinen Mathematik gehörigen Disciplinen an, so entsprechen ihm die im Lehrbuche abgehandelten Materien nicht, weil auch die Stereometrie, sphärische Trigonometrie und Elemente der Curvenlehre zu jener gehören. Möge er bei einer nächsten Auflage diesem Uebelstande begegnen; die verschiedenen Inconsequenzen verbessern; mehr auf den inneren Zusammenhang der Sätze und ganzen Disciplinen, auf die mathematische Methode und auf grösere Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks sehen und seinem Lehrbuche in wissenschaftlicher und pädagogischer Beziehung immer mehr Vorzüge verschaffen. Bei den mancherlei Abweichungen in Ansichten bemerkt Refer. schliefslich, dass das Buch in der Hand eines gewandten Lehrers mit grofsem Nutzen gebraucht wird, dass es gegen viele andere Lehrbücher ähnlicher Art wesentliche Vorzüge hat, und eben darum zu empfehlen ist. Gutes Papier, guter Druck, der jedoch sorgfältiger durchgesehen seyn sollte, und correkte Zeichnungen erhöhen den äufseren Werth desselben.

P.

PHILOSOPHIE.

London, b. Baldwin u. Cradock: *Analysis of the phenomena of the human mind.* By *James Mill* Esqu. author of the history of British India and elements of political economy. In 2 voll. 1829. (320 u. 312 S. gr. 8.)

Die Entwickelung der neueren Philosophie strebt ganz allgemein (auch bei uns Deutschen) unverrückt Einem grofsen Ziele zu: der vollständigen Selbsterkenntnifs, durch Zergliederung unseres Bewufstseyns bis zu den einfachsten Grundelementen desselben. Aber der Fortschritt zu diesem Ziele hat freilich bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene Gestalt angenommen. Während er bei uns *Deutschen* vielfach durch spekulative Ueberspannungen, bei den *Franzosen* durch Materialismus und moralischen Egoismus unterbrochen worden ist, finden wir ihn dagegen bei den *Engländern* beinah völlig gleichmäfsig in derselben Richtung, wie sie gleich anfangs von *Baco* und *Locke* eingeschlagen worden war: dasselbe strenge Anschliefsen an die innere Erfahrung, dieselbe besonnene Reflexion darüber, dieselbe beinah furchtsame Vorsicht in Hinsicht aller metaphysischen Hypothesen. Wie verschieden, ja entgegengesetzt auch sonst die Ansichten seyn mögen: in diesen Punkten kommen sie mit einander überein. Zwischen *Hume* und seinen Gegnern, und zwischen diesen und den ihnen Gegenübergetretenen ist hierüber kein Streit, sondern es handelt sich nur um die Auslegung, um die Folgerungen von dieser gemeinsamen Grundlage aus.

Bei uns Deutschen ist es schon seit geraumer Zeit zur Mode geworden, England als für die Philosophie gänzlich todt zu betrachten. Dies ist keineswegs der Fall. Ist auch ihre Lebensentwickelung in diesem Lande nicht grade eine hoch-gesteigerte und bedeutende, so ist sie dafür eine gesunde und weit ausgebreitete; und wir haben auch in diesen Blättern von manchen erfreulichen Zeichen derselben, welche während des letzten Jahrzehnds, hervorgetreten sind, zu berichten Gelegenheit gehabt*). Auch hält sich diese Entwickelung keineswegs etwa blos innerhalb der durch die Schottische Schule gezogenen Schranken. Schon *Mackintosh* hat in seinen Arbeiten zur praktischen Philosophie dieselben entschieden überschritten**); und in noch gröfserer Ausdehnung ist dies, auch auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie, von *Thomas Brown* geschehn, dessen Werke (*Sketch of a system of the philosophy of the human mind. Edinb.* 1820 und *Lectures on the philosophy of the human mind.* 4 voll. ib. 1820), wie ihre zahlreichen Auflagen bezeugen, einen sehr grofsen Beifall und Einflufs gewonnen haben. Wenngleich auf *Dugald Stewart's* Empfehlung zu dessen Nachfolger an der Edinburger Universität ernannt, ist er mit den von der Schottischen Schule zum Grunde gelegten angebornen Principien in offenen Kampf getreten, und hat dieselben durch seine Zergliederungen auf einfachere zurückzuführen gesucht, so dafs also hierin die gegen *Hume* eingetretene Reaktion schon wieder ihre Reaktion gefunden hat, an welche sich neue, kräftigere und weiter dringende philosophische Bestrebungen anschliefsen können. Dieselbe Richtung nun schlägt auch das vorliegende Werk ein; und wenn auch dasselbe nicht den genannten Werken von Brown an Werth gleich stehen möchte, so ist es doch auf jeden Fall als ein schätzenswerther Anfang für umfassendere und tiefere Zergliederungen zu betrachten, und zu hoffen, dafs es sich als Anstofs zu solchen erweisen werde.

Der Verfasser hatte sich, wie schon das im Titel angeführte, gröfsere historische Werk zeigt***), nicht ausschliefslich den, wie es in England heifst, rein-metaphysischen (*purely metaphysical*) Forschungen gewidmet. Dies merkt man auch dem vorliegenden Buche an, welchem es bei allem Scharfsinne, doch an einer gewissen Umsicht und Gewandheit mangelt, wie sie nur durch längere Uebung und Vertrautheit mit strengeren philosophischen Forschungen erworben werden können. Aber es ist deshalb vielleicht nur um so interessanter daran zu sehen, wie viel die ausschliefsende Anwendung Eines, zwar allerdings viel, aber doch keineswegs Alles umfassenden Principes, des Principes der Association unter unsern Vorstellungen, für die Erklärung der psychischen Phänomene vermöge und nicht vermöge. Dem Verf. war in dieser Hinsicht bekanntlich schon durch *Hartley* vorgearbeitet worden. In dessen Fufstapfen tritt er, ohne seine materialistischen Hypothesen, jedoch so, dafs er über das so eben bezeichnete Princip hinaus recht eigentlich weiter nichts kennt und anerkennt, aber diesem mit bewunderungswürdigen, wenn auch nicht immer in rechter Art angewandten Scharfsinne Alles, was irgend zur Erklärung vorliegt, anzupassen weifs.

Der Verf. beginnt, wie gewöhnlich, von den *sinnlichen Empfindungen*. Den allgemein bekannten Gattungen derselben fügt er, wie es auch zum Theil schon von Andern vor ihm geschehen war, noch die hinzu: die Empfindungen der Desorganisation oder der Annäherung zu derselben (verschieden von den übri-

*) Man vergleiche meine Recension von *J. Abercrombie, Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth* im Julihefl 1831, Nr. 150. 31, von *Th. Hope, An essay on the origin and prospects of man* Febr. 1834, Nr. 15. 16. 17. und von *J. Fr. W. Herschel, A preliminary discourse on the study of natural philosophy* Aug. 1834, Nr. 80.

**) Vgl. meine Recension von dessen *Memoirs* Ergänzungsbl. von 1836. Nr. 20.

***) Aufser diesem und der (ebenfalls auf dem Titel angegebenen) gedrängten systematischen Darstellung der politischen Oekonomie, hat er noch *Essays on government, jurisprudence, education etc.*, ursprünglich für die *Encyclopedia Britann.* geschrieben, welche mehr als ein anderes Werk, dazu beigetragen haben, ein systematisches Denken über Politik zu verbreiten, und in einem gewissen trüben, negativen Geiste verfafst, namentlich ein Lieblingsbuch der Radikalen geworden sind.

übrigen dadurch, dafs bei ihnen kein bestimmtes Organ und kein bestimmtes Objekt gegeben ist), die Muskelempfindungen (von der Bewegung des Armes u. s. w.) und den Empfindungen in dem Verdauungskanale. — Von allen sinnlichen Empfindungen bleiben, nachdem sie aufgehört, Spuren (*traces*) zurück, welche, obgleich davon verschieden, ihnen doch ähnlicher sind als etwas Anderes. Das sind die *Vorstellungen* (*ideas*): Kopien, Bilder, Repräsentanten der sinnlichen Empfindungen.

Nachdem der Verf. so die gewöhnliche materiale Grundlage für die psychischen Entwickelungen gewonnen, geht er zu einer allgemeinen Erläuterung dessen über, was nach seiner Theorie die allgemeine formale Grundlage bildet: die *Association der Vorstellungen*. In Hinsicht derselben will er (VI, p. 52 ff.) Alles zurückführen auf zwei Grundformen: die Verbindung der sinnlichen Empfindungen, jenachdem ihre Objekte einmal im Raume gleichzeitig gegeben sind, oder zweitens in der Zeit hintereinander (*synchronous* und *successive order*). Aus diesen beiden Verhältnissen sollen auch alle Verbindungen zwischen den Ideen stammen, und selbst die Verbindung nach dem Verhältnifs der Aehnlichkeit (*resemblance*) will der Verf. (p. 79) auf die häufige Zusammenwahrnehmung des Gleichen zurückführen (!), so dafs also auch dieses Associationsverhältnifs nicht subjektiv (durch die innere Energie des menschlichen Geistes), sondern *objektiv* begründet seyn soll. — Eben so will er alle Ursachen der Stärke der Association von zwei Grundverhältnissen ableiten: von der Lebhaftigkeit (*viridneſs*) der associirten Akte und von der Häufigkeit der Association. Bei sehr häufiger Wiederholung würden die Ideen oft so eng verbunden, dafs wir uns der Zusammengesetztheit gar nicht mehr bewufst würden, ja einige gar nicht mehr trennbar seyen, wie z. B. die Vorstellung der Farben und der Ausdehnung, der Solidität und der Figur. (Aber sind uns wohl diese ursprünglich einzeln gegeben?) Der Verf. rechnet dahin auch, dafs wir die Gegenstände in ihrer wahren Gestalt, Gröfse, Entfernung sehen, da doch das Auge nichts als Farben wahrnehme, und die Vorstellungen von der Ausdehnung, in welcher die Gröfse, Gestalt, Entfernung eingeschlossen seyen, nur in Muskelempfindungen ihren Grund hätten (p. 73).

Die sich zunächst anschliefsende Betrachtung über die der Sprache zum Grunde liegende Association giebt dem Verf. Veranlassung zu sehr ausführlichen Erläuterungen über die verschiedenen Wörterklassen (p. 91—168), welche wir, als weniger wesentlich, zur Seite liegen lassen.

Sehr charakteristisch dagegen für die Theorie des Verf. ist die im folgenden Abschnitte an die Spitze gestellte Behauptung, dafs eine Vorstellung haben, und das Gefühl (*feeling*) einer Vorstellung haben, und sich dieses Gefühles bewufst seyn (*to be conscious of that feeling*) gar nicht verschiedene Dinge seyen, sondern *nur verschiedene Namen für dasselbe Ding* (*the feeling and the consciousneſs are but two names for the same thing; in the very word feeling all that is implied in the word consciousneſs is involved*). Hier tritt zuerst hervor, was durch das ganze Werk hindurchgeht, dafs der Verf. für Alles, was sich nicht auf Associationsverhältnisse zurückführen läfst, gar keinen Sinn hat. Alle Verschiedenheiten der Formen, welche nicht durch Gruppen- und Reihenverbindungen entstehen, sondern Verschiedenheiten der *einfachen* Akte sind, existiren für ihn nicht. Dies geht, wie gesagt, durch das ganze Buch. So heifst es V. I, p. 254: eine Empfindung oder Vorstellung haben, und glauben (*to believe*), dafs wir sie haben, sey Dasselbe; ja V. II, p. 136: das Haben der Vorstellung, dafs Sich-ihrer-bewufst-seyn, das Wissen von der Vorstellung (*knowing the idea*) und das Beobachten der Vorstellung (*observing the idea*) seyen nur verschiedene Namen für dasselbe Ding. Wenn wir sagten, dafs einer Empfindung mehr Aufmerksamkeit zugewendet werde, als der anderen, so heifse dies nur, jene sey in höherem Mafse Empfindung als diese (*that the one is more a sensation than the other*). Doch hat der Verf. hier, wie meistentheils, wo er sich von seinem übermäfsigen Streben nach Vereinfachung irre führen läfst, eine Ahnung, dafs, was er als Dasselbe behauptet, doch noch das Hinzutreten von etwas Anderem erfordere, ja er kommt dem Richtigen sehr nahe, wenn er p. 139 sagt: was man unter dem geheimnifsvollen Namen der Selbstauffassung aufgeführt habe, sey nur die *allgemeine* Vorstellung besonderer Zustände des Bewufstseyns (*what has been mysteriously set forth under the name of an Idea of reflection, is simply the generalisation of particular states of conciousneſs: which particular states of consciousneſs are the sensations and ideas. The idea of the claſs is the idea of reflection*). Es kommt also (wie wir dies zu Gunsten des Verf. näher bestimmen können) allerdings *qualitativ* oder dem *Inhalte* des Vorstellens nach nichts Neues hinzu bei der Auffassung unserer Thätigkeiten und Zustände; aber es treten die *Begriffe* derselben hinzu, welche *denselben* Inhalt mit gröfserer *Stärke*, *Klarheit*, *Stätigkeit* des Bewufstseyns in sich tragen, und eben hierdurch das bisher blos in uns Existirende zugleich zu einem *Vorgestellten* machen. Wer also blos auf den *Inhalt* des Bewufstseyns achtet, kann leicht zu dem Irrthum verleitet werden, als brauche für das Vorstellen unserer Zustände gar nichts hinzuzukommen, sondern in diesen sey zugleich jenes unmittelbar mitgegeben. Aber wer zugleich auf die *psychische Form* seine Aufmerksamkeit richtet, wird der sehr bedeutenden Verschiedenheit von Beiden inne werden: wie denn auch die unmittelbare Erfahrung lehrt, dafs Unzähliches in unserem Seelenseyn *entwickelt* wird, was wir gleichwohl nicht als solches *vorstellen* oder *beobachten*.

Dieselbe mangelhafte Auffassung der Formen zeigt sich auch in den noch übrigen Erläuterungen des ersten Bandes. Der *Begriff* (*conception*) soll nur

eine

eine Zusammenfassung von Vorstellungen seyn, ein allgemeiner Name für zusammengeflossene Vorstellungen, womit ihn der Verf. wieder für dasselbe Ding erklärt. — Die *Einbildungskraft* ist der Name für Vorstellungsreihen. Insofern findet sie sich bei dem Advokaten, dem Kaufmanne u. s. w. eben so wohl, als bei dem Dichter, und wird nur von dem letzteren im eminenteren Sinne ausgesagt, weil hier die Vorstellungen angenehmer und ihr eigener Zweck sind, während sonst die *Produkte* der Vorstellungsreihen den Zweck bilden. — Die Betrachtung der *Klassifikation* giebt dem Verf. Gelegenheit zu einem ausführlichen polemischen Exkurse über Nominalismus und Realismus, über metaphysische Subtilitäten und mystischen Jargon. Er selbst leitet die Klassifikation aus der Nothwendigkeit der Sparsamkeit in der Anwendung der Namen her: man konnte nicht alle Einzelwesen benennen u. s. w. — Eigenthümlich ist dem Verf. die Auffassung des Begriffes der *Abstraktion*, unter welcher er die Bildung solcher Unterarten (*subspecies*) versteht, deren Bildung für gewisse Zwecke des Sprachausdruckes erfordert wird, z. B. grofser Mann, rothe Blume, Rennpferd. Die Abstraktion soll also hier, im Gegensatz mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, ein *Besonderes* aus einer im Verhältnifs der Allgemeinheit vielfach zusammengesetzten Vorstellungsgruppe hinwegnehmen. In Folge davon könne denn die besondere Bestimmung auch für sich ausgedrückt werden, indem man Das fallen lasse, worauf man sie bezogen (z. B. Gröfse, Röthe, Wärme, Schwere u. s. w.) — Als wesentlich für das *Gedächtnifs* betrachtet der Verf., aufser der Association, dafs der Geist von dem Augenblick der Erinnerung zu dem der ersten Auffassung zurückgehe, durch alle dazwischen liegenden Zustände hindurch (*over the intervening states of consciousnefs, called up by association*): was jedoch wohl für die meisten Erinnerungen ein wenig umständlich seyn möchte. — In dem Abschnitte über die *Grundüberzeugungen* (*belief*), aus welchem wir schon vorher Einiges vorweggenommen haben, erklärt sich der Vf. (p. 289 f.) gegen die Annahme der Schottischen Schule, welche dieselben auf besondere Instinkte zurückführen wolle. Sie enthielten gar nichts Besonderes, seyen keine eigenthümlichen Phänomene. Der Glaube an die Existenz des geschenen Dinges z. B. (seine Gestalt, Gröfse, Entfernung u. s. w.) beruhe auf einer sehr starken Association mit dem, was wir früher zugleich mit dem Sehen durch die Muskelempfindungen und das Gefühl wahrgenommen haben. Aufserdem verbinden wir (p. 263) mit jeder Empfindung eines Objektes in unserer Vorstellung eine Ursache, und mit diesen verschiedenen Ursachen eine allgemeinsame, die wir das Substrat nennten; diese aber sey nur das als beständig vorhergehend Beobachtete (*the constant antecedent*). — Auch das *Urtheilen* will der Verf. lediglich auf eine Association zurückgeführt wissen. Es beruhe nur darauf, dafs wir zwei Namen für dasselbe Ding haben: entweder zwei aequivalente (wie „Mensch" und „vernünftiges Thier"), oder von welchen der eine einen gröfseren Umfang habe (wie „Mensch" und „Thier"). Beide aber seyen mit derselben Vorstellungsgruppe (*cluster of ideas*) associirt. Die das Urtheil begleitende Ueberzeugung sey nichts weiter als die Anerkennung des (vollen oder theilweisen) Zusammenfallens dieser zwei allgemeinen Namen. Bei dem *Schlusse* wiederhole sich nur diese Association; der Zweifel entstehe, wenn sich in Bezug auf Dasselbe zwei dem Inhalte nach entgegengesetzte Associationen geltend machten.

Indem wir die Bemerkungen über einige speciellere Entwickelungen der Vorstellungsseite übergehen, fassen wir sogleich die Erklärung der *praktischen* Entwickelungen ins Auge. Auch hier wieder hat der Verf. Alles geleistet, was sich durch die Associationsverhältnisse und ohne die genauere Formenauffassung der *einzelnen* Akte leisten liefs. Er geht hier (Vol. II, p. 143 ff.) davon aus, dafs, während einige Empfindungen gleichgültiger Art (*indifferent*), andere dagegen mit *Vergnügen* oder *Schmerz* verbunden seyen (*pleasurable* und *painful*). In dieser Hinsicht beruft er sich auf das Gefühl, und überdies auf das Verlangen nach längerer Dauer bei den einen, nach ihrem Aufhören bei den andern. Das Begehren (*desire*) nun sey nichts anderes als die Vorstellung des Vergnügens (*the state of consciousnefs under the idea of pleasure, that is the idea itself*), beide wieder nur verschiedene Namen für dasselbe Ding. Auch hierüber hat der Verf. ein dunkles Gefühl von dem Ungenügenden dieser Bestimmung. Er macht sich pag. 133 selbst den richtigen Einwand, dafs die Vorstellung einer angenehmen Empfindung mit der Association der *Vergangenheit* ein Begehren genannt werde. Diese Benennung also soll sich auf die Vorstellung des *zukünftigen* Vergnügens beziehen (*the idea of a pleasurable sensation, when the future is associated with it*). Aber wenige Seiten nachher sagt der Verf. selbst wieder, wenn eine angenehme Empfindung als künftig betrachtet werde, so entstehe, wenn man sie nicht als gewifs denke, Hoffnung, wenn als gewifs, Freude. Aber sind denn Hoffnung und Freude Dasselbe mit dem Begehren? — Auch hier also zeigt sich wieder, wie wenig wir mit dem vom Verf. zum Grunde gelegten Erklärungsprincipe ausreichen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

PHILOSOPHIE.

London, b. Baldwin u. Cradock: *Analysis of the phenomena of the human mind.* By *James Mill* etc.

(*Beschluss von Nr.* 145.)

Alle Verschiedenheiten der Neigungen nun will der Verf. wieder aus Verschiedenheiten der Associationen ableiten. *Entfernte* Ursachen von Vergnügen und Schmerz sind nicht selten wichtiger als unmittelbare, weil sie mit einer gröfseren Anzahl von Vergnügungen und Schmerzen verbunden sind. So bei der Wohlhabenheit, der Macht, dem Ansehn, und den ihnen entgegengesetzten Verhältnissen, welche sich hauptsächlich darauf beziehn, dafs sie uns die Dienste Anderer verschaffen. Das giebt dem Verf. Veranlassung die Verhältnisse genauer zu betrachten, in welchen unsere Mitgeschöpfe Ursachen unserer Vergnügungen und Schmerzen werden können. In dieser Art entstehn: Freundschaft, Liebe, Zuneigung zur Familie, zum Vaterlande, zu einer gewissen Partei, zum menschlichen Geschlechte. Die von den dadurch begründeten Neigungen gegebenen Erklärungen sind durchgehends zu unbestimmt und leiden an einer gewissen Magerkeit, welche wieder aus der Beschränktheit und Armuth der zum Grunde gelegten Erklärungsprincipien entspringt. So soll die Freundschaft unter Umständen entstehn, wo eine gröfsere Anzahl unserer eigenen Lustempfindungen, als gewöhnlich, mit der Vorstellung eines Individuums vergesellschaftet ist, so dafs uns die Vorstellung des Freundes mit den Reihen von angenehmen Vorstellungen umhüllt erscheinen (*enveloped by the trains of pleasurable ideas*), wozu dann noch die Erwartung künftiger Lustempfindungen komme u. s. w. — Noch mehr tritt diese Armuth der Erklärungsprincipien bei der Theorie des Schönen und Erhabenen hervor, wenn Das, was der Verf. darüber sagt, überhaupt diesen Namen verdient. Denn auch hier bleibt er dabei stehn, dafs alle Gefühle von diesem Charakter in gewissen *associations* oder *trains of pleasurable ideas* ihren Grund hätten, was er, im Anschliefsen an *Alison*, in einer grofsen Menge von Beispielen ausführt, aber ohne dafs er (was doch die Hauptaufgabe gewesen wäre) den Charakter des dabei vorkommenden *pleasurable* genauer bestimmte.

Wenn (p. 209 fgg.) die Ursache eines Vergnügens als die Folge unseres Handelns vorgestellt wird, und nur dadurch zu bewirken: so entsteht eine eigenthümliche Entwickelung, welche, als eine Tendenz zum Handeln in sich enthaltend, *Motiv* genannt wird. Die Vorstellung eines Vergnügens also ist noch nicht Motiv, sondern nur in der Association mit unserer Handlung als Ursache. Die Leichtigkeit, mit welcher jemand gewissen Motiven nachgiebt, wird wieder auf Gewöhnungen zu Associationen zurückgeführt, durch welche dann eben eine Neigung (*disposition*) entstehe. Der Verf. geht hierauf die verschiedenen Neigungen durch: sowohl die sich unmittelbar auf Lustempfindungen, als die sich auf deren Ursachen (*money* etc.) beziehen.

Auf der Grundlage hievon entwirft dann der Vf. seine, freilich höchst unvollkommene, Theorie des *Moralischen* (Vol. II. p. 233 fgg.). Unter allen Ursachen von Vergnügen und Schmerz sind die menschlichen Handlungen die bedeutendsten. Die mit Vortheil verbundenen können unter vier Klassen geordnet werden: Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen. Die Handlungen der beiden ersten sind unmittelbar (*in the first instance*) nützlich für den Handelnden, sekundär für Andere; die der beiden letzten umgekehrt unmittelbar für Andere förderlich, sekundär für uns selbst. Aus diesen beiden Klassen von Associationen will der Verf. Alles ableiten, was uns unser moralisches Bewufstseyn darstellt. Dabei soll das *tiefer* oder auf das *Innerliche* gehende Urtheil, auch wo es mit dem auf das *Aeufserliche* gehenden in Widerstreit ist, gleichwohl aus einer instinktartigen (auf früherer überwiegender Gewohnheit beruhenden) Anwendung dieses letzteren hervorgehn. So werde mit Recht von einigen Menschen das *preiswürdige* Handeln dem wirklichen Preisen der Handlungen vorgezogen (die *praiseworthiness* dem *actual praise*). Aber auch was wir Preiswürdigkeit nannten (bei Handlungen der Gerechtigkeit oder des Wohlthuns), sey nur eine Vorstellung im Voraus (*anticipation*) von der günstigen Stimmung der Menschen, die in uns in Folge davon werde gewonnen werden, und die sich auch dann geltend mache, wenn vielleicht zufällig das Gegentheil eintrete. Dem gegenüber gebe es dann beklagenswerthe (*mischievous counteracting*) Associationen, welche, bei Einigen in Bezug auf die dafür zu bringenden Opfer entstehend, sie dazu trieben, zufällig (*occasionally, but even in the worst men, no more than occasionally*) der Gerechtigkeit und dem Wohlwollen entgegenzuhandeln (!). Die gröfste Ungerechtigkeit und Bosheit also sind nach dieser Theorie nichts weiter, als (an sich gleichgültige) Associationen, welche sich in ihren Folgen dem Gemeinwesen nachtheilig erweisen! Zu solchen Meinungen kann ein sonst für alles

Gute und Treffliche offener Forscher durch ein blindes Festhalten an einem beschränkten Erklärungsprincipe geführt werden. Doch wir brauchen ja, um Beispiele hiefür zu finden, nicht erst nach England hinüberzugehn: wir haben deren auch bei uns nur zu viele!

Bei Weitem näher wenigstens kommt der Verf. dem Richtigen in Demjenigen, was er in den beiden letzten Abschnitten des Buches über die Natur des *Willens* bemerkt. Er sucht zuerst in einer sehr ausführlichen Erörterung darzuthun, dafs (p. 277 fg.) die Thätigkeit des Muskels bei'm Handeln eintritt, nicht unmittelbar vom Willen, sondern von der *Vorstellung* der Thätigkeit aus, und dafs die Kraft unsres Wollens darin bestehe, dafs es die dafür angemessene Vorstellung zur Existenz bringe. Man müsse ferner in Hinsicht der Bildung und Ausführung der Motive eine zweifache Entwickelung unterscheiden. Die eine gehe von der Lust aus, von da rückgängig auf die nächste Ursache, dann auf die zunächst fernere liegende u. s. w.; die andre dagegen gehe von der Handlung aus, und von dieser, durch die Reihe der Ursachen hindurch, zur Lust. Werde nur die erste Entwickelung erzeugt, so werde die Association *Motiv* genannt, wenn auch die zweite, *Wille*. Dabei sey eben so eine zwiefache Vorstellung von der Handlung zu unterscheiden: die von ihrer äufseren Erscheinung, die sehr deutlich gebildet werden könne, und das Abbild der innern Empfindung, welche ursprünglich die Muskeln zur Thätigkeit rief, und auf welche unsere Aufmerksamkeit zu richten wir durch die Gewohnheit verlernt haben (*the copy of those internal sensations, which originally called the muscles into action, to which, from habit of not attending to them, we have lost the power of attending*). Nur der letzteren folgt die Zusammenziehung des Muskels (die Handlung). Bleibt die Association bei jener stehn, so ist das Motiv ohne Wirksamkeit für das Handeln; geht sie zu dieser über, so wird es zum *Willen*. Den Grund, weshalb dies das eine Mal geschieht, das andere Mal nicht, will er wieder auf die *association* zurückführen; scheint aber selbst das Unzureichende dieser Erklärungsweise gefühlt zu haben, indem er hinzufügt: *sometimes it is easy to trace the cause of this variety, sometimes difficult.* — Ein *Versatz* ist eine Handlung von uns, als zukünftig oder mit Gewifsheit auszuführen betrachtet.

Es bedürfte einer vollständigen Psychologie des menschlichen Handelns, wenn wir das in dieser Darstellung Richtige und Treffende von dem Unrichtigen und Mangelhaften sondern wollten. Für den Kundigen aber ist es einleuchtend, wie der Verf. seine Aufgabe auch hier gerade so weit mit Umsicht und Scharfsinn gelös't hat, als die Associationsverhältnisse reichten, das eigentlich wirkende Princip des Handelns aber zur Seite liegen gelassen hat, eben weil es in einer darüber hinausgehenden tiefer liegenden Formeneigenthümlichkeit beruht.

Fr. Ed. Beneke.

Göttingen, b. Dieterich: *Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens.* Von *Herbart.* 1836. XXIV u. 255 S. 8. (18 gGr.)

Obige Schrift ist in Briefen dargestellt, welche an den Professor Griepenkerl in Braunschweig gerichtet sind, der bekanntlich ein Anhänger der Philosophie des Verf. ist und namentlich auch hinsichtlich der Grundansichten der sogenannten praktischen Philosophie im Wesentlichen mit ihm übereinstimmt. Den Gegenstand der Schrift hat der Verf. mehrfach behandelt, hauptsächlich in seiner allgemeinen praktischen Philosophie, zu welcher die gegenwärtige Abhandlung als ein kritischer Nachtrag vom Verf. selbst bestimmt wird. Die nächste Veranlassung zu derselben fand er darin, dafs man geglaubt, er nähere sich in der Freiheitslehre dem Spinozismus, weil er sich gegen die kantische Behauptung, als sey die Freiheit ein Vermögen, eine Reihe von successiven Dingen oder Zuständen *absolut* von sich anzufangen, und als seye diese Voraussetzung zur Begründung der Sittenlehre nothwendig, mehrfach erklärt hat. Eine neuere Schrift „über Willensfreiheit und Determinismus" von *Romanes* hatte auf jene vermeintliche Aehnlichkeit mit der spinozistischen Freiheitsansicht hingewiesen, und der Verf. benutzt diese Gelegenheit, sich über den von ihm *bereits* vielbesprochenen Gegenstand noch einmal auszusprechen.

Es ist hier als bekannt voraus zu setzen, dafs der Verf. die sogenannte absolute transcendentale Freiheit nicht anerkennt und sie deshalb auch aus dem Gebiete der Sittenlehre zu verdrängen strebt, dafs er dagegen eine Art Determinismus lehrt und die ganze praktische Philosophie aus dem Standpunkte der Aesthetik, gewissermafsen als einen Theil der Geschmackslehre, darstellt. Wie schon angedeutet, behandelt er auch hier dasselbe Thema, nur in etwas freierer Form. Den Weg zu seinen Erörterungen bahnt er sich durch historisch-kritische Bemerkungen über die Leibnitzisch-Wolff'schen bezüglichen Lehren, insofern nämlich die kantische Kritik sich auf die Wolff'sche Philosophie bezieht und diese zu allen Bewegungen der deutschen Philosophie seit Kant den Hintergrund bilden soll. Im Verlaufe der Ausführung selbst verfährt der Verf. dem Standpunkte und Zwecke der Schrift gemäfs meistens kritisch-polemisch. Nachdem er den Freiheitsbegriff in mancherlei Beziehungen betrachtet und dabei Vieles hervorgehoben und in seiner Weise scharf bezeichnet hat, was allerdings die unpsychologischen Abstraktionen über den vorgeblichen absoluten Indeterminismus höchst bedenklich machen sollte, geht er im fünften Briefe zur Betrachtung des Gegentheils, nämlich des Determinismus, über. Um seine Ansicht von der Sache nach ihrer Eigenthümlichkeit klar zu machen, führt er die spinozistische vor, wobei er die Beziehungen *Jakobi's* und *Schleiermacher's* zu derselben auf eine meist sehr treffende Weise kritisirt.

Es giebt nach dem Verf. keinen eigentlich ursprünglichen Willen, insofern darunter eine Uranlage

lage verstanden werden soll; hiermit fällt natürlich auch die Annahme eines ursprünglichen sittlichen Gebots, eines kategorischen Imperativs. Der Wille sei insofern auch nicht sein eigenes Regulativ, vielmehr bleibt er immer an das Objektive gewiesen und damit etwas Bedingtes, Determinirtes. Diese objektive Macht aber ist selbst nur ein Resultat der sich an den Gegenständen bildenden Vorstellungen. Es gestaltet sich nämlich so allmälig ein *Urtheil* über ein *Verhältniss* des Wollens, welches beifällig oder mifsfällig auf Letzteres wirkt, ursprünglich aber durchaus nicht *gebieten* kann. Möglich bleibt es aber, dafs der fortgesetzte *Tadel* jenes ästhetischen Urtheils fort und fort vernommen wird, wodurch eine gegebene Willensrichtung zur Aenderung bestimmt werden mag. Diese Veränderung nun, insofern sie als Entschlufs des Willens erscheint, ist sittliches Gebot, der veränderte Wille aber ist gehorchend. Jener Entschlufs und dieser Gehorsam zusammen bilden die *Selbstgesetzgebung*. Danach richten sich Pflichten, Tugenden und Güter. Alles kommt bei den sittlichen Fragen darauf an, dafs sich ein *Geschmack* gebildet habe, d. h. eine Art Gefühlsregel für Beurtheilungen einzelner Verhältnisse des Willens. Dieser Geschmack soll aber keine blofse empirische Abstraktion sein, sondern sich auf Ideen beziehen, woraus denn auch eine Art gleichsam apriorischer Allgemeinheit desselben entsteht, welche indefs nicht in einem obersten und schlechthin anwendbaren Grundsatze dargestellt werden kann. Das ästhetische Urtheil ist der Sitz der sittlichen Autonomie. Diese Sätze, welche Rec. zum Theil aus des Verf. allgem. prakt. Philosophie entnommen hat, sind in der gegenwärtigen Schrift vielseitig beleuchtet und näher bestimmt worden und enthalten die Grundmomente der Freiheitslehre desselben. So wenig Rec. mit der Metaphysik des Verf. übereinstimmen kann, eben so wenig mag ihn seine praktische Philosophie befriedigen, weil in beiden eine mechanische Verstandeskonstruktion die Stelle echt logischer Organisation der Begriffe vertreten mufs. Wir gewinnen auf diesem Wege nicht sowohl eine ideelle wissenschaftliche Ueberzeugung, als wir nur Gelegenheit haben, uns an der Schärfe und der Bestimmtheit des Verstandes zu erfreuen, womit das künstliche System zusammengehauet wird. Nichtsdestoweniger aber mufs anerkannt werden, dafs der Verf. durch diese jüngste Schrift wie bereits durch seine früheren über dieselben Gegenstände die Schwächen der Lehren von der absoluten Willensfreiheit und dem abstrakten Indeterminismus entschieden und klar bezeichnet und die Nothwendigkeit der objektiven Beziehungen hinsichtlich der moralischen Freiheit auf's Bestimmteste dargethan hat. So wenig nun der Verf. dem kantischen Transcendental-Indeterminismus beipflichtet, eben so wenig will er mit dem spinozistischen Fatalitäts-Determinismus etwas gemein haben. Er sucht sich durch beide Extreme hindurch den Weg der richtigen Mitte. Handlungen sind ihm gerade darum frei, *weil* sie determinirt sind durch vielrichtende Motive. Freiheit wird besonders dadurch erworben, dafs auf Erziehung die rechte Selbsterziehung folgt. Ueberhaupt enthalten die praktischen Ansichten des Verf. des Trefflichen so Viel, dafs ihr Studium nicht zu viel empfohlen werden kann, zumal in unserer Zeit, wo die Schlaffheit und Ernstlosigkeit des praktischen Lebens mehr die Regel als die Ausnahme machen möchte. Die Pädagogik namentlich kann daraus eine reiche Fundgrube haben, und es wäre ihr besser damit gedient, die Vorschriften, welche der Verf. zur Bildung eines tüchtigen Charakters giebt, wohl zu verstehen und anzuwenden, als die breiten und seichten Ströme der Philanthropen in ihr Gebiet zu leiten und dieses mit ihnen zu überschwemmen. Im Ganzen begegnet man auch in dieser Schrift der Kraft und Bestimmtheit der Darstellung, welche man an dem Verf. gewohnt ist, und welche man anerkennen und schätzen mufs, wenn man auch vielleicht mit den Grundansichten, die in dem Vorgetragenen unbestimmend hervortreten, nicht einverstanden sein mag.

STATISTIK.

Neuchatel, b. Wolfrath: *Almanach de Neuchatel en Suisse*, pour l'an de grace 1837. Decembre 1836. 94 S. 8.

In unserer Anzeige über den Jahrgang 1836 dieses „Regimentsbüchli" (A. L. Z. 1837. Erg. Bl. Nr. 21) sind die wesentlichen Veränderungen angedeutet worden, welche die letzten politischen Unruhen, die auch dieses glückliche Ländchen nicht verschonten, in der Verwaltung hervorgebracht haben. Schon die gleiche Seitenzahl jenes Jahrganges mit dem vorliegenden beweiset, dafs in dem ohnehin kurzen Zeitraume eines Jahres nur der unvermeidliche Personenwechsel statt gefunden hat. Dem Rec. stehen indessen auch noch andere zuverlässige Quellen zu Gebote und er will in Beziehung auf die Neuenburger Statistik Einiges davon hier mittheilen. Was zuvörderst I. die *Bevölkerung* anlangt, so werden die diesfallsigen Zählungen erst seit 1752 mit Genauigkeit veranstaltet. Die allgemeinen Ergebnisse derselben sind nachstehende;

Jahre.	Neuenburger.	Schweizer.	Fremde.	Summa.
1752.	28,017.	. . . . .	4318.	32,335.
1760.	27,179.	. . . . .	4577.	31,756.
1770.	28,946.	. . . . .	6917.	35,863.
1780.	30,863.	. . . . .	8190.	39,053.
1790.	33,862.	. . . . .	9908.	43,760.
1800.	34,403.	. . . . .	11,803.	46,206.
1810.	36,109.	. . . . .	13,804.	49,913.
1820.	38,339.	10,294.	2959.	51,592.
2830.	39,634.	12,286.	3240.	55,160.
1835.	39,592.	13,881.	3497.	56,970.

Merkwürdig ist es dabei, wie die Bevölkerung einzelner Orte steigt. Diese Steigerung beträgt z. B. in *la Chaux-de-Fonds* nicht weniger als 15% innerhalb

halb dreier Jahre. Dieses weltberühmte Dorf zählte nämlich im Jahre 1835 = 680 Seelen, im Jahre 1836 dagegen deren 721. Davon waren 491 Neuenburger, 222 Schweizer und 583 Fremde. — II. Der *Viehstand* betrug im ganzen Lande im Jahre 1835 = 91 Bullen, 2088 Ochsen, 10,686 Kühe, 2315 Farsen (*Elèves*) und 643 Kälber, 2231 Pferde, 81 Esel, 7555 Schaafe, 2585 Ziegen, 4817 Schweine und 7218 Bienenkörbe. Für die Veredelung der Zuchtstiere werden jährlich eine Thierschau (*concours annuel des taureaux*) veranstaltet und Prämien vertheilt. — III. Nach dem gedruckten 23ten Abschlufs der *Sparkasse* betrug ihr Kapital im Jahre 1835 = 1,250,339 Livres 16 Sols. — IV. Bekannt ist es, mit welchem Eifer die Stadt Neuenburg alle Zweige des öffentlichen Unterrichts zu verbessern sucht und welche grofsartige Opfer sie bringt, um die nothwendigen Hülfsmittel als wissenschaftliche Sammlungen aller Art immer mehr und mehr zu vervollständigen. Im Jahre 1836 wurden die öffentlichen Schulen der Stadt von 318 Knaben und 259 Mädchen besucht. Innerhalb der Bannmeile bestehen drei Freischulen, wovon eine ausschliefslich für die Mädchen, die aufserdem eine untere, mittlere und höhere Schule haben. Dann kommt für die Knaben ein Gymnasium (*le Collège*), dessen unterste, oder siebente Klasse „*Classe élémentaire*" heifst. Bei dem Austritt aus Prime gelangt man in das *Auditoire de belles-lettres* und von da in das *Auditoire de philosophie*. Wer noch weiter will, beziehet irgend eine Universität. Zum Lehrerpersonal gehören 18 *Régens* und *Régentes*, sieben einzelne *Maîtres* (*de chant sacré, de dessin élémentaire, d'écriture, d'arithmétique*, zwei (!) *d'allemand*, und *d'histoire et de géographie*), sechs *Professoren* (*de belles-lettres grecques et latines, de belles-lettres françaises et d'histoire, de mathématiques, de physique et de chimie, d'histoire naturelle, de philosophie*) und fünf mit dem Religionsunterricht beauftragten Geistlichen. Dafs von den letzten mehrere Schriftsteller sind, versteht sich von selbst; doch auch unter den Lehrern ist dies der Fall. Es wird genügen, wenn wir die Namen *Louis Agassiz* und *Frédéric de Rougemont* nennen, da beide, der Erste als Naturforscher und der Zweite als Geograph, sich eines europäischen Rufes erfreuen. — V. Jedermann kennt die von *Barriere* in Paris im Jahre 1811 in Kupfer gestochene vortreffliche Karte der *Principauté de Neuchâtel levée de 180 à 1806 par (Jean) F(rédéric) d'Ostervald* — eine der schönsten Karten die es giebt — doch stellt sie den jetzigen Umfang des Landes nicht dar. In dieser Hinsicht können wir als die beste gegenwärtig vorhandene Karte, die von *Eberhard* lithographirte empfehlen, die nachstehenden Titel führt: *Principauté et Canton de Neuchatel avec le territoire qui lui a été cédé par le traité de Paris. Lithographia Gugnebin* 1831.

PREDIGER-WISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Vogel: *Erfahrungen während meiner fast sieben und vierzigjährigen Amtsführung. Ein kleiner Beitrag zur Pastoralklugheit.* Von *Johann Ludwig Ritter*, Oberpfarrer in Rötha und Adjunkt der Ephorie Leipzig. 1837. VIII u. 147 S. 8. (12 gGr.)

Einen Greis hört man gern von den Ereignissen seines Lebens reden, und hält ihm auch eine kleine Redseligkeit gern zu gute, so werden wir auch gern vernehmen, was der würdige Vf., der in seinem hohen Alter noch ganz seinem Amte lebt, mit jugendlicher Begeisterung das Wort des Lebens schriftgemäfs predigt, und seiner Gemeinde als treuer, uneigennütziger, liebevoller Seelsorger ungemein werth und theuer ist, über sich und seine segensreiche Wirksamkeit zu berichten hat. Er ist von der Art, dafs er jüngeren Amtsbrüdern manchen sehr heilsamen praktischen Wink ertheilen, und sie zu dem Streben erwecken kann, durch solche Gewissenhaftigkeit und Umsicht, wie sie der Vf. gezeigt hat, sich die Liebe und die Anhänglichkeit ihrer Gemeinden zu erwerben. Mit einzelnen Unebenheiten in der Form, und mit einigen allzu genauen Schilderungen von Lebens- und Krankheitsumständen, dürfen wir es nicht zu streng nehmen. Möge dem würdigen *Ritter* gegen die Macht des Alters noch lange ritterlich kämpfen und ein Segen seiner Gemeinde, eine Freude seiner vielen Freunde in der Nähe und Ferne seyn!

SCHÖNE LITERATUR.

Altona, b. Hammerich: *Gesammelte Gedichte und Vorträge* in gebundener und ungebundener Rede, von *Gottlieb Ernst Klausen*, Prof. und Rektor, Ritter des Dannebrogordens, u. s. w. zu Altona. 1835. *Erster* Band, Gedichte. XIV u. 342 S. *Zw.* B. Reden. XII u. 371 S. 8. (4 Rthlr. 12 gGr.)

In dem ersten Bande dieser Sammlung giebt der Vf. die Früchte jugendlicher Begeisterung und späterer spärlich zugemessener Mufsestunden, in denen sich poetischer Geist, eine reine und wohlklingende Sprache und edle Gesinnung überall kund giebt, wenn wir sie auch nicht zu den klassischen Erzeugnissen der neuern Literatur zählen dürfen. Die Reden haben das Eigenthümliche, dafs sie bis auf ein paar ebenfalls in Jamben geschrieben sind, was nun freilich manchen prosaischen Ausdruck in die poetische Form bringt, wie denn auch z. B. gleich in dem ersten Gedichte die Stelle vorkommt: „Hier ernähre sie sich durch Handarbeiten." Dagegen zeigt sich in den Reden in ungebundener Form manche allzu poetische Wendung. Druck und Papier sind ausgezeichnet, dem ersten Bande ist auch das Bildnifs des Vfs. beigegeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

MATHEMATIK.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie* analytisch entwickelt und in Bildern dargestellt von *F. M. Schwerd*. Mit 18 zum Theil illuminirten Tafeln. 1835. XII u. 143 S. gr. 4. (4 Rthlr.)

Bekanntlich haben diese Beugungserscheinungen schon mehrere Physiker beschäftigt, und man hat auf mehrfache Art versucht, sie zu erklären. Mehrere der prachtvollsten derselben betrachtete zuerst *Fraunhofer* (vgl. Dessen neue Modification des Lichtes durch gegenseitige Einwirkung und Beugung der Strahlen, und Gesetze derselben), andere *J. F. W. Herschel* (vgl. *Poggendorf's* Annalen, Bd. XXIII. S. 281). Der Vf. bemerkt, dafs alle Bemühungen, diese Erscheinungen zu erklären und darzustellen, bis jetzt ohne den gewünschten Erfolg gewesen seyen. *Fresnel* zeigte in seiner Abhandlung „*Mémoire sur la diffraction de la lumière*" (in den *Mém. de l'Acad. royale des Sciences* Tom. V, p. 339), dafs die aus dem Emissionssysteme, welches man hier zur Erklärung vielleicht benutzen zu können gedachte, streng abgeleiteten Resultate den Erscheinungen zum Theil geradezu widersprechen. Zugleich schien aus den Arbeiten dieses Gelehrten hervorzugehn, dafs auch das Undulationssystem jene Erscheinungen nur mit aufserordentlicher Mühe darzustellen im Stande sey. Desto mehr erfreuete den Vf. die Entdeckung, die er in dieser Hinsicht vor zwei Jahren machte, und die er hier dem Publicum übergiebt. Er beabsichtigt nämlich durch diese Abhandlung zu beweisen, dafs alle möglichen, durch Oeffnungen von irgend einer Form, Gröfse und Anordnung sichtbaren subjectiven Beugungserscheinungen von der Undulationstheorie nicht allein erklärt werden, sondern dafs dieselben auch durch analytische, die Intensität des Lichtes in einem jeden beliebigen Punkte der Erscheinung bestimmende Ausdrücke, dargestellt werden können. Es läfst sich nicht leugnen, dafs der Vf. mit grofsem Fleifse beobachtet und gearbeitet hat, und daher wird diese Monographie denen, welche sich für diese Sache näher interessiren, gewifs willkommen seyn. Der Vf. bemerkt noch, dafs er, um allen Freunden der Naturkunde, und besonders denjenigen, welche mit der Sprache der Mathematik nicht ganz vertraut seyen, das Studium der Beugungserscheinungen möglichst zu erleichtern, die Resultate der Theorie, wo es thunlich gewesen sey, in die gewöhnliche Sprache des Lebens übersetzt, dieselben in Bildern dargestellt, und die Regeln, nach welchen diese Bilder construirt werden, durch Beispiele erläutert habe. Aus demselben Grunde habe er auch immer die einfachsten und am wenigsten kostbaren Mittel angegeben, durch welche sich jene Erscheinungen hervorbringen lassen. Als Einleitung schickt nun der Vf. die nöthigen Lehrsätze der Undulationstheorie voraus. Dann folgen die Aufgaben: 1) Wenn zwei parallele ähnliche und nach derselben Richtung polarisirte Wellensysteme auf ein Aethertheilchen einwirken, die Resultante ihrer Oscillationsgeschwindigkeiten zu finden. 2) Die Resultante von mehreren parallelen ähnlichen und nach derselben Richtung polarisirten Wellensystemen zu finden. Der Vf. behandelt nun in 3 Abtheilungen die Erscheinungen selbst. Abth. 1: Bestimmung der Erscheinungen, welche ein homogener Lichtpunkt zeigt, wenn man denselben durch eine parallelogrammartige, dreieckige, oder kreisrunde Oeffnung betrachtet. I. Durch einen Spalt. Er erwähnt hier der *Fraunhofer*'schen sogenannten äufseren oder Spektra erster Classe, und giebt ein Mittel an sie mit bloßen Augen zu sehn: „man darf nur, sagt er, in ein Blättchen Stanniol, welches man zu dem Ende auf ein Stück Glas legt, mit der Spitze eines scharfen Federmessers einen kurzen Spalt einschneiden, und einen leuchtenden Punkt, oder eine leuchtende Linie in der Entfernung des deutlichen Sehens hindurch betrachten. Je feiner der Spalt ist, desto breiter, aber auch desto schwächer werden die Spektra. Ein sehr gutes Object zu diesen Beobachtungen ist die Lichtlinie auf einer inwendig geschwärzten und in der Sonne glänzenden Glasröhre, oder das durch einen feinen Spalt eines Schirms dringende Licht einer Kerze oder der Sonne. Das erste Object ist das bequemste, das letzte das beste. (Der Vf. bemerkt noch, dafs er, um eine Glasröhre inwendig zu schwärzen, dieselbe mit einer Farbe ausgiefse, die aus Lampen- oder Kienrufs, mit Bernsteinfirnifs zusammengerieben, bestehe.) Nimmt man ein rothes Glas zu Hülfe, so unterscheidet man, vorzüglich bei intensivem Sonnenlichte, eine viel gröfsere Menge von Spektern, als ohne dasselbe. Durch ein Fernrohr kann man deren leicht 12 — 15 auf jeder Seite zählen." II. Durch eine trapezförmige Oeffnung. III. Durch eine parallelogrammartige Oeffnung. Der Vf. sagt hier §. 100: „Genau, wie die Theorie es voraussagt, zeigt sich die Gestalt, Anordnung und Stärke der Spektra. Man betrachtet sie am leichtesten und sehr schön, wenn man zwei mit einem feinen Spalte versehene Stanniolblättchen quer über einander gelegt, unmittelbar vor das Auge hält, und durch das kleine parallelogrammartige Löchelchen das Sonnenbild auf dem geschwärzten Uhrgla-

glase, oder auf einem kleinen Metallspiegel, wozu man einen gut polirten Kleiderknopf gebrauchen kann, betrachtet. Bleibt der eine Spalt vertikal, während der andere von der horizontalen Lage nach und nach in die verticale übergeht, so bleiben die Spektra, welche dem ersten Spalte entsprechen, immer horizontal, die anfangs verticalen des zweiten Spaltes aber nehmen allmählig eine immer mehr schiefe Lage an, bis sie zuletzt mit dem horizontalen zusammenfallen. Während dieser Veränderung werden beide Reihen von Spektern immer schmäler und mehr verzogen, so wie das Centralspektrum, welches der Oeffnung immer ähnlich bleibt, ihre Mittelpunkte aber nehmen auf den Axen beständig dieselben Stellen ein, und behalten die ursprüngliche Entfernung von der Mitte des ganzen Bildes." IV. Durch eine dreieckige Oeffnung. V. Durch eine kreisrunde Oeffnung. Hr. *S.* zeigt hier, dafs selbst bei den vollkommensten Fernröhren die Sterne nicht als unmefsbare Punkte erscheinen können, sondern dafs ein jeder, der lichtstarke, wie der lichtschwache, als ein mit mehreren Ringen umgebenes Scheibchen erscheinen müsse. Uebrigens bemerkt er, dafs man die Erscheinung der farbigen Ringe, welche man durch eine kreisrunde Oeffnung mit Hülfe eines Fernrohrs beobachtet, eben so schön sehe, wenn man das Sonnenbildchen auf dem geschwärzten Uhrglase unmittelbar durch einen feinen Nadelstich betrachte. Je feiner der Nadelstich sey, desto gröfser, aber auch desto matter, erscheine das Scheibchen und die dasselbe umgebenden Ringe. Sehr nett erscheinen die Ringe durch ein rothes Glas, und man könne ihrer zuweilen 6 — 8 zählen. Sollen die Ringe recht rein, und nicht an manchen Stellen verzerrt erscheinen, so dürfen die Ränder der kleinen Oeffnung keine unregelmäfsigen Hervorragungen haben. Abtheilung 2: Bestimmung der Erscheinungen, welche ein homogener Lichtpunkt zeigt, wenn man denselben durch eine oder mehrere Reihen von gleichen und gleichweit von einander entfernten Oeffnungen betrachtet. I. Durch eine einzige Reihe von Oeffnungen, nämlich durch eine Reihe von Parallelogrammen, Dreiecken, Kreisöffnungen, durch verschiedene Drahtgitter. Den Schlufs machen *Fraunhofer's* nicht-symmetrische Spektra und dessen Partiegitter (vgl. *Gilbert's* Ann. Bd. 74, S. 370). II. Durch mehrere Reihen von Parallelogrammen, von Dreiecken, oder von Kreisöffnungen. Abth. 3: Bestimmung der Erscheinungen, welche ein homogener Lichtpunkt zeigt, wenn man denselben durch eine beliebige Gruppe von geradlinigen Oeffnungen betrachtet. I. Durch *Herschel's* Dreieckgitter. II. Durch zwei gleiche Dreiecke von entgegengesetzter Lage. III. Durch eine regelmäfsige sechseckige Oeffnung. IV. Durch den Zwischenraum von zwei concentrischen ähnlichen und ähnlich liegenden Parallelogrammen. V. Durch zwei neben einander liegende ungleiche Quadrate. VI. Durch die Fahne einer Vogelfeder. Abth. 4: Bestimmung der Erscheinungen, welche ein *nicht* homogener Lichtpunkt zeigt, wenn man denselben durch ein beliebiges Gitter betrachtet. I. *Fraunhofer's* dunkle Linien im Sonnenspektrum. II. Erscheinungen durch Stab- und Kreuzgitter. III. Durch dreieckige und kreisrunde Oeffnungen. Abth. 5: Bestimmung der Erscheinungen, welche mehrere Lichtpunkte, eine Lichtlinie oder eine Lichtfläche durch ein Gitter hervorbringen. I. Erscheinungen, wenn mehrere Lichtpunkte durch ein Stabgitter betrachtet werden. II. Zwei vertikale Lichtlinien durch ein vertikales Stabgitter betrachtet. III. Eine rechtwinklige Lichtfläche durch ein Stabgitter betrachtet. IV. Eine Lichtlinie durch eine kreisrunde Oeffnung betrachtet. V. Ein Lichtband durch eine kreisrunde Oeffnung betrachtet. VI. Eine kreisrunde Lichtscheibe durch eine kreisrunde Oeffnung betrachtet. VII. Die vergröfserten Durchmesser der Sonne, des Mondes, und der Planeten in Fernröhren. Siebzehn, theils gröfsere, theils kleinere Tafeln, die weitere Berechnung des früher Gegebenen enthaltend, machen den Schlufs. Zugleich erbietet sich der Vf., um Freunde der Naturkunde in den Stand zu setzen, alle in seiner Abhandlung über die Beugung des Lichtes beschriebenen Erscheinungen genau beobachten zu können, die hierzu erforderlichen Apparate unter seiner Leitung verfertigen zu lassen. Der Preis eines solchen Beugungsapparates ist 66 Gulden. Weniger vollständige Sammlungen werden für 44 und 22 Fl. abgegeben. — Druck und Papier sind vorzüglich.

Leipzig u. Darmstadt, b. Leske: *Lehrbuch der ebenen Geometrie und ebenen Trigonometrie für Schulen.* Von *G. Chr. C. Hunaeus*, Oberlehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften zu Celle. 1836. Mit 5 Figurentafeln. VIII u. 376 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik u. s. w. *Zweiten* Bandes *erste* Abtheilung.

Ueber die Veranlassung der Herausgabe und den Zweck dieses Lehrbuches sprach sich der Vf. bereits in der Vorrede zum ersten Bande aus, vgl. unsere Anzeige in Nr. 203 d. A. L. Z. v. J. 1836. Mit Recht bemerkt derselbe, dafs nach der Erfahrung tüchtiger Schulmänner die Geometrie immer das Fundament des mathematischen Studiums auf Gelehrtenschulen bleiben werde. Deshalb, und weil sie auch für den Techniker ein besonderes Interesse haben müsse, sey auch hier der Planimetrie und ebenen Trigonometrie ein gröfserer Raum gewidmet worden, als es in vielen anderen Lehrbüchern zu geschehen pflege. Indefs hat der Vf. doch fast zuviel gegeben, wenigstens für ein Lehrbuch zuviel; der Lehrer wird Manches übergehn und dem Privatfleifse des fähigeren Schülers überlassen müssen. Doch ist das, die dadurch verursachte Preiserhöhung abgerechnet — für ein Lehrbuch, welches blos zwei mathematische Disciplinen begreift, ist der Preis viel zu hoch, als dafs der Vf. auf zahlreichen Gebrauch rechnen könnte — kein Fehler, vielmehr wird eine solche Reichhaltigkeit Manchem willkommen seyn. Die erste Abtheilung des Buches enthält in sieben Abschnitten

ten die Planimetrie. Abschn. 1: Die Principien der Planimetrie. S. 5—25. Abschn. 2: Von der Construction des Dreiecks und seinen Eigenschaften. S. 25—45. Wir bemerken hier den Lehrsatz: „Wenn in zwei Dreiecken zwei Seiten nebst dem Gegenwinkel der einen gleich sind, der Gegenwinkel der zweiten Seite aber in beiden Dreiecken ein rechter, oder ein spitzer, oder ein stumpfer ist: so sind die Dreiecke congruent." Der Vf. zeigt zugleich, wie der Lehrsatz, dafs zwei Dreiecke, in denen zwei Seiten nebst dem Gegenwinkel der gröfseren wechselsweise gleich sind, einander congruent seyen, nur ein specieller Fall des eben genannten sey. Schon in diesem Abschn. fängt der Vf. an, wo es irgend thunlich war, die praktische Anwendbarkeit des Gelehrten zu zeigen. So wird hier das Wesen der Setzwage erklärt, und gelehrt, wie auf dem Felde mittelst der Mefskette ein Loth auf einer Linie errichtet werde. Ebenso wird gezeigt, wie mittelst der Kette von einem Punkte ein Loth auf eine Linie gefällt werde, wenn die Mefskette nicht kleiner ist, als die Entfernung des gegebenen Punktes von der Linie. Desgleichen: durch einen Punkt auf dem Felde mittelst der Kette eine Parallele mit einer zugänglichen Linie zu ziehn; die Länge einer Linie auf dem Felde zu finden, die nur in ihren Endpunkten zugänglich ist. Ebenso, wenn die Linie nur in dem einen Endpunkte, und wenn sie in keinem Endpunkte zugänglich ist. Abschn. 3: Von den Polygonen im Allgemeinen; von dem Vierecke, insbesondere vom Parallelogramme. S. 45—63. Wir bemerken hier die Lehre von der Anzahl der Bestimmungsstücke für ein n eck, und die verschiedenen Bestimmungsarten desselben, nebst der Anwendung davon auf die Aufnahme eines Grundstückes. Die Methode durch Ordinaten und Abscissen den krummlinigen Umfang eines Grundstückes festzulegen, gehörte wohl eigentlich nicht hierher. Desgleichen bemerken wir die Sätze über die Centricität der Dreiecke. Abschn. 4: Die Vergleichung der Flächen, der Parallelogramme und Dreiecke mittelst der Grundlinie und Höhe; ihre Verwandlung und Vereinigung, S. 63—83. Zu dem Satze von der Gleichheit der Complemente wäre wohl zweckmäfsig bemerkt worden, dafs in dem Falle, wo das ganze Parallelogramm ein Quadrat sey, die beiden Parallelogramme, durch welche die Diagonale gehe, auch Quadrate seyen, wo dann geometrisch die Wahrheit des arithmetischen Satzes gezeigt werden konnte, dafs $(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$. Der Pythag. Lehrsatz wird vorbereitet durch den Lehrsatz: „Wenn man aus den Winkelspitzen eines Dreiecks auf die Gegenseiten oder ihre Verlängerungen Lothe fällt, so sind die Rechtecke, die sich aus jeder der zwei zusammenstofsenden Seiten und aus dem am gemeinschaftlichen Scheitel liegenden Abstande bilden lassen, gleich an Fläche. Wir bemerken noch die Aufgaben: ein Quadrat zu construiren, welches ein n faches, und ein solches, welches $\frac{1}{n}$ eines gegebenen ist. Auch zeigt der Vf., wie man ohne die Lehre von den Proportionen die mittlere geometrische Proportionallinie zwischen zwei zusammenstofsenden Seiten eines Oblongums finden könne. In der Lehre von den Parallellinien folgte der Vf. im Allgemeinen dem holländischen Mathematiker van Swinden. Fünfter Abschn.: Der Kreis, rein geometrisch betrachtet. S. 83—110. Die Figur 58 könnte in Beziehung auf die Worte des Lehrsatzes §. 173 „über dieser, als Durchmesser, einen zweiten Kreis beschreibt und nach den Durchschnittspunkten A und B beider Kreise ..... Linien zieht" deutlicher seyn, da man von dem zweiten Kreise durchaus nichts sieht. Abschn. 6: Anwendung der Lehre von den geometrischen Proportionen auf ebene Figuren. S. 110—152. Der Abschn. schliefst mit einer Anwendung der Theorie der Aehnlichkeit geradliniger Figuren auf die Lösung einiger Aufgaben der practischen Geometrie. Wir nennen hier die Aufgaben: 1) Wenn A, B, C drei auf der Erdoberfläche gegebene Punkte sind, deren Projectionen als gegeben angenommen werden, die Gröfse des Winkels ABC zu bestimmen. 2) Man soll die Länge einer Linie bestimmen, die zwar an ihren Endpunkten, aber nicht nach ihrer ganzen Länge zugänglich ist. 3) Wenn die Lage und Entfernung zweier Punkte A und B auf dem Felde bekannt ist, die Lage eines dritten Punktes C, zu welchem man von A und B aus nicht kommen kann, zu bestimmen. 4) Wenn die Lage zweier Punkte A und B, so wie auch ihre Entfernung von einander bekannt ist, die Lage eines dritten Punktes C zu bestimmen, wenn man sich in diesem Punkte, so wie auch in A oder B (aber nur in einem allein) mit dem Mefstische aufstellen kann. Abschn. 7: Von der Berechnung des Umfanges und der Fläche ebener Figuren und von der Theilung der Polygone. S. 152—216. Besonders gelungen ist hier die Lehre von der Berechnung der Seiten und Flächen der regelmäfsigen Polygone. Die Möglichkeit einer Berechnung des Kreises auf elementarem Wege wird hier ausführlich gezeigt, wenn gleich mit Hülfe der Analysis man weit leichter zum Zwecke kommt. Der Abschnitt schliefst mit der Theilung der Polygone, wo sich indefs der Vf. nur kurz gefafst, und auf Unger's Werk über diesen Gegenstand verwiesen hat. Die zweite Abtheilung behandelt in vier Abschnitten die Elemente der ebenen Trigonometrie. Abschn. 1: Grundlehren der Goniometrie S. 217—290. Unter allen Lehren ist dieser Abschnitt am ausführlichsten behandelt worden, da der Vf. glaubte, den Anfänger zu der Einsicht zu führen, wie es möglich war, ohne Analysis die vorhandenen Tafeln in ihrer jetzigen Vollkommenheit zu verfertigen. Nachdem der Vf. eine Erklärung der goniometrischen Functionen gegeben hat, wobei er von dem Kreise ausgeht, geht er über zu der Beziehung der goniometrischen Functionen unter einander und der Ableitung der goniometrischen Formeln. Dann folgt die Berechnung der goniometrischen Functionen und die Einrichtung und der Gebrauch der trigonometrischen Tafeln. Der Vf. giebt hier die Berechnung der Sinus und Cosinus von 9°; 12°; 15°; 18°; 22° 30′; 30°; 36°; 45°; 54°; 60°; 67° 30′; 72°; 75°; 78°; 81°. Abschn. 2: Auflösung der ebenen Dreiecke. S. 290—321. Hier ist die analytische Darstellung von der constructiven ganz getrennt. „Nachdem, sagt der Vf., die construc-

structive Trigonometrie den Anfänger, unter beständiger Hinweisung auf die Figur, mit den Grundaufgaben der Trigonometrie bekannt gemacht hat, soll ihm die analytische Darstellung zeigen, wie Geometrie und Arithmetik stets Hand in Hand gehn, und wie man auf eine ganz allgemeine Weise auf dem Wege des reinen Calculs zu den Auflösungsformeln gelangen kann." Den Schluss machen auch hier wieder einige Anwendungen von der Auflösung der Dreiecke. Wir nennen darunter die Aufgabe: „Wenn *NS* die Mittagslinie des Ortes *A* ist, ein von *A* segelndes Schiff in der Richtung $AB = 40$ Meilen weit gefahren ist, und dabei der Compass einen Winkel von 30° 15′ angegeben hat; wie weit wird das Schiff nach Norden und Osten hin sich bewegt haben?" Aufg.: „Man soll aus der bekannten Lage dreier Oerter die Lage eines vierten, der mit jenen in einer Ebene liegt und zugänglich ist, bestimmen. Abschn. 3: Ergänzungen einiger Lehren der Planimetrie durch die Goniometrie. S. 321 — 343. Dahin gehört die Messung und Auftragung der Winkel, die Theilung der Kreislinie und die Berechnung der regulären Polygone; die Arealberechnung der Dreiecke, und Einiges zur Ergänzung der Kreismessung. Abschn. 4: Auflösung der Dreiecke auf analytischem Wege. Analytische Trigonometrie. S. 343 — 376. Die Darstellung ist durchaus klar und verständlich. Können wir daher auch aus dem oben bereits angeführten Grunde das Buch zur Einführung an Lehranstalten nicht wohl für passend halten, so können wir es doch dem Lehrer unbedenklich empfehlen, der hier auf Vieles aufmerksam gemacht wird, was er nach Belieben benutzen kann. Eine reiche Literatur ist nicht der geringste Vorzug dieser Schrift. Papier und Druck sind gut. *M.*

LITERARGESCHICHTE.

Breslau, b. Max: *Joh. Ernst Plamann*, Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Berlin, Dr. philos., Königl. Prof. u. s. w. Dargestellt von Dr. *Franz Bredow*. 1836. (8 gGr.)

Ein dankbarer Schüler, der Sohn des Historikers *Bredow*, entwirft hier das Bild seines Lehrers und Wohlthäters. *Plamann* hat in der Geschichte der Erziehung seine Stelle unter den ersten begeisterten Freunden der Pestalozzischen Methode. Er war 1803 in Burgdorf bei Pestalozzi, leitete dann selbst eine meist nach den Grundsätzen seines Vorbildes eingerichtete Erziehungsanstalt zu Berlin von 1805 bis 1827; und starb daselbst den 3. Septbr. 1834. Wer von der Eigenthümlichkeit seines lange sehr berühmten Instituts nicht nähere Kenntniss hat, wird durch vorliegende Schrift in dieser weiteren Rücksicht keine genügende Belehrung finden. Sie verfolgt zu sehr die eng persönlichen Verhältnisse *Plamann's*, so wie auch diesen die Auflösung der Anstalt zugeschrieben wird; während dazu die ganze Stimmung der Zeit das Meiste beigetragen zu haben scheint, die sich, nicht zum Vortheil der Jugend, immer mehr von dergleichen Erziehungsanstalten abwandte, welche mit den besonderen Ansprüchen des Staats nicht in der nächsten Verbindung stehen. Darum hat die gröfseste Zahl solcher Unternehmungen in Deutschland ein ephemeres Daseyn gehabt: oder sie accommodirten sich zeitig den Einrichtungen der Staatsanstalten. Gleichwohl würde sich unserer Zeit, in der, neben der Hast mit der Jugend früh ein tüchtiges Ziel zu erreichen, die Klagen über die Mifshandlung derselben namentlich in den Gymnasien, plötzlich nur zu grofse Besorgniss verbreitet haben, kein wünschenswertheres Erziehungsideal vorstellen lassen, als die harmonische Bildungsweise solcher Privatanstalten, wie die Plamannische eine war. Vf. dieser Anzeige, selbst dort erzogen, erinnert sich jener Jugendjahre als der fröhlichsten, glücklichsten und fruchtbarsten seines Lebens. Diese Vereinigung und Abwechslung von wissenschaftlicher Uebung und körperlicher Thätigkeit, von heiterm Genuss der Natur und ernsterer Betrachtung derselben in der Nähe und Ferne, und diefs Alles nicht unter der strengen Aufsicht, sondern an der Hand und in fortwährender Gemeinschaft liebevollgesinnter, sich der Jugend mit eigener Befriedigung hingebender Lehrer gab eine Lebenslust mit einer Freude am Wissen und Lernen, wie sie durch den nothwendig einseitigeren Gang des blofsen Unterrichtens auf unsern Gymnasien unmöglich hervorgebracht werden kann. Dieser aufrichtigen Liebe zur Jugend weihete *Plamann* sein ganzes Leben: er hatte kein Familienleben für sich, er war am glücklichsten in dieser grofsen Schaar seiner Kinder, denen seine Frau mit eben so seltener Treue und Aufopferung eine zweite Mutter war. Es gilt auch von ihm, was er selbst an *Pestalozzi* schreibt S. 20. „Ihr Herz hängt an der Wahrheit und an unserm verwirrten, verwahrlosten und hintangesetzten Geschlecht." Er war ein ernster, würdiger Mann, was selbst die Züge seines Gesichts in dem gelungenen Bildniss vor dieser Lebensbeschreibung zu erkennen geben, ein Mann ohne alle unduldsame eigensinnige Strenge, und im weiteren Umgange von der gröfsesten Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit, von einem immer regen Wohlthätigkeitssinne. Er hatte das Glück bei seinen Bestrebungen die Unterstützung ausgezeichneter Talente zu finden: *Harnisch*, *Klöden*, *Dreist*, *August*, *Kawerau* u. A. sind dort Lehrer gewesen; die Turnübungen wurden von *Jahn* und *Eiselen* geleitet. In *Plamann's* eigenem Unterricht war das Gemüth, ein gewisser anziehender Ernst und Ruhe der Behandlung vorherrschend. Auch die von *Br.* mitgetheilten poetischen Versuche *Plamann's* haben diesen Charakter; und wiewohl sie übrigens den Einfluss grofser Vorbilder nicht verleugnen, zeigen sie doch einen schönen selbständigen Sinn besonders für malerische Natur, der sich ebenfalls in den Briefen aus der Schweiz oft mit vieler Empfindung ausspricht. *Plamann* war von Hause aus mehr zu unmittelbarer Einwirkung in der Erziehung berufen: doch ist unter seinen Schriften die „Einzige Grundregel der Unterrichtskunst. Halle 1805." nicht blos für die Geschichte der Pestalozzischen Methode noch immer ein sehr beachtenswerthes Buch.

Was schliefslich die Darstellung dieses Lebens betrifft, so zeigt sie neben geringer Gewandtheit des Vortrags eine gewisse Armuth an Material; manche äufserliche und unbedeutende Verhältnisse sind in grofser Breite beschrieben, während in wichtigeren Dingen Vollständigkeit der Angaben, die z. B. bei *Plamann's* Schriften nicht schwer zu erlangen war, und Freiheit des Urtheils vermifst wird. Nichts desto weniger hat sich der Vf. durch sein Unternehmen, einem so trefflichen Manne ein Denkmal der Erinnerung zu setzen, den Dank der vielen Schüler und Freunde desselben erworben: *libellus professione pietatis et laudatus erit et excusatus.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

MATHEMATIK.

Heidelberg, b. Groos: *Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie, und die allgemeinsten Gleichungen der gauchen Polygone.* Entdeckt und dargestellt von Dr. *Anton Müller.* 1836. IV u. 137 S. gr. 4. (2 Rthl. 12 gGr.)

Ungeachtet der grofsen Fortschritte, welche die Behandlung der mathematischen Wissenschaften in neueren Zeiten gemacht hat, blieb doch gerade in der Disciplin, die hier neu bearbeitet erscheint, eine empfindliche Lücke. Man begnügte sich mit der Durchführung einzelner speciellen Fälle, das Verhältnifs der Winkel und Seiten sphärischer Polygone betreffend, ebnete sich, mit dem Vf. zu reden, die Ueberzeugung von der völligen Unzulänglichkeit der Kenntnifs des Speciellen, ohne die des überliegenden Allgemeinen, gewifs Jedem aufdringen mufste. Diesem Uebelstande abzuhelfen versucht nun der Vf. in vorliegender Schrift. Aber gleich anfangs bemerkte er, dafs die Ermittelung jener allgemeinen Gesetze durch die bis jetzt vorhandenen Mittel nicht thunlich sey. Er schuf deshalb neue, nämlich sieben dem Punctbegriff gebildet aus Verbindungen der simul und decimus der Polygon-Seiten und Winkel, und deren Theorie bildet die erste Abtheilung des ersten Theiles. Wir theilen theils als Probe, theils zum bessern Verständnifs des Folgenden, Einiges aus der Einleitung mit. Der Vf. sagt nämlich gleich anfangs so: „Durch einen Punkt P werden n gerade Linien PA_1 PA_2 ..... PA_n in der Folge, in welcher sie hier genannt sind, und so vorausgesetzt, dafs deren keine drei auf einander folgende in einer ebenen Fläche sind; von den ebenen Flächen aber, welche durch diese Linien bestimmbar sind, sollen nur jene aufgefafst werden, welche sich durch PA_1 und PA_2 durch PA_2 und PA_3 ..... durch PA_n und PA_1 erstrecken. Bezeichnet werde durch a_1 der Winkel $A_1 PA_2$, durch a_2 der Winkel $A_2 PA_3$, ... durch a_n der Winkel $A_n PA_1$; ferner durch $(a_1 a_2)$ der Neigungswinkel der Flächen $A_1 PA_2$ und $A_2 PA_3$, durch $(a_2 a_3)$ der Neigungsw. der Flächen $A_2 PA_3$ und $A_3 PA_4$ .... durch $(a_n a_1)$ der Neigungsw. der Flächen $A_n PA_1$ und $A_1 PA_2$. Diese 2. n Winkel hängen irgend wie von einander ab, und diese Abhängigkeit mufs durch Gleichungen zwischen Ausdrücken, welche aus den Winkeln gebildet werden, festgehalten werden können. Auf welche Weise dies möglich ist, soll im Folgenden untersucht werden.... Es werde (nicht behauptet, sondern nur) vorausgesetzt, dafs ein Ausdruck, welcher irgend welche von den Winkeln $a_1 a_2 a_3 \ldots a_n$ oder von den Winkeln (a_1, a_2) (a_2, a_3) ..... (a_{n-1}, a_n) (a_n, a_1) enthält, zugleich eine ganze Folge, ohne dafs ein zwischenliegender übergangen wird, umfasse; desgleichen, dafs ein Ausdruck, welchem von den Winkeln $a_1 (a_1, a_2)$ $a_2 (a_2, a_3)$ $a_3 (a_3, a_4)$ ..... irgend welche vermischt vorkommen, eine vollständige Folge derselben enthalte. Wird diese Voraussetzung zugelassen, so mufs sich als zweckmäfsig anerkannt werden, dafs zweierlei sphärisch-polygonometrische Functionen unterschieden werden; *solche*, deren jede sich auf eine bestimmte Anzahl auf einander folgender Glieder der Winkelreihe $a_1 a_2 a_3 a_4$ ..... oder der Winkelreihe (a_1, a_2) (a_2, a_3) (a_3, a_4) .... bezieht; ferner *solche*, deren jede eine bestimmte Anzahl auf einander folgender Glieder der gemischten Winkelreihe $a_1 (a_1, a_2) a_2 (a_2, a_3) a_3 (a_3, a_4)$ .... umfafst. Unter den zuletzt genannten Functionen sollen nun weiter zwei Arten unterschieden werden: solche, deren jede eine *ungerade* Anzahl, und solche, deren jede eine *gerade* Anzahl auf einander folgender Glieder der Winkelreihe $a_1 (a_1, a_2) (a_2 a_2, a_3)$ ... einschliefst. Der Zweck dieser Voraussetzungen ist, das unmittelbare Verständnifs jener Sätze zu erleichtern, in denen über die Eigenschaften sphärisch-polygonometrischer Functionen etwas Bestimmtes, für weitere Forschung Zureichendes, statuirt wird. Diese Sätze sind folgende. Es sey:

$$L[a_1] = sin: a_1 \text{ und}$$
$$L[a_1 a_2 a_3 \ldots a_{s+1}] = L[a_1 a_2 a_3 \ldots a_{s-1} 90° + a_s] . L[a_{s+1}].$$

Ferner sey:

$$P[a_1] = sin: a_1.$$
$$F[a_1 (a_1, a_2)] = P[a_1] . P(450° - (a_1, a_2))$$

und

$$P[a_1 (a_1, a_2) a_2 (a_2, a_3) \ldots a_s (a_s, a_{s+1}) a_{s+1}]$$
$$= P[a_1 (a_1, a_2) \ldots a_{s-1} (a_{s-1}, a_s) 90° + a_s] . P[a_{s+1}] + F[a_1 (a_1, a_2) \ldots\ldots a_s (a_s, a_{s+1}] . P[270° + a_{s+1}]$$
$$F[a_1 (a_1, a_2) a_2 (a_2, a_3) \ldots a_{s+1} (a_{s+1}, a_{s+2})]$$
$$= F[a_1 (a_1, a_2) \ldots a_{s-1} (a_{s-1}, a_s) a_s 270° + (a_s, a_{s+1})] . P[180° - (a_{s+1}, a_{s+2})] + P[a_1 (a_1, a_2) \ldots\ldots a_s (a_s, a_{s+1}) a_{s+1}] . P[450° - (a_{s+1}, a_{s+2})].$$

An diesen Annahmen ist zu prüfen lediglich ihre Zweckmäfsigkeit in Bezug auf Folgenreichthum und Anwendung; wie sie also, als willkürliche Sätze, kei-

keines Beweises bedürfen, so sind sie vorerst auch einer Prüfung nicht unterworfen u. s. w." Der Vf. sucht darzuthun, wie in den sieben nach und nach aufgeführten Functionen eigentlich siebenzehn solcher begriffen seyen, dafs aber das Zusammenfassen dieser grofsen Mannichfaltigkeit in wenige Ausdrücke bei weitem nützlicher sey, als wenn, nach der sonst gebräuchlichen Unterscheidungsweise, alle siebenzehn besonders fixirt worden wären; und dafs, wenn diese angegeben wären, hinterhin eine Unterscheidung zwischen *sinus* und *cosinus*, als zwei verschiedenen Functionen, nicht wohl als passend erkannt werden dürfte. Mehr theilich, glaubt er, würde gewonnen werden, wenn sich die Ueberzeugung bildete, dafs die Functionen *sinus* und *cosinus*, wegen der zu grofsen Beschränktheit des Begriffs, völlig aufzugeben seyen. In der zweiten Abtheilung bedient sich nun der Vf. zweier dieser sieben Functionen zur Ableitung der allgemeinsten Gleichungen der sphärischen Polygonometrie. Vermittelst jener beiden Functionen nämlich sind diese Grundgleichungen in sieben Systeme gebracht, und für die Bildung sämmtlicher Gleichungen eines Systems ist eine Norm aufgestellt, so dafs die Gesammtheit der Sätze in sieben Normgleichungen fixirt ist. Besonders wichtig aber sind die Folgerungen, welche aus den sieben allgemeinen Gesetzen für die sphärische Trigonometrie sich ergeben. Der Vf. weist nach, dafs, während bisher die sphärische Trigonometrie nur fünf Grundgleichungen enthielt, zwischen den sechs Winkeln eines sphärischen Dreiecks neunzehn Grundgleichungen, aber nicht mehr statt finden, und sagt dann so: „aus dem Mangel jener unter den vorstehenden 19 Sätzen, welche hier zum ersten Male angegeben werden, erklärt sich die Dürftigkeit und die Unbehülflichkeit der Darlegung in allen bis jetzt über sphärische Trigonometrie erschienenen Schriften. Ohne dafs anderer Dinge Erwähnung geschehe, werde nur auf die Bemühungen, welche die Ableitung der sogenannten Gauls'schen Gleichungen schon veranlafst hat, ein Blick geworfen. Wegen des Abganges einer geeigneten Grundlage war das bisherige Herumsuchen nach vorbereitenden Hülfsmitteln ziemlich natürlich, und die nicht selten grofse Menge der Vordersätze, welche nöthig erachtet wurden, eine nothwendige Folge. Hierzu kam noch das Isolirtstehn der Gauls'schen Gleichungen, welches so als ausgemacht angenommen worden zu seyn scheint, dafs ihre in jeder Beziehung als solche hervortretende Specialität nicht geahnet werden konnte." Der Vf. zeigt nun, wie aus dreien jener 19 Gleichungen diese Gauls'schen Gleichungen auf eine höchst einfache Weise sich ergeben. Durch das Auffinden jener Systeme von Gleichungen gelangt der Vf. dahin, die früher gestellte Aufgabe: „Angabe von Sätzen, welche den Zusammenhang zwischen den Winkeln eines sphärischen Polygons ausdrücken", jetzt vollständiger auszusprechen, und sich über den ganzen Zweck der Polygonometrie also zu erklären: „es sollen Sätze abgeleitet werden, welche dienen zur Darstellung jeder durch die Natur der Sache zulässigen Combination von beliebig vielen Winkeln eines sphärischen Polygons durch andere Winkel desselben, über deren Anzahl innerhalb gewisser Schranken frei verfügt werden kann." Den Schlufs des Werkes macht eine dritte Abtheilung: Bestimmung des Zusammenhanges zwischen den Winkeln, und zwischen den Seiten und Winkeln eines gauchen Polygons. Unstreitig gehört das Werk zu bedeutendern, und es wird gewifs, Andern, diesen Untersuchungen die Bahn zu brechen, obwohl schon das, was es selbst leistet, gar nicht wenig ist. Druck und Papier sind sehr gut.

M.

NATURWISSENSCHAFTEN.

Paris, b. Baillière: *Monographie des Cetoines et genres voisins* par *M. H. Gory* et *M. A. Percheron*. 1833—1837. 403 S. 8. Planch. illum. 77. (90 Francs.)

Die täglich sich mehrende Zahl neu entdeckter Insekten, und die stets wachsende Schwierigkeit, die in den verschiedenartigsten Werken und Zeitschriften vereinzelten Beschreibungen derselben zu vergleichen, machen das Bedürfnifs immer lebhafter, in Monographien einzelner Gattungen und *Familien* oder in Faunen einzelner Länder, das Zerstreute zusammengestellt und darin die neuen Entdeckungen mitgetheilt zu erhalten. Es konnte daher den Entomologen die Anzeige, dafs *Gory* und *Percheron* beabsichtigten, eine Monographie der Cetoniden zu liefern, nur angenehm seyn, und da für diese Familie sich seit längerer Zeit kein umfassender Bearbeiter gefunden hatte, so hat dieselbe ein reiches Material dar. Auch sind die Erwartungen, die wir von dieser Arbeit hegten, vielseitig erfüllt worden, und wir finden eine überraschende Menge neuer Arten beschrieben und sauber abgebildet, wenn wir gleich mit Bedauern bevorworten müssen, dafs dieselbe den Anforderungen, die man an eine Monographie macht, nur theilweise entspricht.

Man macht an eine Monographia die Anforderung, dafs sie die Naturgeschichte der Gattung oder Familie, auf bestimmte Grundsätze gestützte Unterabtheilungen, welche die Uebersicht und Auffindung der einzelnen Arten erleichtern, mit Sorgfalt ausgearbeitete Diagnosen und Beschreibungen der Arten, eine Zusammenstellung Alles dessen, was bereits bekannt ist, und eine dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende Synonymie enthalte. Wir werden darlegen, was wir bei der Monographie der Herren *Gory* und *Percheron* vermissen.

Die Einleitung giebt einen kurzen Ueberblick der systematischen Arbeiten über diese Familie, eine fast noch kürzere Beschreibung der frühern Stände, Lebensart, der äufsern Körpertheile und, nach *Leon Dufour*, einige Zeilen über die Verdauungs- und männlichen Befruchtungsorgane. Knoch's musterhafte Behandlung und Auseinandersetzung der äufsern

fern [illegible] dieser Familie (neue Beitr. z. Insektenk. 1801. 2. 93) scheinen den Verf. ganz unbekannt gewesen zu seyn.

Die auf die Einleitung folgende synoptische Tafel der aufgestellten Gattungen entlehnt ihre Hauptabtheilungen vorzüglich von der hornigen oder häutigen Substanz des obern Kinnladenlappens. Ob dieser Unterschied wirklich so durchgreifend sey, dafs er feste Abtheilungen begründen könne, mufs Rec. aus Mangel eigener Erfahrungen dahin gestellt seyn lassen, ein leicht aufzufindendes Erkennungszeichen gewährt er aber nicht. Doch geben die S. 20—46 aufgestellten Beschreibungen der Merkmale der einzelnen Gattungen ein hinreichendes Hülfsmittel zu deren Erkennung. S. 47—73 liefert die Diagnosen sämmtlicher in dieser Monographie beschriebenen Arten.

Die nun folgenden und den wesentlichsten Theil dieses Werkes ausmachenden Beschreibungen der Arten befriedigen wenig. Sie sind viel zu allgemein gehalten, heben die unterscheidenden Merkmale nicht genug heraus, und machen es oft unmöglich die Art zu erkennen. Die Angaben, welche den generischen Charakter bezeichnen, sind fast in jeder Beschreibung wiederholt und die Ausdrücke *corps allongé*, *chaperon avancé*, *corselet trapezoidale* u. s. w. gleichsam stereotyp. Die hauptsächlichsten Merkmale werden von der, doch oft sehr wandelbaren Farbenzeichnung entlehnt, und der übrige Theil der Beschreibung ist nicht selten eine wörtliche Wiederholung des bei verwandten bereits gesagten, z. B. bei *Cetonia chalca* und *semipunctata*, *C. tricolor* und *marginicollis*. Den Abbildungen aber mufs man nachrühmen, dafs sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Totalform richtig wiedergeben, die Farben und Beleuchtung mit Sorgfalt ausgeführt enthalten und nur in der Angabe der Sculptur noch Manches zu wünschen übrig lassen. Auch dürfte es gut gewesen seyn, wenn bei manchen, besonders kleineren Arten, noch einzelne Theile besonders in vergröfserlem Mafsstabe dargestellt worden wären.

Der am wenigsten mit Sorgfalt bearbeitete Theil der Monographie ist unstreitig die Synonymie. Wenn es auch schon zulässig erscheinen mag, den ganzen Wust von ältern Citaten zu beschränken, und sich auf Schönherrs, gerade in dieser Familie sehr sorgfältig bearbeitete Synonymie zu beziehen, so ist es doch nöthig, die wichtigsten Schriftsteller anzuführen. Während aber bei den gewöhnlicheren Arten fast ganze Seiten mit Citaten aus Scriba, Müller, Fourcroy, Cederhielm u. a. gefüllt sind, vermissen wir Schriftsteller, wie Gyllenhal, Duftschmidt, Paykull u. a. Auch sind die Citate nicht in einer bestimmten Folge aufgeführt, und sehr oft die Benennung, welche der Schriftsteller der Art beilegte, selbst da, wo sie von der Benennung des vorhergehenden Schriftstellers abweicht, nicht angegeben. Endlich vermifst man viele Arten, welche in verschiedenen Werken beschrieben sind, und die Verff. beschränken sich auf diejenigen, die ihnen durch Autopsie bekannt waren, wodurch die ganze Monographie unvollständig wird. War es auch nicht ausführbar, von diesen Arten Abbildungen zu liefern, so bedurften sie doch einer Erwähnung, und die Verff. würden bei der Zusammenstellung gefunden haben, dafs manche der von ihnen als neu beschriebenen Arten bereits ihre Beschreiber gefunden hatten.

Wir glauben den Entomologen und selbst den Verff. einen Dienst zu erweisen, wenn wir unsere Bemerkungen, die wir zu machen Gelegenheit hatten, hier mittheilen:

S. 75. *Osmodera eremita.* Es fehlen die Citate aus Gyllenhal, Duftschmidt und die Bemerkung, dafs Knoch unter *Ceton. eremitica* das Weib beschrieb. Bei dem Citate aus Linnée fehlt der Beisatz: *Scarabaeus eremita.* — S. 78. *Valgus hemipterus.* Auch hier fehlen die Citate aus Gyllenhal und Duftschmidt. — S. 79. *V. canaliculatus. Palis. de Beauv. Ins. 4. 59. tb. 4. fig. 3. Trichius variegatus. Schönh. Syn. 3. 108. 24. Knoch neue Beitr. 1. 112. 3. tb. 2. fig. 3. Ceton. canaliculata.* — S. 80. 3. *V. Lapeyrouse. Boisd. Faune de l'Ocean. p. 216. Trichius.* Scheint sich sehr von den übrigen Arten dieser Gattung zu entfernen. — S. 83. *Trichius vittatus.* Herbst Käf. 3. 71. 18. tb. 23. fig. 7. *Melolontha surinamensis.* Der *Trich. suturalis n. 2.* ist wahrscheinlich nur Abänderung, oder das Weibchen.

S. 84—87. *Trichius fasciatus, succinctus, dahuricus.* Die von Schönherr bereits recht gut in Ordnung gebrachte Synonymie wird hier wieder in Unordnung gebracht, und bedarf einer gänzlichen Umarbeitung. Wir stellen die Arten und ihre Synonymie in folgender Ordnung: a) *Trichius gallicus Dej.* Dahin *T. fasciatus* dieser Monographie, *Cetonia fasciata Oliv. T. fasciatus Fabr.* und *fasciati var. α bis ε Schönh.*; *var. b. Duftschm. Faun. Austr. 1. 177. 4.* b) *Trichius fasciatus.* Dahin *T. succinctus* der Monographie, *Scarabaeus fasciatus Linn. Melolontha fasciata Herbst*; *Trich. fasciatus Payk. Gyll. Duftschm.* (*var. a*) *fasciati var. ζ et η Schönh.* Der *Tr. succinctus Fabr.* ist wahrscheinlich die Art die Pallas beschrieb, und seine Angabe *habitat in Germania teste Hybnero* beruht wohl auf einer brieflichen Mittheilung Hübners, denn in der Hübnerschen Sammlung findet sich ein grofses Exemplar des *T. fasciatus* als *succinctus* vor, das Hübner irrthümlich für den Käfer von Pallas gehalten haben mochte, und worauf die Fabricische Beschreibung nicht pafst. c) *Trichius succinctus.* Dahin *T. dahuricus* (richtiger *dauricus*) der Monographie, *Scarabaeus succinctus Pall. Melolontha succincta Herbst*, *Trichius succinctus Schönh.* und wohl auch *Fabr.* Die Figur bei Pallas und ihre Copie bei Herbst ist sehr schlecht und pafst nicht zu der Beschreibung. Als eine vierte Art gehört noch in diese Reihe der den Verf. unbekannte *T. zonatus Germ.* (*Faun ins. Eur. XIV.*) aus Südeuropa. Dagegen ist mit Recht der *Tr. abdominalis Dej.* als Abänderung zu *T. gallicus* gezogen. — Bei *T. viridulus* hätten wir die Erwähnung

nung gewünscht, dafs die frühern Schriftsteller ihm fälschlich Ostindien als Vaterland geben.

S. 97. *Stripsyfer* (richtiger wohl *Stringifer* von στριγξ und φερω) *bimaculatus*. Auf der Abbildung und in der Diagnose wird die Art *St. sexmaculatus* genannt. Beide Namen fallen weg, denn Schönherr hat *Syn. Ins.* III. 106. 21. *App.* 24. 63 diesen Käfer als *Trichius sexguttatus* beschrieben. — S. 99. *Stripsifer sordidus*. Wahrscheinlich *Trich. alutaceus Schönh. Syn.* 3. 106. *App.* 41. — S. 100—103. Bei *Gnorimus nobilis* und *octopunctatus* fehlen die Citate aus Gyllenhal, Panzer, Duftschmidt. *Gnor. dissimilis* ist bereits bei Knoch (neue Beitr. 1. 109. 2. tb. 2. fig. 2) als *Cetonia maculosa* beschrieben und gut abgebildet. s. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 106. 18. *Trichius*.

S. 103—109. Es ist allen Grundsätzen der Nomenclatur entgegen, einen Artnamen ununterschieden von dem Gattungsnamen zu gebrauchen, und darum wird *Inca Inca* der Verf. von Lepell. und Serv. mit Recht *Inca Weberi* genannt. Perty (*Delect. Anim.* p. 31. tb. 11. fig. 3) nennt sie *Inca Fabricii*. — *Inca barbicornis Latr. Mac Leay.* sollte nach *Oliv. Lepel. Serv.* und *Schönh.* billig *I. pulverulenta* genannt werden. — *I. irrorata*, beschrieben von *Chevrolat* in *Silberm. Rev. ent. I. n.* 10. — *I. bifrons. Kirby Transact. of the Linn. Soc. XII. p.* 407. 45. *Goliath inscriptus*. — *I. serricollis. Kirby ib. p.* 407. 47. *Goliath fasciatus*. Perty's *Inca Tapujo* (nicht *Tapayo*) in den *Delect. Anim. p.* 31. *tb.* 11. *fig.* 2 ist eine verschiedene, den Verf. unbekannte Art. Uebrigens dürfte der ältere Schönherrische Name *I. Bonplandi* allen andern vorzuziehen seyn.

S. 112. 113. *Cremastocheilus axillaris. Cuv. Regn. anim. IV. pag.* 572. *not.* 2 und wahrscheinlich auch *Dej. Cat. ed.* 3. *pag.* 187. *Cremastoch. plagiatus* gehören hieher. — *Cr. Brou* ist mit *Cetonia ventricosa Schönh. Syn. ins.* 3. 143. 155. *App. p.* 56 entweder einerlei, oder ihr doch nahe verwandt.

S. 121. *Diplognatha concava*, wahrscheinlich schon von Latreille in *Cuv. Regn. anim. IV.* 573 als *Goliath* bezeichnet und von *Cetonia geotrupina Schönh. Syn. Ins.* 3. 112. 7. *Append. p.* 46 vielleicht nicht verschieden, gehört ebenso wie *D. albopunctata* kaum in diese Gattung.

S. 129. *Gnathocera Mac Leayi. Kirby Transact. of the Linn. Soc. XII.* 408. 47. *tb.* 21. *fig.* 11. Diese prachtvolle Art, welche wir in der Abbildung kaum wieder erkannt hätten, gehört vielleicht in die von *Dupont* neu errichtete Gattung *Naricius*. — *Gnath. maculata. Fabric. l. c. Ceton. sexmaculata. Illig. Uebersetz. v. Oliv.* 2. 148. *not. Cet. decora. Schönh. Syn.* 3. 135. 98.

S. 132—136. *Gnathocera africana, smaragdina* und *elegans*. Die Synonymie bedarf bei diesen Arten einer Berichtigung. Herbst entlehnte seine Figur *Cetonia africana* aus Drury (*Ins.* II. 54. 4. tb. 30. fig. 4) seine *C. smaragdina* aus Voet (tb. 4. fig. 25) und beschrieb so dieselbe Art unter zwei verschiedenen Namen. *Gnath. elegans Fabr.* aus Coromandel ist von der africanischen *Gn. stigma Palis.* verschieden. Wir unterscheiden folgende Arten: a) *Gnath. africana* der Monographie, *Cetonia africana Fabr. Oliv. Herbst. Drur. Schönh. Cet. smaragdina Voet, Herbst.* b) *G. jucunda nob. G. smaragdina Mac Leay. Monogr.* mit Ausschlufs der Citate. c) *G. elegans Ceton. elegans Fabr. Oliv. Schönh.* (*excl. Synon. Voet*). *Cet. cuprea Herbst.* d) *G. stigma. G. elegans Monogr. Ceton. stigma Palis. d. Beauv. Schönh.* — S. 135. *G. laeta*. Zu ihr gehört auch: *Herbst Käf. III.* S. 258. n. 30. tb. 32. fig. 6. *Ceton. pyropus* und *Schönh. Syn. Ins.* 3. 169. 144. — S. 136. *G. viridicyanea: Schönh. Syn. Ins.* 3. 134. 103.

S. 138. *Gnath. taenia*. Bei den angeführten Schriftstellern sind die verschiedenen Namen, welche sie der Art beilegten, nicht angegeben, auch nicht bemerkt, dafs Olivier Südamerica, Voet und nach ihm Herbst Ostindien irrthümlich als Vaterland nennen. Es gehören folgende Schriftsteller hieher. *Voet. Col. I. tb.* 2. *fig.* 9. *Herbst Col. III.* 204. 6. *tb.* 28. *fig.* 6. *Cetonia cincta* (nach Voet). *Oliv. Ent. I. p.* 87. *n.* 42. *tb.* 12. *fig.* 127. *Schönh. Syn.* 3. 137. 123. *Oliv. Encycl. V.* 413. 25. *Cet. unifasciata. Palis. d. Beauv. Ins. p.* 27. *tb.* 5. *fig.* 3. *Cet. taenia. Schönh. Syn.* 3. 157. 123. *Wiedem. in Germ. Magaz. d. Entom. IV.* S. 145. 52. *Ceton. plana.* — S. 141. *Gnath. flavosuccincta. Dej. Catal. ed.* 3. *p.* 189. *Gnath. flavosignata*. Zu dieser Art dürfte *Cetonia abbreviata Fabr. Schönh.* gehören, welche *Paliss. de Beauv.* zweifelhaft bei *Cet. taenia* anführt. Die, freilich sehr kurze Beschreibung bei Fabricius pafst weit besser auf *flavosuccincta* als auf *taenia*. — S. 142. Der Name *G. bimaculata* (Wied. zoolog. Mag. 1. 86. 129.) erfordert eine Abänderung, da Olivier bereits die *flavomaculata* unter dem Namen *bimaculata* beschrieb. — S. 144. *Gnath. guttata. Buquet* hat neuerdings eine sehr gute Beschreibung und Abbildung dieses wahrscheinlich westafrikanischen Käfers in den *Annal. d. l. Soc. entom. de France tome V. p.* 205. *tb.* 5. *fig.* 4 gegeben.

S. 145. *Amphistoros trivittatus. Herbst Käf. III.* S. 260. 53. tb. 32. fig. 9. *Ceton. dorsodiscolor. Schönh. Syn. Ins.* 3. 144. 170.

S. 148. *Macroma scutellaris Fabr.* Dejean (*Catal.* 3. *ed.* S. 190) berichtigt bereits den Namen *scutellaris* in *scutellata*. Wenn in den Verbesserungen am Ende der Monographie gesagt wird, dafs eine Verwechselung der Gattungsnamen *Macroma* und *Schizorhina* stattgefunden habe, und die Namen umzutauschen wären, so müssen wir diesem widersprechen, da Kirby (*introd. to entom.* Vol. IV. S. 496) ausdrücklich *Ceton. atropunctata* und *Brownii* als Beispiele für *Schizorhina* angiebt. — S. 150. *Goliathus cacicus* ist *Scarabaeus Goliathus Jabl.* — S. 155. *Goliathus Heros* ist *Cetonia resplendens Schönh. Syn.* 3. 133. 95. *App. p.* 51.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

NATURWISSENSCHAFTEN.

Paris, b. Baillière: *Monographie des Cetoines et genres voisins*, par *M. H. Gory*, et *M. A. Percheron* etc.

(*Beschlufs von Nr.* 148.)

S. 157. *Schizorhina quadripunctata.* Auf der Kupfertafel findet sich der Name *Schiz. atropunctata*, aber nirgends die Bemerkung, dafs *Kirby Transact. of the Linn. Soc.* Vol. XII. p. 464. n. 14. *Cetonia atropunctata* hieher gehört, und dieser Name der Art bleiben mufs. Ueberhaupt findet öfterer das Versehen statt, dafs die Namen der Abbildungen oder wenigstens ihre Endigungen nicht mit denen des Textes übereinstimmen. Bei den meisten Arten von *Schizorhina* sind die Citate aus *Boisduv. Faun. de l'Océan.* nachzutragen, als *Cetonia atropunctata Boisd. l. c.* pag. 220. 5. *Cet. Philippii* ib. 227. 14. *Cet. Brownii* ib. 221. 6. *Cet. Australasiae* ib. 218. 1. *Cet. frontalis* ib. 219. 2. *Cet. punctata* ib. 220. 4. *Cet. gymnopleura* ib. 219. 3.

S. 168. *Cetonia cincta. Boisd. Faun. de l'Oc.* 222. 8. *Cet. circumcincta*, welcher letztere, von Dejean vorgeschlagene Name, um die Verwechselung mit *Ceton. cincta Oliv.* zu vermeiden, den Vorzug verdient. — S. 170. *Cetonia sulcata.* Schon Illiger (Uebersetz. von Olivier II. S. 154) macht darauf aufmerksam, dafs Fabricius unter dieser Benennung einen ganz andern (wahrscheinlich zu *Macraspis* gehörigen) Käfer verstanden habe, als Olivier, und es sind daher die Citate, mit Ausnahme des *Olivier*schen zu streichen. — S. 171. *Cet. atromaculata. Oliv. Ent. I.* 6. p. 39. tb. 6. fig. 76. *Cet. crucifera.* — S. 172. *Cet. Hookeri. Boisduv. Faun. de l'Oc.* 221. 7. Hieher auch *Donov. Epit. of the ins. of New Holl. Ceton. dorsalis.* — S. 176. *Cet. taciturna. Guér. Voyage de la Coq. Ins.* pl. 3. fig. 12. *Boisduv. Faune de l'Oc.* 224. 10. — S. 177. *Cet. antennata. Schönh. Syn. Ins.* 3. 138. 29. *App.* p. 53. *Ceton. pubera.* — S. 178. *Cetonia impressa. Goldfuss enum. insect. eleuth. Cap. bon. sp.* p. 42. tb. 1. fig. 6. Schönherr, um die Verwechselung mit *Cet. impressa Oliv.* zu vermeiden, nennt diese Art (*Syn. Ins.* 3. 129. 81.) *Cet. colorata.* Sie ist vielleicht nur Varietät von *Cet. sinuata.* — S. 178. *Cet. flaviventris.* Könnte auch Varietät von *Cet. sinuata* seyn. — S. 181. *Cetonia postica. Herbst Käf. III.* S. 244. 31. tb. 30. fig. 9. *Cet. orphanulus.* Afzelius, der sie in Menge fing, erklärt sie (*Schönh. Syn. Ins.* 3. 128. not. *k.*) für Abänderung der *Cet. marginata.* Auch *Cet. fimbriata* S. 182 möchte man nach der Abbildung nur für Varietät halten. Dasselbe gilt von *Cet. monacha* S. 184, welche Dejean jetzt als solche aufführt.

S. 185. *Cetonia aurantia* (nicht *alirentia*). Herbst's *Cet. aurantia* gehört eben so wenig, wie *Voet* tb. I. fig. 6 zu dieser Art, sondern zu *Ceton. purpurascens Fab. corticina Oliv.*, wo sie auch Fabricius und Schönherr citiren. Illiger (Uebers. von Olivier II. S. 332) zog sie nur in sofern zu *C. marginata*, als *C. purpurascens* nur Abänderung davon ist. Für *C. aurantia* müfste daher der Name *C. Savignyi Dej.* bleiben, in sofern sie nicht vielleicht auch Varietät von *Cet. marginata* seyn möchte. Dafür spricht jedoch der Umstand, dafs die Vff. die *C. consentanea Dej.* für Varietät von *C. aurantia*, Dejean dagegen dieselbe für Varietät von *C. marginata* halten.

S. 186. *Cetonia olivacea.* Dahin auch nach Schönherr *Cet. tridentata Oliv.* S. 188. *Cetonia interrupta.* Zu ihren Abänderungen möchte man mit Schönherr auch *Cet. bipunctata Oliv.* ziehen. — S. 189. *Cetonia affinis.* In Rossi's *Fauna etrusca* findet sich keine *Cet. Quercus*, wohl aber befindet sich diese Art in mehrerern Sammlungen unter dem Namen *Cetonia Quercus Bonellii.* Zu citiren sind noch Duftschmidt *Faun. Austr.* I. 165. 2. *Cet. affinis.* und *Latr. Gen. Crust. et Ins. II.* 127. *A.* not.

S. 190. *Cetonia metallica.* Die Citate aus Herbst und Paykull fallen weg, da sie zu *C. aenea* gehören, eben so das aus Hoppe (nicht Hope) das zu *C. obscura* zu bringen ist, wo es auch von den Vff. wieder angebracht ist. *Cet. albiguttata And.* ist Abänderung von *C. aenea.* Dagegen fehlen die Citate aus Latreille, Hoppe und Gyllenhal, welche Schönherr aufführt. Von Schäffers Figuren auf Taf. 26 möchte nur Fig. 2 mit Sicherheit anzuziehen seyn. — S. 191. *Cetonia florentina* wird fast allgemein und mit Recht als Varietät von *C. metallica* angenommen, und ist wahrscheinlich bei Linnée als *Scarab. aeruginosus* beschrieben. — S. 192. *Cetonia cuprea* weicht fast nur in der Farbe, (wozu sich Uebergänge finden) von *C. obscura* ab. — *Cetonia ignicollis* ist nach Dejean von Kollar benannt und in Aegypten einheimisch. Sie könnte klimatische Varietät von *C. affinis* seyn.

S. 193. *Cetonia opaca.* Bei dieser Art, welche wir *C. nitidiventris* zu nennen vorschlagen, sind alle Citate zu streichen. *C. Cardui Schönh.* ist ihr zwar verwandt, aber oben matt schwarz, unten dunkler blau, das Brustbein vollkommen glatt und der Rand um das Schildchen punktirt. *C. opaca Fab.* und *C. refulgens Herbst*, sind wahrscheinlich auch unter sich verschieden.

S. 198. *Cetonia Volhynensis.* Nach allen uns bis jetzt aus Volhynien zugekommnen Exemplaren, vermögen wir in derselben nur eine Abänderung der *Cet. aenea* zu erblicken. Zu tadeln ist überhaupt, dafs die Vff. die Reihenfolge der Arten nach ihrer Aehnlichkeit sehr wenig beachtet haben, und *C. aenea* so weit von ihren nächsten Verwandten trennten. — S. 199. *Cetonia maculata* stammt nach Dejean von *Isle de France*, scheint aber auch in Ostindien vorzukommen. — S. 200. *Cetonia difformis. Fabr. Syst. Eleuth.* 2. 154. 94. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 137. 125. *Cet. difformis. Herbst Käf. III.* 236. 25. tb. 30. fig. 4. *Cet. peregrina.* S. 202. *Cet. Germar.* Der Name ist schon von Wiedemann vergeben.

S. 203. *Cetonia acuminata.* Da Olivier und Fabricius ihren Käfer vom Vorgebirge der guten Hoffnung beschreiben, auch die von ihnen angegebene Farbe abweicht, und Voets Abbildung eine *Gymnetis* (wahrscheinlich *G. litturata*) darstellt, so fallen alle Citate weg. Dafür setzen wir mit grofser Wahrscheinlichkeit *Weber. Observ. entom.* 1. 68. 4. *Cet. mandarina. Schönh. Syn. Ins.* 3. 138. 128. *Fabr. Syst. Eleuth.* 2. 154. 96. *Cet. marmorata.* Die *Cet. mixta Fabr. Web.* möchte eher Abänderung von dieser Art, als von *Cet. acuminata Fabr.* seyn. Illiger, der sie für Varietät der *Cet. acuminata* hielt, verkannte auch die wahre *C. acuminata*, indem die in seiner Uebersetzung von Olivier's Käfern bei *C. acuminata* gegebnen Zusätze, zu *C. mandarina* gehören, wie schon Eschscholtz (Entomographien S. 180) bemerkt. — S. 204. *Cetonia atomaria.* Da Voet tab. 4. fig. 30 citirt ist, so müfste auch die *Cet. fusca Herbst* als Copie der Voetischen Figur hier angezogen seyn.

S. 205. *Cetonia rufocuprea.* Stammt nach Dejean's Angabe aus Java. *Cet. cupripes Wiedem.* in *Germ. Magaz. der Entom. IV.* 146. 53. wird zu ihr und nicht zu *C. mandarina*, wohin sie Eschscholtz zieht, gehören. — S. 209. *Cetonia lurida.* Den Synonymen sind beizufügen: *Weber Observ. entom.* 71. 8. *Cet. adspersa. Schönh. Syn. Ins.* 3. 141. 137. *Eschsch. Entomogr.* 81. 10. *Cet. fasciolata.* Die nordamerikanische *Cet. sepulcralis Fabr.* unterscheidet sich von ihr durch schmälere Gestalt, dichter punktirtes und gekieltes Halsschild und feinere Queerlinien der Deckschilde. — S. 215. *Cetonia afflicta.* Scheint die wahre *C. Cardui Schönh.* zu seyn. — S. 219. *Cetonia viridis. Duftschm. Faun. Austr.* 1. 171. 8. *Herbst. Käf.* 3. 220. 14. tb. 29. fig. 7. *Cet. hungarica.* — S. 222. *Cetonia fastuosa.* Als Abänderung gehört hieher *Cet. nudiventris Germ. Ins. spec. nov.* 132. 223. — S. 224. *Cetonia aenea.* Paykull, der diese Art als *C. metallica* beschrieb, und schon fälschlich bei *C. metallica* aufgeführt war, wird hier wieder und ohne Beifügung des Artnamens citirt. Aufserdem gehören noch hieher *Cet. albiguttata And.* und *C. floricola Hbst.* Auf die unpassende Stelle, die der *C. aenea* in der Reihenfolge angewiesen ist, haben wir schon oben aufmerksam gemacht.

S. 228. *Cetonia angustata. Latr. Gen. Crust. et. Ins. II.* 128. *C. Cet. hungarica excl. Syn. Herbstii. Schönh. Syn. Ins.* 3. 120. 40. *C. vicina. Germ. Reis. n. Dalmat.* 213. 173. tb. 9. fig. 3. *Cet. angustata.* Die *C. nasuta Germ. Ins. spec.* 131. 222. ist Abänderung. — S. 232. *Cetonia squamosa.* Wir erhielten den Käfer aus Sicilien, woher ihn auch Dejean empfing. — S. 235. *Cetonia chalca.* Voet war schon bei *Cet. semipunctata* citirt, Herbst hat ihn nur copirt, beide Figuren gehören auch zu *C. semipunctata. Cet. chalca* der Monogr. scheint nur kleinere Abänderung der *C. semipunctata* zu seyn. — S. 237. *Cetonia bachypinica. Degeer Ins. VII.* 641. 41. tab. 48. fig. 3. *Scarabaeus cinctus. Schönh. Syn. Ins.* 3. 124. 60. *Cet. cinctiella.* — S. 239. *Cetonia marginella. Fabr. Syst. Eleuth.* 2. 145. 52. — S. 240. *Cetonia aurata.* Dieselbe Unregelmäfsigkeit und Unvollständigkeit der Citate, die wir fast bei allen, von mehreren Schriftstellern beschriebenen Arten treffen, begegnet uns auch hier, und wir verweisen wegen ihrer Verbesserung auf Schönherr. Einverstanden erklären wir uns dagegen mit den Vff. wenn sie *Cet. piligera Ziegl., C. violacea Hoffm., C. lucidula Ziegl.* (*pisana Dahl*) als Abänderungen annehmen, und fügen diesen mit Dejean auch noch *Cet. Carthami* der Monogr. bei, müssen aber billig bezweifeln, dafs diese Varietäten durch Begattungen mit *Cet. morio* und den Abkömmlingen dieser Verbindung entständen. — S. 246. *Cet. velutina. Fabr. Syst. Eleuth.* 2. 158. 116. *Cet. discoidea. Schönh. Syn. Ins.* 3. 142. 151.

S. 246. *Cetonia controversa* und S. 247. *Cet. aequinoctialis.* Wir müssen dahin gestellt seyn lassen, ob nicht beide Arten nur Abänderungen von einander sind, können aber nicht mit Dejean übereinstimmen, wenn er die von Fabricius als *C. aequinoctialis* beschriebene Art, die nicht vom Cap, sondern vom Senegal stammt, für verschieden von *C. aequinoctialis* der Vff. angiebt, und vermuthen, dafs er die *C. controversa* der Vff. für die wahre *C. aequinoctialis Fabr.* hält. — S. 249. *Ceton. Swainson.* Das Citat aus Wiedemann fällt weg. — S. 252. *Cetonia cornuta. Oliv. Ent.* 1. 3. 44. 49. tb. 9. fig. 83 und tab. 16. fig. 145. *Scarabaeus Arcas.*

S. 253. *Cetonia purpurascens. Oliv. l. c. Cet. corticina.* Zu ihr auch, wie schon oben erwähnt *Cet. aurantia Hbst. Voet.*, ferner *Palis. de Beauv. Ins. II.* 27. Col. tab. 5. fig. 2. *C. marginatae var.* Sie möchte nur Abänderung von *C. marginata* seyn, und wir wären geneigt, auch die unter den Namen *Cet. monacha, fimbriata, postica, aurantia* in der Monographie beschriebenen Arten, so wie *C. thoracica Fabr.* sämmtlich als Varietäten zu *Cet. marginata* zu ziehen, ja selbst von *C. Carmelita* ist es uns zweifelhaft, ob sie die Rechte einer eignen Art besitzt. — S. 257. *Cetonia capensis.* Zu dieser Art ist aufser *Voet* tab. 2. fig. 11. auch fig. 12 angezogen, dann mufste auch dessen Copie bei Herbst tb. 30. fig. 12. *C. fusco — rubra* citirt werden, es ist aber die Richtigkeit dieses Citates noch manchem Zweifel unterworfen, und man kann mit eben so viel Recht auch *Voet* tb. 5. fig. 36 und dessen Copie *Cet. barbatula Herbst.* tb. 32. fig. 7. mit Schönherr hieher bringen. — S. 266. *Cetonia*

tomentosa. Sie stammt vom Cap und nicht aus Mexiko. — S. 267. *Cetonia brunnea*. *Scarabaeus indus Linn. Trichius indus Fabr. Cetonia inda Oliv. Cet. marylandica Fröel.*, wie *Schönh. Syn. Ins.* 3. 132. 93. richtig bemerkt. Linnée brauchte den Ausdruck *habitat in Indiis* häufig für westindische Insekten, und daher die falsche Angabe des Vaterlandes bei Fabr. und Oliv. Zu dieser Art gehört auch *Say Journ. of the Acad. of Nat. Sc. of Philad. II.* p. 239. *Cet. barbata*. — S. 268. *Cetonia argentata*. Bei Olivier ist sie *C. argentea* genannt. — S. 272. *Cetonia tigrina*. Hieher auch höchst wahrscheinlich *Cet. furvata Fabr. Syst. Eleuth.* 2. 156. 106. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 142. 147.

S. 273. *Cetonia serva*. Sie sollte zunächst neben *Cet. cinerascens* Nr. 143 stehen, mit der sie viele Aehnlichkeit besitzt. — S. 275. *Cetonia dimidiata*. *Chevrol. Col. d. Mex. n.* 1. — S. 278. *Cetonia tomentosa*. Da schon unter Nr. 139 eine *Cet. tomentosa* beschrieben wurde, so ist der Name *C. subtomentosa Hope, Def.* zu substituiren. — S. 280. *Cetonia hispanica*. Scheint das Weibchen von *C. femorata Illig. Mag.* 2. 231. 6 zu seyn. — S. 280. *Cetonia versicolor*. Die *C. histrio Fabr.* aus Aegypten halten wir für verschieden, dagegen möchte *Cet. albopunctata Fabr. histrio Oliv.* die wir angeblich vom Cap erhielten, als Abänderung anzuziehen seyn. — S. 285. *Cetonia obscura*. Im Register wird sie *obscurina*, auf der Abbildung *viridiobscura* genannt. In den *erratis* ist gesagt, dafs man, da es schon eine *Cet. obscura* gebe, *C. obscurina* lesen solle und wenige Zeilen später heifst es, man solle *C. viridiobscura* schreiben! Wir ziehen den letzten Namen vor, da *Boisduv. Faun. de l'Ocean.* p. 223 sie darunter beschreibt, bezweifeln aber die Angabe Boisduvals, dafs *Cet. brunnipes Kirby Transact. of the Linn. Soc. XII.* p. 465 dazu gehöre. — S. 286. *Cetonia modesta*. Da es bereits eine *Cet. modesta Fabr.* giebt, so ist der Name zu ändern. — S. 287. *Cetonia conspersa*. Hier dürfte *C. brunnipes Kirby* zu allegiren seyn. — S. 289 u. 291. *Cetonia hirta* und *stictica*. Wegen der Unvollständigkeit und Unordnung in den Citaten verweisen wir auf Schönherr. — S. 294. *Cetonia variegata*. Die Citate aus Fabr. und Oliv. sind zu streichen, da sie zu einer andern, ostindischen Art gehören, und der Name *Cet. albella* ist nach Pallas wieder herzustellen. — S. 297. *Cetonia adspersa*. Das Citat aus Weber, fällt, als zu *Cet. hurida* gehörig, hier weg, dagegen ist zu substituiren: *Cet. adspersa Fabr. attalica Schönh.* — S. 299. *Cetonia nitidula*. Man streiche die Citate aus Fabr. und Schönherr weg und setzte dafür *Schönh. Syn. Ins.* 3. 141. 143. *Cet. roscida*.

S. 300. *Dicheros plagiatus*. *Boisduv. Faun. d. l'Oc.* p. 217. *Latr. in Cuv. Regn. anim. III.* 435. tb. 17. fig. 4. und tab. 18. fig. 5. *Cetonia bicornis*.

S. 302. *Ichnestoma* (nicht *Ichnestoma*) *albomaculata*. Soll nach der Uebersicht der Diagnosen und dem Register *I. albomarginata* heifsen, denn Herbst nennt diesen Käfer (III. 174. 126. tb. 27. fig. 8) *Melolontha albomarginata*. Schönherr (*Syn. Ins.* 3. 124. 57.) und Illiger (Magaz. IV. 71. 18) vereinigen ihn mit *Cetonia cuspidata Fabr.*

S. 305. *Agestrata chinensis*. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 112. 8. *Ceton.* Dafs zu dieser Art *Cetonia nigrita Fabr.* gehöre, bedarf erst eines Beweises. Wäre dies aber wirklich der Fall, so müfsten auch *Cet. nigrita Oliv. Schönh.* angegeben seyn. — S. 306. *Agestrata splendens*. Abbildung und Beschreibung geben keine Gründe an die Hand, sie von *Agrestata luconica Eschsch. Zool. Atl.* 1. p. 11. tb. 4. fig. 8 zu trennen.

S. 308. *Lomaptera valida*. Zu ihr ist mit Wahrscheinlichkeit *Schönh. Syn. Ins.* 3. 113. 10. *App.* p. 57. *Cetonia plana* zu bringen. — S. 309. *Lomaptera papua*. *Guer. Voyage d. l. Coq. Ins.* pl. 3. fig. 11. *Cet. papua*. *Boisd. Faun. d. l'Ocean.* p. 224. 11.

S. 310. *Macronata*. Hoffmannsegg, welcher diese Gattung zuerst (Wiedem. zoolog. Magag. 1r Bd. 1s Stück 1817. S. 15) aufstellte, nennt sie richtig *Macronota*. — S. 316. *Macronota* (nicht *Macronata*) *regia Fabr. Syst. Eleuth.* 2. 159. 123. *Cetonia regia*. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 143. 159. — S. 317. *Macronota rhynophyllus*. *Wied. Zool. Magaz. II.* 1. 82. 128. *Goliath*. *Buquet* in den *Annal. d. l. soc. entom. de France V.* p. 203 liefert nachträglich die Beschreibung des Weibchens, bringt aber die Art richtig unter *Goliathus*. — S. 318. *Macronota inscripta*. Mufs den Namen *M. calcarata* erhalten, und dürfte eine eigne Gattung bilden, welche Dejean *Doryscelis* nennt. — S. 327. *Macronota apicalis*. Steht richtiger unter *Cetonia*, wohin sie auch Dejean bringt.

S. 331. *Gymnetis episcopalis*. Möchte kaum verschieden von *G. Menetriesii Mannerh. Descript. d.* 40 *nouv. esp. de Scarab.* p. 48. tb. 2. fig. 8. 9. seyn. — S. 343. *Gymnetis magnifica*. *Pert. Del. anim.* 33. tb. 11. fig. 9. *G. cincta*. Der letztere Name als der ältere mufs dieser Art bleiben, dann aber würde *G. cincta* S. 339 einen andern Namen erhalten müssen. — S. 344. *Gymnetis holosericea*. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 113. 12. *Cetonia holosericea*. Die Varietät mit zerstreuten gelben Punkten auf den Deckschilden welche auch die Abbildung darstellt ist *Cet. flava Web. Observ. ent.* 1. 67. 2. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 114. 13. welche schon Illiger (Uebers. v. Olivier II. 203. not. f.) für Varietät von *G. holosericea* erkannte. — S. 345. *Gymnetis tristis*. *Herbst Käf.* 3. 264. 61. *Cetonia tristis*. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 113. 11. — S. 348. *Gymnetis undulata*. *Vigors Zool. Journ. Lond.* 1824. 3. 415. tb. 15. fig. 4. — S. 349 *Gymnetis hieroglyphica*. *Vigors* ibid. 416. tb. 15. fig. 5. Auch *Herbst* 3. 253. 43. tb. 31. fig. 9. *Cetonia histrio ruber*. *Voet. I.* tb. 3. fig. 19. *Fabr. Syst. Eleuth.* 2. 159. 23. *Ceton. strigosa*. *Oliv. Ent. I.* 84. 107. tb. 12. fig. 124. *Schönh. Syn. Ins.* 3. 114. 17 scheinen nicht wesentlich abzuweichen. — S. 350. *Gymnetis stellata*. *Latr. Humb. Voy. Zool.* 93. tb. 33. fig. 2. *Cetonia stellata*. — S. 350. *Gymnetis rufilateris*. *Illig.* in Wiedem. Arch. 1r Bd. 2te Abth. 110. 7. tb. 1. fig. 1. *Cetonia rufilateris Schönh. Syn. Ins.* 3. 116. 31. — S. 351. *Gymnetis Lanius Schönh. Syn. Ins.* 3. 351. 34.

S. 354. *Gymnetis irregularis*. Wenn hier gesagt wird, dafs diese Art in mehreren Sammlungen unrichtig als *Ceton. marmorata Fabr.* sich befinde, so findet hier wohl ein Irrthum bei den Vff. statt. Sie

mag

mag wahrscheinlich oft für *Cetonia marmorea Oliv.* gehalten werden, und diese Annahme ist vielleicht richtig. — S. 356. *Gymnetis undata. Schönh. Syn. Ins. 3. 114. 18. Cetonia undata.* — S. 360. *Gymnetis flaveola. Fabr. Syst. Eleuth. II. 142. 36. Cetonia flaveola. Schönh. Syn. Ins. 3. 116. 26.* — S. 360. *Gymnetis bajula Perty del. anim. 53. tb. 11. fig. 11. Schönh. Syn. Ins. 3. 115. 24.* — S. 362. *Gymnetis margaritacea. Germ. Ins. spec. nov. 132. 224. Cetonia margaritacea. Pert. del. anim. 53. tb. 11. fig. 10. Gymn. sutellata.* Weder Beschreibung noch Abbildung der Vff. belehren über ihre Unterschiede von *G. maculosa.* — S. 368. *Gymnetis liturata. Latr. Humb. Voy. Zool. 96. tab. 33. fig. 3. Cetonia liturata. Schönh. Syn. Ins. 3. 116. 28.* Zu ihr gehört *Voet. I. tb. 5.* und *Cet. acuminata Herbst. tb. 82. fig. 8.* als Copie der Voetschen Abbildung, mit Ausschluss der Beschreibung. — S. 378. *Gymnetis coerulea Schönh. Syn. Ins. 3. 116. 29.* Auch Dejean rechnet *Cetonia 14 maculata* (nicht 14 *punctata*) *Fabr. Syst. Eleuth. 2. 150. 110.* als Abänderung hieher.

Um den Besitzern der Monographie der Cetoniden ein Verzeichniss sämmtlicher bis jetzt beschriebenen Arten dieser Familie zu geben, fügen wir hier ein Verzeichniss der ausgelassenen Arten bei, wobei wir jedoch bemerken müssen, dass wir über die Gattungen unter welche sie gebracht werden müssten, aus Mangel an Exemplaren, uns kein Urtheil erlauben, weil es bei den meisten nur unsicher seyn könnte. Auch sind diejenigen Arten, welche, wie z. B. viele in Dejean's Catalog, nur benannt, aber noch nicht beschrieben sind, übergangen.

Unter den Trichiden führt Schönherr in seiner *Synon. insect.* noch auf: *Trichius barbatus* (*Platygenia?*); *T. clathratus Oliv.*; *T. pallidipennis*; *T. quadrimaculatus* (*Stringifer*); *T. fasciculatus* (*Valgus*).

Von andern Schriftstellern sind nachzutragen: *Trichius parvulus Germ. Ins. spec. nov. 131. 221.*; *T. Zonatus Germ. Faun. Ins. Eur. XIV. 3.*; *T. novaeguineensis Boisduv. Faune de l'Oceanie p. 217.*; *Inca Tenuejo Perty Delect. anim. artic. p. 51. tab. 11. fig. 2.*; *Gnorimus decempunctatus Helfer Ann. d. l. soc. entom. de Fr. II. 495. tb. 17. B. fig. 1. 2.*

Unter den Cetoniden hat Schönherr: *Cetonia goliatha* (*Goliathus giganteus Lamarck Hist. nat. d. anim. sans verteb. IV. 575.*); *C. imperialis*; *C. decorata* (*Gymnetis*); *C. fuliginosa* (*Gymnetis*); *C. pulla* (*Gymnetis*); *C. pumila* (*Gymnetis*); *C. pulchra Sved.*; *C. scabriuscula Sved.*; *C. Scopolii*; *C. circumdata Buch.*; *C. collaris*; *C. recurva Fabr.*; *C. herbacea Oliv.*; *C. floralis Fabr.*; *C. opaca Fabr.*; *C. refulgens Hbst.*; *C. cordata Fabr.*; *C. rauca Fabr.*; *C. picta Fabr.*; *C. trilineata Fabr.*; *C. quinquelineata Fabr.*; *C. limbata Fabr.*; *C. cuprea Fabr.*; *C. punctata*; *C. Iris*; *C. lunulata Fabr.*; *C. aurichalcea Fabr.*; *C. mutabilis Fab.* (S. oben Bemerk. zu S. 299.); *C. speculifera* (*Boisduv. Faun. de l'Ocean. 226. 13.*); *C. Tonkinea Hbst.*; *C. festiva*; *C. acuminata Fabr.*; *C. Dahlbergi*; *C. Zebra*; *C. marginalis*; *C. guttifera*; *C. irrorata Fabr.*; *C. torquata Fabr.*; *C. lugubris*; *C. histrio Fabr.*; *C. modesta Fabr.*; *C. Weberi*; *C. subfasciata Sved.*; *C. hepatica Oliv.*; *C. impressa Oliv.*; *C. fuscorubra Hbst.*; *C. dubia.*

Von andern Schriftstellern können aufgeführt werden: *Cetonia insculpta* (*Gymnetis*) *Kirby Transact. of the Linn. Soc. XII. 409. 48.*; *C. reticulata* (*Gymnetis*) *Kirby* ibid. *410. 49.*; *Macronota radiata Wiedem. Anal. entom. p. 8.*; *Macr. atra Wied. Zool. Mag. II. 1. 83. 130*; *Macr. flavomarginata Wied. ib. 131*; *Cetonia cicatricosa Wied. ib. 132*; *Cet. Germari Wied. ib. 134*; *Cet. quadricolor Wied. ib. 137*; *Cet. geminata Meor. Col. du Mexiq. 107*; *C. gastrargyria Perty Observ. nonn. in Coleopt. Ind. orient. Pag. XXXIV.*; *C. haematica Perty* ibid. *p. XXXV. tab. adj. fig. 1.*; *Cremastocheilus Mentzii Harr. Journ. Acad. Nat. Sc. Vol. V. p. 380.* — *C. loricata Klug Ins. v. Madagasc. p. 84. 115. tb. 3. fig. 12.* (*C. episcopalis Guer. Magas. d'Entom. 3. 21.*); *C. xanthopus Boisd. Faun. de l'Ocean. 225. 12.*; *Naricius opalus Dupont in Guer. Magas. d'Entom. 3. 28. fig. 1.*; *Naricius olivaceus* (*fem. praeced?*) *Dup.* ibid. *fig. 2.*; *C. aerata Erichs. Nov. Act. Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Curios. XVI. Suppl. p. 364. 27.*; *Goliathus Daphnis Buquet Annal. de la Soc. entom. de France. IV. 135. tb. 2. B. fig. 3. 4.*; *Goliathus Grullii Buq. ib. V. 201.*; *Macronota Luterii Buq. ib. V. 204.*; *Gnathocera Petelii Buq. ib. V. 206.*; *Macroma bilineata Buq. ib. V. 207.*

Ueber folgende Arten haben wir in unsern Bemerkungen oben schon Nachweisungen gegeben: *Trichius alutaceus Schönh.* vergl. ob. Bemerkung zu *Stringifer sordidus* S. 33.; *Cetonia geotrupina Schönh.* bei *Diplognatha concava* S. 121.; *C. nigrita Fab.* b. *Agrestata chinensis* S. 305.; *C. plana Schönh.* b. *Lomaptera valida* S. 308.; *C. marmorea Oliv.* b. *Gymnetis irregularis* S. 354.; *C. Cardui Schönh.* b. *C. afflicta* S. 215.; *C. barbatula Hbst.* b. *C. capensis* S. 257.; *C. bipunctata Oliv.* b. *C. interrupta* S. 188.; *C. mixta Web.* b. *C. acuminata* S. 203.; *C. abbreviata Fabr.* b. *Gnathocera flavosuccincta* S. 141.; *C. femorata Illig.* b. *C. hispanica* S. 280.; *C. ventricosa Schönh.* b. *Cremastocheilus Brou* S. 113.; *Agrestata luconica Eschsch.* b. *Agrest. splendens* S. 306.; *Gymnetis Menetriesii Mann.* b. *Gymnetis episcopalis* S. 331. — *Cetonia sulcata Schönh.* und *C. aeruginosa Hbst. Schönh.* sind keine Cetoniden, die erstere gehört unter *Macraspis*, die letztere wahrscheinlich unter *Hoplia.*

G.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

GESCHICHTE.

Braunschweig, b. Meyer: *Memoiren der Herzogin von Nevers* (Ritterin des Königl. Ordens vom St. Michael) von 1713 bis 1793, oder Achtzig Jahre aus der geheimen Geschichte Frankreichs und des franz. Hofes. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. *E. Brinckmeier* und *Fr. Steger*. Erster Bd. XX u. 210 S. Zweiter Band 248 S. 1837. 8. (2 Rthlr.)

Darf man eine Gattung Literatur wahrhaft national in Frankreich nennen, so sind es die historischen Memoiren. In der That kommt keine Nation der französischen an Reichthum von Schriften gleich, die von ihren Verfassern der Erzählung von Begebenheiten gewidmet sind, wobei sie selbst mehr oder weniger eine Rolle spielten oder über die sie doch, gleichsam als Augenzeugen, glaubwürdig zu beichten im Stande waren. Die meisten von diesen Denkmälern der Geistesthätigkeit der Franzosen aber empfehlen sich, wenn schon keinesweges durch erschöpfende Gründlichkeit, so doch von Seiten der Darstellungsgabe, der Mannigfaltigkeit der Formen und durch eine Geläufigkeit des Styls; Fertigkeiten, die unter andern Völkern nur jenen wissenschaftlich gebildeten Männern anzugehören pflegen, welche die Literatur als eine Kunst und ein Gewerbe betreiben. Abgesehen von der natürlichen Anlage und der socialen Bildsamkeit, ist vielleicht noch der Grund dieser nationalen Eigenthümlichkeit in der Eitelkeit zu suchen, die man den Franzosen zum Vorwurfe macht; vielleicht aber hat sie auch ein edleres Motiv. Wir meinen damit das selbst von Personen aus den höchsten Ständen in Frankreich mehr, als anderswo, gefühlte Bedürfniss Popularität und eine beifällige Meinung für sich zu gewinnen, ein Bedürfniss, das hinwiederum seine Quelle in der hohen Achtung hat, die jeder Franzose für die Nation hegt, deren Mitglied er ist. Dem sey jedoch wie es wolle, eine bekannte Thatsache ist der in Frankreich schon seit Jahrhunderten consacrirte Gebrauch, dass sich Personen, die sich auf der grossen Bühne der geschichtlichen Ereignisse kenntlich machten, gemeinhin an das Publikum wenden, eben so wie im Theater die Acteurs gewöhnlich ihre Worte gegen das Parterre hinsprechen.

Die Verfasserin gegenwärtiger Memoiren giebt uns nun freilich als das sie bei diesem Vorhaben leitende Motiv die mit vorrückendem Alter sich bei ihr einstellende Langeweile an; und wirklich hat sie sich, ihrer eignen Angabe zufolge, allererst mit zurückgelegten 64. Lebensjahre, an das Werk gemacht, die Begebenheiten, deren Zeitgenossin sie war und bei denen sie sich selber näher oder entfernter betheiligt befand, aufzuzeichnen. Was es indessen auch mit jenem Motiv für eine Bewandtniss gehabt haben möge, wir wissen ihr Dank für die Ausführung ihres Vorhabens, die in vielfältigem Betracht als gelungen zu nennen ist. Denn nicht nur erzählt uns *Fr. v. N.* die sie persönlich betreffenden Begegnisse mit viel Laune, und, bei aller Selbstzufriedenheit, täuschen wir uns nicht, mit grosser Aufrichtigkeit; sondern sie verwebt in diese Erzählung auch eine nicht unbedeutende Menge von Anecdoten und Characterzügen, die Geschichtsepochen angehören, die für die Neuzeit von Interesse sind, weil in derem Verlaufe der Saame ausgestreut ward und aufzukeimen begann, dessen Früchte die späteren Geschlechtsfolgen, die heutige mit inbegriffen, zu erwarten bestimmt waren. Jene Epochen nämlich begreifen, so weit die vor uns liegenden zwei Bände in der Zeit reichen, die letzten Regierungsjahre Ludwig's XIV., die viel berufene Regentschaft und einen beträchtlichen Theil der Regierung Ludwig's XV. in sich, in dem die Verf., wie sie uns berichtet, 1762 die Feder zur Hand nahm, ihre Geburt aber schon in das J. 1698 fällt. Was aber die Authentität ihrer, selbst für die Geschichte keinesweges werthlosen, Mittheilungen anbetrifft, so war ihre gesellschaftliche Stellung ganz dazu geeignet, derartige Züge zu sammeln; so wie ihr denn auch das Talent, solche mit Scharfsinn aufzufassen und sie in einer den Leser ansprechenden Form darzustellen, in nicht gewöhnlicher Weise beigewohnt zu haben scheint. — *Fr. v. N.* nämlich gehörte durch Geburt der ihrer Zeit berühmten Künstler-Familie *Guinault* an und debütirte selbst mit gutem Erfolg, in den ersten Jahren ihrer Jugend, auf dem *Théatre français*. Ausgezeichnet durch ihre Schönheit, war sie schon sehr frühe Gegenstand der Begehrlichkeit eben so sittlichverderbter als verführerischer Höflinge, deren Bewerbungen sie, nach ihrem eigenen mit wahrhaft *Casanovi*scher Naivität abgelegten Geständnisse, eben keinen sehr beharrlichen Widerstand entgegensetzte. Jedoch bewahrte, um uns der Worte der Vorrede der deutschen Uebersetzer zu bedienen, für die Andern ihres Geschlechts und ihres Standes das Schicksal Armuth und Verachtung auf, so hatte es für die *Guinault* nur Reichthum und Ehre, ja selbst Ansehen und Macht." Mit instinktartiger Behendigkeit weiss sie dem Verhängniss zu entschlüpfen, ihr feiner Blick erkennt sogleich die rechts und links sich herabsenkenden Wege, Alles wendet sich bei ihr zum Besten. Die Laune eines sechszehnjährigen Mädchens führt sie einem Höflinge des Regenten in die Arme, der sie

dem Herrn vorstellt, und als dieser in der jungen Schauspielerin, die ihn mit lächelnder Schönheit begrüfst, eine Geliebte sucht, findet er eine Freundin, die ihn unwillkürlich zur Achtung zwingt und daher auch zur Beständigkeit. Der Regent vertraut ihr, nach der Sitte der Zeit, die erste Bildung seines Sohnes, des blödsinnigen Herzogs von *Chartres*, der die Stunden, die er bei ihr zubringt, dazu benutzt, ihr theologische Vorlesungen zu halten, einmal sie sogar durch zwei Kapuziner exorcisiren lassen will und endlich in einem Briefe, der von einem Humanisten geschrieben seyn könnte, in Wahrheit aber von einem Wahnsinnigen herrührt, von ihr Abschied nimmt. Da jetzt auch der Regent stirbt, scheint der Glücksstern der verlassenen Schauspielerin erloschen. Alle Welt glaubt dies wenigstens. Sie ist aber anderer Meinung; für sie ist nur der eine Act des Dramas beendigt, der langweilige, in dem die Exposition des Stücks vorbereitet wird. Der Vorhang geht wieder in die Höhe, den man für immer niedergelassen glaubte, und man erkennt gleich die bekannte Gestalt wieder, aber in anderer Umgebung.... Statt des Gagekleides der thörigten Lust, hat sie sich mit dem ernsten Faltenwurfe der Tugend drappirt, die Pagen, die Abbés, die Mousquetairs mit dem duftenden Haar, die sie sonst umgängelten, sind verschwunden; ernste Marschälle, feierliche Cardinäle wandern jetzt mit abgemessenen Schritten an ihrer Seite. Eine Trauung in heimlicher Nacht, in einsamer Kapelle vervollständigt die glückliche Umwandlung. Mit dem blauen Bande des Saint-Michael's Ordens, mit dem Trauringe des Herzogs *von Nevers* wird auch der letzte Fehler der Schauspielerin verdeckt, die jetzt mit dem Anstand der grofsen Dame, mit dem Aplomb der vornehmen Welt auf frühere Irrthümer zurückblicken kann."

In vorstehender Skizze ist der ganze Lebenslauf der Memoirenschreiberin enthalten; es bleibt uns daher nur noch übrig ihr Werk aus dem Gesichtspunkte des historischen Interesse, d. h. als Beitrag zur Geheimgeschichte ihrer Zeit zu beleuchten. Nachdem *St. Simon's* Memoiren dem Publikum zugänglich geworden, ist es schwer, etwas ganz Neues und Unbekanntes über den Zeitraum zu sagen, worin das Leben dieses Mannes fällt. Die vorliegenden zwei Bände aber gehen nicht über diesen Zeitraum hinaus; zu dem hatte *Fr. v. N.* jene Memoiren, die ihr vom Herzog *v. Choiseul* in Manuscript waren mitgetheilt worden, gelesen; und es kann daher wohl seyn, dafs sie manche Anecdote denselben entlehnte. Gleichwohl ist die Nachlese, welche sie uns liefert, doch noch der Mühe werth, ausgebeutet zu werden. So Beispielsweise einige Näherumstände über die Ernennung *Dubois* zum Premierminister. Ihrer Angabe nach war sie es vornehmlich, die den Regenten bestimmte, den so übel berüchtigten Mann zu dieser Stelle zu erheben, oder in andern Worten, die Regierung in seine Hände niederzulegen. Dabei gesteht sie mit grofser Offenheit, dafs sie sich zu diesem Liebesdienst allein durch das Versprechen einer jährlichen Pension von 50,000 Livres bewegen liefs, die ihr auch wirklich, nachdem der Erfolg ihre Bemühungen gekrönt hatte, zu Theil ward. Die Unsittlichkeit ihrer Handlungsweise wird indessen dadurch gemildert, dafs sie vor dem Regenten selbst, noch bevor er seinen Entschlufs fafste, des ihr verhiefsenen Lohns keinen Hehl hatte. Auch schlägt sie die intellectuellen Fähigkeiten ihres Protegé's sehr hoch an. Er besafs, sagt *Fr. v. N.*, einen lebhaften hellen Verstand, war ein *Herkules* bei der Arbeit, besorgte spielend die schwierigsten Angelegenheiten und durchschaute mit einem Blick, was die lästigste Politik sorgsam verhüllte. Ihn zu betrügen war unmöglich. Indefs hat er zum Verderben Frankreichs beigetragen, und zwar nicht aus Unwissenheit, sondern mit Absicht. Er begünstigte England, welches ihm für seine Treulosigkeit jährlich eine Million bezahlte, verkaufte für Geld die Würde, Gröfse und Wohlfahrt der Nation, wie denn auch der Regent, welcher mit ihm in Uebereinstimmung stand, enorme Summen vom Londoner Kabinet erhielt. „Hätte aber der Cardinal *Dubois*, fügt *Fr. v. N.*, diese stets verbrecherischen Tendenzen gleichsam bemäntelnd, hinzu, von seinem Souverain die unermefslichen Vortheile erhalten, welche ihm eine fremde Macht gewährte; so würde er unter den grofsen Ministern einen bedeutenden Rang eingenommen haben, weil er die glänzendsten Eigenschaften dazu besafs, da aber das Glück ihn nur in seiner Verrätherei begünstigte, so war er in seiner Untreue getreu." — So wenig wie des Günstlings und Premierministers ist unsre Dame Lobrednerin des Regenten selber. Frankreich, sagt sie, verdankt nur ihm allein den Zustand der Erschöpfung, in dem es sich gegenwärtig (1762) befindet. „Er hat alle Schranken durchbrochen, welche die Weisheit des grofsen Königs aufrichtete, hat den Hof, die Stadt, die Provinzen korrumpirt, den Zauber zerstört, der damals noch die Reihen des hohen Adels umgab, und diesen so gewöhnlich, so gemein erscheinen lassen, dafs der Bürger aufgehört hat, ihn zu achten. So hat er auch die Freiheit der Schriftsteller begünstigt, er, der *Voltairen* bei seinem ersten Auftreten hätte erdrücken sollen. *Voltaire* ist gegenwärtig eine Macht geworden, die mit den Königen als ihres Gleichen verkehrt, die die Moral und selbst die Religion über den Haufen wirft; ich bin nicht bigott, aber ich glaube, der Pöbel und die Lakaien (!) bedürfen eines Zügels. Mit einem Worte, alle Uebel, die uns gegenwärtig treffen, datiren von der Epoche, wo die Macht den Händen des Herzogs von *Orleans* anvertraut war." — An einem andern Orte heifst es weiter: „Er war ein Fürst ohne Glauben, ohne Beständigkeit, ein Spielball, dem seine Günstlinge bald hierhin, bald dorthin warfen .... Indem er keine Festigkeit des Charakters, und auch nicht eine einzige Vorschrift der Moral im Herzen hatte, vermochte er nicht, sey es aus Gründen der Vernunft oder aus Schaamgefühl...." Endlich versichert uns noch *Fr. v. N.*, dafs dieser Fürst von Natur keinesweges freigebig gewesen und seine Verschwendungen nur aus seiner Schwäche entstanden seien. Er für seine Person hätte lieber Schätze ver-

vergraben; „denn es lag in ihm viel von einem Geizhals, von einem *Harpagon* sogar, und doch gab er mit vollen Händen, ganz gegen seine Neigung, aber durch die Unmöglichkeit gezwungen, in der er sich befand, irgend etwas einem Günstling zu versagen, der nur mit Dringlichkeit zu betteln verstand. Man hat ihm vorgeworfen, den Staat nach *Law's* System *verarmt* zu haben, nur um sein Haus zu bereichern, und der Vorwurf ist wahr. Sein Haus hat dabei unermefsliche Summen gewonnen, von denen man den gröfsten Theil im Auslande versteckt hat." Diese Anschuldigung aber beglaubigt *Fr. v. N.* durch Anführung der Thatsache, dafs ihr selber durch den Agenten des Hauses Orleans, Hr. *van Huissum* zu Amsterdam, eine jährliche Pension von 30,000 Livres noch bis in ihr spätes Alter ausgezahlt wurde.

Wir deuteten bereits oben eine Parallele zwischen diesen Memoiren und denen *Casanova's* an. In der That tritt diese Aehnlichkeit an vielen Stellen so grell hervor, dafs sogar die Uebersetzer es für rathsam erachteten, Mehrere derselben theils ganz zu unterdrücken, theils nur fragmentarisch wiederzugeben. Dahin gehört unter Andern die Erzählung von der ersten Liebschaft *Ludwig's XV*, deren Gegenstand, bekanntlich eine Gräfin *du Mailly*, mit dem damals noch sehr jungen, unerfahrnen, und seiner Gemahlin treuergebenen Könige in vertrauliche Verbindung zu bringen, ein Gedanke war, der zuerst in dem Kopfe des Cardinals *Fleury*, seines frühern Erziehers und damaligen Premierministers, aufkam. Dieser Kardinal, berichtet uns *Fr. v. N.*, der die Kälte bemerkte, die sich in dem königl. Haushalte eingeschlichen und die diesen rührte, weil sich die „allzufromme Königin" hinsichtlich ihres Gemahls „des Kalenders der Greise" bediente, sann und brachte endlich heraus, „dafs der König einer Maitresse bedürfe, welche aber weder stolz, noch ehrgeizig, sondern sanft, bescheiden, voll Furcht verlassen zu werden, und folglich bemüht seyn müsse, sich zu halten." Der Kardinal zog seinen Kammerdiener zu Rathe, der sich jedoch in solchen Angelegenheiten für inkompetent erklärte und seinerseits den in der Liebertinage so sehr erfahrnen Herzog *von Richelieu* empfahl. Dieser nun schlug vorbesagte Gräfin vor, die dem Kammerdiener und noch mehr dem Kardinal gefiel, der ihr einst den Hof gemacht hatte; „er kannte sie, schätzte ihre unveränderliche Güte, Sanftmuth und Bescheidenheit, um so mehr, da diese Dame bei der erhabnen Königin sehr beliebt war." Die Entwickelung der Intrigue wird von *Fr. v. N.* wahrhaft dramatisch geschildert; eine erste Audienz, um welche *Fr. v. Mailly* bat, war vollkommen erfolglos, der Kardinal in Verzweiflung. Am folgenden Tage ging dieselbe abermals „schön geschmückt und frisirt nach *Trianon* und dieses Mal sahen *Soubise* und *Richelieu* sie mit zersausten Haaren heraustreten. „Sehen Sie, wie er mich zugerichtet hat," sagte sie entzückt über ihren Sieg, während sie auch die Beweise davon zeigte." Die einzige moralische Betrachtung, die dieser skandalöse Vorgang bei unsrer Vf. hervorruft, trifft *Fleury*. „Man denke sich, sagt sie mit Beziehungen auf den Kardinal, einen Fürsten der Kirche, der eine verheirathete Frau ermahnt, einen doppelten Ehebruch zu begehen." Nach Beifügung vieler Nebenumstände aber, die fast noch anstöfsiger, als die Thatsache selber sind, bittet sie die Leser um Verzeihung so ungeschminkt erzählt zu haben, indem sie versichert, dafs man zu ihrer Zeit noch ganz andre Dinge erzählt und Niemand sich darüber geärgert habe.

Vorstehende Aufführungen mögen genügen, um von dem Interesse dieser Memoiren und dem darin waltenden Geiste der Freimüthigkeit einen Begriff zu geben. Allein eben dieser Freimüthigkeit wegen möchten wir dieselben, wenn schon von einer Dame geschrieben, doch nicht den Damen zur Lectüre empfehlen. — Was aber noch schliefslich die Uebersetzung anbetrifft, so gehört dieselbe, ist sie auch keinesweges frei von Gallicismen und andern Fehlern, doch zu den vorzüglichern Arbeiten der Art, die uns in jüngster Zeit zu Händen gekommen sind.

Leipzig u. Darmstadt, b. Leske: Denkwürdigkeiten *Lucian Bonaparte's*, Prinzen von Canino. Von ihm selbst geschrieben. Nach der Pariser Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. 1836. 413 S. 8. (1 Rthlr.)

Der vor uns liegende Band dürfte wohl schwerlich die durch den berühmten Namen des Vf's aufgestachelte Neubegier befriedigen; denn er ist vielmehr eine Sammlung politischer Meinungen, als eine Erzählung von Thatsachen. Mit Ausnahme desjenigen Kapitels aber, wo *L. B.* mit einer ganz eigenthümlichen Energie das Lächerliche und Abscheuliche der Schreckens-Regierung zu schildern weifs, ist alles Uebrige nur eine wenig Interesse gewährende Darstellung der gehalt- und farbelosen Verhandlungen einer traurigen Versammlung, des Raths der Fünfhundert, und einer armseligen Regierung, des Directoriums. Die Schuld davon liegt jedoch nicht an dem Vf., der sagt, was er that und berichtet, was er sahe. Denn während der General *Bonaparte* in Egypten unsterbliche Siege erfocht und sich durch riesenhafte Abentheuer vollends über seines Gleichen emporschwang, war sein Bruder *Lucian* Mitglied des vorbesagten Raths und brachte mit dessen Mehrheit die friedfertige und matte Staatsumwälzung vom 30 *Prairial* zu Stande, die der Vorbote einer bei weitem folgereichern Umwälzung, nämlich der des 18 *Brumaire* war. Allein diese sollte durch einen Mann bewirkt werden, der, um das durch die Schwäche des Directoriums halb zu Grunde gerichtete Frankreich zu retten mehr Vertrauen in seinen Degen und in sein Genie, als in die Artikel der Konstitution und das pedantische Wissen des Hrn. *Sieyes* setzte. Auch hat der 18 *Brumaire* den 30 *Prairial* vollkommen verwischt, so dafs wohl nur wenig Menschen noch sich heute dieser unschuldigen Staatsumkehr er-

erinnern dürften, die *L. B.* mit der Juli-Revolution von 1830 zu vergleichen sich wohlgefällt. „Der Erfolg, sagt er nämlich, der einen und andern war eine gewaltsame Veränderung der vollstreckenden Gewalt. Beide kamen durch den gesetzgebenden Körper zu Stande. Keine von Beiden wurde der allgemeinen Abstimmung unterworfen und dennoch ward ihnen die allgemeine Zustimmung zu Theil. Die Directoren gaben ihre Entlassung ein, gerade so ungezwungen, als *Karl X.* und der Herzog *v. Angoulême*! Endlich war die *Entlassung* — soll wohl heifsen: *Entsagung* — des Directoriums eben so unvollständig, als die des ältern Zweiges der *Bourbons*, es verzichtete nicht und konnte nicht verzichten, weil es minderjährig war." Indessen was auch *L. B.* darüber sagen mag, es war wohl ein weit gröfseres Unternehmen, den Thron *Karl X.* in Folge der Juli-Ordonnanzen umzustofsen und eine Dynastie im Angesichte Europa's zu ändern, als drei Directoren, *Treilhard*, *Merlin* und *Lareveillère* fortzujagen, um sie durch drei andere Directoren, *Gohier*, *Moulins* und *Roger-Ducos* zu ersetzen.

Nach dem Vorbemerkten haben wir es hier demnach weniger mit dem Memoirenschreiber, als mit dem Publicisten zu thun. Und da sich nun seit beinahe einem halben Jahrhunderte die politischen Diskussionen fast in dem nämlichen Kreise fortbewegen, so befindet sich der Vf., indem er das Bekenntnifs von seinen frühern Meinungen ablegt, ganz natürlich dahin gebracht, auch seine heutigen Meinungen offen zu Tage zu fördern und die *sogenannten* Fragen der Zeit, d. h. *eigentlich* jene *alten* Fragen vom allgemeinen Stimmrecht, der Abtheilung der gesetzgebenden Gewalt in zwei Kammern, wovon die Eine auf Erblichkeit, die Andere auf Wahl beruhet, sodann die Frage von unbeschränkter Preſsfreiheit, von den Klubs und Volksgesellschaften — zur Erörterung zu bringen und uns darüber das Resultat seiner Erfahrungen oder seines Nachdenkens mitzutheilen. Man mufs ihm dabei die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er die Wahrheit mit seltener Aufrichtigkeit sucht, dafs er unbedenklich seine Irrthümer anerkennt und endlich dafs die Redlichkeit der Gesinnungen, die er äufsert, seinen Meinungen ein gewisses Gewicht ertheilt. In der That vermag der ehemalige Präsident des Revolutions-Ausschusses zu Saint-Maximin, womit *L. B.* seine politische Laufbahn eröffnete, nicht von der Bewunderung zu begreifen, die ein Theil der neuen Generation der unsinnigen Schreckensregierung und ihren noch schrecklichern Helden so plötzlich zollen. Allein *er*, ein guter Bürger und ehrlicher Mann hatte diese Regierung in voller *Ausübung* ihrer Gewalt gesehen; und, hat selbst auch deren Theorie eben nichts Verführerisches an sich, so mag wohl, in der Form, sogar die Monstruosität des Verbrechens in den Augen ausschweifender Phantasten als eine Art Gröfse erscheinen. — Während jedoch *L. B.* vorgedachte Stelle bekleidete, fanden in dem besagten Städtchen keine Metzeleien statt. Vielmehr ging dort die Schreckensherrschaft ziemlich lustig vorüber, weil die Verdächtigen, deren sich etwa zwanzig in den dortigen Kerkern befinden mochten, höchstens die Gefahr liefen, vor den Kleinbürgern des Orts und deren Frauen Komödie spielen zu müssen. Allein nur wenig fehlte daran, so wäre diese Fröhlichkeit durch einen Elenden, der zu *Barras* Dienerschaft gehörte, in Thränen verwandelt worden und hätte sich der Bürger-Präsident durch den Federhuth und die unverschämte Miene dieses Wichts einschüchtern lassen, so wären die armen Komödianten von Saint-Maximin verloren gewesen, denn bereits waren sie gezählt, numerirt und auf die Karren geladen, der sie geraden Weges nach Orange, d. h. aufs Schaffot abführen sollte. *L. B.* hatte den Muth und das Glück sie zu retten; hätte sich aber seiner, wie so vieler Anderer, Furcht bemächtigt, hätte er auch nur geschehen lassen, welch' eine traurige Erinnerung, welche stechenden Gewissensbisse würden ihn nicht auf seiner ganzen Lebensbahn begleitet haben? Er selbst stellt über seine damalige Lage so verständige und so rührende Betrachtungen an, dafs wir Einiges davon hier wiederzugeben uns um so eher erlauben, weil sich in diesen Aeufserungen der ganze Charakter des Mannes abspiegelt: „Ich war, sagt er, bei der betreffenden Gelegenheit, patriotischer Flüchtling, Märtyrer der Sache der Revolution, und diese Titel schützten mich gegen jeden Verdacht der Aristokratie und des Moderatism. Bis zu einem gewissen Punkte konnte ich dem herrschenden Vorurtheile Trotz bieten und den geraden Weg verfolgen. Wäre ich aber, wie so viele Andere, ohne diese günstigen Vorgänge zwischen meine persönliche Sicherheit und mein Gewissen gestellt gewesen ... hätte ich unaufhörlich das furchtbare, unerbittliche Wort der drohenden Democratie: „*vorwärts! vorwärts!*" hinter mir hören müssen; ... wäre ich gleich so vielen Andern auf jenes höllische Dilemma: *tödten oder sterben*, beschränkt gewesen — weifs ich dann wohl, was mir hätte begegnen können? Ich schmeichele mir, dafs ich dem Guten treu geblieben wäre, dafs mich mein sittlicher Muth nicht verlassen hätte. Aber viele Franzosen, mir gleich oder besser als ich, haben sie nicht auf dem Abhange zu diesem Abgrunde gestrauchelt? ... Unter dem Despotismus eines Einzigen, oder Mehrern, läuft man Gefahr, ein Opfer zu werden. Unter dem demokratischen Despotismus, wo überdies die gleiche Gefahr hundertfach uns bedroht, läuft man noch eine andere weit furchtbarere, die Gefahr, *ein Henker zu werden!*" — Diese so beredte Phrase wird für immer die Schreckens-Regierung brandmarken; in derselben ist alles gesagt und zusammengefafst. Man denkt nur an die, welche diese Regierung geächtet und gemordet hat; man sollte aber auch von denjenigen reden, die sie zwar nicht tödtete, sondern die sie verderbte, indem sie solche zu Genossen ihrer Verbrechen machte, von dem an Blut gewöhnten und mit dem täglichen Schauspiele des Schaffots übersättigten Volke, von jenen zahllosen Ausschüssen, wo Angeberei ein Spiel und eine Uebung für angehende Volksredner war, von jenen Lieferanten der Revolutions-Tribunäle, die über ganz Frankreich verbreitet waren, von jener Menge, die Eigennutz, Eitelkeit und Furcht zum Bösen heranbildeten. Man zähle nicht die guten Bürger, die Männer von Talent, welche die Schreckensherrschaft Frankreich entrifs; man zähle vielmehr, wo möglich, die schlechten Bürger, die sie ihm, in Folge der allgemeinen Verderbnifs hinterliefs. Man berechne nur, welch' eine Menge von Werkzeugen eine solche Regierung bedurfte, um ganz Frankreich unter ihr Joch zu beugen; welch' eine Menge schlechter Natur-Anlagen sich zu dem Ende entwickeln, wie viel gute verdorben werden mufsten! Ein solches Uebel vermag kaum ein Jahrhundert wieder gut zu machen; und ein Volk entsittlichen ist gewifs das gröfste Verbrechen, das nur eine Regierung begehen kann.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

GESCHICHTE.

Leipzig u. Darmstadt, b. Leske: *Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's, Prinzen von Canino — — Erster* Theil u. s. w.

(*Beschluſs von Nr.* 150.)

Hatte nun die Schreckensherrschaft Alles mit Blut und Koth bedeckt, hatte sie Alles, den Patriotismus, die Freiheit, die Gesetze, die Philosophie gehässig oder lächerlich gemacht, so war jenes 1789 so hoffnungsvolle Frankreich nach 1793 fast hoffnungslos; kaum wagte es dasselbe, seine Blicke auf sich selber zu werfen; seine republikanischen Lumpen flöfsten ihm nur Verachtung und Abscheu ein; der Waffenruhm allein blieb ihm: es bemächtigte sich dessen mit Begeisterung und rächte seine Erniedrigung an Europa. Dies jedoch wollten die achtbaren oder zu Gunsten ihres Systems befangenen Republikaner zu jener Zeit nicht begreifen, wo *Lucian* Mitglied des Raths der Fünfhundert war. Sie suchten in einer besseren Vertheilung der gesellschaftlichen Gewalten, in einer gelehrten Zusammenstellung konstitutioneller Artikel, ein Heilmittel für jene ermüdende Anarchie, die sie unaufhörlich und wider ihren Willen zu Staatsstreichen und Willkürherrschaft nöthigte. Mit einer Aufrichtigkeit, die ihnen gewissermafsen zur Ehre gereicht, wähnten sie in ihren eignen Principien eine Bürgschaft gegen den Mifskredit finden zu können, worin diese Principien selber gefallen waren: *L. B.* theilt in vielfacher Hinsicht ihre Täuschungen und ist sogar jetzt noch nicht ganz davon zurückgekommen. Sein gesunder Menschenverstand und seine Erfahrungen sagen ihm, dafs gemäfsigte Regierungen die besten sind; und die Ideen seiner Jugend führen ihn zu den in ihrer Art absoluten Principien zurück. In politischen Dingen nämlich ist es der Charakter der revolutionairen Schule, von der Logik die Lösung der gesellschaftlichen Fragen zu fordern, und diese als mathematische Probleme zu behandeln. So setzt derselbe ein beinahe gemüthliches Vertrauen in die Kraft des allgemeinen Stimmrechts, ohne zu gewahren, dafs solches der reinen Demokratie, die er als guter Bürger und aufgeklärter Staatsmann verabscheuet, furchtbar ähnlich ist, und dafs eine derartige Gewalt, *ernstlich* organisirt, bald Alles vor sich umstürzen würde. Wir sagen *ernstlich* organisirt; denn nur bei Gelegenheit einmal ausgeübt, kann das allgemeine Stimmrecht, unter gewissen Umständen und unter Beaufsichtigung einer gewandten und kräftigen Regierung, gar wohl blofs eine politische Komödie seyn. Es ist dasselbe alsdann eine Schlinge, um die Logik gewisser Publicisten zu berücken, über die man sich hinterher lustig macht, und ihnen den Mund mittelst ihrer eigenen Theorieen schliefst. — Ueberdies ist eben diese Theorie des allgemeinen Stimmrechts auch noch ein sehr bequemes Auskunftsmittel für die Tyrannei und ein Werkzeug, dessen man sich sehr leicht gegen das Volk selbst, seine Rechte und Freiheiten bedienen kann. Ja es giebt keinen Gewaltstreich, den man nicht unter dem Deckmantel dieser Theorie ausführen und mit dem Character der Rechtmäfsigkeit bekleiden könnte. Es zu diesem Mifsbrauche herabzuwürdigen, ist jedoch keinesweges *L. B.'s* Absicht. Vornehmlich aber nimmt er dasselbe bei Ausführung seines Zweikammer-Systems in Anspruch, wo er die Ausübung dieses Rechts zur Bildung der Wahlkammer etwa in folgender Weise vindizirt: Die Ausübung der Rechte eines Jeden soll nur durch das allgemeine Interesse beschränkt seyn, und alle Mitglieder einer Gesellschaft haben, dem Princip nach, die nämlichen Rechte. Das allgemeine Stimmrecht ist demnach die Regel, und die Beschränkung dieser Regel kann nur die Ausnahme seyn. Diese Ausnahme wird also tyrannisch, „*wenn sie nicht unumgänglich nothwendig ist.*" Nun kann aber jedermann mit Nutzen, ohne Nachtheile und ohne Schwierigkeiten in seiner Versammlung stimmen, um die öffentlichen Beamten seiner Gemeinde zu wählen. Diese Aemter berühren sehr nahe die Interessen, das Wohl, die Sicherheit jedes Bewohners, er sey reich oder arm; diese Bewohner kennen alle einander; sie sind daher im Stande, diejenigen aus ihrer Mitte zu wählen, welche ihr Vertrauen verdienen; sie sollen darum *Alle* zu dieser Wahl mitwirken .... Diese Gerechtigkeit des allgemeinen Stimmrechts, sagt der Vf. weiter, wird von Allen erkannt, seit die periodischen Blätter die Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers bis in die Reihe der letzten *Proletarier* getragen haben. „In unserm gesellschaftlichen Zustande kann es noch vielen Menschen an Brot fehlen; allein es kann keinem an politischer Nahrung fehlen, um seinen Hunger zu reizen (?!) .... Auch ist der Zutritt zu den Angelegenheiten des Landes die Forderung unserer Zeit geworden, und so lange diese Forderung nicht befriedigt wird, so lange wird die Revolution nicht zur Ruhe gebracht ...."

Bei dem Allen mufs man *L. B.* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs, was nur bei wenigen Menschen zu geschehen pflegt, seine Theorien ihn nicht hindern, den Lehren der Erfahrung zugänglich zu seyn, und thatsächliche Ueberzeugungen anzunehmen. Er gesteht selber, es habe das Schauspiel der englischen Freiheit seine republikanischen Meinungen sehr modifizirt; vielleicht weil er früher die Freiheit vielmehr gesucht als in der Wirklichkeit gesehen hatte. „In England, — sagt er in dieser Beziehung, — sahe ich, wie eine wahrhaft konstitutionelle Monarchie für ein grofses Volk eben so gut und vielleicht besser pafst, als irgend eine andere Regierungsform. Man sieht hier, wenn nicht die beste, doch wenigstens eine gute und glückliche Republik, nicht in einem Programm, aber in den Thatsachen und in den Sitten. — Die gesetzgebende Gewalt, weislich vertheilt unter drei Behörden, welche ohne Hemmnisse ihr eignes Prärogativ ausüben; die vollziehende Gewalt mit dem ausgedehntesten Spielraum für das Gute hat keinen und sucht keinen für das Böse. — Die richterliche Gewalt in (so) hohem Grade unabhängig, dafs der unbekannteste *Proletarier*, wie der reichste Edelmann . . . in gleicher Sicherheit unter der Gewährleistung der Jury ruhen . . . und unter der Gewährschaft der unverletzlichen Wohnung, die kein Elender besudeln darf. — Die Wahlkammer, ernannt von achtmalhunderttausend Wählern auf fünfundzwanzig Millionen Seelen; ein Verhältnifs, das, ohne das allgemeine Stimmrecht zu seyn, sich demselben fünfmal mehr nähert, als bei uns, da wir, nach diesem Verhältnifs, über eine Million haben müfsten. — Die Pairskammer endlich, allen Bürgern zugänglich, zu mächtig und zu aufgeklärt, um den Verführungen der Höfe oder dem Geschrei der Menge nachzugeben. Diese erblichen Magistrate sind, seit *anderthalb Jahrhunderten*, die Vertheidiger der Charte, des unsterblichen Werks ihrer Ahnen; ihre schützende Suprematie wird noch lange Zeit fortfahren, das Palladium der brittischen Freiheiten zu seyn, vorausgesetzt, dafs sie nicht nachlassen, dem ausgetretenen Strome der demagogischen Meinungen, welche einzig eine sociale Umwälzung befriedigen würden, einen unerschütterlichen Widerstand entgegen zu setzen . . ."

Dürfte nun, wie wir bereits Eingangs andeuteten und zum Schlusse unsers Berichts noch wiederholen wollen, dieser *erste* Band von *L. B.'s* Memoiren keinesweges den Erwartungen der durch den berühmten Namen des Vfs. aufgestachelten Neubegier entsprechen, so hat derselbe gleichwohl sein eigenes Interesse. Es ist dieser Band nämlich als der Ausdruck seiner politischen Meinungen zu betrachten, die mit so grofser Mäfsigung, Aufrichtigkeit, Liebe zum Wahren und Guten vorgetragen werden, dafs selbst diejenigen, welche die Ansichten des Mannes nicht theilen, nicht umhin können, seinen Gesinnungen volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — Was endlich die Uebersetzung anbetrifft, so ist solche, wenn schon im Ganzen wortgetreu, sehr steif und gezwungen.

Leipzig, b. Brockhaus: *Les Deux Mondes*, par *M. Gustave d'Eichthal*, ex-membre du bureau d'économie publique à Athènes. — Servant d'introduction à l'ouvrage de *M. Urquhart*: la Turquie et ses ressources. — Publié avec l'autorisation de l'auteur. 1837. VII u. 335 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Der *Orient*, im politischen Sinne dieses Wortes, hat in neuester Zeit manche mehr oder minder dazu berufene Federn in Bewegung gesetzt; und somit wollen wir es denn auch Hn. *v. E.* hingehen lassen, wenn er in dem schon auf dem Titelblatte angedeutetem Umstande, *königlich-griechischer Employé* gewesen zu seyn, eine Aufforderung zu haben meint, zum Behufe der Entscheidung der eben so wichtigen, als höchst komplicirten orientalischen Frage ebenfalls seine Meinung abzugeben. Das eigentliche Sujet dieses Buches nämlich ist die *Türkei*, was freilich der vom Vf. gewählte, etwas bizarre Titel keinesweges zu verkündigen scheint, indem man unter dem Ausdrucke „*die beiden Welten*" gemeinhin die Alte- und die Neue-Welt zu verstehen pflegt, die der atlantische Ocean von einander scheidet. Herr *v. E.* jedoch findet sich bemüfsigt, diese seit Columbus von allen Geographen konsekrirte Eintheilung unseres Planeten umzustofsen und an deren Stelle eine andere, angeblich auf Abstammung, Charakter-Eigenthümlichkeiten, Religion und Politik sich gründende Eintheilung zu setzen. Hiernach aber soll der gröfste Theil Europas, die am atlantischen Meere belegenen Länder Afrika's, bis zum Vorgebürge der guten Hoffnung, der westlichen Halbkugel beigeschlagen werden, wogegen Rufsland, mit Ausnahme Polens, sodann Griechenland und die Türkei, endlich sogar Böhmen, Mähren, Gallizien und Ungarn, nebst dessen Annexen, der östlichen Hemisphäre angehören würden. Diese Eintheilung aber bedurfte, schon weil sie neu ist, einer besondern Beweisführung, die wir, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, wiederzugeben, uns um so mehr veranlafst finden, als solche gleichsam die Basis ist, worauf der Vf. das ganze Gebäude seines politischen Utopien errichtet. *Zwei Völker*, sagt Hr. *v. E.*, und *zwei Städte* repräsentiren insbesondere die Halbkugel, der sie angehören: im *Occident*, die *Franzosen* und *Paris*, im *Orient*, die *Türken* und *Constantinopel*. Dieses respective Repräsentations-Recht aber begründet derselbe etwa in folgender Weise: Das Christenthum, zu Jerusalem entsprossen, nahm rasch seinen Weg über Athen nach Rom, wo es jedoch keinen Halt machte. Bereits „rückte der *Wildling des Nordens* vor;" und der deutsche Stamm, aus den Ebenen Germaniens herabgestiegen, bildete in Frankreich,

wo

wo er sich mit der römischen und gallischen Bevölkerung vermengte, den gemischten occidentalischen Stamm, das allerchristlichste (*très-chrétien*) Volk. Diesem Volke nun, d. i. den Franzosen, gebührt die Ehre, die gröfsten Acte der christlichen Civilisation vollbracht zu haben; als solche werden bezeichnet: gänzliche Zerstörung des Götzendienstes unter Carl dem Grofsen, Gründung des Heiligen Reichs (*Saint-Empire*) und der zeitlichen Macht der Päpste; späterhin die Kreuzzüge und das Regierungs-System des Mittelalters, durch die Einrichtungen des heiligen Ludwigs, die pragmatische Sanction und die Ordnung der Gemeinde- und Lehnrechte. Späterhin, unter Heinrich IV., Ludwig XIII und Ludwig XIV, ging von Frankreich die Gründung des europäischen Gleichgewichts und die Aufrechthaltung der Waage zwischen Katholicismus und Protestantismus aus. Zuletzt, am Ende des 18ten Jahrhunderts, erscheint die von den Philosophen und Freiheits-Predigern Frankreichs angebahnte Revolution auf den Schlachtfeldern als „das Christenthum mit dem Degen in der Hand" (!) und vernichtet, personifizirt in *Napoleon*, Alles was noch von anti-christlichen Privilegien in Europa übrig ist. — Andrer Seits verlegt der zu Mecca und Medina entsprossene *Islam* den Sitz seiner Macht nach Bagdad. Vierhundert Jahre nach der Ankunft des Propheten aber fällt das Araber-Reich in Trümmer und der Islam, um alle seine Früchte zu tragen, mufste ebenfalls „auf einen *Wildling des Nordens*" verpflanzt werden. Aus den Ebenen Transoxiana's herabgestiegen, unterwerfen sich die Türken, Anfangs Söldlinge der arabischen Fürsten, bald die Herren, denen sie gedient hatten; ihr Einzug zu Jerusalem rief die Kreuzzüge hervor. Sie widerstanden der Anstrengung des christlichen Europa's, das ihrer Gewalt am Ende weichen mufste; sie flöfsten den Kreuzfahrern jenen Hochsinn und jene orientalische Prachtliebe ein, die das Ritterthum annahm; Saladin, ein Nebenbuhler von Philipp-August und Ludwig dem Jüngern, war ein Türke. Inzwischen sah im 13ten Jahrhundert Natolien den Stifter der Ottokarischen Familie „dieser Capetingischen Race des Islam" erscheinen und endlich vollbrachte Mahomet II, im J. 1453, nach Verlauf von 800 Jahren, Mahomet's Prophezeihung „gab seinem Reiche eine unerschütterliche Grundlage (?) und erhob es zu einem integrirenden Theilbestand des europäischen Gemeinwesens." Nach ihm erhält Selim, der Eroberer Aegyptens, das Kalifat aus den Händen des letzten Abassiden und vereinigte so in seiner Person, mit dem Titel Sultan und oberster Imam, die ganze Fülle zeitlicher und geistlicher Gewalt über den gesammten Islam. „Indem nun die Türken die Weiber und Kinder der überwundenen Völker, Griechen, Armenier, Slaven, Araber, Caucasier, Albaneser, ihrer Nation einverleibten, den Männern durch Gewalt oder Ueberzeugung ihren Glauben aufdrangen und mit ihrer Sprache das Arabische und Persische vermischten, bildeten sie die gemischte Sprache und Race des Orients, so wie die Franken die gemischte Sprache und Race des Occidents gebildet hatten. Endlich richteten die Türken, indem sie sich unter den Mauern Wiens lagerten, den durch die Kreuzzüge dem Islam zugefügten Schimpf."

Sind nun Franzosen und Türken dazu berufen, jene vorzugsweise die Repräsentanten der westlichen, diese die Repräsentanten der östlichen Halbkugel zu seyn, so fordert der Vf. als erste *materielle* Bedingung des damit herzustellenden Gleichgewichts zwischen beiden Erdhälften, dafs des heutigen *Frankreichs* Grenzen sich *erweitern*, während die der *Türkei* sich *verengern* sollen. Zu dem Ende nimmt Hr. v. E. für Frankreich die Alpen- und Rheingrenze, die er dessen natürliche Grenze (?!) nennt, in Anspruch; das unmittelbare Gebiet der Türkei aber soll in Europa auf Thracien und jenseits des Bosporus auf Kleinasien, — dem man allenfalls noch Kurdistan und die Paschaliks Bagdad und Bassora beifügen könnte, — beschränkt werden. — Es soll sich ferner Frankreich wieder zu jener Seeherrschaft erheben, die ihm seine geognostische und politische Lage sichert, zu der es während des amerikanischen Krieges gelangt war, die es aber in Folge der Unfälle seiner Revolution verlor. „Zu dem Behufe werden ihm die Wiedergeburtsbewegung der das Mittelmeer umwohnenden Völker und das Wiedererblühen ihrer Seemacht, das vornehmlich durch die Wiederherstellung der ehemaligen indischen Handelswege begünstigt wird, sehr hülfreichen Beistand leisten." Auch die Erfindung der Dampfschifffahrt wird ihm dabei zu Statten kommen u. s. w. — Was nun aber die zu *Gunsten* der Türkei vorgeschlagene Beschränkung ihrer Territorialherrschaft anbetrifft, so möchte man darin ersten Blickes allerdings ein etwas seltsames Kräftigungsmittel gewahren. Inzwischen begründet der Vf. seinen Vorschlag auf den Umstand, dafs England durch die Emancipation seiner nordamerikanischen Kolonien nur gewonnen habe, da sich in Folge davon eine kostspielige und unmoralische Herrschaft in fruchtbare Freundschafts-Verhältnisse verwandelte. Und da die Lage des Rayas im Orient viel Aehnlichkeit mit der Stellung der Kolonien im Occident habe, in den knechtischen Verhältnissen tributpflichtiger Völker zu den oberherrlichen Völkern eben eine wechselseitige Ursache der Entkräftung und Entsittlichung liege; so würde der Austausch einer in Trümmer sinkenden Herrschaft gegen die neuen Verhältnisse, die eine factische Ueberlegenheit zwischen der Türkei und ihren ehemaligen Unterthanen herstellen, dürfte, denselben nur zu wirklichem Vortheile gereichen. Ueberdiefs soll ja auch noch der Pforte ihre Superiorität über Aegypten und Syrien und ihre religiöse Autorität über alle diejenigen muselmännischen Völker erhalten bleiben, die sich zu dem nämlichen orthodoxen Glauben bekennen. — Die übrigen, von der Türkei abzutrennenden, Provinzen würden sich,

sich, wie folgt, vertheilen: Thessalien, Macedonien, Epirus und Albanien sollen dem jetzigen Königreiche Griechenland beigeschlagen werden; dagegen würden die Moldau, die Wallachei, Bulgarien, Bosnien und Servien, zu selbstständigen Staaten erhoben, einen Donau-Bund unter österreichischem Protektorate bilden.

Dieser Macht nun, nämlich *der österreichischen Monarchie*, theilt Herr *v. E.* gewissermafsen die Hauptrolle bei Ausführung seines *Utopien* zu, indem er fordert, dafs durch ihre Vermittelung die von ihm improvisirte politisch-geographische Eintheilung unseres Planeten ins wirkliche Leben gerufen werde. Nach dieser Eintheilung nämlich bildet diese Monarchie, wie oben bereits angedeutet wurde, das Centrum Europas, das seinerseits wieder das Centrum der Welt ist. Unter ihrem Scepter aber befinden sich zwei Nationen neben einandergestellt, wovon die Eine germanischen Ursprungs wesentlich dem Abendlande, die andere aber, aus Asien herstammend, dem Oriente angehört. Scheidet man nun beide Nationen durch eine Mittellinie, so ist Wien die Hauptstadt der Einen, Pesth die der Andern. Ist aber Oesterreich schon durch seine geographische Lage berufen, das Gleichgewicht zwischen dem Orient und Occident zu vermitteln, so befindet sich dessen Staatsregierung auch durch seitherige Uebung im Bereiche ihrer innern Sphäre ganz besonders dazu befähigt. Der österreichische Kaiserstaat nämlich wäre, wie uns der Vf. mit Beziehung auf Urquhart versichert, *eine Theorie*, *ein System*, *eine Regierung ohne Nation*, *eine Gleichgewichts-Herrschaft*. Das Geheimnifs seiner Regierung aber habe vornehmlich darin bestanden, unaufhörlich seine occidentalischen Völker seinen orientalischen Unterthanen entgegenzusetzen; im Schoofse jeder Nation, als Schiedsrichter des Kampfes zwischen den untern Klassen und den höhern Ständen, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu interveniren, die Nationalität der ihrer Gewalt unterworfenen Völker zu achten, wie nur immer eine orientalische Regierung es zu thun vermöchte und ihnen eine der besten abendländischen Regierung würdige Central-Verwaltung aufzudringen.

Wird in dem ganzen Buche kaum *Englands* erwähnt, sohin dessen Impossibilität bei der von Herrn *v. E.* projektirten geographisch-politischen Umgestaltung unseres Erdballes gleichsam stillschweigend vorausgesetzt, so ist *Rufsland* der *Popanz*, mittelst dessen Vorhaltung derselbe die respectiven Kabinette und Völker bei der Mitwirkung zu den betreffenden Planen aufzustacheln sich bemühet. In der That hätte es, Herrn *v. E.* zufolge, namentlich Oesterreich, von langer Zeit her, und besonders seit Beendigung des allgemeinen Befreiungskrieges, keinesweges an Bestrebungen fehlen lassen, um den ehrgeizigen Absichten der befragten Macht hindernd in den Weg zu treten. So schon Kaiser Joseph II., der nach Abtretung der Crimm an Rufsland, wozu er selber behülflich war, wie Graf *Ségur* erzählt, zu diesem gesagt haben soll: „Ich werde nicht leiden, dafs die Russen zu Constantinopel festen Fufs fassen. Für Wien wird die Nachbarschaft des Turbans immer minder gefährlich, als die der Hüte seyn." — Sodann habe Oesterreich wieder, seit Besiegung der französischen Revolution alle seine Aufmerksamkeit und Anstrengungen gegen „das orientalische Genie des autokratischen Rufslands" gerichtet. Bereits 1815 wäre ein Traktat gegen Rufsland, zwischen Oesterreich, England und Frankreich, unterzeichnet worden. Zwar hätten bald hernach eingetretene Ereignisse diesen Traktat aufser Kraft gesetzt, allein neuerliche Revelationen, — womit das vielberufene *Portfolio* gemeint ist, dessen, unsers Dafürhaltens noch sehr zweifelhafte, Authenticität Herr *v. E.* somit für fest begründet erachtet, es auch zum Oeftern in den dem Buche beigefügten Noten als Autorität anführt, — hätten uns belehrt, dafs sich Oesterreich um deswillen nicht minder *feindselig* (?!) gegen deren von ihm gefürchtete Nachbarschaft zeige. Es habe nichts aus der Acht gelassen, um die Vergröfserungs-Projecte Rufslands zu vereiteln. — Als eben so viel Hypothesen mögen vorerwähnte Angaben immer hingehen. Wenn aber der Vf. noch hinzufügt, dafs Oesterreich, indem es gegen Rufsland *mit äufsern* Freundschafts-Bezeigungen verschwenderisch war, in seiner furchtbaren Beobachtungsstellung verharrte u. s. w., so scheint uns in diesen Aeufserungen viel weniger eine belobende Anerkennung der österreichischen Politik, als ein indirect erhobener Verdacht gegen deren Loyalität zu liegen, den wir keinesweges mit Herrn *v. E.* theilen. An einem andern Orte sagt derselbe noch in der nämlichen Beziehung, es bestehe unter beiden Mächten allerdings ein gewisser *Schein* von Freundschaft (*apparence d'amitié*); jedoch fände in der Wirklichkeit (*en réalité*) zwischen ihnen ein *Kampf* statt, dessen *Erbitterung* (*acharnement*) nur allein dem darüber verbreiteten Schleier des Geheimnisses gleich kommen könne. Um dergleichen Behauptungen zu wagen, mufs man sich in der Lage befunden haben, diesen Schleier zu lüften; dann aber bleibt es immer höchst indiskret, die gemachten Entdeckungen zu veröffentlichen. Wir wüfsten jedoch nicht, dafs Hn. *v. E.'s* schon auf dem Titelblatte von ihm selber bezeichnete Stellung ihm dazu die Füglichkeit gegeben haben könnte. — Somit wollen wir denn unsern Bericht mit dem Bemerken schliefsen, dafs das ganze Buch vielmehr dem Bereiche der politischen Ideologie angehört, als dafs solches von praktischen Staatsmännern, sollte es ihnen zufällig zu Händen kommen, mit einigem Nutzen zu Rath gezogen werden möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1837.

DIPLOMATIK.

Freiburg im Breisgau, Grofsherz. Univers.-Buchh: *Heinrich Schreiber, die älteste Verfassungsurkunde der Stadt Freiburg im Breisgau*, zum ersten Mal in ihrer echten Gestalt herausgegeben. 1833.

Ziemlich unbekannt scheint bis jetzt eine vor mehreren Jahren im Gebiete des deutschen Rechts gemachte Entdeckung geblieben zu seyn, welche doch in vielfacher Rücksicht Beachtung verdienen dürfte. Ref. meint die Entdeckung der echten Verfassungs- und Rechtsurkunde, welche Freiburg im Breisgau 1120 nicht von dem Zähringer Bertold III., sondern von seinem Bruder Conrad erhielt. *Eichhorn* in der vierten Ausgabe seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, deren zweiter Theil 1835 erschien, erwähnt dieselbe in §. 263 noch nicht, obwohl die Entdeckung selbst bereits 1833 bekannt gemacht worden ist. Eine Anzeige derselben in diesen Blättern scheint also auch jetzt noch nicht zu spät zu seyn.

In dem bisher bekannten Freiburger Stadtrecht konnte allerdings Manches nicht anders als sehr auffallend erscheinen; namentlich, dafs der Herzog darin nicht in erster Person spricht, sondern nur in der dritten Person erwähnt wird; ferner, dafs sich an diesem Document nicht das herzogliche, sondern nur das Siegel der Stadt Freiburg befindet. Auch mufste es Bedenken erregen, dafs darin Herzog Bertold von Zähringen, (der dritte), als der Verleiher des Stadtrechts genannt wird, während die Handfeste von Bern aus dem J. 1218 am Anfange wie am Schlusse, nicht einen Bertold, sondern einen Conrad als denjenigen anführt, welcher Freiburg im Breisgau mit der Freiheit der Stadt Cöln beschenkt habe. Wörtlich lautet die erste Stelle der Berner Handfeste: „*Quum Berchtoldus Dux Zeringie* (der fünfte dieses Namens) *burgum de Berno construxit cum omni libertate, qua Conradus Friburcum in Brisgaw construxit, ac libertate donavit secundum jus Coloniensis civitatis* etc." (Vgl. *Heinr. Schreiber*, Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau Bd. I. Abth. 1. S. 26. 41.) Diese Bedenken sind gehoben durch die Entdeckung, von welcher in der obigen Schrift gehandelt wird. Der um die Freiburger Urkundenschätze bereits vielfach verdiente Vf. derselben untersuchte 1829, zunächst für andere Zwecke, ein altes im J. 1341 abgefafstes Zinsbuch des Klosters Thennenbach, worin unter andern auch die Gefälle aufgezeichnet sind, welche das Kloster aus Freiburg zu beziehen hatte. Der Aufzählung dieser Gefälle werden einleitende Notizen vorausgeschickt, und hierbei fand der Vf. die einzige bis jetzt bekannte Abschrift der echten Verfassungs- und Rechtsurkunde von Freiburg. Die Form, worin dieser für alle Freunde des vaterländischen Rechts sehr werthvolle Fund hierauf bekannt gemacht wurde — in einem gelegentlich zur Eröffnung der Wintervorlesungen $18\frac{1}{4}$ in Freiburg geschriebenen Programme — ist der allgemeineren Verbreitung desselben dann nicht eben günstig gewesen; und so mufs man sich freuen, dafs die Urkunde seitdem in einer gröfseren Sammlung, den 1836 von *Dümgé* herausgegebenen *Regesta Badensia* (Anhang Nr. 75) einen Platz gefunden hat. Aus den beigefügten Anmerkungen des zweiten Herausgebers ist zu ersehen, dafs derselbe die Urkunde bereits seit 19 Jahren gekannt hat. Ziemlich gleichgültig für die Wissenschaft scheint übrigens die Frage zu seyn, ob *Schöpflin* das Autographum des bisher bekannten Freiburger Statuts selbst eingesehen habe oder nicht? eine Frage, welche *Schreiber* bereits in dem Urkundenbuche verneint hat, während eben dieis von *Dümgé* für bedenklich erachtet wird. Sehr dankenswerth sind dagegen mehrere Textverbesserungen, welche *Dümgé* aus der alten Handschrift liefert.

Durch die neue Entdeckung hat das bisher bekannte Freiburger Statut keinesweges alle Wichtigkeit verloren; nur ist dasselbe nicht für eine unmittelbar von einem Herzoge von Zähringen ausgestellte Verfassungsurkunde zu halten, sondern eine unter Autorität der Stadt selbst verfafste und daher auch von ihr besiegelte Zusammenstellung der von den Herzogen von Zähringen bewilligten Rechte und Freiheiten; und vielleicht könnte die Abfassung derselben mit dem Uebergange Freiburgs unter eine andere Herrschaft nach dem Aussterben des Zähringischen Hauses im Mannsstamme 1218, in Verbindung gestanden haben. Zur Unterscheidung beider Urkunden möchte es wohl passend seyn, das echte Document von Conrad schlechthin die *Freiburger Handfeste*, das bisher bekannte Stadtrecht das *Freiburger Statut* oder *Stadtrodel* zu nennen.

Die Ordnung der Gegenstände ist in beiden zum Theil verschieden. An vielen Stellen erläutern sie sich gegenseitig, und die Vergleichung gewinnt an

Interesse, wenn man damit auch noch die Berner Handfeste von 1218 verbindet. So sagt z. B. das bisher bekannte Statut Art. 25. „*Omnis mulier est genoz viri sui in hac civitate. et vir mulieris similiter*"; die neu entdeckte Handfeste: „*Omnis mulier viro pacificabitur et e contra*"; die Berner Handfeste aber Art. 40. „*Regia libertate vobis statuimus, ut quicunque burgensis in urbe vel extra contraxerit, cujuscunque fuerint conditionis, pares sint in omni jure.*" Vgl. *Kraut* Vormundschaft I. 182. — Im Statut Art. 21 heifst es: „*Omnis burgensis hujus civitatis est genoz possessionis cujuslibet, si eam sibi forte voluerit comparare*"; in der echten Handfeste: „*Omnis burgensis ejusdem condicionis erit cum omni possessione sibi comparanda.*" Diese Bestimmung selbst läfst einen tiefen Blick in das Verhältnifs der persönlichen Standesverschiedenheit zu den verschiedenen Arten von Grundstücken aufser den Städten thun, und man sieht, wie frühzeitig die Städte auch hierin Sitze einer allgemeineren Freiheit wurden. — Uebrigens fehlt es auch nicht an interessanten Verschiedenheiten. Die Handfeste spricht gleich am Anfange nur von der Gründung eines *forum*, wiewohl der Ausdruck *civitas* an andern Stellen auch darin vorkommt, das Statut von einer *libera civitas*; in jener heifsen die 24 Mitglieder des Gemeinderathes nur an einer Stelle *consules*, sonst *conjuratores*, in diesem *consules*; und eben so werden sie auch in der Berner Urkunde Art. 7 u. 10 genannt. In der Freiburger Handfeste und so auch in der von Bern Art. 5 ist die Festsetzung eines Rechtszuges nach Cöln nicht mit so klaren Worten ausgesprochen wie in dem Statut Art. 40, wo selbst die dabei zu beobachtende Form angegeben wird. Am wichtigsten aber scheint, dafs in dem Statut die Erbfolgeordnung unter den Herren der Stadt festgesetzt, aufserdem aber die Rechte des landesherrlichen Zöllners mit Rücksicht auf die einzelnen zollbaren Gegenstände angegeben werden, während die Handfeste von alle dem nichts enthält; denn hier sieht man deutlich, was als ein Mangel der letzteren hauptsächlich empfunden worden war. — Uebrigens scheinen manche Wiederholungen in der neu entdeckten Urkunde die Vermuthung zu begründen, dafs beim Abschreiben derselben für den Gebrauch des Klosters Thennenbach, vielleicht schon bei der ursprünglichen Abfassung, nicht ganz sorgfältig verfahren worden ist. So steht z. B. die Stelle von der Parität oder Genossenschaft zwischen Mann und Weib zweimal darin (*Schreiber* S. 31. 38); eben so der Satz, dafs von den Mannen und Dienstleuten des Herrn niemand in der Stadt wohnen solle, wenn nicht sämmtliche Burgenses ihre Einwilligung dazu gäben. (*Schreiber* S. 32. 33.)

Auffallend ist es, dafs beide Herausgeber über einen, wie es scheint, ziemlich dunklen Punkt ganz mit Stillschweigen hinweggehen. Nach der gewöhnlichen, seit *Schöpflin* herrschend gewordenen Ansicht, folgten die einzelnen Herzöge im Besitze der Landgrafschaft im Breisgau einander in folgender Ordnung: Bertold I. von 1060—1077. — Bertold II. d. Vor. Sohn v. 1077—1111. — Bertold III. d. Vor. Sohn v. 1111—1122 (1123?) — Conrad d. Vor. Bruder v. 1122—1152 u. s. w. Wie stimmt nun aber mit dieser Annahme über Bertold III. und Conrad die neu entdeckte Urkunde überein? Conrad mufs 1120 das Alodialgut Freiburg besessen haben; allein die Worte der Urkunde: „*per comiciam nostram*", in einer bei *Dümgé* S. 124 im Texte verbesserten Stelle scheinen darauf hinzudeuten, dafs er auch schon damals Inhaber einer Grafschaft gewesen sey. Was war diefs für eine *comicia*? war es der ganze Breisgau selbst? Aber als Landgraf des Breisgau's wird ja im J. 1120 Bertold III. angesehen, und in einem Document von 1123 (*Dümgé* a. a. O. Seite 32) heifst es: „*in pago Brisiggouue dicto. et in comitatu Birthilonis comitis.*" Hier bleibt jedenfalls noch Manches aufzuklären übrig, wozu natürlich gelehrte Forscher des Breisgau's selbst am geschicktesten seyn werden. Vielleicht liefse sich annehmen, dafs Conrad als Alodialeigenthümer von Freiburg die Worte „*per comiciam nostram*" in einem allgemeineren Sinne gebrauchte, so dafs nur das Erbrecht der Zähringischen Familie auf diese Grafschaft, nicht aber auch sein damals noch gar nicht Statt findender Besitz derselben damit angedeutet werden sollte. Ferner erregt es Bedenken, dafs Conrad schon vor dem Tode Bertold's III. *Dux* geheifsen haben sollte. Sind die Stellen der Urkunde, wo er diesen Titel führt, vielleicht auf Rechnung des späteren Abschreibers zu setzen? Grade am Anfange, wo man diesen Titel zumeist erwarten sollte, heifst es ganz einfach: „*ego Cunradus.*" Otto von Freisingen *de gestis Frid. I. lib.* I. *c.* 9 sagt: „*Bertolfus* (Bertold I.) *vacuum exhinc nomen Ducis gerens, id quasi haereditarium posteris reliquit. Omnes enim usque ad praesentem diem Duces dicti sunt, nullum Ducatum habentes, soloque nomine sine re participantes.*" Dafs dieser Titel aber selbst von den zur Zeit noch gar nicht regierenden Mitgliedern des Geschlechts geführt worden sey, scheint doch befremdlich zu seyn.

Schliefslich könnte man fragen, welche Urkunde bei der Berner Handfeste von 1218 zu Grunde gelegt worden sey, ob die von Conrad, oder das bisher bekannte Freiburger Statut? Unmittelbar vielleicht keine von beiden. Bern wurde von Bertold V. gegründet und mit der Freiheit beschenkt, welche Conrad an Freiburg verliehen hatte. Das Privilegium Bertold's V. scheint verloren zu seyn, und bei demselben hat man vermuthlich die echte Handfeste Conrad's für Freiburg als Norm befolgt. Die heutige Berner Handfeste von Kaiser Friedrich II. ist aber dann wahrscheinlich aus keiner der beiden Freiburger Urkunden, sondern aus dem verloren gegangenen Privilegium Bertold's V. unmittelbar hervorgegangen.

Gaupp.

REI-

REISEBESCHREIBUNG.

AARAU, b. Sauerländer: *Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 — 1826 von Dr. J. R. Rengger.* Aus des Vfs. handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von *A. Rengger.* Mit einer Landkarte und 3 Blätter Abbildungen. 1835. XXXVI u. 495 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

„Er wünschte zum grofsen Tempelbaue, den die Verehrer der Natur mit rastlosem Eifer aufzuführen bestrebt sind, einige Steine beizutragen und fühlte den edlen Ehrgeiz durch nützliche Leistungen im Dienste der Wissenschaft über das Grab hinaus zu leben." Mit diesen Worten beschliefst der Herausgeber den S. V beginnenden, äufserst lesenswerthen Lebensabrifs des Vfs.; dem auch die Erfüllung seines Wunsches gewährt ward: denn obgleich durch einen frühzeitigen Tod hingerafft, behauptet er eine ehrenvolle Stelle unter den bewährtesten deutschen Naturforschern. Zur Begründung dieses Rufes trugen seine Schriften 1) *Physiologische Untersuchungen über die thierische Haushaltung der Insekten.* Tübingen 1817, 2) *Naturgeschichte der Säugthiere von Paraguay.* Basel 1830 u. s. w. wesentlich bey. Als eine andere beachtenswerthe Frucht seines sechsjährigen Aufenthalts in Paraguay wird sein, von ihm selbst in's Deutsche übersetzter *Essai historique sur la révolution du Paraguay et le gouvernement dictatorial du* Dr. *Francia.* Paris 1827 betrachtet. Auch war er Willens seiner Reise nach Paraguay ein eigenes Werk zu widmen, mit einer ausführlichen Beschreibung dieses Landes in geographischer, historischer und statistischer Hinsicht. Unter seinen hinterlassenen Papieren fand sich deren eine Reihe von Abschnitten, theils in Aarau, theils auf seiner Reise nach Italien von ihm entworfen und mehr oder weniger ausgearbeitet. Diese Aufsätze, die indessen kaum einen Drittheil der beabsichtigten Reisebeschreibung ausmachen, sind es, die das vorliegende Buch enthält. „Es sind die Trümmer eines Schiffbruches, die wir hier dem Publicum darbieten"! ruft der Herausgeber in der Vorrede aus. Wir wollen es ihm gern glauben, dafs diese Arbeit unter schmerzhaften Erinnerungen vollbracht ward. Diese Wehmuth erscheint um so natürlicher als der Hr. Dr. *Albrecht Rengger*, ehemals Minister des Innern der helvetischen Republik, mit väterlicher Treue die Erziehung des Vfs., seines hoffnungsvollen Neffen, geleitet hatte. Mit Recht hat er die Aufsätze in der Sprache, in welcher jeder geschrieben worden, abdrucken lassen; da allerdings das eigenthümliche Gepräge des Geistes, das sich in dem Worte abdruckt, durch Uebertragung in eine andere Sprache mehr oder minder verwischt wird. Er rühmt die Hülfe, die ihm Hr. *Ferdinand Wyler*, der Schwager und vertraute Freund von *J. R. Rengger*, bei der Herausgabe geleistet hat. Warum ist aber am Schlusse nicht ein alphabetisches Namenregister beigefügt worden? Bei dem Reichthum an mannichfaltigen, zerstreuten Notizen über die verschiedenartigsten Gegenstände war dies unumgänglich nothwendig; doch was hilft diese Erinnerung, da der würdige Herausgeber nicht mehr vermag derselben zu entsprechen; denn auch er ward immittelst von dem Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit abgerufen! Das Buch enthält höchst wichtige Beiträge zur Kunde von Paraguay, die Bestätigung mehrerer Beobachtungen unseres Alexander von Humboldt, öftere Widerlegungen und Ergänzungen der Angaben früherer Reisenden, namentlich *Charlevoix*, *Dobrizhofer* und *Felix d'Azara*, insbesondere dessen *Essai sur l'histoire naturelle des quadrupèdes de la Province du Paraguay.* Paris 1801. Wir wollen den Inhalt der XX Abschnitte, in die das Ganze zerfällt, mit wenigen Worten näher andeuten: I. *De la circonscription et de la dénomination du Paraguay* S. 1. Der Vf. nennt Paraguay den Theil von Südamerika, der zwischen dem *Rio Parana* und *Rio Paraguay*, dem *Rio Yaguary* und dem *Rio Mbotetey* auf 13,000 Quadrat-Lieues sich erstreckt. Mit Erwähnung der bisher angenommenen Etymologien schreibt er den Namen nach Handschriften aus dem XVI. Jahrhundert *Paraquay.* Diese Benennung ist zusammengesetzt aus den zwei Wörtern der alten *Guaranyssprache* „*para*", die See, und „*qua — y*" die Quelle. — II. *De la configuration et de la composition du Sol* und III. *Des cours d'eau.* Diese beiden Abschnitte bilden die eigentlichen Commentare zu der dem Werke beigegebenen *Charte von Paraguay entworfen von* Dr. *J. R. Rengger.* Sie enthält wesentliche Ergänzungen und Verbesserungen der bekannten *Azara*schen Karte; wobei der Vf. erinnert dafs *Cordillera*, auf Spanisch, eine Kette von Bergen, *Sierra*, eine Kette von steilen Bergen heifst, und dafs *Montes* Wälder bedeutet, namentlich solche, in welchen man die *Hierba* erntet; worauf wir später zurückkommen werden. — IV. *Du Climat* S. 66. Unter den tropischen Ländern giebt es wenig, die sich in Hinsicht auf gesundes und fruchtbares Klima, mit Paraguay messen können. Für Witterungskunde enthält dieses Kapitel lehrreiche Beobachtungen. Nicht die Stürme allein, sondern auch der Nebel und des regenartigen Thaues bedient sich die Natur um die Luft zu reinigen und die alles versengende Hitze für die Vegetation weniger schädlich zu machen. — V. *De l'Assomption, capitale du Paraguay.* Die Stadt (*ciudad*) *Asuncion* ward 1556 auf dem linken Ufer des *Rio Paraguay* erbauet, unter 25°16'40'' Breite und 60°1'4'' Länge. Sie zählte 14 bis 15,000 Einwohner im Jahre 1819; im Jahre 1825 deren indessen nur 10000; woran die tyrannischen Maafsregeln des Dr. *Francia* Schuld waren. Drei Parochialkirchen, drei Klöster, ein Bischof. — VI. *De l'Esclavage* S. 92. Sklaven giebt es zwar noch im Lande, doch sind deren verhältnifsmäfsig nur sehr wenige. — VII. *Des cérémonies funèbres.* Viel Eigenthümliches, doch auch viel Betrug und viele Schändlichkeiten von Seiten der Priester. — VIII. *Des habituns primitifs du Pa-*

Paraguay. Dies sind die *Guaranis*. Sie waren eine der zahlreichsten Völkerschaften im südlichen Amerika; wurden indessen in Brasilien durch die Portugiesen fast ganz ausgerottet und leben noch wild in den *Cordilleras de Maracayu* und *de San José*. Der Vf., der Guaranissprache kundig, giebt nicht nur über diese Indianer, sondern auch über die *Payaguas* ihre Sitten, Gebräuche, Waffen, Geräthschaften u. dgl. m. eine Menge von Notizen, zu deren Versinnlichung die drei Tafeln Abbildungen dienen. — IX. *De l'enterrement chez les Indiens sauvages*. Eine Ergänzung vom *achten* Abschnitt. — X. *Landbau*. Der Ackerbau ist erst seitdem der Dr. *Francia* den Handel von Paraguay zu Grunde gerichtet hat, die Hauptbeschäftigung der Einwohner geworden. Der Vf. beschreibt ihn in allen seinen Theilen, so wie er unter XI. von der *Jagd* ausführlich handelt, welche das Land in gröfster Mannichfaltigkeit darbietet. Ueber den Jagdbetrieb hatte er sich bereits in seiner oben angezogenen Naturgeschichte der paraguayschen Säugethiere aus eigener Erfahrung verbreitet und zwar nicht blos in Beziehung auf die Jagd des *Jaguars* (*Felis Onça*), sondern auch hinsichtlich der des *Cuguar* (*Felis concolor*), des *Mbaracaya* (*Felis pardalis*), des *Cuati*, des rothen Wolfs (*Canis jubatus*) und vieler anderer reissender oder zahmer Thierarten, Geflügels auf dem Lande und zu Wasser. Dabei werden über die Lebensart mehrer dieser Thiere als z. B. des *Sania* (*Microdactylus dicholophus*), der aus den Wäldern kommenden Bisamänten (*Anas moschata*), des *Caracera* (*Falco brasiliensis*) u. s. w. Thatsachen und Notizen beigebracht. — XII. *Strom-Schifffahrt*. Sie ist mit Gefahren aller Art verbunden, die der Vf. aus eigener Erfahrung aufzählt. — XIII. *Eine Nacht in der Wildniſs*. Was hier gesagt wird giebt ein anschauliches Bild von den Gefahren und den Besorgnissen, die von einer solchen Nacht unzertrennlich sind. — XIV. *Mosquiten*. Bei den ungeheuern Sümpfen ist es kein Wunder, dafs man wohl an zwanzig verschiedene Arten dieser wahren Plage der neu ankommenden Europäer zählt. — XV. *Ameisen*, *Termiten* mit interessanten Andeutungen über die Lebensart dieser Insekten. — XVI. *Ueber die Lebensart des Sandflohes* (*Pulex penetrans*), den die Spanier in Paraguay sehr bezeichnend *Piqué* und die Guaranis *tung* nennen. Auch eine wahre Plage des Menschen und der Thiere. — XVII. *Ueber die Wirkung des Bisses der südamerikanischen Giftschlangen, und die von mir dagegen angewandte Heilmethode*. Stehet schon in *Meckel's Archiv für Anatomie und Physiologie*. Jahrgang 1829. Nr. III abgedruckt. — XVIII. *Syphilis*. Sie ist nirgend anzutreffen bei den indianischen Nationen, die noch frei und wild in den Urwäldern oder auf den grofsen Steppen oder *Pampas* und *Llanos* leben und mit den Europäern, Creolen, Negern und unterworfenen Indianern in den Missionen in keinem Verkehr stehen; sonst ist sie so häufig verbreitet, dafs unter hundert Kranken der Vf. fast die Hälfte syphilitisch fand. — XIX. *Vermischte Bemerkungen, ethnographischen und naturhistorischen Inhalts*, zusammengetragen aus Notizen, welche der Vf. auf fliegenden Blättern oder als Randnoten in seinem Exemplar von *Azara* niedergeschrieben hatte. Sie sind sehr mannichfaltig und beziehen sich zunächst auf die Indianer im Allgemeinen und einzelne Indianerstämme insbesondere als die *Payaguas*, die *Guaranis*, die *Guanas*, die *Mbayas*, die *Guaicurus*, die *Lenguas*, die *Machicuys*, die *Eminayas*, die *Gentuses*, die *Tobas*, die *Macobys*, die *Abiponer*. Dann berühren sie die Meteorsteine, die Bienen-Arten, die Raubvögel u. dgl. m. Bei der Vegetation gedenken wir noch der S. 73 erwähnten *plantes qui, annuelles en Europe, deviennent vivaces au Paraguay*. — XX. *Auszüge aus des Vfs. Tagebuche*. Ebenfalls nur Bruchstücke über den Aufenthalt in *Corrientes*, den *Caiman*, den Empfang bei Sr. Excellenz dem *Supremo Dictator perpetuo de la republica del Paraguay* Dr. *Francia*, die oben schon erwähnte *Hierba* und die *Hierbales* d. h. das berühmte Paraguay-Kraut und die Wälder, in welchen es gesammelt wird. Der Baum, von dem das Paraguay-Kraut oder vielmehr der Paraguay-Thee genommen wird ist *Ilex paraguariensis*, den *Aug. de St. Hilaire* folgender Maafsen diagnosirt: *I. glaberrima, foliis cuneato-lanceolatove — ovatis, oblongis, obtusiusculis, remota serratis; pedunculis axillaribus multipartitis; stigmate quadrilobo; putaminibus venosis*. Schliefslich bemerken wir noch, dafs ein recht hübscher Steindruck das augenscheinlich ähnliche Bild des Vfs. darstellt. Es ist als Medaillon eines Monuments angebracht, welches von einer Trauerweide beschattet wird. Daneben stehet eine abgebrochene Säule auf der man die Worte lieset: *Joh. Rud. Rengger von Brugg Gebohr. im Jenner* 1797 (!) *Gestorb. d. IX. Weinm.* 1832. In dem Lebensabrifs wird ausdrücklich 1795 als Geburtsjahr angegeben.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KÖLN am Rhein, b. Bachem: *Herr lafs sie alle ruhn in Frieden*, oder das *Andenken an die geliebten Verstorbenen*, gefeiert in Betrachtungen und Gebeten zur Beruhigung und zum Troste. Von *Jos. Siegl*. 1835. XIX u. 285 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein recht reichhaltiges Erbauungsbuch an den Gräbern der Entschlafenen. Dafs, da es aus der katholischen Kirche hervorgegangen, ein Abschnitt über das Fegefeuer, die Todtenmessen und die Fürbitten nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. Doch wird auch der Protestant sich der ausgesprochenen biblischen Ansichten freuen. Der Ton der Betrachtungen und Gebete ist ernst, die Sprache hier und da zu wortreich.

MONATSREGISTER

vom

AUGUST 1837.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Almanach de Neuchatel en Suisse, pour l'an de grace 1837. Décembre 1836. 146, 558.

Ambrosch, Jul. Ath., de *Charonte* Etrusco commentatio antiquaria; acced. vasorum fictil., quae in museo Berol. asserv., picturae tres lapidibus inscriptae. 140, 505.

Auswahl deutscher Gedichte des 17ten, 18ten u. 19ten Jahrhunderts, mit Anmerkk. u. Sprachproben der frühern Jahrhunderte. EB. 76, 605.

B.

Beer, A. T., Erzählungen. 2 Theile. 142, 527.

Bericht der königl. baier. Ministerial-Commission üb. die 1835 in München stattgehabte Industrie-Ausstellung — 142, 521.

Blondel, A. L., üb. die militär. Pflichten u. den militär. Geist; aus dem Franz. von einem Preuſs. Officier. 135, 472.

Bonaparte's, Luc., Denkwürdigkeiten; aus dem Franz. nach der Pariser Originalausg. 1r Th. 150, 590.

Bredow, Fr., Joh. Ernst *Plamann*, Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Berlin. 147, 567.

Briefwechsel zwischen Aug. Graf *v. Platen* und Joh. *Minckwitz*; nebst *Platen's* Anhang an Gustav *Schwab*. EB. 80, 633.

Brinckmeier, E., *v. Nevers* Memoiren —

C.

Couard, C. L., Simon Petrus, der Apostel des Herrn, üb. sein Leben u. Wirken, in Predigten. 2 Bde. 136, 479.

Creizenach, M., Lehrbuch der Algebra. EB. 71, 561.

E.

d'Eichthal, G., les Deux Mondes. — Servant d'introduction à l'ouvrage de M. *Urquhart*: la Turquie et ses ressources. 151, 596.

F.

Fétis, F. J., Biographie universelle des Musiciens et Bibliographie générale de la Musique. Tom. I—III. EB. 72, 569.

Frege, K. A., das Leben Jesu für Schulen — aus den 4 Evangelien nach *Luther's* Uebersetz. in eine einzige Erzählung gebracht. EB. 77, 615.

G.

Gedichtsammlung, s. Auswahl deutscher —

Gory, M. H., et M. A. *Percheron*, Monographie des Cetoines et genres voisins. 148, 572.

H.

Hahn-Hahn, Gräfin, s. *Ida*, Gr. *Hahn-Hahn*

Herbart, zur Lehre von der Freiheit des menschl. Willens. 146, 556.

Herz, M. Jos., die Religion Jesu Christi in Betrachtungen üb. die sonntägl. Evangelien. — 144, 544.

Hunaeus, G. Chr. C., Lehrbuch der ebenen Geometrie und Trigonometrie für Schulen. Auch:

— — Lehrb. der reinen Elementar-Mathematik — 2n Bds 1e Abth. 147, 564.

I. J.

Jahn, G. A., Anleit. mehr als 50 Millionen neue geometrische Figuren — — aus einer allgem. Construction herzuleiten. Ein Beitrag zur Curvenlehre. 148, 529.

Ida,

Ida, Gräfin *Hahn-Hahn*, neue Gedichte. 141, 519.

Ideler, Jul. L., die Sage von dem Schufs des Tell. 143, 536.

Industrie-Ausstellung in München, s. Bericht über dieselbe.

Irving, Th., die Eroberung Florida's unter *Hernando de Soto*; aus dem Engl. 2 Bde. EB. 71, 568.

K.

Kalisch, E. W., deutsches Lesebuch. 1ste Abth. EB. 76, 608.

Klausen, G. E., gesammelte Gedichte u. Vorträge in gebundener u. ungebund. Rede. 1r Bd. Gedichte. 2r Bd. Reden. 146, 560.

Kreuzberg, K. J., Uebersicht des Standes u. der Leistungen von Böhmens Gewerbs- u. Fabriksindustrie — 142, 524.

L.

Lavater's, J. C., sämmtliche Werke. 1r—3r Bd. in 9 Lieferungen. EB. 80, 640.

Lewald, A., s. Theater-Revue.

Loebell, J. W., Reisebriefe aus Belgien; mit Studien zur Politik, Geschichte u. Kunst. EB. 78, 617.

M.

Mau, J. A., die Bergpredigt Christi nach Matthaeus; homilet. bearbeitet u. in 24 Predigten dargestellt. EB. 76, 607.

Meier, W., kurzgefafste Sprachgesetz-Lehre der hochdeutschen Sprache in reinteutschem Gewande. 142, 526.

Mill, Jam., Analysis of the phenomena of the human mind. 2 Voll. 145, 547.

Minckwitz, Joh., s. Briefwechsel —

Morvell, Dr., Erzählungen u. Phantasiestücke. 2 Bde. EB. 80, 688.

Müller, A., die allgemeinsten Gesetze der sphär. Polygonometrie u. die allgemeinsten Gleichungen der gauchen Polygone. 148, 569.

N.

Nekrolog, neuer, der Deutschen. 12r Jahrg. 1884. 1r u. 2r Th. (Herausg. vom Buchh. *Voigt.*) EB. 79, 629.

Neustädt, B., Schauspiele. 1r Th. Der Bravo. Süd u. Nord. 139, 504.

v. Nevers, der Herzogin, Memoiren von 1713 bis 1798; aus dem Franz. von E. *Brinckmeier* u. Fr. *Steger*. 2 Bde. 150, 585.

P.

Percheron, M. A., s. M. H. *Gory* —

Peyron, Amad., Lexicon linguae Copticae. 135, 465.

Plate, W., Lorentino von Medici. Trsp. EB. 77, 612.

v. Platen, Aug. Graf, s. Briefwechsel —

R.

Rellstab, L., Blumen- u. Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. 2 Thle. 148, 534.

Rengger, J. R., Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—1826. Aus dess. handschriftl. Nachlasse herausg. von A. *Rengger*. 152, 605.

Ritter, J. L., Erfahrungen während meiner fast 47jährigen Amtsführung. 146, 560.

Ritter Hyneck v. Schafgotsch, od. Heldenmuth u. Edelsinn. Erzählung. 2 Theile. 142, 528.

S.

Samachschari's goldne Halsbänder, neu übersetzt; mit krit. u. exeg. Noten zur Erklär. der von v. *Hammer* mifsverstand. Stellen; nebst Verbess. des Textes nach einem in Kahira gefundenen Mscript, von Gust. *Weil*. 137, 481.

v. Schafgotsch, s. Ritter Hyneck v. Schafg.

Scherr, H., Sagen aus Schwabenland. 140, 512.

Schreiber, H., die älteste Verfassungsurkunde der Stadt Freiburg im Breisgau — 152, 601.

Schwab, Gust., s. Briefwechsel —

Schwerd, F. M., die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie analyt. entwickelt. 147, 561.

Siegl, Jos., Herr lafs sie alle ruhn in Frieden, oder das Andenken an die geliebten Verstorbenen — 152, 608.

Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. 2 Bde. EB. 74, 592.

Som-

Sommer, J. G., das Königreich Böhmen. 4r Bd. Königgrätzer Kreis. EB. 77, 609.

Sparfeld, C. F., die bibl. Gesch. mit den Worten der heil. Schrift A. u. N. Test., für Schulen bearb. EB. 77, 615.

Steger, Fr., s. *v. Nevers*, der Herzogin, Memoiren —

Stephani, H., die Hauptlehren des Rationalismus u. Mysticismus kurz u. falslich einander gegenüber gestellt — 136, 477.

T.

Tattam, H., Lexicon Aegyptiaco-Latinum — 135, 465.

Tersteegen, G., gottesfürchtige Briefe die das innere Leben od. die Ausübung des Christenthums betreffen. Aus dem Holländischen. EB. 80, 640.

Theater-Revue, allgemeine; herausg. von Aug. *Lewald*. 1r u. 2r Jahrg. EB. 75, 593.

U.

Ulrich, G. E. J., Lehrbuch der reinen Mathematik. 144, 537.

V.

Voigt, Buchh., s. neuer Nekrolog der Deutschen.

W.

Wander, K. W., das Sprichwort, angewandt zu Unterredungen üb. Sonn- u. Festtagsevangelien — EB. 77, 616.

Weil, Gust., s. *Samachschari's* goldne Halsbänder —

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 57.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte August 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Todesfälle.

Bremi in Zürich (Nekrolog). 46, 377.

Berlin, Universit., Verzeichnifs der Vorlesungen im Winterhalbenj. 1837—38, u. der öffentl. gel. Anstalten 50, 409. *Halle*, Universit., des Königs akad. Geburtsfestfeier, *Meier's* Festrede, Preisertheilungen der vier Facultäten an die Studirenden 51, 425. *Upsala*, Universit., Verzeichnifs des seit Anfang des J. 1837 bestehenden Lehrerpersonals, Zahl der Studirenden 51, 426.

Vermischte Nachrichten.

Archaeolog. Nachrichten: Uebersicht der archäol. Bestrebungen u. Entdeckungen in Griechenland von 1832—36, besond. *Athen*, *Sparta*, die Provinzen, Inseln u. a. betr. 47—49, 385—406. *Benary's* offene Erklärung gegen *Hitzig* wegen der Zahl 666 in der Offenb. des Johannes 51, 428. *Dureau de la Malle's* zu Paris und *Grenville Temple's* zusammengeschofsne Summe, um Nachgrabungen an der Stelle des alten Carthago anstellen zu lassen 51, 427.